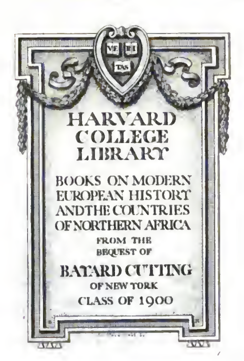
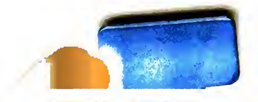


Sammlung bernischer Biographien

Historischer Verein des Kantons Bern


VE RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
BOOKS ON MODERN
EUROPEAN HISTORY
AND THE COUNTRIES
OF NORTHERN AFRICA
FROM THE
BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900





Sammlung
Bernischer Biographien.

Herausgegeben

vom

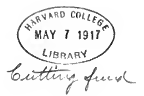
Historischen Verein des Kantons Bern.

Fünfter Band.



Bern.
Verlag von A. Francke.
(vormals Schmid & Francke.)

1906.



Buchdruckerei K. J. Wyß, Bern

Inhaltsverzeichnis

zur

„Sammlung bernischer Biographien"

Band V.

(Die fett gedruckten Namen sind in eigenen Artikeln behandelt, die übrigen nur kurz erwähnt.)

A. d. Biogr. = Allgemeine deutsche Biogr.

Verfasser



Paul Pacifique Schaffter
1801—1861


1884

Daniel Flückiger.

1820—1893.

Daniel Flückiger war der einzige Sohn zweiter Ehe des Andreas Flückiger von Auswyl. Er wurde am 12. Januar 1820 auf seinem väterlichen Gute „Eichbühl" zu Hermandingen, Gemeinde Auswyl, geboren. Nachdem er die Primarschule seines Heimatortes absolviert hatte, trat er 1834 in die Sekundarschule Kleindietwyl, welche im Oktober 1833 eröffnet worden war, ein. Hier zeichnete er sich durch großen Fleiß, gute Auffassungsgabe und treffliches Betragen aus. Sein Lieblingsfach war die Geographie, worin er vor allen andern Schülern hervorragte. Die Lehrer, Johann Ambühl von Wattwyl (Kanton St. Gallen) und V. D. M. Johann Burgdorfer, hielt er stetsfort in dankbarer Erinnerung, wie er überhaupt auch der Schule, welche er nach seiner Konfirmation — Ostern 1836 — verließ, ein treuer Freund blieb. Als 1882 ein neues Gebäude für die Sekundarschule Kleindietwyl errichtet wurde, steuerte er denn auch an die Baukosten Fr. 500 bei.

Vom 15. April 1836 bis 15. April 1839 machte Flückiger bei Notar Samuel Minder in Huttwyl seine Lehrzeit und verblieb dann noch 5½ Monate als Substitut in diesem Büreau. Hierauf trat er als Substitut in die Amtsgerichtsschreiberei Aarwangen ein. Mitte April 1842 nahm er in Bern bei Amtsnotar und Kasernenverwalter Johann Haas eine Stelle an, die er auf Anfang 1845 mit dem Sekretariat auf dem Reg.-Statthalteramt Bern vertauschte. Während diesen Anstellungsverhältnissen in Bern besuchte er juristische Vorlesungen an der Hochschule und bestand im Frühjahr 1846 die Notariatsprüfung. Kurz nach seiner Patentierung als Notar, am 17. Juni 1846, starb ihm seine Mutter, Katharina Flückiger geb. Hirsbrunner von Sumiswald, an der er mit inniger Liebe hing; den Vater hatte er schon als Knabe verloren.

Am 2. März 1847 wurde er zum Amtsgerichtsschreiber von Aarwangen als Nachfolger seines früheren Prinzipals Kißling ernannt. Aarwangen ist ihm dann auch sein ständiger Wohnsitz geblieben. Am 15. Juli 1848 verehelichte er sich mit Susanna Katharina Steiner, Schwester des Volksmannes und Großrates Samuel Steiner von Bern. Aus dieser Ehe entsprossen vier Kinder, ein Sohn und drei Töchter, von welch' letztern eine im zarten Alter starb. Kaum hatte er seine Stelle als Amtsgerichtsschreiber angetreten, rief ihn die Wehrmannspflicht in die vaterländischen Dienste.

Flückiger war ein eifriger Wehrmann. Er stand, wie wenig andere sich rühmen können, für das Vaterland sechs mal im Felde: im Dezember 1844 an der Luzerner Grenze als I. Infanterie-Unterlieutenant, vom 31. Oktober bis 31. Dezember 1847 gegen den Sonderbund als Hauptmann, vom 26. Juli bis 13. August 1849 an der Grenzbesetzung, vom 6. Januar bis 2. Februar 1857 an der Grenzbesetzung im Preußenhandel wegen Neuenburg als Major, im Sommer 1860 an der Grenzbesetzung im Savoyerhandel als Kommandant des damaligen Oberaargauerbataillons Nr. 43 und vom 17. Juli bis 27. August 1870 an der Grenzbesetzung anläßlich des deutsch-französischen Krieges als Kommandant der XVII. Infanterie-Brigade.

Flückiger wurde am 8. Dezember 1840 zum II. und am 11. Januar 1841 zum I. Unterlieutenant der Infanterie brevetiert. Am 27. Dezember 1845 wurde er Oberlieutenant, am 12. September 1847 Hauptmann, am 27. Juli 1854 Major und am 20. November 1858 Kommandant der Infanterie. Am 23. März 1864 ernannte ihn der Bundesrat zum Oberstlieutenant im Generalstab, und am 15. April 1868 fand seine Beförderung zum eidg. Oberst statt. In den Jahren 1866—1868 war er Stellvertreter des Infanterie-Inspektors des IV. Kreises (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und am 22. November 1871 bezeichnete ihn der Bundesrat als Inspektor des IX. Kreises (St. Gallen und Appenzell). Als solcher funktionierte er von 1872—1874. Auf sein Gesuch wurde er dann am 8. Februar 1875 vom Bundesrat mit Ehrenberechtigung des Grades „Oberst" aus der Wehrpflicht entlassen. Flückigers militärische Tüchtigkeit wurde überall und zu jeder Zeit anerkannt. Trotz seiner Strenge im Dienst hatten ihn die Untergebenen gern, und er genoß das volle Vertrauen derselben. Seine Freude am Militär hatte ihn auch dazu geführt, 1843/44 stellvertretungsweise die Kasernenverwaltung in Bern zu übernehmen.

Aus einer Bauernfamilie entsprossen, hatte Flückiger von jeher Interesse an der Landwirtschaft bekundet. Er erwarb sich in Aar-

wangen ein Gütlein von zirka 10 Jucharten und betrieb hier die Landwirtschaft praktisch. Als nach den Wirren des Sonderbundes ein am 2. April 1837 in Melchnau gegründeter landwirtschaftlicher Verein seine Wirksamkeit als „Ökonomischer und gemeinnütziger Verein des Oberaargaus" wieder aufnahm, schloß sich Flückiger demselben am 9. Oktober 1853 als thätiges Mitglied an. Da der hierseitige Verfasser auch schon am 23. April 1854 in diesen Verein aufgenommen worden war, konnte er Flückigers Thätigkeit auf land- und volkswirtschaftlichem Gebiet persönlich verfolgen und ist daher in der Lage, gerade diese Seite hienach noch etwas eingehender zu beleuchten. Vorerst muß aber noch seine Stellung im Vereins- und politischen Leben betrachtet werden. Der oberaargauische ökonomische und gemeinnützige Verein trat am 29. April 1856 sowohl mit der Ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern als auch mit der bernischen gemeinnützigen Gesellschaft in engere Beziehungen; seine Mitglieder kamen dadurch mit jenen beiden Gesellschaften in nähere Verbindung. Am 10. Januar 1864 beschloß die Hauptversammlung des oberaargauischen Vereins auch den Beitritt als Sektion zum neugegründeten schweizerischen landwirtschaftlichen Verein. Als Flückiger am 26. Mai 1867 Präsident des oberaargauischen Vereins geworden war, kam er im Herbst desselben Jahres als Vertreter des Kantons Bern an Stelle von Hauptmann Reisinger in die Direktion des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins. Dieser gehörte er bis 6. Oktober 1881 an. Schon am 11. September 1869 fiel auf ihn die Präsidentenwahl, die er aber entschieden ablehnte. In der oberaargauischen ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft amtierte Flückiger dagegen bis 17. April 1871 als Präsident. Im Jahre 1879 wurde er als Vertreter des Oberaargaus in den Ausschuß der Ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern gewählt. Oberst Flückiger war einer der Hauptgegner der Verschmelzung der Ökonomischen mit der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern, und als dieselbe doch zu stande kam, trat er 1889 als Mitglied des Ausschusses zurück. Die Hauptversammlung verlieh ihm dann aber doch die Ehrenmitgliedschaft, und der Ausschuß überreichte ihm die silberne Vereinsmedaille.

Aus dem ökonomischen und gemeinnützigen Verein des Oberaargaus ging auf eine am 19. Juni 1862 von Nationalrat Vogel gemachte Anregung eine Aktiengesellschaft zur Hebung der Viehzucht hervor. Es bot sich 1863 eine günstige Gelegenheit zur Erwerbung einer Alp, indem die Erbschaft von Major Bernhard Zeerleder die ihr gehörenden A r n i a l p e n auf eine freiwillige Steigerung brachte.

Regierungsrat Joh. Weber, der diese Alpen für den Staat Bern zu kaufen beabsichtigte, trat mit Rücksicht darauf, daß das von den oberaargauischen Landwirten bezweckte Unternehmen keinen spekulativen, sondern einen gemeinnützigen Charakter habe, unter dem Vorbehalt, daß der landwirtschaftlichen Schule Rüti ein gewisses Anteilsrecht zugesichert werde, von seinem Vorhaben zurück. Am 26. Juli 1863 fanden sich in Herzogenbuchsee 29 Mitglieder des oberaargauischen ökonomischen Vereins (Ständerat Joh. Ulr. Lehmann, Oberst Flückiger, Reg.-Statthalter Egger, Nationalrat Vogel, Nationalrat Schär, Reg.-Statthalter Bösiger, Samuel Friedr. Moser, Joh. Mühlethaler-Bollodingen, Großrat Jb. Roth ꝛc.) mit Regierungsrat Weber zur Konstituierung der oberaargauischen Gesellschaft für Viehzucht zusammen, am 11. Oktober 1863 bestellte die Gesellschaft ihren eigenen Vorstand mit Flückiger als Präsident und am 6. November 1863 wurde der Kaufvertrag betreffend die Arnialpen unterzeichnet. Dieser Gesellschaft stand nun Flückiger volle 29 Jahre als Präsident vor. Bei seinem Rücktritt im Jahre 1892 überreichte er den Mitgliedern eine Denkschrift „Die Hinterarnialpen", welche von bedeutendem kulturhistorischem Werte ist.

Durch seine Wirksamkeit in diesen verschiedenen Vereinen gewann Oberst Flückiger das Zutrauen seiner Mitbürger derart, daß ihm mehrere Ämter und Würden übertragen wurden. Während den Legislaturperioden 1869/72 und 1872/75, in der letzteren als Nachfolger von Prof. Munzinger, vertrat er den VIII. Wahlkreis im Nationalrat. Nachdem Flückiger auf 1. Juli 1878 aus der Bezirksverwaltung ausgeschieden war, wurde er vom Wahlkreis Rohrbach, zu welchem seine Heimatgemeinde gehörte, in den Großen Rat gewählt, dessen Mitglied er bis zu seinem Hinschied war. In diesen beiden Räten zeigte er besonders während den Verfassungsrevisionen sein parlamentarisches Talent. 1892/93 war er Mitglied der bernischen Verfassungskommission. Als Vertreter der Landwirtschaft gehörte er auch der am 8. Dezember 1869 niedergesetzten nationalrätlichen Kommission für Erweiterung des Polytechnikums durch Gründung einer landwirtschaftlichen Abteilung an. Das Bundesgericht bezeichnete ihn verschiedene Male als Experten in Eisenbahnangelegenheiten. Auch an seinem Wohnort wurde Flückiger öfters zu Beratungen in öffentlichen Angelegenheiten speziell herbeigezogen, so beim Bau der Straße Aarwangen-Wynau, der Käserei, bei Erstellung der Hydranten und beim Schulhausbau. Als Präsident der Schulhausbaukommission (1871) hat er sich namentlich großes Verdienst am Gelingen des Werkes

erworben. Vom 1. Januar 1874 hinweg bis 31. Dezember 1881 war er Mitglied des Einwohnergemeinderates von Aarwangen.

In allen Ämtern, welche er bekleidete, seien es kommunale, kantonale oder eidgenössische, insbesondere in seiner Stellung als Amtsgerichtsschreiber war er von peinlicher Pünktlichkeit und Pflichttreue beseelt. Nicht Ehrgeiz oder Streberei waren es, die ihn zur Annahme von Ämtern bestimmten, sondern der feste Wille, seine Kraft und sein Können in den Dienst des Volkswohles zu stellen. Als er am 31. Januar 1872 vom Großen Rat des Kantons Bern zum Nachfolger des an die Gotthardbahndirektion berufenen Joh. Weber in die Regierung gewählt wurde, lehnte er diese Wahl aus Familienrücksichten und weil ihm der Aufenthalt auf dem Lande — wenn auch in bescheidenen Verhältnissen — lieb geworden war, entschieden ab. Politisch gehörte Flückiger in seinen jüngeren Jahren zur liberalen Partei; allmählich wendete er sich der konservativen Seite zu und wurde schließlich eines der hervorragendsten Mitglieder der bernischen Volkspartei. Mit ganz seltener Überzeugungstreue vertrat er seine politischen Ansichten. Bei ihm traf „Ein Mann — ein Wort" im vollsten Sinne zu, daher wurde er auch von seinen herbsten Gegnern geachtet; er hatte seltenen parlamentarischen Mut, Kompromißlerei und Augendienerei verabscheute er. Höher als der Erfolg standen ihm seine Grundsätze, die er mit Beredsamkeit und mit einem Freimut verfocht, der manchem als Schroffheit erscheinen mochte. Anläßlich der Revision der bernischen Verfassung beharrte er mit echt bernischer Zähigkeit auf der Forderung einer festen, unzweideutigen Garantie der Burgergüter und einer besseren Vertretung der Minderheit im Büreau und in den Kommissionen des Großen Rates. Mit dem Todeskeim in der Brust wohnte er noch, um ja nicht, wie er sich gegenüber den Seinen äußerte, als fahnenflüchtig zu erscheinen, zwei Tage vor seinem Hinschied den Großratssitzungen bei, in welchen der Verfassungsentwurf endgültig angenommen wurde. Er starb Samstag den 29. April 1893 an einer Lungenentzündung und wurde am 2. Mai unter großer Beteiligung der Bevölkerung auf dem Friedhof in Aarwangen beerdigt.[1])

[1]) Nekrologische Notizen und Nekrologe erschienen: im „Oberaargauer Tagblatt" Nr. 102; in der „Berner Volkszeitung" Nr. 35 und 38; im „Oberländischen Volksblatt" Nr. 53; im „Berner Tagblatt" Nr. 105; in den „Schweiz. Blätter für Ornithologie" Nr. 18; im „Hinkenden Boten" pro 1894; die von Großratspräsident Ritschard am 23. V. 1893 gehaltene Gedächtnisrede erschien im „Bund" Nr. 143. Bilder von Flückiger brachten: der „Feierabend" 1892 Nr. 38 und der „Hinkende Bote" 1894.



Zweifellos lassen Ereignisse, wie der Freischarenzug und der Sonderbundsfeldzug, bei einem jungen Manne, der sie miterlebte, tiefe Eindrücke zurück und können bestimmend auf sein späteres Leben einwirken. Flückiger äußerte sich zwar nie über seinen religiösen Glauben; allein die Briefe an die Seinigen endeten gewöhnlich mit einem „Gott befohlen" u. dgl. An schönen Sonntagmorgen ging er mit Vorliebe allein auf die Anhöhen der Umgebung von Aarwangen. Hier in Gottes freier Natur, im Anblick der hehren Alpenwelt empfand er tief die Allmacht und Größe Gottes. Einen Sonnenaufgang auf den Arnialpen zu beobachten, bereitete ihm, wie er sich äußerte, den höchsten Genuß. Flückiger war ein großer Freund der Natur und insbesondere der Tierwelt; nichts konnte ihn in heftigere Aufregung bringen als Tierquälerei. Mit Hektor Egger und Nationalrat Bützberger reichte er 1863 der Direktion der Domänen und Forsten des Kantons Bern zu Handen des Regierungsrates ein „Memorial die Jagd betreffend" ein, worin das Pachtsystem einzuführen befürwortet wurde. Das Pachtsystem gewähre nach der Ansicht der von den drei Genannten einberufenen Jägerversammlung in Herzogenbuchsee vom 15. November 1863 unter anderem mittelbar den nachhaltigsten Schutz der landwirtschaftlich nützlichen Vögel. In den Debatten der Bundesversammlung betreffend die Verfassungsrevision trat Flückiger mit aller Energie für den Vogelschutz ein, wofür ihm die Abgeordnetenversammlung des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins vom 16. Juni 1872 den Dank aussprach und ihn ermunterte, auch bei den späteren Verhandlungen des Revisionswerkes für die Sache einzutreten. Ihm ist denn auch im wesentlichen zu verdanken, daß Art. 25 betr. Jagd, Fischerei und Vogelschutz in die Verfassung von 1874 aufgenommen wurde. Es ist daher begreiflich, daß Flückiger in die am 9. Juni 1875 bestellte Kommission für die Aufstellung von Ausführungsbestimmungen zum Art. 25 gewählt wurde. Im Verein mit Ständerat Dr. Friedrich v. Tschudy arbeitete er dann das schweizerische Jagd- und Vogelschutzgesetz aus, welches seit 10. August 1876 in Kraft besteht. Der Tierschutzverein des Kantons Aargau hatte ihn am 12. Februar 1872 in Anerkennung seiner Bemühungen um den Tierschutz zum Ehrenmitglied ernannt. Er selbst beschützte die Vögel in seinem Garten in nachahmenswerter Weise, und er wurde oft bewundert, wie sich ihm gegenüber z. B. die Amseln, welche sich zahlreich in seinem Garten eingenistet hatten, so zutraulich erwiesen. Eine große Vorliebe hatte Flückiger von jeher für die Tauben. Mit dem ebenfalls 1893 verstorbenen Johann Leu, Fuhrmann in Bollodingen, suchte

er während mehr als 50 Jahren die „Eichbühler"-Rasse auszubilden und zu erhalten; es ist ihnen auch gelungen, diese Taubenrasse derart zu veredeln, daß sie auf den ornithologischen Ausstellungen mit jeder andern Rasse konkurrieren konnte. Noch an seinem Todestage ordnete Flückiger an, seine „Eichbühler" auf die gewohnte Weise zu füttern. Ein schönes Zeugnis für die Fürsorglichkeit Flückigers gegenüber seinen Tieren liegt im Verhalten seiner Vorstehhündin: monatelang nach seinem Hinschied erwartete sie jeden Abend seine Rückkehr; sie ging jeweilen der Post entgegen und wenn diese vorbeifuhr, ohne anzuhalten, sah sie ihr wehmütig nach.

Seine militärische Laufbahn führte Flückiger dazu, der schweizerischen Pferdezucht eine große Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er hatte aber bei seinen diesbezüglichen Bestrebungen nicht bloß die militärischen Interessen im Auge; er suchte dabei vielmehr auch Vorteile für die Landwirtschaft zu gewinnen. Über die einseitige Zuchtrichtung zu gunsten der Kavallerie äußerte er sich öfters abfällig. Von 1869 bis 1884 gehörte er der Kommission für Pferde- und Rindviehzucht des Kantons Bern an und war von 1878 hinweg deren Präsident. Die von dieser Kommission im Druck herausgegebenen Berichte über die Frühlingspferdeschauen enthalten verschiedene von Flückiger herrührende Vorschläge und Winke für verbesserte Zucht und Haltung der Pferde. Über die Hengstenausstellung in Bern vom 6. bis 9. September 1879 legte er mit Oberst Wehrli und Monnard-Bern den Bericht ab. Abhandlungen über die bernische Pferdezucht erschienen von Oberst Flückiger in der „Schweizerischen landwirtschaftlichen Zeitschrift" 1874 und im „Schweizerischen landwirtschaftlichen Centralblatt" 1882 und 1883.

In weit höherem Maße noch als auf dem Gebiete der Pferdezucht wirkte er auf demjenigen der Rindviehzucht. Im Auftrage des ökonomischen und gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus verfaßte Flückiger schon am 27. Mai 1856 eine „Vorstellung betreffend Viehschauen und Prämien an die Direktion des Innern des Kantons Bern für sich und zu Handen des Großen Rates", was zur Folge hatte, daß die Viehschauen wieder im ganzen Kanton und nicht bloß in einzelnen Gegenden vorgenommen wurden. In der gemeinschaftlichen Versammlung der drei oberaargauischen landwirtschaftlichen Vereine (ökonomischer und gemeinnütziger Verein, Berggesellschaft und gemeinnütziger Verein des obern Teils) vom 17. Juni 1866 in Herzogenbuchsee beantragte Flückiger, die vom Großen Rat abgewiesene Petition der oberaargauischen Gesellschaft für Viehzucht, daß nur die prämierten Stiere zur öffentlichen Zucht verwendet werden sollen, nochmals an die Behörden



einzureichen. 1869 wurde Flückiger, wie bereits erwähnt, Mitglied der Kommission für Pferde- und Rindviehzucht des Kantons Bern, und in den bezüglichen Berichten über die Herbstviehschauen finden sich manche wertvolle Mitteilungen über Rindviehzucht von ihm. Als 1868 der luzernische Bauernverein sozusagen im letzten Moment die ihm vom schweizerischen landwirtschaftlichen Verein zur Durchführung übertragene schweizerische Rindviehausstellung aufgab und der vom Bund zugesicherte und bereits büdgetierte Prämienbeitrag von Fr. 25,000 den Viehzüchtern entgangen wäre, bot sich auf Verwendung von Oberst Flückiger der ökonomische und gemeinnützige Verein des Oberaargaus zur Übernahme dieser Ausstellung an. Die Ausstellung fand vom 11.—15. September 1868 in Langenthal statt und trotz den schwierigen Verhältnissen, unter welchen sie übernommen wurde, fiel sie, dank der energischen Leitung Flückigers als Präsident des Ausstellungskomitees, glänzend und zur allgemeinen Befriedigung aus; der schweizerische landwirtschaftliche Verein fühlte sich denn auch veranlaßt, unterm 15. November 1868 ins Protokoll einzutragen: „Die Direktion findet „es in ihrer Pflicht, für die allseitig gelungene Durchführung der „Ausstellung dem Ausstellungskomitee und besonders den Herren Oberst „Flückiger und Regierungsrat Baumgartner, welche sich um dieselben „besonders verdient gemacht haben, den wärmsten Dank auszusprechen". Die Langenthaler Ausstellung sollte durch photographische Aufnahmen prämierter Tiere zu einem ersten schweizerischen Tieralbum führen, leider war aber damals die photographische Kunst noch nicht soweit vorgeschritten, daß gelungene Tierbilder erstellt werden konnten, und Flückiger ärgerte sich nicht wenig über das Mißlingen dieses Unternehmens. Er hatte später aber doch die Genugthuung, daß der Gedanke, der von ihm ausging, in andern Staaten aufgenommen wurde und die Tierphotographie zur Blüte gelangte. Bei der ersten und dritten nach dem Regulativ von 1870 durchgeführten schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellungen (Weinfelden 1873, Luzern 1881) funktionierte Oberst Flückiger als Preisrichter für die Fleckviehgruppe. In Weinfelden eröffnete er mit markigen Worten das Resultat der Prämierung der gesamten Rindviehabteilung, und für den Generalbericht der Luzerner Ausstellung verfaßte er den Abschnitt „Rindvieh". 1872 wurde Flückiger als Preisrichter an die erste kantonale Viehausstellung in Luzern, am 25. und 26. September, berufen, und von ihm rührt der im Druck erschienene Bericht her. Der Bundesrat ordnete ihn im Jahre 1878 als Vertreter der Schweiz in das Preisgericht für die Viehabteilung an die Pariser Weltausstellung ab.

Er verfaßte hierauf eine Broschüre „Die Beteiligung und der Erfolg schweizerischer Viehzüchter an der Nutztierausstellung in Paris 1878". Auf die Wiener Weltausstellung 1873 gab Flückiger eine Monographie des Bernerfleckviehs heraus. Nachdem diese Schrift vergriffen, bearbeitete er auf Wunsch der Ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern im Sommer 1887 eine zweite, vermehrte Ausgabe. Beide Auflagen erschienen auch in französischer Übersetzung. Die „Monographie" fand namentlich im Auslande Verbreitung, und es hatte dies zur Folge, daß Flückiger sehr häufig von Ausländern für den Ankauf von Simmenthaler Zuchtvieh um Auskunft und Rat angegangen wurde. Citate aus dieser Schrift finden sich öfters in der tierzüchterischen Litteratur, so erst noch in der 1902 erschienen Broschüre „Die Simmenthaler und ihre Zucht" von F. R. Dettweiler. Als Vorläuferin der Monographie ließ er in der landwirtschaftlichen Zeitschrift 1872 eine Abhandlung „Zur Rindviehzucht des Berner-Oberlandes" erscheinen. 1883 schrieb er für das schweizerische landwirtschaftliche Centralblatt einen Aufsatz „Zur bernischen Rindviehzucht". Flückiger wurde vom schweizerischen landwirtschaftlichen Verein am 24. Februar 1869 mit der Ausarbeitung eines Programms für ein Handbuch der schweizerischen Viehzüchter beauftragt; dieses Programm wurde in autographierten Exemplaren den Interessenten zur Einvernahme zugestellt und hierauf, am 15. August 1869, setzte der Verein eine Spezialkommission zur Erstellung eines solchen Handbuches mit Flückiger als Präsident ein. Das Resultat dieser Bewegung ist der von Regierungsrat Baumgartner bearbeitete Leitfaden „Die schweizerischen Rindviehrassen, ihre Zucht, Fütterung und Pflege". Oberst Flückiger war auch in der am 6. Oktober 1879 bestellten Kommission des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins zur Redigierung des schweizerischen Herdebuchs zu Handen des eidgenössischen Handels- und Landwirtschaftsdepartements. Der luzernische Bauernverein berief ihn anläßlich der Feier des 20-jährigen Bestandes in Sempach am 25. Mai 1879 als Referenten über das Verhältnis der Rindviehzucht zur Milchwirtschaft, insbesondere hinsichtlich der Rentabilität; der Vortrag erschien auszugsweise im „Landwirt". Einer seiner letzten Vorträge hielt Flückiger im Schoße des oberaargauischen ökonomischen und gemeinnützigen Vereins „Über Viehzucht und Viehzuchtgenossenschaften" am 28. April 1889. In diesem Verein hatte er bereits am 14. Oktober 1866 die Anregung gemacht, es sei der Theorie einer rationellen Emmenthalerkäsefabrikation volle Aufmerksamkeit zu schenken, da bei der steigenden Konkurrenz der sogen. Emmenthalerkäse, wenn dessen Be-



reitung nur wie bisher auf rein empirische Weise erfolge, sein Renommee nach und nach einbüßen könnte. Er schlug als geeignete Mittel die Verbreitung einer populär gehaltenen Schrift und die Abhaltung von Käser-Kursen vor. Der landwirtschaftlichen Zeitschrift gab er als Beiträge 1867 „Zur Käsefrage“ und 1870 „Verbesserte Käsepressen“.

Ein spezielles Wirkungsfeld für seine tierzüchterischen Bestrebungen bot sich Oberst Flückiger in der oberaargauischen Gesellschaft für Viehzucht. Diese Gesellschaft, welche sich die rationelle Aufzucht von Jungvieh, insbesondere durch Alpung und die Verwendung vorzüglicher Zuchtstiere des Bernerfleckviehs, zur Aufgabe machte, war zunächst auf 20 Jahre gegründet worden; sie prosperierte aber so, daß schon vor Ablauf der statutarischen Zeitdauer beschlossen wurde, sie auf weitere 25 Jahre fortdauern zu lassen. Der Vorstand, mit Flückiger als Präsident, gab über die ersten 20 Jahre und sodann bei Anlaß des 25jährigen Bestandes (7. April 1889) gedruckte Berichte über die Vereinsthätigkeit heraus. Bis zum Rücktritt Flückigers als Präsident (1892) hatte die Gesellschaft für Verbesserungen auf ihren Arnialpen Fr. 41,578 verausgabt. Die Gesellschaft wurde das Vorbild der modernen Viehzuchtgenossenschaften. Unter Flückigers Leitung gestalteten sich die Arnialpen zu eigentlichen Musteralpen. Schatzmann schreibt im „Bericht der preisbewerbenden Alpen der dritten Sektion“ (Bern, 1874 pag. 26): „In Bezug auf die Verwaltung stehen die Arnialpen obenan, ja sie sind wohl die am besten verwalteten Alpen der ganzen Schweiz“. Im gleichen Bericht sagt Schatzmann: „Auf den Arnialpen hat uns der Präsident der Gesellschaft, Herr Nationalrat Flückiger von Aarwangen, der seit Beginn der gemeinschaftlichen Sömmerung durch oberaargauische Landwirte, mit unermüdlichem Eifer für die Förderung des Unternehmens gearbeitet hat, mit einer handelsmännisch geführten Buchhaltung (doppelten) überrascht, die nichts zu wünschen übrig läßt: es ist dies jedenfalls das erste derartige Schriftstück, das im Kanton Bern existiert“. An der schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellung in Luzern 1881 erhielt die Gesellschaft, in Anerkennung ihrer Verdienste um die Alpwirtschaft und die Viehzucht, die silberne Medaille nebst einem Diplom. Die alpwirtschaftlichen Monatsblätter brachten aus Flückigers Feder die beiden Abhandlungen „Die Arnialpen“ (1867) und „Die oberaargauische Gesellschaft für Viehzucht“ (1869). Flückiger wurde mit Direktor Schatzmann und Großrat Gfeller von der Ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern als Experte für die unter dem Präsidium von A. v. Fellenberg-Ziegler ausgeführten Alpinspektionen im Kanton Bern ernannt, und er beteiligte sich dann an den Inspektionen der

neun preisbewerbenden Alpen in der ersten Sektion (Saanen, Ober- und Nieder-Simmenthal), 7.—12. August 1871, und der 21 preisbewerbenden Alpen in der zweiten Sektion (Frutigen, Interlaken und Oberhasli), August 1872; die bezüglichen Expertenberichte wurden im Druck herausgegeben.

Da zu den Arnialpen ausgedehnte Wälder gehören, kam Flückiger in die Lage, sich auch in forstwirtschaftlicher Richtung zu bethätigen. Er erkannte die hohe Bedeutung der Wälder für die Landeskultur und trat daher wiederholt für den Schutz der Forsten ein. Im bernischen Großen Rat stellte er am 17. Dezember 1889 eine auf diesen Schutz bezugnehmende Interpellation, welche ihm durch den Forstdirektor am 25. April 1890 beantwortet wurde. Später kam die Staatswirtschaftskommission auf einzelne in der Interpellation berührte Punkte zurück, und es wurden dann verschiedene Übelstände im bernischen Forstwesen beseitigt.

Auch für die Förderung der Landeskultur im allgemeinen bemühte sich Flückiger. In der Generalversammlung des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins am 20. Oktober 1878 in Glarus hielt er ein Hauptreferat über die geeignetsten Mittel, um den noch so vielseitig vernachläßigten Kulturboden in seiner Rentabilität zu steigern. Der Vortrag erschien hierauf im Vereinsorgan. Er, wie auch sein Korreferent Reg.-Rat Frick, betonen, daß die Frage am geeignetsten in lokalen Vereinen zu behandeln sei, weil dadurch ein praktischer Nutzen erzielt werden könne. Als Sekretär des oberaargauischen ökonomischen und gemeinnützigen Vereins verfaßte er die „Vorstellung betreffend Drainage an den Großen Rat des Kantons Bern" vom 27. Mai 1856, in welcher besonders die Notwendigkeit der Ausbildung von Draintechnikern klargelegt wird. An dem großen Bauerntag, den die oberaargauischen landwirtschaftlichen Vereine und die Ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern auf 21. Juli 1867 in Herzogenbuchsee veranstalteten, sprach Flückiger über verbesserte landwirtschaftliche Geräte und Maschinen.

In einer gründlichen Fachbildung der Bauernsame erblickte Flückiger den Hauptfaktor zur Hebung der Landwirtschaft. Dies geht schon aus der von ihm im Auftrag des oberaargauischen ökonomischen und gemeinnützigen Vereins geschriebenen „Vorstellung an den Großen Rat des Kantons Bern vom 14. März 1857 betreffend die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule" hervor. Den vom hierseitigen Verfasser in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre zu Wanzwyl eingeführten freiwilligen landwirtschaftlichen Winterabendschulen schenkte er das

größte Interesse. Er besuchte dieselben öfters persönlich und verabreichte zu wiederholten Malen einzelnen Schülern Tschudys landwirtschaftliches Lesebuch.

Flückiger verfolgte und verfocht eine richtige Agrarpolitik auf sozialen Grundlagen. Er suchte die größtmöglichen Vorteile für die Landwirtschaft zu erringen, ohne aber dabei andere Berufsstände zu schädigen. Dieses Prinzip beobachtete er namentlich in der Zollpolitik. Bei Anlaß der Handelsvertragsabschlüsse in den 1870er Jahren mit Italien und Frankreich trat er in taktvoller Weise für die Interessen der Landwirtschaft ein. Im schweizerischen landwirtschaftlichen Verein begründete er an der Abgeordnetenversammlung vom 2. Oktober 1875 in Aarau die Eingabe einer Petition an das eidg. Departement des Innern dahingehend, daß die im Entwurfe des neuen Handelsvertrages mit Italien vorgesehenen Zollansätze, welche für die Landwirtschaft sehr nachteilig seien, durch die Bundesbehörden abgeändert werden sollten. 1877 veröffentlichte er in der schweizerischen landwirtschaftlichen Zeitschrift einen Aufsatz „Die Hauptinteressen der schweizerischen Landwirtschaft bei Erneuerung des Handelsvertrages mit Frankreich". An der Abgeordnetenversammlung des schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins am 11. Mai 1879 sprach Flückiger den Wunsch aus, der Verein möchte darauf dringen, daß bei künftigen Abschlüssen von Handelsverträgen neben den Delegierten des Handels und der Industrie auch solche der Landwirtschaft zu den daherigen Beratungen beigezogen werden.

Auf eine Anregung von Oberst Flückiger beschloß der schweizerische landwirtschaftliche Verein am 15. Mai 1880 an die Bundesbehörden eine Eingabe zu richten, es möchte der Bedarf an Fleisch für die eidg. Truppen in erster Linie von im Inland gemästetem gutem Vieh (Ochsen, Rinder und jüngere Kühe) beschafft werden. Das eidg. Oberkriegskommissariat nahm nachher in die Pflichtenhefte für Fleischlieferung wirklich eine solche Bestimmung auf.

Im bernischen Großen Rat stellte Flückiger mit acht andern Großräten am 2. Juni 1890 den Anzug, es sei im Interesse der Landwirtschaft der Salzpreis herabzusetzen, und begründete denselben in der Sitzung vom 29. Juli 1890. Er erwirkte im Interesse der Landwirtschaft vom Kanton auch Subventionen. Als mit dem Jahr 1854 der oberaargauische ökonomische und gemeinnützige Verein den Samenmarkt in Langenthal einführte, stellte Flückiger im Namen des Vereins an die bernische Direktion des Innern ein Gesuch um einen Staatsbeitrag, welchem auch im Hinblick auf die Bedeutung eines solchen Unternehmens

entsprochen wurde. Im Auftrage der oberaargauischen Gesellschaft für Viehzucht reichte Flückiger unterm 19. März 1876 dem bernischen Regierungsrate eine „Vorstellung zu Handen des Großen Rates betr. Zuschuß zum Kredit für Unterstützung einer rationellen Pferde- und Rindviehzucht" ein. Diese Vorstellung wurde als Beilage zum Vortrag der Direktion des Innern vom Juli 1877 gedruckt.

Oberst Flückiger arbeitete schließlich auch auf dem Felde der Wohlthätigkeit. 1856/57 leitete er die Sammlung im Oberaargau zu gunsten der zu gründenden Rettungsanstalt für katholische Knaben, worüber er unterm 28. Mai 1857 der Direktion der bernischen gemeinnützigen Gesellschaft Bericht erstattete. Mit Regierungsrat Baumgartner, A. de Dardel, Charles Grenier, Oberst Imer, Prof. El. Landolt, Dr. Eug. Risler, Dr. Fr. v. Tschudy und Oberförster Wietlisbach war Flückiger im Centralhilfskomitee der Sammlung und Versendung der Liebesgaben für die durch den deutsch-französischen Krieg 1870/71 geschädigten Landwirte von Frankreich, Elsaß und Lothringen. Es wurden von diesem Komitee als Unterstützung 29,566 Zentner Saatgut (Kartoffeln, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen, Wicken, Mais, Klee, Grassamen) abgegeben und aus dem Aktivsaldo Zuchtvieh für landwirtschaftliche Vereine in den vom Krieg am meisten verheerten Gegenden gekauft. In Anerkennung der hervorragenden Thätigkeit Flückigers bei dieser Liebesgabensammlung verabreichte ihm die Stadt Belfort eine Medaille.

So wirkte Oberst Flückiger für Land und Volk in uneigennützigster und nachhaltigster Weise. Die Erfolge seiner unermüdlichen Thätigkeit haben ihm in der oberaargauischen Bevölkerung speziell, dann aber auch in weiteren Kreisne, eine bleibende Erinnerung gesichert.

Bern, den 18. Februar 1902.

F. Anderegg, Prof.

Daniel Wyttenbach.
1706—1779.

Daniel Wyttenbach ward am 26. Juni 1706 zu Worb, wo sein Vater gleichen Namens Pfarrer war[1]), geboren und starb am 29. Juni 1779 zu Marburg in Hessen. Unter seines Vaters Aufsicht anfangs herangebildet, begann er schon 1718 sein Studium der Theologie in Bern und vertiefte sich daneben namentlich auch in die Schriften der Philosophen Leibnitz und Christian Wolff, aus denen er das Systematisieren lernte. Als Gehilfe seines Vaters begann er bereits nach der demonstrativen Methode Wolffs an seiner unter dem Titel «Tentamen theologiæ dogmaticæ methodo scientifica petractatæ» (Frankfurt a/M. 1747 und 1749) in drei Bänden erschienenen, rühmlichst bekannten Dogmatik zu arbeiten. Im Jahr 1735 unternahm er zu seiner weitern Ausbildung und vor allem, um Wolff selber zu hören, eine Reise nach der Universität Marburg. Von da aus besuchte er dann die sächsischen, hierauf die niederländischen Hochschulen und endlich Paris. Nach seiner Rückkehr 1737 sah er sich in Bern nach einer Professur um. Da sich ihm aber keine darbot, so wurde er wieder Vikar bei seinem Vater und dann 1740 Diakonus in Bern. Endlich wurde ihm im Jahre 1746 die Stelle seines ehemaligen Lehrers Johann Rudolf Salchli zu Teil. Zehn Jahre bekleidete er diese Professur der polemischen Theologie.

Durch seine obengenannte Schrift war Wyttenbach in der ganzen damaligen Gelehrtenwelt als ein ausgezeichneter Gelehrter bekannt geworden. Deshalb berief ihn der reformierte Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, der nach dem Abfall des Erbprinzen (nachherigen Landgrafen Friedrich II.) zur römischen Kirche sich nach tüchtigen Theologen seines Bekenntnisses zur Stütze desselben umsah, im Jahr 1756 zum Professor der Theologie und Konsistorialrat und Inspektor der reformierten Kirchen und Schulen des Oberfürstentums Hessen nach Marburg. Bald nach seiner Ankunft wurde ihm auch der Titel eines Doktors der Theologie erteilt. Damals stand die Universität Marburg im Zenith ihrer Blüte. Die Erwartungen, welche man sich von Wyttenbach gemacht hatte, erfüllten sich indessen nicht, weshalb

[1]) Daniel Wyttenbach war Pfarrer in Worb von 1700—1751 (Lohner S. 160).

im Scherze gesagt wurde, der echte Wyttenaskbeiß chan der Post ausgetauscht worden. Trotz seiner reichen Kenntnisse, der treuen Berufsarbeit und größten Uneigennützigkeit in seinen Ämtern bewegte er sich doch zu wenig frei. Seine Schwerfälligkeit im Vortrage und in geschäftlichen Dingen nahm ihm die Möglichkeit, sich Geltung zu verschaffen, so daß er, durch seine angeborne Schüchternheit dazu bewogen, sich bald mißtrauisch allem Umgang entzog, ohne jedoch in Misanthropie zu verfallen. Namentlich gedachte er nach wie vor der Armen. Obschon wohlhabend, kannte er doch wenig Bedürfnisse und kleidete sich höchst schlicht. Originell war sein Verfahren gegen fleißige wie unfleißige Zuhörer; von den erstern nahm er kein Honorar an, verlangte aber von den andern für jede versäumte Stunde einen „Gutengroschen". Im Jahr 1770 gab er die ihm lästige Konsistorial- und Inspektorenstelle auf, um sich der akademischen Thätigkeit ungehindert widmen zu können. Von seinen vier Kindern, die er hinterließ, erwarb sich der Sohn Daniel als Professor der Philologie zu Amsterdam und Leyden einen unsterblichen Namen.

Der Schwerpunkt der Wirksamkeit Wyttenbachs liegt in seiner litterarischen Thätigkeit. Seine Schriften waren seinerzeit sehr beliebt. Vorzüglich fanden seine Kompendien vielen Beifall bei den Studenten der Theologie. Er vertritt in derselben noch voll das orthodoxe reformierte Dogma. Selbst in Betreff der Prädestinationslehre findet man ihn im Einklang mit den reformierten Dogmatikern früherer Zeit. Nur hie und da stößt man auf Modifikationen der kirchlichen Lehre, namentlich in der Darlegung des Verhältnisses der göttlichen Wirksamkeit zur Wirksamkeit des sogen. causæ secundæ oder endlichen Ursachen. Die Theologie teilt er nach Wolff ein in eine naturalis und revelata. Die erstere ist die Einleitung zur letztern. In jener ist er ganz von seinem Lehrer abhängig. Als Theologe huldigt er nach der Föderaltheologie des Coccejus, welche er aber nach „scientifischer Methode", wie man dieselbe nannte, neu darzustellen suchte. Zu den Lutheranern nahm er eine sehr irenische Stellung ein, nannte sie „unsere Brüder von der Augsburgerkonfession" und stand mit vielen derselben in lebhafter Korrespondenz, sogar mit dem Senior des Frankfurter Ministeriums, Johann Philipp Fresenius.

Außer den bereits genannten Schriften Wyttenbachs führen wir als einen kurzen Begriff derselben noch an sein «Compendium theologiæ Dogmaticæ» (Frankfurt 1754), ferner «Elementa hermeneuticæ sacræ eo, quo in scientiis fieri debet academicos continuata» (Marburg 1768), „die Vorteile der Reformation für die Römischen als

Beweis, daß sie deswegen die Reformation nicht für böse halten, daher keinen Haß gegen Protestanten hegen und äußern sollten. Dabei die Pflichten der Protestanten gegen die Römischen und jener gegeneinander, auch gegen den Lehrstand, desgleichen gegen die Sekten angedrungen werden". (Marburg 1778).

Quellen: Steieder, Hess. Gelehеten- und Schriftstelleegeschichte, Bd. 17, wo zugleich sämtliche Schriften von Wyttenbach aufgeführt weeden. — L. Wachler, Dr. W. Münschees Lebensbescheeibung. Frankfuet 1817. — H. Heppe, Gesch. dee theologischen Fakultät zu Maeburg, 1873. — Joh. Chr. Lang, Elogium D. Daniel Wyttenbachii, Bern 1781. — Curtius, Memoria D. Wyttenbach, Maeburg 1779. — J. Che. Strodtmann, Geschichte jetzt lebender Gelehrter, 12. Teil. Zelle 1747. — Bonginé. — Meusel.

Cuno (Allg. D. Biogr. Bd. 44).

Daniel Wyttenbach.

1746—1820.

Der als Humanist, Philolog und Philosoph gleich hervorragende Daniel Wyttenbach ward als Sohn des Theologieprofessors Daniel Wyttenbach, welcher im Jahre 1756 einen Ruf nach Marburg erhielt, am 7. August 1746 zu Bern geboren. Während der Vater ihn mit einer gewissen Härte erzog, suchte seine Mutter, Rosina geb. Lombach, dieselbe durch Zärtlichkeit zu mildern. Schon früh wurde der Knabe zum eifrigen Studium des Lateinischen angehalten. In Marburg sodann folgte unter der Leitung eines jungen, talentvollen und eigenartigen Hauslehrers, Jakob Jäger, nebst andern Fächern, Griechisch, worin Wyttenbach später so Hervorragendes leistete. Schon in seinem 14. Jahre wurde er in die Zahl der Marburger Studenten aufgenommen. Zuerst hörte er Vorlesungen über Logik und Mathematik; bald kamen Philologie und Geschichte dazu, deren Vertreter an der Universität Marburg, Schröder und Geiger, auf den jungen Studenten freilich nicht besonders einwirkten. Nach einer durch religiöse Skrupel verdüsterten Periode von einigen Semestern wandte er sich besonders der Moral- und Metaphysik zu, für welch' letztere der Professor der theoretischen Philosophie, Koing, durch klare Darstellung seine lebhafteste Teilnahme zu wecken wußte. Im ersten Semester widmete er sich nach dem Willen seines Vaters eifrig der

Theologie, für die er sich durch vorhergehendes Studium des Hebräischen vorbereitet hatte. Jedoch fühlte er sich dabei nicht befriedigt und beschäftigte sich bald meistenteils mit Altertumskunde, d. h. vorzugsweise mit den griechischen Klassikern, unter denen er für Platon eine besondere Vorliebe gewann. Dieser war, wie Wyttenbach selbst in einem Briefe an Heusde erzählt, sein beständiger Begleiter auf Streifereien durch Gebirge und Wälder, indem er sich oft im Schatten einer Eiche oder an einem leise hinrauschenden Bache ganz in die erhabenen Gedanken des großen Philosophen versenkte. Ein treffliches Hilfsmittel zum Verständnis Platons waren ihm Ruhnkens Anmerkungen zu dem Platonischen Lexikon des Timäus. Um für seine Studien eine reichere Bibliothek als die in Marburg benutzen zu können, ging Wyttenbach im Jahr 1768 nach Göttingen, wohin ihn auch der Ruf des Philologen Heyne zog, zu dem er bald in ein für ihn sehr anregendes Verhältnis trat.

Durch seine Erstlingsschrift «Epistola critica ad D. Ruhnkenium super nonnullis locis Juliani Imper., cui accesserunt animadversiones in Eunapium et Aristænetum», die im Jahr 1769 erschien, kam Wyttenbach in Briefwechsel mit dem von ihm hochgeschätzten Ruhnken[1]) und mit Valkenaer. Nachdem er noch besonders auf den Rat Heynes sich mit lateinischen Schriftstellern eingehend beschäftigt hatte, reiste er im Frühling 1770 nach Leiden in fieberhafter Eile, um möglichst rasch in persönlichen Verkehr mit Ruhnken zu kommen. Von diesem, sowie von Valkenaer freundlich aufgenommen, trieb er nun in Leiden unter der Führung dieser zwei hervorragenden Männer humanistische Studien. Im Jahre 1771 wurde er auf die Empfehlung dieser beiden Gönner hin, die lebhaft wünschten, den strebsamen und höchst talentvollen Mann in Holland festzuhalten, Professor der alten Sprachen und der Philosophie an dem Remonstrantengymnasium in Amsterdam.

In dieser Stellung, die er mit großem Erfolg bekleidete, fühlte er sich zwar durchaus befriedigt, nahm aber doch 1799 eine Professur am Athenäum in Amsterdam an, einer Anstalt, die ungefähr den Universitäten gleich kam, abgesehen davon, daß sie keine Promotionen vornehmen durfte. Hier hatte er Vorlesungen über Logik und Metaphysik zu halten, denen er auch solche über Geschichte der Philosophie hinzufügte, bis er 1785 die Professur der alten Sprachen und der

[1]) David Ruhnken, geb. 1723 in der Nähe von Stolp, gest. 1798 als Professor in Leiden, war einer der hervorragendsten Humanisten des 18 Jahrhunderts.

Geschichte an eben dieser Lehranstalt annahm, die durchaus seinen Wünschen und Neigungen entsprach, so daß er es sogar ablehnte, im selben Jahr Valkenaers Nachfolger in Leiden zu werden, wozu ihn Ruhnken bewegen wollte. Ebensowenig gab er ähnlichen spätern Aufforderungen nach, z. B. als er 1795 einen Ruf nach Leiden und 1788 und 1797 einen solchen in seine Vaterstadt Bern erhielt. Erst als Ruhnken 1798 gestorben war und ihm der Antrag gestellt wurde, dessen Nachfolger als Professor historiæ cum universalis tunc litterariæ ac philosophiæ, antiquitatum, litterarum humaniorum et græcarum et latinarum in Leiden zu werden, ging er darauf ein, weil er zugleich in dieser Stellung für die Hinterlassenen Ruhnkens nach seinem Wunsch zu sorgen Gelegenheit fand.[1])

So verließ Wyttenbach sein ihm liebgewordenes Amt in Amsterdam, in dem er mit großem Segen gewirkt hatte, und hielt am 4. Mai 1799 seine Antrittsrede in Leiden. Hier hatte er in seinen Vorlesungen eine zahlreiche Hörerschaft, die ihn wegen seiner großen allgemeinen Gelehrsamkeit, seines die Gegenstände trefflich behandelnden Vortrages und wegen der Selbstlosigkeit seines Charakters hoch verehrte. Im Jahre 1818 ließ er sich wegen geschwächter Gesundheit, namentlich wegen eines Augenleidens, in den Ruhestand versetzen und starb am 17. Januar 1820 in Ögesgeert.

In seiner stetigen angestrengten wissenschaftlichen Arbeit hatte er einmal eine längere Störung erfahren durch eine gewaltige Pulverexplosion im Jahre 1807, bei der seine eigene Wohnung und seine Bibliothek stark mitgenommen wurden. Auch unter den politischen Verhältnissen litt er, wiewohl er Mitglied der von dem Könige Ludwig Napoleon gegründeten Akademie der Wissenschaften, sowie Ritter des von Napoleon I. gestifteten Ordens der Reunion wurde. Im Jahre 1814 ernannte ihn die französische Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede, eine Ehre, die er zu würdigen wußte.

Erst in seinem 71. Jahre vermählte sich Wyttenbach mit seiner Nichte Johanna, geb. Gallien, aus Hanau, einer hochgebildeten Frau, die 20 Jahre seinem Hauswesen vorgestanden hatte. Er that diesen Schritt hauptsächlich, um ihr nach seinem Tode eine ausreichende

[1]) Wyttenbach übernahm die Sorge für die hinterlassene Familie, deren Lage um so bedenklicher war, als Ruhnkens Vermögensverhältnisse sich nie in rechter Ordnung befunden hatten. Er veranlaßte auch die Erwerbung des litterarischen Nachlasses von Ruhnken für die Leidener Bibliothek durch den Staat und schrieb seines Lehrers und Freundes Lebensgeschichte unter dem Titel: «Vita Davidis Ruhnkenii» ꝛc.

Pension zu verschaffen. Sie lebte nach dem Hinschied ihres Gemahls in Paris und starb dann in der Nähe von Leiden im Jahre 1830. Sie war auch schriftstellerisch thätig und zwar auf ästhetischem und popular-philosophischem Gebiete. Von ihr rühren her: Théagène (Paris 1815, deutsch Leipzig 1816), — „Gastmahl des Leontis, ein Gespräch über Schönheit, Liebe und Freundschaft", aus dem Französischen (Ulm 1821), — «Alexis», ein Roman (Paris 1817). Bei dem 300jährigen Jubiläum der Universität Marburg im Jahre 1827 erhielt sie von der philosophischen Fakultät Marburg die Doktorwürde honoris causa.

Wyttenbachs wissenschaftliche Verdienste liegen namentlich auf dem Gebiete der griechischen Philologie. Sein eigentliches Lebenswerk ist die Herausgabe der Plutarchi Chæronensis Moralia. Graeca emendavit, notationem emendationum et Latinam Xylandri interpretationem castigatam subiunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosas adiecit D. W., 8 Tom, Oxonii 1795—1830, in 15 Bänden. Die letzten beiden Bände füllt der «Index Græcitatis». Abdruck der ganzen Ausgabe Leipzig 1796—1835. Für die damalige Zeit war die Ausgabe, für die Wyttenbach während eines längern Pariser Aufenthalts im Jahr 1775 schon eine Reihe Handschriften verglichen hatte, sehr verdienstvoll; für die Gegenwart dagegen genügt sie nicht mehr. Von sonstigen philosophischen Arbeiten Wyttenbachs sind zu erwähnen: «Selecta principum Græciæ historicorum capita», (Leiden 1793, 4. Ausgabe ebendaselbst 1807, auch Leipzig 1827), — «Platonis Phædon» (Amsterdam 1810), — «Vita Ruhnkenii» (Leiden 1800). Viel Philosophisches von ihm ist auch enthalten in der «Bibliotheca critica», von der er 12 Teile mit andern Gelehrten von 1777—1808 (Amsterdam) herausgab. Als eine Fortsetzung von ihm allein besorgt ist zu betrachten die «Philomathia sive miscellanea doctrina», 3 Teile (Amsterdam 1809—1817). — Außer in der Philologie hat er sich auch in der Philosophie einen Namen gemacht, deren Grundlehren nach Wolffs Auffassung er mit humanistischer Klarheit, sich auch mehrfach an die alten anlehnend, vorzutragen verstand. Zeugnis davon sind seine «Præcepta philosophiæ logicæ» (Amsterdam 1782, neue Ausgabe von Eberhard, Halle 1794 und von Maaß ebd. 1821). Sonstige philosophische und philosophie-geschichtliche Abhandlungen Wyttenbachs sind: «Disputatio de unitate dei» (Amsterdam 1780), worin er sich gegen Kants einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration vom Dasein Gottes wendet, — «Quæ fuerit veterum philosophorum inde a Thalete

et Pythagora usque ad Senecam sententia de vita et statu animorum post mortem corporis» (Amsterdam 1786), — «De coniunctione philosophiæ cum elegantioribus litteris», — «De philosophiæ Ciceronianæ loco qui est de Deo», — «De philosophia Kantiana» u. a. Die letzterwähnten finden sich in dem nach seinem Tode erschienenen «Opuscula varii argumenti», 2 voll. (Leiden, Amsterdam 1821), einiges auch in den von Friedemann herausgegebenen «Opuscula selecta» 2 vol. (Braunschweig 1820—1828). In einem heftigen philosophischen Streit ließ er sich ein mit Paul von Hemert, seinem Nachfolger in Amsterdam, der in seinem «Beginsels der Kantiansche Wisgeerte» (Amsterdam 1796) für die Kantische Philosophie entschieden eintrat. Wyttenbach griff diesen in seiner «Bibliotheca critica», sowie in einem Aufsatz seiner «Philomanthia» aufs heftigste an, indem er ihn als Horrearius (Magazinverwalter) bezeichnete, von dem ansteckenden Fieber der Kantischen Philosophie sprach und die „Kentaurische Transcendentalphilosophie" zu vernichten suchte. Neben solchen Ausfällen brachte er auch wirklich erwägenswerte Einwände gegen die Kantische Philosophie vor.

Quellen: Wyttenb. Epistolæ selectæ, herausg. von Mahne, Gent 1830. — Epistolæ VI ineditæ, herausg. von K. F. Hermann, Marburg 1839. — Guil. Leonh. Mahne, Vita Danielis Wyttenbachii, Gandavi 1823. — P. G. Heusde, Narratio de Dan. Wyttenbachio, Initia philos. Platon., Traj. ad Rhen. 1827, Vol. 1, auch in Dan. Wyttenbachii Opusc. selecta, ed. Friedemann. Vol. 2. — Hermann Albert, Daniel Wyttenbach, Biogr. Quartalschrift für Jünglinge gebildeten Standes, 1. Bd. 1. Heft, Leipzig 1845. — A. J. van der Aa, Biographisch Wœrdenbœk der Nederlanden, 12. Deel, S. 156—158. — K. Prantl, Daniel Wyttenbach als Gegner Kants, in den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie der Wissenschaften 1877.

M. Heinze (Allg. D. Biogr. Bd. 41.)

Paul Pacifique Schaffter.

1801—1861.

(Avec portrait.)

C'était le temps où les vocations missionnaires surgissaient nombreuses dans les vallées du Jura bernois: Théophile Schaffter, frère de Paul, était déjà dans l'Institut de Bâle où il mourait au cours de ses études, Samuel Gobat venait d'y entrer; un autre Jurassien, P. J. Maitin puis

les frères Sauvain de Grandval se préparaient également à la grande et belle tâche; ils étaient tous prêts à aller défendre la cause de l'Evangile dans les pays lointains.

Paul Pacifique, le dernier des neuf enfants du tailleur Schaffter de la montagne de Moutier naquit le 1 pluviose an IX (21 janvier 1801); il vécut chez ses parents jusqu'au moment où les portes du séminaire s'ouvrirent devant lui; occupé aux travaux agricoles, toujours en contact avec les œuvres du Créateur, dans ces solitudes des paturages de la montagne, il prit bien vite l'habitude de la réflexion et de la méditation; la Bible, les sermons de Nardin et les discours du comte de Zinzendorf qu'il lisait avec prédilection, façonnèrent ce cœur sincère et candide; de sorte que l'œuvre de Dieu s'y préparait tranquillement sous les chauds rayons de l'amour d'un père et d'une mère dévoués.

Schaffter songeait sérieusement à devenir missionnaire, on en parlait dans la famille où on lisait la «Gazette des missions évangéliques»; de fréquentes visites d'élèves de la maison de Bâle entretenaient chez le jeune homme ce goût bien prononcé et l'encourageaient; de sorte qu'en 1821, quand l'inspecteur Blumhardt écrivit à notre compatriote de se présenter comme candidat missionnaire, Schaffter n'hésite plus, il voit dans cette démarche l'exaucement de ses désirs les plus intimes.

Le jeune homme resta à Bâle jusqu'en 1825 surmontant par un travail opiniâtre les difficultés du temps des études, car celui qui n'apportait au séminaire que quelques notions mal définies de l'orthographe française, de l'arithmétique et de la géographie, qui n'avait eu que quelques leçons de latin, devait rencontrer de sérieux obstacles!

En quittant Bâle, Schaffter se rendit en Wurtemberg pour y recevoir l'ordination (à Kircheim le 23 mars 1826) dans l'Eglise luthérienne; et à la fin d'avril de la même année, après quelques jours passés à la montagne, il partait pour Londres afin d'y achever sa préparation; «je quitte le pays avec un cœur oppressé, dit-il, car je sens que je laisse beaucoup»; ce mélancolique aveu ne l'empêche pas de jouir à Paris de l'amitié fraternelle avec laquelle il est reçu dans la maison des missions, ni de supporter avec bonne humeur les mille petits incidents plus ou moins gais d'un long voyage en diligence et d'une traversée fatigante.

A Londres Paul Pacifique fait de la chirurgie, théorique et pratique, avec beaucoup d'entrain, car il la regarde « comme un moyen de faire plus de bien à ceux qu'il sera appelé à secourir », il apprend l'anglais et affermit surtout sa vocation par la lecture et la méditation de la Parole de Dieu. C'est à Londres que Gobat avait trouvé quelques-uns de ses meilleurs amis, Schaffter s'y lie également avec ces futurs collègues dont il retrouvera plusieurs dans le champ de travail auquel il se destine.

En juin 1827 le missionnaire s'embarquait à Londres pour les Indes orientales, le 6 août il était au Cap de Bonne Espérance et le 3 octobre à Madras. La ville hindoue avec ses grands arbres, ses minarets et ses pagodes, le mouvement de ses 300,000 habitants, exerça sur le Suisse une véritable fascination; il devine toutes les misères morales de cette population et voudrait s'employer immédiatement à leur soulagement; il pensait être stationné dans ce grand centre et s'en réjouissait déjà; espoir déçu c'est à 150 milles plus à l'intérieur, à Mayaveram que le comité de Londres, dont il dépendait, lui assigne un champ d'action. Mais en somme, peu lui importe, il veut travailler et il est au but, heureux et bien portant, sur cette terre depuis longtemps entrevue dans des rêves audacieux qui faisaient tressaillir son âme.

Dans sa nouvelle station il voue un soin tout particulier aux écoles publiques, puisque c'est par leur moyen que les missionnaires espéraient faire pénétrer le plus sûrement la nouvelle doctrine dans le peuple; soir et matin le culte réunit des auditoires assez considérables de païens désireux de connaître la vérité, et le jeune pasteur poursuit son ministère avec joie, allant, suivant l'ordre de son Maître, le long des haies et sur les places publiques inviter les indigènes et les solliciter! Ce labeur ne devait pas rester sans fruits, Schaffter eut la joie d'assister en effet à la chute d'une idole renommée, vrai rempart du paganisme dans cette contrée.

En octobre 1828 l'ouvrier est déjà transporté dans une autre station, à Madras, où la mission anglicane était établie depuis 1815 et où Rhénius lui avait donné une impulsion extraordinaire; la besogne ne manquait pas et pourtant le Jurassien y est heureux à la tête de son troupeau de quatre cents indigènes auxquels il prêche toutes les semaines deux ou trois fois en langue tamule et qu'il visite aussi souvent que possible; vingt-deux

écoles païennes à surveiller avec huit cents enfants; un séminaire fréquenté par trente jeunes hommes qui se préparaient à devenir les instituteurs et les catéchistes de leurs compatriotes; enfin, le soin de la station de Palicate «tout cela, dit Schaffter, fournirait assez d'ouvrage à trois missionaires, et sans la grâce de Dieu qui me soutient, je succomberais sous le poids des travaux et des soucis de ma vocation présente.»

Le 29 avril 1830 notre compatriote épousait M[lle] von Sommerau, la fille du résident hollandais à Madras; pieuse autant que distinguée, elle devait être pour lui la compagne vaillante et précieuse qui allait prendre une large part des labeurs dont le champ de travail était riche. Ces difficultés n'étaient du reste pour le travailleur, qu'un motif de plus pour redoubler de foi et de persévérance; à Madras déjà il en avait été, ainsi mais c'est surtout dans le Tinnevelly, troisième station de Schaffter, que les victoires se multiplieront; ce fut là qu'il exerça sa plus longue et sa plus féconde activité.

Il y arriva en avril 1831; cette province à l'extrémité méridionale de la grande presqu'île, était déjà le siège d'une mission florissante dont le point central se trouvait à Palamcottah; 700,000 âmes l'habitaient, idolâtres pour la plupart, mahométans ou catholiques romains; l'état moral et spirituel des indigènes avant qu'ils entendissent la parole de Dieu est décrit dans une lettre dont Schaffter donna connaissance à Genève en 1843 pendant un de ses séjours en Suisse.

C'est dans ce milieu si dépravé que se faisait depuis quelques années déjà une œuvre de régénération; l'hostilité s'était bien montrée, les persécutions et les railleries, mais les missionnaires avaient persévéré et quand l'ennemi faisait un suprême effort pour anéantir la doctrine nouvelle, Schaffter était venu joindre ses forces à celles de ces frères. «Palamcottah est la mission la plus florissante des Indes, écrit-il, il y a ici à peu près 10,000 âmes qui depuis peu d'années ont été converties des idoles à la connaissance du vrai Dieu; ils ont démoli leurs temples, brûlé leurs divinités et viennent nous supplier de les instruire; nous avons déjà construit des églises à trente lieues d'ici».

Bien des traits rapportés par le missionnaire dans sa correspondance prouvent le succès surprenant de la prédication de l'Evangile au milieu de cette population, le plus instructif est celui où le pasteur nous parle de ses 3400 paroissiens disséminés

dans 22 communes et de ces 27 écoles! «chaque mois quinze à trente familles rejettent les idoles et embrassent la religion chrétienne, tellement que j'en suis moi-même à me demander: d'où viennent ceux-ci? car je suis bien persuadé que ce n'est ni notre piété, ni nos sermons, ni nos efforts qui les ont portés à rompre les chaînes du paganisme; c'est la puissance de Dieu pour le salut de tous ceux qui croient».

Surchargé de travail, à la suite du décès de Rhénius, le vénérable apôtre du Tinnevelly, notre frère, sollicita et obtint en 1842 un congé qu'il vint passer dans sa patrie; il arriva sur sa chère montagne de Moutier avec sa famille deux mois avant que Gobat revînt de sa mission chez les Druses; depuis l'Institut les jeunes gens ne s'étaient pas revus! que de choses à se dire, de grandes et belles délivrances à se rappeler pendant ces années de péril le labeur au sein des peuples païens.

Combien Schaffter aurait été heureux de pouvoir rester sur les hauteurs, dans la sollitude et le repos «si je suivais mes goûts naturels, je voudrais finir mes jours ici, m'alimentant de lait et de pommes de terre comme aux jours d'autrefois».

Mais le devoir est ailleurs et après avoir visité pendant deux ans différentes villes de sa patrie où il raconta les grandes choses faites en terre païenne, il retourna en 1844 auprès de ses paroissiens hindous qui l'attendaient avec impatience.

En 1859 un grand changement se produisit dans le gouvernement de l'Inde dont la portée pouvait être immense pour ce pays et pour l'établissement du règne de Dieu; la révolution des Cipayes (1857) venait d'être comprimée et une nouvelle ère, de liberté et de prospérité, allait commencer; la reine Compagnie[1]), disait-on, avait été remplacée par la «reine Victoria», la vieille reine par la jeune — et cette jeune reine déclare que la religion chrétienne fait l'honneur et le bonheur de l'Angleterre; elle proclame que personne ne devra plus être molesté à cause de ses croyances religieuses et que ni Hindous, ni Musulmans, ni

[1]) La célèbre Compagnie des Indes, cette corporation commerciale, avait pris une si grande importance qu'elle était devenue la véritable puissance politique de la presqu'île, puissance plus souvent hostile au travail des missionnaires que favorable. Dirigée avant tout par une politique d'intérêt matériel elle avait toujours tenu à se ménager les faveurs des sectateurs du bramanisme et des disciples de Mahomet tandis qu'elle exerçait une sévérité exagérée contre les chrétiens.



Chrétiens n'ont de contrainte à craindre ni d'avantages temporels à espérer à cause de leur religion.

Ces évènements, comme on le conçoit, devaient avoir une grande portée pour le travail des missionnaires; de plus ils avaient déjà produit un certain revirement dans l'opinion publique en faveur des vérités évangéliques; aussi, avec tous ses frères, Schaffter se réjouit sincèrement de la nouvelle orientation; le Tinnevelly avait, il est vrai, peu souffert de la révolte, il en avait pourtant ressenti le contre-coup, et les épreuves, ici comme ailleurs, n'avaient eu pour résultat que de vivifier les Eglises et, chose particulièrement réjouissante, d'amener la classe instruite à réfléchir sur les folles rêveries et les pratiques superstitueuses de l'indouïsme.

Un des derniers actes de Schaffter comme missionnaire fut la consécration de 65 candidats qui demandaient à être introduits dans l'église.

Ce fut une des joies suprêmes, accordées à l'ouvrier; cette cérémonie lui montra que l'œuvre s'était développée dans le Tinnevelly; l'arbre avait été long à planter mais il avait pris racine et l'ouvrier comprenait que, tandis que toutes les religions de l'Inde étaient en décadence, le christianisme seul commençait sa course triomphante.

Toutefois une profonde angoisse étreignait son cœur, car il s'apercevait bien qu'en disparaissant les faux dieux laissaient le pays à l'entrée d'une double voie: celle de l'incrédulité et celle de la foi chrétienne; si celle-ci faisait de grands progrès, celle-là avançait aussi à pas de géants.

Paul Pacifique Schaffter s'endormit cependant dans la confiance inébranlable en la puissance de son Dieu, en décembre 1861, dans cette ville qu'il avait aimée, dans ce pays auquel il avait consacré trente quatre ans de son existence. Sur la tombe du fidèle serviteur les siens ont fait graver ces paroles qui résument bien tout son ministère «Christ m'est gain à vivre et à mourir». Il savait bien que ce n'était pas encore la moisson que Dieu coupait dans ces champs où il avait travaillé . . . il n'en cueillait que les prémices . . . gage assuré de la pleine moisson promise à la foi.

Sources: Correspondance de P. P. Schaffter obligeamment prêtée par la maison des missions de Bâle — E. Krieg: Biographies jurassiennes, „nos missionnaires" — Divers journaux missionnaires.

E. Krieg, pasteur à Grandval.



Karl Ludwig Tscharner.

1787–1856.

Karl Ludwig Tscharner wurde am 25. April 1787 in Bern geboren als der Nachkomme eines alten, ursprünglich rhätischen Geschlechtes, das durch Lucius Tscharner[1]) zur Reformationszeit sich in Bern eingebürgert hatte.

Er war der Sohn Salomon Carl Ludwig Tscharners (1754–1841), eines hochgebildeten Rechtsgelehrten, der nach Bekleidung der Professur des vaterländischen Rechtes in Bern von 1785 an Mitglied des Großen Rates, von 1803–1817 Appellationsrichter und von 1817–1823 Oberamtmann von Frutigen gewesen und sich danach aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, und seiner Gemahlin Katharina Henrika, Tochter des Herrn Johann Jakob Haller († 1809), Mitglied des täglichen Rates der Stadt und Republik Bern.

Unter der wachsamen Obhut seines Vaters bildete sich der junge Tscharner zuerst in der öffentlichen Stadtschule in Bern, nach dem französischen Einbruch in der Zehnderschen und Trechselschen Lehranstalt und daneben durch eifriges Privatstudium aus. Die erste Reise nach Oberitalien, die Flucht vor den Franzosen und Aufrührern und die Gefangenschaft seines Vaters als Geisel blieben ihm stets im Gedächtnis. Im Hause des Professors Struve in Lausanne richtete er seine Studien besonders auf Naturgeschichte und speziell Mineralogie und bezog dann die Bergschule Freiberg in Sachsen, um sich ganz im Fache des Bergbaues auszubilden. Nach einer Reise, die er bis Wieliczka ausdehnte, kehrte er 1807 in seine Heimat zurück, trat hier in das bernische Miliz-Artillerieregiment ein, rückte darin bald zum Oberlieutenant der von Hauptmann von Diesbach befehligten Kompagnie vor und machte in dieser Eigenschaft die Grenzbesetzung von 1809 mit. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit bildete er sich theoretisch und praktisch in Kenntnis und Gebrauch seiner Waffe aus.

Schon im Jahre 1809 wurde Tscharner von der Regierung zum Bergadjunkten und fast gleichzeitig zum Mitglied des Bergrates ernannt. Als näherer Wirkungskreis wurde ihm die Leitung des Thonschieferbruches bei Mülenen im Kanderthal angewiesen; er führte dort einen systematischen Stollenbau ein, der bessern Dachungsstoff als bisher

[1]) S. denselben Bd. II Seite 401–407 dieser Sammlung.

lieferte. Sein Ruf als Bergbaukundiger ließ ihn 1810 schon in Bünden als Schiedsrichter zwischen zwei Gewerkschaften auftreten; 1812 wurde er in die Münzkommission gewählt. Eine großartige, seiner Thatkraft und seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit fand er in der Leitung des Straßenbaues am Sustenberg, den die Regierungen von Bern und Uri beschlossen hatten. Neben ihm wurden Karl von Bonstetten und Amtsrichter Kaspar Schild zu Wasserwendi als Lenker bezeichnet. Noch bevor Tscharner diese Thätigkeit antrat und zu diesem Behufe seinen Wohnort ins Oberland verlegte, vermählte er sich am 1. Januar 1811 mit Fräulein Maria Elisabeth Karolina von Steiger, einer hochgebildeten, bedeutenden Erscheinung. Mit frischem Mut und den nötigen Kenntnissen gingen die Direktoren an die Arbeit, der sie beinahe sechs Jahre ihres Lebens widmeten. Tscharner und Bonstetten wurden dadurch zu einer innigen Freundschaft verbunden, die bis zu dem leider schon 1822 erfolgten Tod Bonstettens ungetrübt weiterbestand; jener hat seine sechs Sustenjahre den glücklichsten seines Lebens beigezählt. Mit einem hübschen poetischen Nachruf verließ er 1817 das Thal ganz. Von da an war er als „Bergrat Tscharner" im ganzen Haslethal bekannt und beliebt.

Diese friedliche Thätigkeit wurde durch die Aufgebote von 1814 und 1815 für den inzwischen zum Hauptmann vorgerückten Tscharner unterbrochen. 1814 hatte er die durch das Seeland marschierenden Truppen zu bewachen und der Wiederholung vorgekommener Ausschreitungen vorzubeugen. 1815 zur Teilnahme an dem „Feldzug nach Frankreich" kommandiert, gab er Veranlaßung zu folgender Notiz im Berner Ratsmanuale vom 5. Juli 1815: „Am Ende (der Sitzung) wurde auch der Rapport des eidgenössischen Chefs der Artillerie (Oberst von Luternau) über das wackere Benehmen des Detachements Schweizertruppen verlesen, welche unter dem Kommando des Artilleriehauptmanns Tscharner die an der Zahl überlegenen Franzosen bis nach Blamont (das unter Oberst Chautans kapitulierte) fortgejagt haben." Auch von den Soldaten war er, wie vorher von den Arbeitern an der Sustenstraße, geachtet und geliebt. Nach dem Rückmarsch hatte er noch bei einem eidgenössischen Kriegsgericht mitzuwirken. — In der Hungerszeit von 1817, als die Regierung auf Grund geordneter Staatsfinanzen sehr viel zur Linderung der Not thun konnte, wurden Tscharner und Bonstetten mit dem Hilfskommissariat des Seelandes beauftragt und ihnen Verfügungsgewalt über die dortigen Getreidevorräte erteilt. Mit Eifer und Einsicht entledigten sie sich dieser angenehmen Pflicht zur Zufriedenheit der Regierung.

Im Mai 1817 wurde Tscharner Mitglied der Zollkammer und noch im selben Jahre Mitglied des Amtsgerichts von Bern. Bald darauf (6. April 1818) zu einem der CC der Stadt Bern im Großen Rat ernannt, wurde er schon auf 1. April 1818 auf sechs Jahre zum Oberamtmann von Burgdorf befördert. Damals legte er seine verschiedenen bisher innegehabten Stellen nieder, so auch die Bergadjunktur und die Verwaltung des Schieferbergwerks am Niesen. Als Tscharner seinen neuen verantwortungsvollen Posten bezog, zählte das Amt Burgdorf rund 16,000 Seelen, bestehend aus verschiedenen Bevölkerungsklassen zu Stadt und Land. Die Pflichten eines Oberamtmanns waren vor der Trennung der Gewalten noch sehr bedeutend; Tscharner übertrug das rein Materielle einem Verwalter, die andern Geschäfte besorgte er um so gründlicher, selbständiger und unabhängiger selbst und machte sich auch in diesem Wirkungskreis durch Ernst und Milde, tiefe Kenntnisse und joviale Freundlichkeit beliebt. Kirche und Schule fanden in ihm einen warmen Freund, Geistliche und Lehrer je nachdem einen freundlichen Berater oder ernsten Censoren. Auch die Verfechtung der allgemeinen Interessen seines Bezirkes ließ er nicht außer Acht; so bewirkte er die Anstellung eines dritten Geistlichen für Burgdorf. Zur Burgerschaft von Burgdorf stand er von Amtes wegen in einem eigentümlichen Verhältnis; für das Ansehen und die Anerkennung seiner Rechtlichkeit zeugt es aber, daß er meistens von ihr selbst gebeten wurde, ihren Gemeindeversammlungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung beizuwohnen, wozu er als Oberamtmann zwar das Recht, aber nicht die Pflicht hatte. Und seinem edeln Wesen gelang es fast immer, „motos componere fluctus.“ [1])

Ohne daß irgend größere Ereignisse in seine Amtsdauer gefallen wären, trafen ihn doch persönlich zwei Prüfungen in einer schweren Erkrankung seiner ältern Tochter und in einer heftigen Lungenentzündung, die ihn selbst befiel und in der ihn Dr. Hans Schnell mit ebensoviel Einsicht als Anhänglichkeit pflegte. Dafür war ihm Tscharner auch später herzlich dankbar. Am 27. Mai 1822 starb sodann sein Freund Karl von Bonstetten, in seinem Gemüte eine schwer auszufüllende Lücke zurücklassend.

[1]) d. h. „die aufgeregten Fluten zu beruhigen“. Tscharners Biograph bringt an dieser Stelle eine eigenartige Anekdote, die aus sich selbst für Tscharner spricht. Lange nach der 30er Umwälzung fand einst eine stürmische Gemeindeversammlung zu Burgdorf statt. Nach ihrer Beendigung stand ein heimgehender Burgdorfer-Demokrat unten am Schloßwege still, deutete mit der Hand hinauf und rief: „O säße da droben noch einer, der bei uns Ordnung schaffte.“ Es war auf Tscharner gesprochen.

Am 31. März 1825 übergab Tscharner das Amt seinem Nachfolger Fischer vom Eichberg und kehrte nach Bern zurück.

Dort wartete seiner schon neue Arbeit. Als Mitglied der Straßenkommission der engern Kommission der Fünfe für Revision der Gerichtssatzung, des Appellationsgerichts, der Kuratel der Akademie und als Präses der philosophischen Fakultät stellte er seine Kraft in den Dienst des Staates. Als Experte bei der Voruntersuchung der Hauensteinstraße für Ausmittlung der Zollansätze machte er die wertvolle, in Freundschaft übergehende Bekanntschaft des Oberzollrevisors Zellweger von Trogen.

Nachdem Tscharner als Legationsrat an der Tagsatzung von 1826 und 1828 teilgenommen, wurde er zum Oberstlieutenant im eidgenössischen Artilleriestab befördert; im bernischen Artillerieregiment war er indes zum Major und 1824 zum Oberstlieutenant vorgerückt. Nach dem Abschied Diesbachs wurde er Oberst an seiner Statt. Auch saß er in der Kommission zur Bearbeitung des schweizerischen Militärstrafgesetzbuches und übernahm den Lehrvortrag des Artilleriefaches an der eidgenössischen Militärschule in Thun. Vom Großen Rat in den Kriegsrat gewählt, gehörte er auch dessen Zeughauskommission an.

Das Jahr 1830 brachte zunächst zwei traurige Ereignisse für Tscharner im Tode seiner Tochter Emma und seiner Mutter. Eben befand er sich wieder in Thun zur Instruktion des Artilleriepersonals, als die Nachricht von der Julirevolution einlief; er beendigte ruhig seine Obliegenheiten und kehrte dann auf seinen Landaufenthalt bei Muri zurück. Der Gang der Entwicklung im Kanton Bern ist zu bekannt, als daß hier weiter darauf eingegangen werden sollte; Tscharner persönlich hielt es mit Männern wie Fischer, die wirkliche Auswüchse entfernen, Empörung aber niederschlagen wollten; nach dem Abtreten der alten Obrigkeit aber zog er sich gänzlich von seinen Stellen zurück, nur seinen militärischen Rang beibehaltend. Als er bei der Besetzung Neuenburgs die „gegenseitige Amnestie", das Paktieren mit der Revolution und besonders das Präsentieren des Gewehrs seiner Truppen vor den Scharen Bourquins ansehen mußte, konnte dergleichen seine Abneigung gegen die Umwälzung nicht gerade vermindern; die Besprechung jener peinlichen Eindrücke aber hat er später stets vermieden.

Nach der Festsetzung der neuen Stadtverfassung wurde Tscharner in den Stadtrat und bald darauf auch in die bekannte Siebnerkommission gewählt. Natürlich befand er sich auch unter den eidverweigernden Offizieren im Kanton Bern; ebenso forderte er seine Entlassung aus dem eidgenössischen Stabe, als auch dort ein partei-

politisch gefärbter Staatseid verlangt wurde. Vom Siebnerausschuß mit der Anschaffung der Waffen und Munition für die Bürgerwache beauftragt, bestellte er diese in der St. Blasischen Fabrik und ließ sie bis Neuenburg kommen, nachher aber wegen des inzwischen erlassenen Hochverratsgesetzes, worin die Ansammlung von Waffen u. dgl. verboten war, abbestellen; die Patronen waren schon vorher nach Bern gekommen und im Erlacherhof niedergelegt worden. Dort aber wurden sie von der Untersuchungsbehörde gefunden und deshalb die Konnexität mit dem Reaktionskomplott des Herrn von Lentulus angenommen, darauf die Siebner verhaftet und im Erlacherhof festgehalten. Den ganzen Stadtrat löste die Regierung am 5. September 1832 auf. Die Zeit, die Tscharner und seine Mitverhafteten in dieser strengen Bewachung zubrachten, zu schildern, ist unerquicklich und unnötig, ist sie doch in den ausführlichen Biographien Fischers und Tscharners genügend dargestellt.[1]) Die Stimmung der Bevölkerung war geteilt; immerhin wurden die Freilassungen der Einzelnen durch so unzweifelhafte Sympathie der Bürgerschaft gefeiert, daß die Regierung künftige Demonstrationen verbot.[2]) Die vom Gerichtspräsidenten Mani von Thun, den die Regierung hatte kommen lassen, geleiteten Verhöre zogen sich außerordentlich in die Länge; Tscharner antwortete auf die Unmenge von Fragen mit der gewohnten Gewissenhaftigkeit, vertrieb sich die übrige Zeit mit Lesen, Studium der englischen Sprache und Empfang von Besuchen, soweit solche zugelassen wurden. Ein schwerer Schlag traf ihn durch die heftige Erkrankung seiner Gemahlin in dem seinem Haftlokal gerade gegenüberliegenden Hause an der Junkerngasse. Nachdem er zwei überstandenen Krisen in Begleitung eines Kadetten der Hofwache hatte beiwohnen können, wurde ihm kein Besuch mehr gewährt, indem alle Behörden bis zum Schultheißen Lerber Inkompetenz erklärten; und während Professor Trechsel zur Erwirkung der Erlaubnis von Haus zu Haus lief, verschied die Kranke. Nun durfte er noch in Begleitung eines Offiziers die Leiche sehen und

[1]) Ueber den Prozeß sind folgende Quellen vorhanden: Karl Ludwig Tscharner; als Manuskript gedr., Bern, 1857. Die offizielle Aktensammlung. Die von Dr. Wyß in Druck gegebene Verteidigung, das Exposé succinct von Schultheiß Fischer. Hauptsächlich auch dessen Biographie (Lebensnachrichten über E. F. v. Fischer rc. v. K. L. F. v. Fischer, Bern, 1874). Biographie des Seckelmeisters von Jenner. Von den angeführten Schriften leider einzig im Buchhandel erhältlich.

[2]) Ein alter Handwerksmann erleuchtete bei einer solchen Entlassung seine Bude. Die Polizei ließ ihm solches verweisen. Er antwortete, er feire seinen Geburtstag und sei befugt, das Zimmer seiner Bude zu erleuchten. Darauf folgte ein Befehl an ihn, die Laden dieser Bude zuzumachen.

gegen Handgelübde, Bürgschaft und unter zahlreichen Vorsichtsmaßregeln dem Begräbnis beiwohnen. Am 14. April erfolgte seine Freilassung gegen Bürgschaft, Handgelübde der Verschwiegenheit über die Prozedur (!) und mit Eingrenzung in die Stadtgemeinde Bern nach einer Haft [1]) von 220 Tagen, die seine Gesundheit sehr angegriffen hatte. Die nächsten Sommer verbrachte er mit den ihm verwandten Fräulein von Morlot in Schwand bei Münsingen und spätere im Eppenried, unter jeweiliger Verlegung der Eingrenzung nach Münsingen und späterer Ausdehnung auf den Kanton. Immerhin hatte er dem Regierungsstatthalter von Bern jeden Aufenthaltswechsel mitzuteilen, bis dieser genug davon hatte und die Unterlassung verlangte.

Am 30. Dezember 1833 fand er eine zweite Gattin und seine Kinder [2]) eine zweite Mutter in der Schwester des Schultheißen Fischer, Fräulein Henrietta Ida von Fischer, die in glücklicher Ehe mit ihm Freude und auch das Leid der noch kommenden Jahre getreulich trug. Von Amtspflichten befreit, widmete sich Tscharner nun ganz den Wissenschaften, speziell dem Griechischen und dem gründlichen Studium des neuen Testaments und der Schriften Calvins. Im Sommer 1836 verheiratete sich seine Tochter Karoline mit dem Landesstatthalter Jütz von Schwyz.

Aber immer schwebte noch der Reaktionsprozeß wie eine Gewitterwolke über seinem Haupte. Es widerstrebt uns, den ganzen sog. Rechtsgang hier nochmals zu entwickeln; genug, daß trotz der ehrenhaften Wahrheitsliebe des Professors Hepp, des Dr. Wyß und später des Oberrichter Bitzius und Durheim die Parteijustiz eben ihren Lauf nehmen und die Vertreter der alten Ordnung unbarmherzig treffen mußte. Wer die Gewalt hat, übt Gewalt! Die zwei Jahre Gefängnis, die Tscharner nach dem Obergerichtsurteil des Jahres 1839 [3]), „wegen mindern Verdachtes der Urheberschaft am Hochverratsversuche", zugemessen erhielt, erheiterte das Zusammensein mit seinem Schwager, dem ehrwürdigen Schultheißen Fischer, die häufigen Besuche seiner

---

[1]) „In dem Maße, als sie beide (er und Fischer) gebildet und religiös waren, haben diese Männer ihr (bis damals) 100-tägiges Gefängnis würdig ertragen." Aus der Korrespondenz von Pfr. Baggesen mit seinem Bruder August (S. f. Biogr. S. 82.)

[2]) Karoline, 1811—1853, Emma, geb. 1812 († 1830), Carl Ludwig, geb. 1814, († 1878). Nur in Schwyz sind noch Nachkommen Tscharners vorhanden. (Mitteilung des Herrn v. Fischer-Manuel.)

[3]) Bloß die wichtigsten Daten in dieser verwickelten Angelegenheit seien zur Uebersicht hergesetzt: 1833 verwirft das Obergericht die Konnexität, 1834 erkennt der Große Rat dieselbe; der Antrag der Regierung auf motivierte Abberufung des Obergerichts wird aber verworfen. 1836 appelliert der Staatsanwalt vom Amtsgericht, das

Gattin [1]). die vielen Beweise hoher Achtung, fleißige, gründliche wissenschaftliche Bethätigung und das Bewußtsein seiner Unschuld. Ein Begnadigungsgesuch hatten natürlich trotz wiederholter, fast dringender Aufforderung, weder Tscharner, noch seine Kollegen, mit Ausnahme der weit ältesten unter ihnen eingereicht. Am 1. März 1842 wurde er wieder frei und hatte damit seine zehnjährige Leidenszeit ruhmvoll überstanden; er hatte Professor Kortüms Urteil völlig wahr gemacht, daß der Große Rat durch die Verwerfung der allgemeinen Amnestie die Siebner höher gestellt, als sie je gestanden hätten, wenn sie sich zu keinem ihrer nicht würdigen Schritte herabließen — und das hatte er nicht gethan.

Er bezog nun wieder das väterliche Haus an der Junkerngasse, wohnte zur Sommerszeit im Eppenried im Genuß der Freuden, die die glückliche Familie und die schöne Natur ihm boten. Die Kostengeschichte samt ihren Folgen, der Epilog zum Drama von 1832, vermochte seine Ruhe nicht mehr zu stören; in verbindlichen Ausdrücken wurde ihm vom Stadtseckelamt für die „zuvorkommende Weise, womit er den burgerlichen Behörden eine ihnen so bemühende Aufgabe (durch die Zahlung) erleichtert und der Burgergemeinde alle fernern Verlegenheiten erspart habe", gedankt. Seine letzten Lebensjahre flossen in ungetrübter Ruhe und in häuslichem Glück dahin. Das Eppenried erwarb er sich als Eigentum und freute sich, sein Gut selbst bewirtschaften zu können. Der 1847 erfolgte Hinschied der Frau Ratsherrin Fischer, seiner Schwiegermutter, betrübte ihn tief; sein Familienkreis bestand nun nur noch aus seiner Gemahlin und seinem Sohn aus erster Ehe, der als Sekretär des bernischen Gemeinderates nur die Sonntage im Sommer bei ihm zubringen konnte. Wiederholt besuchte er seine Tochter in Schwyz und brachte von einem Besuche seine älteste Enkelin, deren Ausbildung ihm sehr am Herzen lag, die ihm aber auch die letzten Lebensjahre verschönerte, ins Eppenried

---

der Konnexität nicht beistimmte, an das unterdes teilw.ise neu besetzte Obergericht, das im September die Sache mit verbindlicher Erklärung der Konnexität an's Amtsgericht zurückweist. Dessen zweites Urteil wurde den Angeklagten nie eröffnet und überhaupt geheim gehalten; das endliche obergerichtliche Urteil von 1839 ist oben erwähnt; am 28. Februar 1840 verwarf der Große Rat den Antrag der Regierung auf Amnestie aller Verurteilten.

[1]) Herr K. L. Friedrich von Fischer-Manuel, Neffe Tscharners, teilt mir mit, daß Oberst von Wurstemberger, der Verfasser der Tscharnerschen Biographie ohne Angabe des Verfassers, aus Bescheidenheit zu berichten unterlassen habe, daß er selbst alle Mittwoch nachmittags, in erster Linie Tscharners wegen von der Schoßhalde zu Fuß nach Thorberg und zurückgewandert sei.

mit. Traurig für beide war der Tod der Frau Jütz im Jahre 1853. Es war der letzte Schlag, der ihn treffen sollte. Während er noch drei Jahre der Rettungsanstalt Bächtelen vorgestanden und als Präsident wertvolle Dienste geleistet, schwanden seine Kräfte zusehends, und er schloß seine irdische Laufbahn am 7. Januar 1856. Ein zahlreich besuchtes Leichenbegängnis bewies die allgemeine Hochachtung vor diesem ehrwürdigen Manne.

Karl Ludwig Tscharner war, wie äußerlich ungewöhnlich schön, so auch innerlich eine vornehme Natur, einsichtsvoll, klar[1]), ernst und trotz einem sehr reizbaren Temperament, doch liebreich und freundlich, religiös ohne jede Affektion, überzeugter evangelischer Christ, aber von weitgehender Duldsamkeit gegen Andersdenkende. Seine Leidenszeit betrachtete er als „eine gütige Schickung Gottes, die ihn um vieles geläutert und gebessert hätte"; über seine Feinde hörte man ihn nicht hart urteilen, obschon er über Charakterlosigkeit und Verdorbenheit im allgemeinen scharf herfahren konnte.

Politisch von entschieden aristokratischen Grundsätzen, sah er in der alten Ordnung eben das Legitime, Rechtliche und hat jedenfalls den Beweis geleistet, daß man nicht nur „recht gut gottselig und doch freisinnig", wie ein radikaler Zeitgenosse schrieb, sondern auch gottselig und Aristokrat zugleich sein könne, allerdings nicht aus Eigennutz und Selbstsucht, sondern aus Überzeugung und mit den fortwährenden thatsächlichen Beweisen eines vornehmen Edelmutes, der geradezu der Grundzug seines Wesens genannt werden konnte.

Die Geschichte ist längst über Tscharners staatsrechtliche und politische Anschauungen weggeschritten; andere Zeiten und Anschauungen haben sie als veraltet beiseite geschoben. Aber als ernste Pflicht der Geschichte erachten wir es, den Wert der historischen Persönlichkeiten nicht nach ihren politischen Anschauungen und besonders nicht nach der jeweilen eben herrschenden relativen Beurteilung derselben, sondern nach ihrem eigenen und ganzen Wesen zu beurteilen, und die altbernische Aristokratie, geschichtlich betrachtet, scheint uns deshalb wohl der Anerkennung

[1]) Seiner hervorragenden Bildung haben wir schon Erwähnung gethan; immerhin sei noch beigefügt, daß er auch über ein dichterisches und graphologisches Talent verfügte. Seine und seiner Freunde großartige Kenntnis der klassischen, spez. lateinischen Litteratur haben wir schon verschiedenerorts erwähnt gefunden. Herr von Fischer-Manuel teilt mir ein von Sigmund von Wagner stammendes Verzeichnis eines kleinen Leistes mit, wo man sich an Samstagabenden mit Wissenschaft beschäftigte: „Schultheiß Fischer, Ratsherr von Diesbach, Tscharner von Burgdorf, Wurstemberger von Wittikofen, Koch, Obrist, Professor Trechsel, Mousson allié Ith. Eine Zeitlang soll auch Pfarrer Baggesen dazu gehört haben.

würdig, daß sie dem Vaterlande viele edle, treue und selbstlose Staatsdiener geliefert hat, die als Muster gelten können. Ohne Kenntnis der persönlichen Vorzüge der Vertreter einer Zeit und ihrer Anschauungen können wohl beide nie genügend und richtig gewürdigt werden. Und zu den Vertretern, deren sich keine Zeit zu schämen hätte, gehört auch Karl Ludwig Tscharner, dessen Betrachtung wir mit den Worten schließen, mit denen er einst den Landammann Sprecher-Bernegg und zugleich unbewußt sich selber geschildert hat:

Treffend malten die römischen Züge die hohe Gesinnung!
Milde mit Anmut und Ernst, Biederkeit, männlicher Treu,
Heiterm Blick in das menschliche Herz und die düstere Zukunft,
Innigem, festem Vertraun in seinen heiligen Gott!

Quellen: Karl Ludwig Tscharner. Als Manuskript gedruckt. Bern, bei Rätzer, 1857. 128 S. Nach einer Notiz in der Fischerschen Biographie (1874), pag. 566 und einer persönlichen Mitteilung ist diese anonyme Schrift von Oberst von Wurstemberger (v. Wittikofen) verfaßt. Lebensnachrichten über E. F. v. Fischer, von K. L. F. von Fischer Bern, 1874. Notizen bei Tillier, in Durheims Chronik, in der Biographie von K. A. R. Baggesen (v. A. Ryß, Pfr. 1883; pag. 80 u. f. f., die Erlacherhofzeit erwähnend). Endlich verschiedene freundliche Mitteilungen des Herrn von Fischer-Manuel aus Manuskripten und persönlichen Erinnerungen.

Bern, im Dezember 1901. G. Bohnenblust.

Beat Rudolf von Lerber.

1788—1849.

Von dem Manne, der in diesen Zeilen behandelt werden soll, kann man nicht sagen, daß er in höchster Stellung gewirkt oder auch nur, daß er auf die bernische Geschichtsentwicklung einen hervorragenden, greifbaren Einfluß geübt habe. Und doch glauben wir, daß es zu einer vollständigen Auffassung der Geschichte auch gehöre, Leute mit einer gewissen stark ausgeprägten Originalität, problematische Naturen in der Politik, in die Betrachtung einzubeziehen, abgesehen davon, daß die Kenntnis solcher Gestalten zur Einsicht in die so vielfachen Strömungen und Geistesrichtungen der bernischen Geschichte zwischen 1830 und 1850 doch von Bedeutung ist, schon weil wir hier eine Umkehrung der viel-

fach erhärteten Regel vor uns haben, einen Mann nämlich, der nicht etwa trotz — sondern wegen seiner intransigenten Orthodoxie und glühenden Religiosität politisch sehr weit links gestanden hat.

Beat Rudolf von Lerber wurde am 26. Dezember 1788 in Bern geboren als Sohn von Franz Rudolf von Lerber, der sich 1779 mit Rosina Katharina von Stürler, Tochter des Großrats und Obersten von Stürler, vermählt hatte. Seine zwei älteren Brüder waren Franz Friedrich (1782—1837) und Karl Anton (1784—1837), später Landammann und Schultheiß der Republik Bern. Nach dem frühen Tode der ersten Gemahlin ging der Vater 1791 eine zweite Ehe mit Ludowika Elisabeth von Wattenwyl ein, der zweiten Tochter des „wohledelgeborenen gestrengen Herrn Obersten Friedrich von Wattenwyl, Ratsherrn der Stadt und Republik Bern, gewesenen Landvogts zu Erlach."

Während nach der 1798er Invasion sein Vater der provisorischen Regierung angehörte, besuchte Beat die Meißnersche Lehranstalt und später die seit 1805 neu organisierte Akademie, sich entgegen seiner Neigung zur Theologie seinem Vater zu liebe der Rechtswissenschaft widmend. Unter der Mediation gehörte sein Vater dem Großen Rate und dem Kantonsgericht (1803 als Präsident) an und wurde 1807 Mitglied des Appellationsgerichts. Nachdem sich sein Bruder Karl mit der Tochter des helvetischen Direktors Glayre vermählt, — eine Verbindung, die die spätere liberale Richtung der Lerberschen Familie wesentlich begünstigt hat — begab sich Beat im Jahre 1809 nach dem durch Savignys Bedeutung sehr gehobenen Heidelberg. Neben juristischen Studien beschäftigte er sich mit Geschichte und in hervorragendem Maße mit Sprachkunde. Persisch wurde neben den klassischen Sprachen getrieben, und de Wette, damals Privatdozent in Heidelberg, gab ihm das Zeugnis, daß er sich durch vorzüglichen Fleiß und Fortschritte in der arabischen und hebräischen Sprache ausgezeichnet habe. Auch ans Neugriechische und Aethiopische wagte er sich und in späteren Jahren gar noch an die Elemente des Chinesischen. Sein Aufenthalt in Paris (1810) brachte ihm Erweiterung seiner orientalischen Bildung bei dem großen Korankenner Sylvestre de Sacy, und in Holland verlebte er bei seinem Freunde Theodorik van Lockhorst glückliche Tage, durch das historische Interesse noch verschönert, daß fünf seiner Vorfahren und Verwandten im 18. Jahrhundert höhere Offiziersstellen in der holländischen Armee bekleidet hatten. In England endlich gefiel ihm die relativ große bürgerliche Freiheit und die energische Religiosität, die ihn weniger zur Kritik als zu großem

Lobe begeisterte. Die rechtswissenschaftlichen Studien hatte er schon vorher aufgegeben, weil er seine Wirksamkeit als Advokat mit seinem Gewissen nicht für vereinbar hielt, seit er bei einem Prozeßpraktikum nach der Verteidigung eines Angeklagten plötzlich die Anklage hatte übernehmen sollen. So bildeten denn Sprachen und Geschichte den Gegenstand seiner Londoner Studien. Er verfolgte freudig die Fortschritte der Aegyptologie, gehoben durch den Fund des Steins von Rosetta, und der Assyriologie, wozu ihm das britische Museum reiche Anregung bot.

„Um den Feldzug gegen den Menschenfresser mitzumachen,“ wie er in seiner deutlichen Art schreibt, kehrte er 1815 nach dem Wiederauftreten Napoleons heim und machte unter General Bachmann als zweiter Lieutenant den Zug gegen Dijon mit. In Ermangelung eines Feldpredigers hielt Lerber seiner Kompagnie selber drei Predigten, die gedruckt unter seinen Werken stehen. In dieselbe Zeit fällt seine Vermählung mit Sophie Hartmann, die er, während sein Vater in Aarwangen Oberamtmann war, im dortigen Pfarrhaus kennen gelernt hatte und die ihm eine liebevolle Gemahlin wurde.

Durch das tägliche Studium der heiligen Schrift und der Kirchengeschichte, durch Vergleichung mit dem Rationalismus und der damaligen Philosophie sah er sich zur Opposition gegen diese um so mehr veranlaßt, als die heilige Allianz, auf die er große Hoffnungen gesetzt, zu einem einfachen Werkzeug Metternichs herabgesunken war. So kam er in Verbindung mit dem Bibelkomite in Bern und mit der Bewegung in der französischen Schweiz, mit Schaffter, Galland, A. Bost, der ihn 1818 besuchte, durch ihn auch mit den Genferkreisen, Gaussen und Malan voran. Aus dieser Zeit stammt eine deutsch und französisch erschienene Schrift: „Der Abfall der christlichen Kirche in unseren Tagen“ von Chananjah Ascher mit dem bedeutsamen Motto „zu zerstören die Festungen des Teufels“, als die er Philosophie und Neologie in die Schranken fordert, und eine öffentliche Protestation gegen die Störungen der Genferversammlungen durch den Pöbel.

1823 folgte einer Tochter ein Sohn, nach seinem holländischen Pathen Th. van Lockhorst Theodorich[1]) getauft. Im Januar 1825 bezog Lerber seine neuerworbene Besitzung, die Sulgeneck. Es begannen

[1]) Der später als Gründer der „Lerberschule“, des nachherigen Freien Gymnasiums, zu großem Einfluß gelangte Schuldirektor von Lerber, der neben dem von seinem Vater geerbten Idealismus und kräftiger Originalität glücklicherweise auch mehr praktischen Sinn besaß, der ihn zu nachhaltigem, dauerndem Wirken befähigte. Er ist am 3. Dezember 1901 in Bern gestorben.

nun die bedeutendsten Jahre seines Lebens, die die Eigentümlichkeit seines Wesens recht zeigen mußten.

Seit dem Jahre 1821 gehörte Beat von Lerber dem Großen Rate an.[1]) Nach dem Uebertritt Karl Ludwig von Hallers zur katholischen Kirche ließ er eine Schrift erscheinen: „Die Abschwörung des Herrn Haller", und verbreitete dieselbe eifrig, wurde aber auf Wunsch der Regierung vom Amtsschultheißen davon abgehalten. Nach der Entsetzung Hallers war Lerber immerhin unbefangen genug, den Antrag, Haller seine Kinder wegzunehmen, „brutal und unvernünftig" zu finden. Der hochinteressante „religiös-polemische Federkampf", zu dem der Handelskommis E. F. Fuchs in Bern nach Hallers Uebertritt die katholischen Geistlichen herausgefordert, und in dem sich der Chorherr Geiger eine zeitlang beteiligt, war von Fuchs veröffentlicht worden (Reutlingen, 1824, 606 S.), und deshalb wurde der Verfasser zu vierwöchentlicher Einsperrung und 200 Fr. Buße verurteilt. Lerber verlangte im Großen Rate Niederschlagung der Sache; seine Anträge blieben aber unbeachtet; da schied er für immer aus dem Großen Rat.

Die religiösen Bewegungen der Zwanzigerjahre waren in einem eigentümlichen Stadium der Verwirrung angelangt. Die etwas exzentrische Frau von Krüdener, der Mystiker Ganz, ihnen gegenüber der Antonianerapostel Anton Unternährer suchten ihre Anhänger. Lerber stand diesen Erscheinungen vom kirchlichen Standpunkt aus mißtrauisch gegenüber; er beschränkte sich auf den nächsten Kreis und gründete in der Sulgeneck die „Gesellschaft der Rechtgläubigkeit" (1826), als deren Sekretär er erscheint und daneben die erste Sonntagsschule Berns, die „Kinderlehre für die Kinder des Sulgenbachs". Entgegen dem Aberglauben und Unglauben, wie Lerber es etwas schroff darstellte, betonte er den streng konfessionell reformierten Standpunkt und ließ

[1]) Wir können es uns nicht versagen, folgende originelle, in gewissem Sinne rührende Zeilen, die in einer eigenhändigen Abschrift auf der Stadtbibliothek zu finden sind, mitzuteilen. 1821 war Beats Vater, nachdem er noch kurze Zeit dem Kleinen Rat angehört, gestorben. Als nun der O.-A. L. in B. auch bei Beat als Mitglied des Großen Rates, wie damals üblich, sich um seine Stimme zur Ratsherrenwahl bewarb, antwortete Beat (29, I. 22): „Von dem an, wo Ew. WohlEdgb. all Ihr Verstehen und den ganzen Nachdruck Ihres O.-A. Einflusses angewandt haben, um mir zu schaden und meine teuren Brüder in ein falsches Licht zu stellen, von da an hielt ich es für heilige Pflicht Ihnen alles zu Gefallen zu thun, was mein Gewissen und meine Grundsätze mir erlauben würden. Ich bedaure, Ihnen in Ihrer Bewerbung für den Rath nicht dienen zu können, weil ich keinem Menschen, nicht einmal meinem Bruder, meine Stimme geben würde, um unseren unersetzlichen Vater zu ersetzen, und ich es mit meiner Ueberzeugung gar nicht thun könnte. Ich habe die Ehr ꝛc."

beim Reformationsfest von 1828 ein langes didaktisches Epos in diesem Sinne erscheinen, dessen lautloses Schicksal unter anderem das Verschwinden des konfessionellen Interesses im Volke deutlich darthat. Lerber schätzte überhaupt das Reformationswerk und -Zeitalter so ungemein, daß beide ihm die erste Christenheit fast überglänzten, und daß deshalb natürlicherweise das spezifisch Konfessionelle ihm viel wichtiger erschien, als dies auf Grund der stärkeren Betonung der Anfänge geschehen wäre. Die Reformation erschien ihm als der großartigste Weg gegen Aberglauben und Unglauben zugleich und entsprach so geradezu seinem Ideale.

Auch zum „blinsen Eisi“[1]) in der Ochsenscheuer stand Lerbers Familie in Beziehung. Er wohnte der ersten Versammlung der evangelischen Gesellschaft im Oktober 1830 bei, und ihre damals aufgestellten Grundsätze, Aufrechterhaltung der reinen biblisch-reformierten Lehre und Sammlung in engere brüderliche Kreise im Schoße der Landeskirche waren gerade die religiösen Haupttendenzen seines Lebens.

Das Jahr 1830 trennte von Lerber von den meisten seiner bisherigen Freunde. Er und seine Brüder waren begeisterte Anhänger des Liberalismus und besonders er ein ingrimmiger Feind aller Vorrechte. Der Umgang mit den Männern der Helvetik und mit den englischen Kreisen hatte seine Folgen mit von Lerbers persönlicher Anschauung verbunden, daß auf biblischem Boden nur allgemeine Gleichberechtigung haltbar sei. Die Verletzungen der religiösen Freiheit und die Einsicht in wirklich vorhandene Mängel der alten Ordnung, wie die fehlende Trennung der Gewalten wirkten mit zur Erweckung seines stets lebhaften Widerspruchs.[2]) Aber noch unter der alten Regierung sollte er in einen höchst eigentümlichen Fall verwickelt werden. Ein subalterner Beamter hatte ihm mitgeteilt, Oberst v. B.,[3]) ein allgemein hochgeachteter Staatsmann, habe von Zürich aus mit den Oesterreichern im Vorarlberg verhandelt. Das Gerücht war auch sonst bekannt, Lerber erzählte es unbedachtsamerweise weiter,

---

[1]) Ueber diese bemerkenswerte Persönlichkeit vergl. Gelzers protestantische Briefe. S. 2 und W. Hadorns Geschichte des Pietismus in der schweiz. reformierten Kirche (1901).

[2]) Er suchte also in der Revolution eigentlich religiösen Fortschritt.

Daran anklingend, mit einem Seitenhieb auf seinen „Mysticismus“, meint Eugen von St. Alban: „Er möchte den Berner Bär gern in den Kreis der apokalyptischen Tiere einschwärzen.“

[3]) Die Geschichte ist von Eugen v. St. Alban (II, 42) unrichtig erzählt, und die Person ist falsch genannt; weshalb wir auch der weiteren Mitteilung, daß Lerber eigentlich das Buch von Fuchs verfaßt habe, mißtrauisch gegenüberstehen.

verweigerte aber vor Gericht die Nennung seines Gewährsmannes, um diesen nicht um seine Stelle zu bringen. Weil er sich ferner weigerte, dem Obersten v. B. „Entschlagnis zu leisten", wurde er zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt. In seiner „Verhaftungsgeschichte", einem eigentümlichen Mischungsprodukt von heftiger politischer Polemik und religiösen Auseinandersetzungen und Citaten, erzählt er den Schluß der Prozedur höchst drastisch also: „Dazu setzte ich den Tag und meinen Namen, und nachdem ich diesen Spruch als abgeschafft mit mehreren Schnitten zerschnitten hatte, warf ich ihn in den Hausgang des Hauses des Geheimen Rates auf den Boden; denn es ist kein Tisch daselbst." Ferner wurde er aus dem Offizierkorps ausgestrichen, protestierte feierlich dagegen und verließ dann mit seinem Söhnchen die Stadt. Er wandte sich nach Murten, dem freiburgischen „Burgdorf" der Dreißigerjahre. Er fühlte sich dort sehr wohl unter Gesinnungsgenossen und knüpfte mit den Häuptern des Liberalismus Verbindungen an. Sogar Mazzini weihte ihn in Grenchen in die Pläne des „jungen Europa" ein; seinen abweichenden Standpunkt skizzierte von Lerber mit einer Schilderung der Reformation, in der „das Wort Gottes, der reine seligmachende Glaube in seiner ganzen Reinheit hergestellt wurde und mit ihm alles; denn es giebt keine Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, die nicht in den Lehren des alten und des neuen Bundes durch und durch begründet wäre." Die flüchtigen Polen feierte er in einem begeisterten Gedicht im Sinne der Hoffnung: „Noch ist Polen nicht verloren." — Indessen wurde im Anschluß an das Amnestiebegehren Tavels für die 1829er Ausgewiesenen von jenem Fuchs, wegen dessen Lerber aus dem Großen Rate geschieden war, die Aufhebung seiner Verbannung vom Großen Rate durch eine Bittschrift angeregt. Ihm schlossen sich mehrere seiner militärischen Untergebenen, Karl Schnell und endlich die gesamte 3. Kompagnie des Auszügerbataillons an, und am 6. April 1832 beauftragte der Große Rat die Regierung, das Verbannungsurteil aufzuheben, weil die frühere Regierung es als politische Partei verhängt habe.

So kehrte Lerber nach Bern zurück als Bewunderer seines eben zum Schultheißen erhobenen Bruders Karl, mit dem er übrigens religiös nicht übereinstimmte; aber mit dem Entschluß, keiner Behörde anzugehören, um ganz frei handeln zu können. Immerhin gab er dem Großen Rate ziemlich umfangreiche gedruckte „Bemerkungen über den Gesetzentwurf der Militärverfassung" ein (1834) mit der Bitte, um der Freiheit willen den ganzen Entwurf abzusetzen.

„Eugen von St. Alban" (Baldamus) schildert in seinen bekannten Briefschreiber „Bern, wie es ist" (1835) Lerber in seiner damaligen Wirksamkeit folgendermaßen: „Beat von Lerber ist als Mensch im allgemeinen höchst achtungswert. Er besitzt die Talente eines guten Familienvaters, eines edeln Freundes, eines braven Bürgers. Allein er hat den großen Fehler, daß er das Reich Gottes vor der Zeit auf die Erde ziehen und die Welt auf seine Weise glücklich machen möchte."

In dieser Zeit ließ er zum zweitenmal seine „Kirche im Staate", („den Städten Thun und Büren und Herrn Dr. Karl Schnell von Burgdorf, Vizeschultheiß, dankbar gewidmet") und, „das vermeintliche göttliche Recht der Regierungen", vornehmlich gegen Hallers Staatsrecht gerichtet, erscheinen, endlich (1835) „Berns Verfassung, freisinnig erklärt in Fragen und Antworten", auf reine Demokratie und auf einen eidgenössischen Verfassungsrat hinzielend. Daneben unterrichtete er seinen Sohn in den Elementen der griechischen Sprache[1]) und ließ ihn die Wagnerschule besuchen, wo er sich mit Otto von Büren, Alexander von Tavel und andern Söhnen politischer Gegner seines Vaters befreundete. Von Lerber selber wandte sich aber immer mehr von den „Vorrechtlern" ab und schloß sich an Tscharner, Fellenberg, Kasthofer, Lohner, Jaggi und Dr. Schneider an, in denen er die „Säulen der Bernerfreiheit" sah. [2])

Aber schon brach ein neues Unwetter über ihn herein. Eine Reihe von Artikeln von seiner Hand hatten offenbar ungenügend begründete Gerüchte über unmenschliche Grausamkeiten des damaligen Zuchthausverwalters zum Gegenstand. Er konnte aber vor Gericht nicht die nötigen Beweismittel beibringen und wurde deshalb am 20. Oktober 1836 zum zweitenmal lebenslänglich verbannt. In einem Beiblatt zu Nr. 48 des „schweizerischen Beobachters" nahm er in einem durch Kernausdrücke und Bibelstellen gleich reichlich gezierten offenen Briefe Abschied von seinem „harten Vaterlande" Bern.

Er wandte sich diesmals nach Lausanne. Als Waadtländer konnte er sich eintragen lassen; hatte doch seine Familie seit 1767 das Bürgerrecht von Gilly, der Heimat des Philhellenen Eynard. Auch

[1]) Lerbers Familienleben muß nach den Schilderungen seines Sohnes, von denen der Verfasser auch gelegentlich Zeuge war, ideal gewesen sein; nur müssen wir uns an dieser Stelle weitere Einzelheiten, für die wir auf Th. von Lerbers Erinnerungen im Volksboten 1892—1893 und 1901—1902) verweisen, aufzuführen versagen.

[2]) Als sprechenden Beweis hiefür nennen wir den von Baldamus (II. 39 u. f.) abgedruckten offenen Brief an die „hochgeehrten Herren Forstmeister Kasthofer und Fürsprech Jaggi" nach deren Ausscheiden aus dem Großen Rat.

dort traf er Gleichgesinnte in Monod, Monnard, Delarageaz u. a., konnte sich auch über die rege Religiosität damaliger Zeit in der Waadt freuen, die durch die Wirksamkeit Secretans, Oliviers, Vinets und ihrer Mitarbeiter kräftig gehoben wurde. Die kirchliche Frage von 1845 brachte ihn indes in einen Gegensatz zu seinen Freunden. In der Trennung von Kirche und Staat sah Lerber eine „Blutzersetzung oder Blutscheidung im sozialen Körper." Jede Entwicklung bemaß er nach der für ihn in Hinsicht christlicher Lehre und christlichen Volkslebens idealen Reformationszeit.

Lerber widmete sich indes seinen Studien und der Erziehung seiner Kinder. Mit Freude sah er, wie sich sein Sohn an dem seit 1838 neu organisierten Gymnasium mit dem spätern designierten Bundespräsidenten Ruffy (I.) um den ersten Platz stritt und wertvolle Freundschaften eingehen konnte. Er schrieb für die Grütliversammlung in Bulle (1842) das Schweizerlied mit den mehr biederen als poetischen Zeilen: „Sollten wir doch den Verstand so gänzlich meiden, nicht zu können Fürst von Freistaat unterscheiden? Nein, ein eignes, freies Volk, Schweiz wir bleiben wollen! — Zeig der Welt, daß wir auch jetzt vom Grütli stammen, Heil Dir Grütli! Sei wahrhaft, gerecht und, was begegne, volkstümlich und treu! Heil Dir Grütli! Gott Dich segne!" — Der Züricherputsch von 1839 fand Lerber auf Seite Drueys, der an der Tagsatzung mit bewundernswert offener Konsequenz erklärte, das Zürchervolk habe als Souverän gehandelt und nichts weiter gethan, als ein konstitutioneller König thue, der seine Minister entlasse; und so freute er sich dieses Siegs der Demokratie und des Glaubens. Von da an bekämpfte er, z. B. in der „schweizerischen Rumpelkammer", das „ungläubige Deutschtum" der „Nassauer" und „Schwaben."

Von gedruckten Schriften ließ er damals erscheinen: „Notwendige Grundlagen einer Schweizerverfassung", anknüpfend an die berüchtigte Note des Herzog von Montebello vom 19. September 1836, die sagte: „Die jetzige Einrichtung der Schweiz gewähren den fremde Mächten keine Sicherung." (Biel, bei Schneider u. Cie., 1840), „Jakob (Lebensgeschichte desselben), dienlich zum Lesebuche in Schulen" (Biel, 1840), und eine kommentierte Übersetzung des Predigers (1838). Als sein Sohn Theodor zur Weiterführung seiner Studien mit seiner Mutter und andern Geschwistern wieder in die Sulgeneck zog, begab sich von Lerber selbst mit seiner ältesten Tochter wieder nach Murten. Nach dem Tode seines jüngsten Sohnes wurde er auf ein Begnadigungsgesuch der Herren von Graffenried von Burgistein, Prof. Stettler und Großrat Weingart aus der Verbannung zurückberufen. Neuhaus schrieb zwar,

Lerber soll sich künftig nicht mehr in Preßhändel einlassen. Er aber erklärte, sich niemals die Freiheit rauben zu lassen, das Recht zu verteidigen, das Unrecht anzugreifen. Im April 1844 kehrte er zurück.

Bald kam die Verfassungsfrage von 1846. Lerber stand ihr prinzipiell geneigt gegenüber; hatte er doch schon Jahre vorher die 1831 er Verfassung in oben erwähnten Schriften kritisiert. Er sagte u. a., das Preßgesetz von 1832 „habe das kostbare Menschenrecht der öffentlichen Meinung viel gewisser als keine Censur verletzt", das Synodalgesetz „mache die heiligsten Güter zur Handelsware weltlicher und geistlicher Behörden", „das Achtungsgesetz übertrifft alles, was der Hochmut der entsetzten Regierung ersann" u. s. f. Er nahm auch, wie General Ochsenbein seinem Enkel geschrieben, oft an den Versammlungen der Radikalen teil und fand an Ochsenbein viel, an Stämpfli weniger Gefallen. Auf die Dauer aber ließ sich ein gemeinsames Arbeiten nicht denken, weil Lerber seine christlichen Grundsätze von den Radikalen anerkannt wissen wollte und öffentlich solche unter ihnen brandmarkte, die einen „Stundenhalter" mißhandelt hatten. Im April 1846 erfolgte sein offener Bruch mit Stämpfli und seinen Anhängern und mit dem Volksvereine. Er schreibt danach: „Nun, ich will nichts und suche nichts, als meinem Heilande nach seinem Bilde zu dienen in aller Erniedrigung." Seiner schwachen Gesundheit halber schlug er eine Wahl in den Siebner Ausschuß der oppositionellen Burger aus; hergestellt glaubte er aber, in der Bekämpfung der „antichristlichen neuen Aristokratie der Nassauer" seine letzte Aufgabe zu finden und gründete mit Gleichgesinnten den Vaterlandsverein, der bis zu 13 Sektionen wuchs und nach seinem Tode unter Anführung seines Sohnes nach Münsingen auf die Leuenmatte zog. Noch vorher hatte er in Verbindung mit Amtsnotar Wyttenbach, Pfarrer Gandard und seinem Sohne u. a. den Leih- oder Pfandbankverein gegründet.

Unter den litterarischen Arbeiten der letzten Jahre, die er noch trotz halber Erblindung zuwege brachte, nennen wir vor allem die „Prüfung von Dr. Gelpkes Buch über die Jugendgeschichte des Herrn" (Bern, 1848, 130 S.) als deren Motto man den Passus bezeichnen könnte: „Sind die Evangelien, die ganze heilige Schrift, in ihren Urkunden nicht geschichtlich zuverlässig, in allen Dingen untrügliche Wahrheit, so ist das ganze Christentum in Glauben und Sittenlehre ein Irrtum, ein Betrug. In diesem Satze ist die ganze Welt enthalten." Ferner sind zu erwähnen: „Le protestantisme sous la face politique" (1841), gegen den nach seiner Meinung unterschätzten Gegner, den Ultramontanismus, gerichtet und endlich „Berns Ver-

fassung, freisinnig und volkstümlich verbessert nach den Begriffen des Verfassers" (Bern, 1845, 104 S.), ein Verfassungsentwurf, anderweitig als seine „reifste politische Arbeit" bezeichnet, die aber eher als eine Art Verfassungsmoral erscheint, wenn wir den Anfang lesen: Satz[1]) 1. „Wahrheit, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit sind die Hauptgrundlagen alles Guten, denen daher alles übrige untergeordnet werden soll; sie bilden das Gesetz des Naturrechtes, das die Grundlage aller Gesetze sein soll." Satz 2: „Die menschlichen Gesetze sollen nur die Anpassung des Naturrechtes sein auf den gesellschaftlichen Zustand; anders sind sie ungerecht und ein Mißbrauch." Ein weiteres Eingehen auf diese interessante Schrift würde uns zu weit führen.

Seine letzten Jahre erfreute noch die Bundesverfassung von 1848, die er ein „über seine Erwartungen gutes Werk" nennt und in der er die Verwirklichung vieler seiner Ideen erlebte. Mit der Stämpflischen Regierung und ihrer Presse, über deren Niederlage in der Verfassungsangelegenheit er sich freute, stand er dagegen in heftiger Fehde; hatte er doch schon die Aufhebung der Zehnten ohne Entschädigung eine „Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit" genannt. Ohne eigentliche Krankheit wurde er indes immer schwächer, und nachdem er noch den letzten Sonntag sich in die Kirche hatte führen lassen, verschied er nach einem qualvollen Todeskampf am 23. Dezember 1849 mit den Worten: „Deine Gnade ist besser, als das Leben."

Beat von Lerber ist eine eigentümliche Gestalt der bernischen Geschichte des 19. Jahrhunders, an allen möglichen Strömungen und Richtungen teilweise beteiligt und doch gänzlich alleinstehend in seinen Zielen. Einer patrizischen Familie vor der Revolution entsprossen, hochgebildet, in glühendem Hasse gegen Napoleon, ihn bekämpfend, Sohn eines Mitglieds des Kleinen Rates während der Restauration, Gründer der Rechtgläubigkeitsgesellschaft und eifriger Bekämpfer der neuen „Philosophen und Neologen", — Mitbegründer der evangelischen Gesellschaft, heftiger Gegner der Aristokratie, im Bruch mit fast allen Freunden und Bekannten, von der alten und neuen Regierung lebenslänglich verbannt und wieder zurückberufen, Verfechter der radikalsten Ideen im Umgang mit Mazzini und doch Gegner der 46er Regierung und endlich Vorkämpfer der „50er Reaktion", „erzradikal und erzorthodox", wie ihn sein Sohn nannte, — alles derselbe Mann, scheinbar voller Widersprüche und doch ein Mann aus einem Gusse.

[1]) Lerber war entschiedener Feind aller Fremdwörter und ersetzte deshalb auch hier die „Artikel" durch „Sätze".



Um ihn zu verstehen und nicht zu verkennen, muß man von vornherein feststellen, daß der Mittelpunkt seines Denkens und Wirkens das religiöse Prinzip geworden ist.[1]) Alles führt er auf die Bibel zurück. Das Naturgesetz ist ihm Gottes Gesetz. Das dogmatische Gebäude, das er in der Reformation als vollkommen hergestellt erkannte, war ihm unerschütterlich und maßgebend. Davon wich er keinen Zoll und daran ließ er auch niemand rütteln. Deshalb wollte er auch nichts von einer Trennung von Kirche und Staat wissen; hatte doch Calvin, den er von den Reformatoren am höchsten schätzte, den Freistaat Genf ohne sie regieren können. Es will uns überhaupt vorkommen, als ob er eigentlich einer solchen Theokratie, die Vinet bekämpfte, nachgejagt habe. Jedenfalls sind seine politischen Ideale mit seinen religiösen Anschauungen in engster Verbindung. Das führte Eugen von St. Alban auf die oben angegebene Bemerkung: „Er hat den großen Fehler, daß er das Reich Gottes vor der Zeit auf die Erde ziehen möchte.“ Er schreibt in seinen „Notwendigen Grundlagen zu einer Schweizerverfassung“: „Was der menschlichen Gesellschaft fehlt, ist, daß ihre Staatseinrichtungen nie christlich waren, daß sie nichts anderes ist, als ein aufgewärmtes, verfeinertes Heidentum“. Dann folgt eine lange, ausdrückliche Ableitung der Demokratie als einzig gottgewollter Staatsform (!) aus Worten, wie denen, daß Jesus alle seine Jünger zu Brüder untereinander gemacht, daß man sich nicht solle Rabbi nennen lassen. „In dieser Lehre sind enthalten und aus ihr fließen unmittelbar die Grundlagen aller wahrhaften Menschengesellschaft, die Volkstümlichkeit (Demokratie) d. h. die Menschenrechte und Oberherrschaft des Volks“. Wenn er endlich aus Stellen wie die folgenden: „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte“, „Ihr wisset, daß die Fürsten der Völker über sie herrschen und die Gewaltigen üben Macht an ihnen; aber so soll es nicht sein unter euch“[2]) die Folgerungen ziehen will, die ihn dazu brachten, in seinem „Treffer in die Freiheitsscheibe“ (1840) zu schreiben, das Fürstentum sei die höchste Stufe des Grundsatzes der

---

[1]) Dafür zeugen schon äußerlich die auch in den völlig politischen, selbst heftig polemischen Schriften eingestreuten biblischen Stellen, Citate und Wendungen.

[2]) Weiter könnten wir noch „das vollkommene Gesetz der Freiheit“ und die Rechtfertigung der résistance passive aus Acta 4 („Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“) anführen. Stellen, wo von dem Gehorsam gegen die Obrigkeiten und „auch gegen die wunderlichen“ Herren aufgefordert wird, scheint er in seinem Eifer übersehen zu haben (um nicht noch einmal auf Joh. 18, 36 hinzuweisen), ebenso die Stellung der Reformatoren zu dieser Frage.

Selbstsucht; ein wahrer Freistaat aber sei die höchste Stufe des Grundsatzes der Liebe", so sehen wir deutlich, daß er das Wesen des Reiches, das nicht von dieser Welt ist, so sehr mit der Einrichtung des modernen politischen Staatswesens verwechselte, daß die Folgen theoretisch schön klingende Unmöglichkeiten sein mußten. Zugegeben, daß viele seiner Wünsche, die er mit allen andern Liberalen teilte, wie uneingeschränkte Glaubens- und Gewissensfreiheit, vollständige Handels- und Gewerbefreiheit, Druck- und Preßfreiheit, Synodalwahl durch das Volk, Lehr- und Lernfreiheit, Civilehe u. a. heute ohne weiteres auch von Konservativen anerkannt werden; die Regierungswahl[1]) durch das Volk und Wahl der militärischen Obern durch die Soldaten, notwendige Folgerungen seiner Grundsätze, ebenso wie die allgemeine schweizerische Rechtsgleichheit und staatliche Besoldung der Geistlichen von Minoritäten und Sekten, die nachweisbar die Mitgliederzahl einer Kirchgemeinde hatten, sind heute noch nicht erfüllt, aber doch nicht unmöglich. Daß er aber bis zum „pereat mundus" gehen konnte, zeigt seine Forderung, daß „kein Widerruf noch Genugthuung jemandem soll auferlegt werden können" und daß alle Amtseide abzuschaffen seien („die Fahneneide sind, wie alle Amtseide, ein reiner Unsinn, eine lästerliche Vermischung Gottes und göttlicher Dinge in niedrige Leidenschaften")[2]). Anderseits befindet er sich, wenn er die religiösen Gründe aller dieser Forderungen hervortreten läßt, in fast drolligem Gegensatz zu all dem Freisinn in Bestimmungen derart, daß theologische Professoren geborne Kantonsbürger (einschl. Waadtländer und Aargauer) sein und die reformierte Lehre bekennen müßten, daß „Fremde, die die Gotteslängnerei verbreiten, sollen fortgewiesen werden". Schon eher fanatisch klingt die unbedingte Forderung, daß alle Ehrenbenennungen wegfallen und kein fremder Adliger im Gebiet der Republik seine Titel brauchen dürfe („Herr" ist übergenug").

Es ist schmerzlich, bei einem Menschen, der seine Thätigkeit mit riesiger Zähigkeit stets auf ein Ziel gerichtet und alles an dessen Erreichung gesetzt, beobachten zu müssen, daß er seinen Weg nach einer falschen Voraussetzung einschlug. Daß er auf dem Weg zur Theokratisierung der Demokratie durch die geistige Macht des Christentums scheinbar Mitkämpfer fand in den Revolutionsmännern von 1831,

---

[1]) Von ihr scheint er nach dem Verfassungsentwurf später abgekommen zu sein.

[2]) Besonders verhaßt ist ihm das Ratsgeheimnis („das Gheimratlismachen ist ein gemeinsamer Fehler aller Regierungen".)

bestärkte ihn in seinem Irrtum[1]), daß eine Analogisierung des geistlichen Reiches mit dem weltlichen Staate möglich sei — was doch einer Quadratur des Zirkels entspräche — und erst, als nach langen Jahren die Führer der 46er Regierung ihre Stellung zur Religion und Kirche deutlich zeigten, wurden seine Illusionen zu nichte und wandte er sich zur Opposition. Wir können mit Eugen von St. Alban richtig sagen: „Die Mystiker haben sich verrechnet, auch der gute Beat machte die Rechnung ohne den Wirt, als er sich in honorem Dei der Revolution in die Arme warf." Wenn er weiterfährt, daß er — im Gegensatz zu vielen andern — doch glaube, was er sage, so trifft er damit Beats innersten Wert, seine völlige Lauterkeit und Reinheit der Absichten und Ziele; daß er die Welt für besser hielt, ja gelegentlich fast als ideal behandeln wollte, gereicht ihm selber nicht zur Schande, hat aber auf sein Wirken einen sehr hemmenden Einfluß ausgeübt.

Er schließt seinen Verfassungsentwurf mit den Worten: „Mich betreffend, o Bernervolk! wenn ich nur ein einziges Fünkchen zu deinem ewigen und zeitlichen Seelen= und Leibeswohle durch diesen Entwurf beitragen kann, so ist meine Erwartung erfüllt, mein Zweck erreicht. Es wäre eine große Versüßung eines langen Thränenlebens. Das gebe der, der für uns am Kreuze starb; so wünscht es Beat von Lerber."

Das bernische Volk ist auch über diesen Verfassungsentwurf zur Tagesordnung geschritten; aber wenn wir auch in Beat von Lerber als historischer Persönlichkeit einen Idealisten und in einer Beziehung einen Utopisten zu sehen haben, dessen Bemühungen im öffentlichen Leben an wesentlichen Irrtümern gescheitert sind, so hat er doch auch hierin das Verdienst, uns eben durch das Schicksal seines Wirkens hingewiesen zu haben auf das so wahre Wort Hippels: „Wenn zuvor das Reich Gottes, das Reich der Sittlichkeit erreicht ist, so wird das politische von selbst erfolgen. Gottes Reich komme! und mit ihm wird auch das weltliche Reich göttlich und heilig werden." Dadurch aber, daß er in seiner Weise, wenn auch ohne großen Erfolg, so doch ehrlich und in seinen Absichten lauter und voll Vaterlandsliebe, seine Ansichten vertreten und dafür gelitten hat, hat er Anspruch auf das Wort, das

[1]) Die ihm allmählich dämmernde Enttäuschung brachte ihn gelegentlich auch, wie wir aus sicherer Quelle wissen, in scharfen Disput mit seinem gemäßigt liberalen Bruder; daß aber der Ausspruch Eugens von St. Alban von den „feindlichen Brüdern" eine weit übertriebene Behauptung ist, zeigt der Umstand, daß gerade zu jener Zeit Beat seinem Bruder seine Verfassungserklärung widmete.

Prof. Langhans später auf Regierungsrat Bitzius angewandt hat: „Das Volk liebt seine Idealisten.“ Und von diesem Standpunkt aus möchten wir es aufgefaßt und gebilligt wissen, daß er auch an dieser Stelle Berücksichtigung und Betrachtung gefunden hat.

Quellen: Eine zl. umfangreiche Biographie Beats v. Lerber von Herrn Arthur von Lerber-Lauterburg im Manuskript, dessen Benützungserlaubnis hiemit auch an dieser Stelle verdankt sei. Derselben liegen zu Grunde seine gedruckten Schriften, seine Korrespondenz, das Militärtagebuch (von 1814—1824), persönliche Aufzeichnungen und die geschichtlichen Belege über das Geschlecht der Lerower, Lerber rc. von Karl Ludwig v. Lerber 1873. — Beat von Lerbers Schriften und Flugblätter, in zwei Bänden gesammelt. — Gedruckte Erinnerungen von Schuldirektor Th. von Lerber im Christl. Volksboten 1901/1902 (früher schon 1892/1893). — Verschiedene Manuskripte auf der Stadtbibliothek (Katalog XVI. 66). — Eugen von St. Alban, Bern, wie es ist, 1835.

Bern, im Frühling 1902. G. Bohnenblust.

Wilhelm Stettler.

1643—1708.

Die Lebensbeschreibung des Malers Wilhelm Stettler von Bern kann wohl nicht besser eingeleitet werden, als mit den Bemerkungen, die er selber über die künstlerischen Verhältnisse des alten Bern seiner Selbstbiographie vorgesetzt hat.

„Obschon von Anfang an die gemeine Bürgerschaft von Bern Ackerbau, Gewerb und Handwerk getrieben, haben sie doch bei den beständigen Fehden mit dem umliegenden Adel nicht dabei bleiben können, weil sie aus Not entweder in den Krieg oder in die Regierung gezogen wurden; dannenhero es allezeit viel mehr tapfere Kriegsleute, als aber hochgelehrte Künstler und Handwerker gehabt, also daß man von langer Zeit her benötigt war, Fremde in die Stadt zu nehmen, so gelehrt und kunstreich man sie haben konnte. Denn in der Malerei-Kunst kann man nicht so bald Lohn verdienen, wie in gemeinen Handwerken, die ihren Preis allein richten nach der Zeit, Maaß, Ell und Gewicht, nicht aber sonderbar nach der Kunst, wie die Malerei, weil dieselbe von keiner so hohen Notwendigkeit ist, wie jene gemeinen Handwerke; darum dann sie gar wenig gilt, wenn sie auch schon in einem hohen Grad gut ist. Dennoch ist zu verwundern, daß, wann ein fremder Maler hier ankommt, wie schlecht er auch schier ist, er allsobald einen solchen großen Zulauf und Verdienst hat, eben als ob man ohne die Malerei nicht leben könnte. — Ich meinesteils habe bald von Anfang wohl gesehen, daß ich meine Arbeit nicht an einen hohen Preis werde

bringen können, darum ich auch gedachte, wie jener Amtmann, der, als er sahe, daß sein Amt von keiner sonderbaren Ertragenheit wäre, sprach: Ich sehe wohl, daß ich bei diesem Amt nicht kann reich werden, darum will ich desto mehr trachten, wie ich zum Wenigsten einige Ehre damit gewinne." —

Die Familie Stettler, der unser Maler angehörte, hatte in der Stadt Bern, wo sie von dem nahen Dorf Stettlen eingewandert war, um's Jahr 1528 das Bürgerrecht erworben und, anfänglich das Gerberhandwerk betreibend, sich bald zu einer angesehenen Stellung aufgeschwungen. Sie gab dem Staat eine Reihe von Beamten, Ratsherren und mehrere Landvögte. Der Chronist Michael Stettler (siehe Sammlung bern. Biographien II. 49 u. ff.) war Wilhelms Großvater. Seine Eltern waren Samuel Stettler, Chorschreiber und Schaffner im Frienisbergerhause in der Stadt, und Katharina, geb. von Werdt, denen er als das fünfte Kind von neun geschenkt wurde. Der Tag seiner Geburt ist nicht bekannt; getauft wurde er den 12. März 1643 im Münster zu Bern. Seine Eltern waren nicht gerade reich; immerhin besaßen sie so viel Vermögen, daß sie ihrem Wilhelm später eine gehörige künstlerische Ausbildung konnten zu teil werden lassen. Zu Hause wurde er in christlicher Zucht erzogen, und so schon frühe in ihm der Grund zu seinem schlichten, fleißigen Wesen und zu dem festen und ehrenwerten Charakter gelegt, durch den er sich nachher auszeichnete und in den mannigfachen Versuchungen seines Reise- und Berufslebens auch rein zu erhalten vermochte.

Zunächst wurde Wilhelm in die Stadtschulen geschickt und erlernte da u. a. auch die alten Sprachen. Obgleich er mit seinem offenen Kopf und guten Gedächtnis ordentliche Fortschritte machte, so wurde ihm doch durch die pedantische Strenge seiner Lehrer das Schulleben arg verbittert. Der zum Zeichner und Maler geborne Knabe konnte auch während des Unterrichts dem in ihm wohnenden plastischen Darstellungstrieb nicht immer widerstehen, und wenn er deswegen von seinen Kameraden verklagt wurde, so entging er der Strafe nicht, und der Schulreim:

„Malen und sudeln ist nicht fein,
Versäumt die Zeit und soll nicht sein"

sei ihm, so erzählt er, oft genug um den Kopf geschlagen worden. In einer höhern Klasse erhielt er aber in Saml. Werdmüller endlich einen ihm günstigen Lehrer, der aus Wohlgefallen an seinen kindlichen Zeichnungen ihm manche Strafe nachließ, wenn er auch in dessen Heften über den ersten Linien ganze Jagden und Bärentänze zu sehen

bekam. Mit seiner Malerei gewann sich Stettler einen gar guten Freund, Joh. Rud. Bitzi, der ihm des alten Merian biblische Figuren, sowie Bilderbücher zur Hand halten konnte, und dem er darum zeitlebens eine innige Liebe bewahrte. In den obersten Klassen wurde er aber aufs neue und zwar so heftig gemaßregelt, daß er auf eigene Faust die Schule gänzlich verließ.

Seine Eltern schickten ihn hierauf nach Genf. Bei einem Hrn. Weiß aus Zürich besuchte er ein collegium philosophicum. Als er aber nach etlichen Monaten allein über die Worte: «Dialectica est ars bene disserendi» mehrere Bogen überschrieben hatte, ohne zu wissen, wo solches hinauslangte, gab er das Studium, zu dem er weder Begabung noch Neigung in sich spürte, abermals auf.

Lieber als die Herren Professoren wurde ihm in Genf ein alter Goldschmied und Alchymist, Claude Pivard aus Lothringen, der, weit gereist, ihm von den damals berühmtesten Künstlern, wie Jacob Callot und dessen Schülern Steph. della Bella, Israel Sylvestre, Abraham Boß, dann auch von Simon Vouet und Antoine Tempest als ihm wohlbekannten Personen sprechen konnte, ja ihm auch deren meiste Werke vorwies.

Nach kurzem Aufenthalt in Genf kehrte Stettler in seine Vaterstadt zurück. Er hatte hier schon in frühern Jahren bei dem jungen Joseph Werner, einem Schüler seines berühmten Vaters, sich im Zeichnen geübt und setzte nun seine Arbeiten bei Jacob Weber, einem fleißigen Maler und geschickten Lehrer in Bern, im Reißen, Zeichnen und Tuschen mit Gummifarben fort. Dann begab er sich nach Zürich, um sich bei dem dortigen Maler und Kupferstecher Conrad Meyer weiter auszubilden und insonderheit die Aetzkunst zu erlernen. „Dieser Künstler," so erzählt W. Stettler, „hat mich anfänglich in guter Meinung vermahnt, von der Malerei abzustehen, sintemal sie dieser Zeit wenig gelte, ob sie schon im höchsten Grade gut sei; aber ich hatte eine unüberwindliche Lust zu dieser edlen Kunst, also daß ich sie nicht so leicht verlassen konnte, noch auch weder durch gute Mahnungen, noch durch irgend welche Widerwärtigkeiten davon abwendig zu machen war."

Eine mächtige Förderung in seinen künstlerischen Neigungen erhielt Stettler bei seinem ehrwürdigen Kostherrn, Hrn. Conrad Wirz, Pfarrer beim Hl. Geist. Der wußte den jungen Maler nicht nur mit manchem Gespräch über die Kunst zu erquicken, sondern führte ihn auch bei mehreren Kennern und Beförderern der Malerei ein, so bei dem General-Feldzeugmeister Werdmüller. So kam er auch in die Biblio-

thek der Wasserkirche, wo er eines deutschen Meisters Proportionbuch vom Unterricht des Zirkels und Richtscheits und viele Kupferstiche und Holzschnitte zu sehen bekam. Auch erzählt er von mehreren Besuchen bei dem Historienmaler und Kupferstecher Füßli, Vater, der sich früher lange in Venedig aufgehalten und nur nach eigener Invention malte. Stettler schätzte sich ganz glücklich, nun vom wissenschaftlichen Studium erlöst und ganz ungehindert zu der ihm lieben Zeichen- und Malkunst gekommen zu sein und fand so bei sich das Sprüchwort bewahrheitet: Wornach Einer ringt, darnach ihm gelingt.

Bei seinem Abschied von Zürich hatte er einem Freunde aus seinem eigenen Sinn ein symbolisches Bild in dessen Stammbuch gezeichnet, einen aus dem Himmel herab an einem Seil gehaltenen Löwen gegenüber einem frei dastehenden Schaf mit der Umschrift: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade." Dieses Bild gefiel seinem dortigen Lehrer so wohl, daß er es alsobald auf Kupfer einätzte. Das nämliche oder wenigstens nur unbedeutend veränderte Bild wurde mehrere Jahrzehnte später unter dem weit verbreiteten Portrait des berühmten Pfarrers Lucius in Amsoldingen angebracht, hier jedoch mit dem Motto: „Gott zäumet meinen Feind, der so erbost und wild; sonst wär ich längst dahin, der Herr ist Sonn' und Schild."

Unterdessen war Jos. Werner, Sohn, von seinem beinahe 10-jährigen Aufenthalt in Italien wieder zurückgekehrt. Er hatte sich als vortrefflicher Oelmaler, besonders von Miniaturen, einen solchen Namen gemacht, daß behauptet wurde, es sei bisher seines Gleichen nicht gewesen.

Stettler wurde darum nach Hause gerufen und bald zu diesem bedeutenden Meister geschickt, der sich in Paris niedergelassen hatte und unsern jungen, strebsamen Maler in sein Haus aufnahm. Hier befand er sich vollständig in seinem Element. „Er habe da so viele schöne Sachen gesehen und in dem gründlichen und gefälligen Unterricht Werner's so gute Kunstlehren gehört, daß er hätte mögen oben überlaufen. Nachdem ihm zuvor das Lob guter Freunde einen großen Kopf gemacht, als ob er die Kunst allein hätte, habe er nun bei seinem neuen Meister erkannt, wie weit hinten in der Kunst er noch sei, so daß er an dem von ihm gefaßten Vorhaben fast verzweifelte."

Während seines Aufenthaltes in Paris verrichtete denn auch Stettler nur wenig. Er malte ein einziges Stück mit Farben, eine in Gras und Blumen liegende, vom Schlaf erwachende, nackte Nymphe. Als er dieses mit bestem Fleiß angefertigte Kunstwerk Werner zeigte,

wischte es ihm dieser als „nix nuß“ glatt aus und gab ihm das Brettlein zum Andersmachen zurück, ja wiederholte dieses Verfahren so oft, bis Stettler diesen Gegenstand ganz auswendig zu machen gelernt hatte.

Wenn Stettler in Paris schon wenig malte, so studierte er um so fleißiger in der ihm zur Verwahrung übergebenen Kunst- und Büchersammlung seines Meisters. Werner besaß nämlich eine Menge von Zeichnungen und Handrissen, die er in Italien angefertigt hatte; von Gemälden, wenn auch keine große, so doch eine sehr gute Auswahl, Jagd- und Schlachtenbilder von P. Lembke, eine schöne Landschaft von Casp. Poussin, einen Engelskopf von Albano u. a. m. In der Bibliothek sodann fand Stettler außer den berühmtesten Klassikern auch den Qu. Curtius „Geschichte Alexander's des Großen“, ferner italienische Klassiker, dann noch die Iconologia (Bilder-Mal-Lehre) de Cesare Ripa in 4° und Livre de Portraiture par Jean Cousin, folio, von welchen beiden er sich wunderte, daß sie, als zur Malerei so nützliche Bücher, nicht schon längst in deutscher Sprache herausgekommen seien. Auch wächserne Bilder habe Werner besessen, eine griechische Venus und ein hölzernes, bewegliches Gliedermännchen, das er mit nassem Papier anzulegen gepflegt, wann er seine Draperieen nach dem Leben machen wollte.

Für den König und die Königin malte Werner damals in Miniatur unter anderm vier Stücke in gemein Foliogröße mit Darstellungen aus der römischen Mythologie. Bei der Überbringung dieser Gemälde an den königlichen Hof hatte Stettler ein interessantes Erlebnis. Nachdem er dieselben in Gobelin, wo die Königin sich mit einigen Damen aufhielt, abgegeben hatte, wurde er hereingerufen und von der Königin gefragt, ob er die Miniaturstücke gemalt habe? Seine ganze Antwort war: «Non» und damit ging Stettler stracks wieder zur Thüre hinaus, weil er befürchtete, noch mehr befragt zu werden. Draußen aber wurde er von einem Diener gefragt, wie lange er sich zu Paris aufgehalten habe? Stettler erwiderte kurz: «Demi an», worauf er die Antwort erhielt: «Monsieur, vous parlez déjà fort mal!»

Der Hofmaler Le Brun, mit welchem Werner verkehrte, war Obmann über alle Künstler, Maler und Bildhauer des Gobelin. Stettler bekam dessen Gemälde zu sehen und rühmt seine mit Kaminrußfarbe schattierten Zeichnungen, des Constantin Magnus Schlacht mit Maxentius und dessen Triumphzug in Rom, dann seine 4 Jahreszeiten, die 4 Elemente zu des Königs Tapeten, die Hochzeit Joseph's

und der Maria und des Königs Reiterbild, das alles in Lebensgröße in Öl gemalt. Stettler sah auch mehrere Gemälde von Nicol Poussin, den er den größten Maler seiner Zeit nennt. Poussin habe gepflegt, seine Figuren in der gewünschten Größe in Wachs zu poussieren, auf ein Brett zu stellen und da ihren Stand so oft zu ändern, bis er endlich die rechte „Ordinanz" gefunden habe.

Wie viele « demi-ans » Stettler ferner noch in Paris zugebracht hat, berichtet er uns nicht, wie er überhaupt in seiner Lebensbeschreibung es unterläßt, Zeitbestimmungen zu geben. Er fand jedoch genügend Zeit, sich nicht nur in die Altarbilder und Wandgemälde in der Notre Dame-Kirche, im Karthäuserkloster und andern öffentlichen Gebäuden so zu vertiefen, daß sie ihm noch in seinem Alter frisch vor Augen schwebten, sondern auch die Bekanntschaft berühmter Künstler, wie Quinault und Andreas Simon, auch von dem Kupferstecher und Landschaftenzeichner Israel Sylvestre zu machen, von denen allen er außer ihren künstlerischen Leistungen interessante und ergötzliche Anekdoten zu erzählen wußte. So habe z. B. Tempest hin und wieder ein Tintenfläschchen an eine Mauer oder auf den Boden geschmissen und dann nach der von der verspritzten Tinte gebildeten Figur seine „Ordinanzen" gemacht. —

Als Stettler wieder heimgerufen wurde, beschloß er, um zu Hause über die in der Fremde verbrachte Zeit Rechenschaft ablegen zu können, zuvor noch in seines Meisters Abwesenheit einen Kopf von dessen Zeichnungen zu kopieren und darauf allen möglichen Fleiß zu verwenden. Es bereitete ihm dann keine geringe Freude, als sein Meister beim Anblick dieser Kopie, in der Meinung, ein fremdes Werk vor sich zu haben, ausrief: „Ey tausend Sakerment! Wer hat dies gemacht?" und als er vornommen, wie es damit zugegangen, beifügte: „dieses Glück hätte ich niemals gehabt."

Bei seiner Abreise von Paris erhielt Stettler von seinem Lehrer die Entwürfe zu den 4 Gemälden, die dieser für den königlichen Hof gemacht hatte und von einem Berliner Maler, Joh. Jakob Rollos, der in des Kurfürsten von Brandenburg Kosten in Paris die Malerei erlernen sollte und später auch in Bern arbeitete, hier aber, in einen unsaubern Handel verwickelt, ein trauriges Ende nahm, eine Anzahl bogengroßer Zeichnungen und Handrisse von seiner Invention. Dazu kaufte er nach Raphael in Kupfer gestochene biblische Bilder, viele Bögen Landschaften von Titian, Perelle und andern, Chauvan's Geschichten aus Ovidius nebst einem Proportion-Büchlein der vornehmsten römischen Antiken von Abraham Bosse.

In Bern wußte Stettler anfänglich nichts anzufangen und kam sich wie ein Fisch außerhalb des Wassers vor, bis er von einem Oberst von Wattenwyl den Auftrag erhielt, für ihn und einen in Bern angekommenen spanischen Gesandten des gleichen Namens je einen Familienstammbaum zu machen. Mit großem Eifer ging er an diese Arbeit, war aber ärgerlich, als er, mit Zirkel und Linie angestrengt hantierend, täglich nicht mehr als höchstens 6 Wäpplein zu stande brachte. Da ahmte er das Beispiel eines seiner Lehrknaben nach, der sich einer Schablone von Pappendeckel bediente, und fing auch an, sobald er ein neues Wappen anbringen wollte, zuerst ein Carton-Schildchen auf dem Papier umzureißen, dann in die so entworfenen und gezeichneten Wappen überall eine Farbe, wo sie hingehörte, anzulegen und so fort mit der zweiten und dritten Farbe. So kam er dazu, des Tages oft über 30 Wappen zu machen. Da er anfänglich Mühe hatte, alle die ihm noch unbekannten Wappen ausfindig zu machen, so zeichnete er nun alle Wappen, die er in Fenstern, Kirchen, Klöstern, Schlössern und Zunftstuben, auf Grabsteinen und Siegeln, in Regiments- und Geschlechtsbüchern u. s. w. gewahrte, in sein Taschenbüchlein ein und erhielt auf diese Weise einen Vorrat von 4000 Wappen von damals lebenden oder schon ausgestorbenen Geschlechtern. Vermittelst dieser Wappensammlung verfertigte er in der Folge Stammbäume für mehrere bernische Geschlechter, die Familien von Mülinen, von Erlach, Frisching, Manuel, May, Kirchberger, Steiger, Stürler, wie auch für seine eigene Familie und auch das Wappen der Deutsch-Seckelmeister auf einer Tafel. Auch in der Kupferstecherei hatte Stettler Anlaß, seine Kunst zu zeigen. Ein Buchhändler in Bern, Georg Sonleitner, bestellte bei ihm ein Titelblatt in Folio zu den Predigten von Stephan Fabricius über die Psalmen David's, wies dann aber dessen mit großer Mühe verfertigte Arbeit als viel zu grob zurück, was für den jungen Künstler keine geringe Beschämung war. Und doch mußte gerade dieses Kupfer das Mittel werden, ihn im Auslande bekannt zu machen. Nach einigen Wochen verlangte nämlich Sonleitner Stettlers Arbeit wieder, für die er ihm aber statt Geld einen unverarbeiteten Kupferstich anbot und zuletzt, da Stettler mehr begehrte, Bücher gab. Sonleitner schickte hierauf das Titelblatt zur bessern Ätzung dem Kupferstecher Peter Aubry in Straßburg zu, und dem gefiel nun dasselbe so gut, daß er unsern Stettler zu einer nähern Besprechung nach Basel auf einen Jahrmarkt kommen ließ und ihn dann zu dessen großer Freude in seinen Dienst nahm.

Stettler erhielt an P. Aubry einen sehr verständigen, wenn auch

nicht gerade angemessen lohnenden Lehrmeister. Als Aubry seinen neuen Schüler gleich im Anfang inmitten einiger umhergestellter Kupferstiche seiner Arbeit obliegen sah und von ihm vernahm, daß er aus dem einen Stück einen Kopf, aus einem andern einen Arm, oder nur die Füße abzeichne, so erwiderte er ihm, dessen begehre er gar nicht; denn also würde er, Stettler, ihm wenig nütze sein, sondern er solle vielmehr Alles aus eigener Erfindung machen und über die Zeit seiner Arbeit die Kupferstücke wegthun. Von dem an trachtete Stettler, sich einen Vorrat von fleißig gearbeiteten Zeichnungen anzulegen, die ihm hernach zur Invention dienlich sein möchten. Eifriger dachte er auch allen füher schon gehörten Kunstlehren und -Gesprächen nach. „Da lernte ich erst," sagt er in seiner Lebensbeschreibung, „wie nützlich eine handliche Übung sei, nachdem man zuvor eine Zeit lang gute Lehren angehört und gefasset."

Bei Aubry machte Settler etliche hundert Zeichnungen über des Studenten Cornelius Leben, Dr. Brand's Narrenschiff, eine satyrische Sittenschilderung aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts, über die Deposition der neugebackenen Studenten, Büchlein von nackenden Nymphen nach Cornelius Schutt und anderes mehr, wovon er mit seinem Meister vieles in Kupfer stach. Eine große Anzahl Figuren über Brands Narrenschiff konnte Aubry an Caspar Merian in Frankfurt, der durch die genannten Kupferstiche auf Stettler aufmerksam gemacht worden war, verkaufen. Stettler machte auch in Straßburg nähere Bekanntschaft mit mehreren Malern, wie Dietrich Rose, einem guten Contrafaiter und Maler von zahmen Tieren und von Landschaften, ferner Barthol. Hopffer, bei dem er sich eine kleine Zeit aufhielt und in Miniatur zeichnete. Ein vornehmer Kaufmann, Herr Zerner, der ihn öfters besuchte und über seine Zeichnungsmanier ausfragte, bezeugte, daß, obwohl Stettlers Figuren ihm auch nicht übel gefielen, seine Auslegung der Zeichnung ihn doch viel mehr erfreue.

Unser Künstler fühlte sich ferner durch die öftern Besuche von geschickten Goldarbeitern geehrt und in seinem Streben gefördert, da sie ihm ihre Kunstsachen zeigten. Darunter befanden sich einige Gemälde von dem Miniaturmaler Frankenberger, der die Augen auf seinen Bildnissen mit Silber erhöhte. Bei Aubry bekam er Fechter darstellende Federzeichnungen von Jobst Ammann, aus Zürich, zu sehen, dessen Zeichnungsbuch und Tierbüchlein er schon als Knabe mit Freuden benützt hatte, sowie mit Bleistift gezeichnete Portraitköpfe von Wenzel Hollard.

Von Straßburg zog Stettler nach Augsburg, sobald er vernommen hatte, daß sein früherer Meister, Jos. Werner, von Paris dahin gekommen sei. In seiner Hoffnung, bei demselben noch mehr zu lernen und auch zu verdienen, wurde er aber getäuscht. Für eine nackte Nymphe, die er in Werner's Auftrag für dessen Schwager kopierte, wurde er von diesem nur schlecht bezahlt. Wie in Straßburg, so fand er auch in Augsburg einige mit vortrefflichen Freskomalereien geschmückte Häuser, unter denen besonders das Rathaus sein Wohlgefallen erregte. Nachdem er von Hause reichlich mit Geld versehen worden war, verließ er diese Stadt wieder. Er hatte eben von Werner Abschied genommen, als er mit einem vornehmen alten Herrn zusammen traf, der dem beschäftigungslosen Künstler, um ihm einen längeren Aufenthalt in Augsburg zu ermöglichen, seine Wohnung anbot. Stettler traute indessen dem unbekanten Gönner nicht recht und bedankte sich höflich. Nachher erfuhr er, daß es ein Herr von Rellinger gewesen, der auf seinem Adelssitz vor der Stadt durchreisenden Bürgern von Bern, aus Dankbarkeit dafür, daß er selber bei einem längern Aufenthalt in Bern während des 30jährigen Krieges viel Wohlwollen genossen, gern Gastfreundschaft beweise.

Zu Hause angekommen, fand Stettler wieder wenig zu thun. Er führte darum ein schon längst gehegtes Vorhaben aus und zeichnete eine Menge von vierfüßigen Tieren, Vögeln, Blumen, auch Menschen und einzelne Teile menschlicher Figuren in verschiedenen Stellungen und kopierte auch aus den Antiken- und Medaillenbüchern des Andr. Morell Kleider und Geräte, Waffen, Schiffe, Altäre und Opferwerkzeuge der alten Griechen und Römer. Das meiste hievon wird wohl in der in Privatbesitz befindlichen, zirka 20 teils Folio-, teils Quartblätter enthaltenden Sammlung enthalten sein, die Stettler in seiner originellen Manier „Eierstock" betitelt hat. Es existieren aber auch abgesonderte Blätter mit in Tusch ausgeführten Menschen- und Tierfiguren und Landschaften. Diese Bildergallerie, die sich Stettler als eine Vorratskammer zur Verwendung bei der Darstellung historischer Vorgänge anlegte, benutzte er bald hierauf, als er zu den von Qu. Curtius erzählten Schicksalen und in Kriegen Alexanders des Großen nach eigener Invention ungefähr 60 Bilder in 8° zeichnete.

In dieser Zeit zeichnete Stettler auf die Bitte des ihm wohlbekannten Goldschmieds Lepard aus Straßburg für die dortige Gesellschaft der Maler und Goldschmiede zur Stelzen mit Tusch ein römisches Schauspiel, bei welchem römische Soldaten mit wilden Tieren kämpfen. Als Jos. Werner damals von Augsburg aus einen Besuch in Bern

machte, zeigte ihm Stettler seine Zeichnungen. Werner lobte sie und erbat sich einige leihweise, worauf ihm Stettler, um seinen ehemaligen Lehrer sich um so mehr zu verpflichten, alle überließ. Als Werner später die Bilder zu Alexanders des Großen Kriegszügen wieder zurückschickte, unterließ er es, die Zeichnungen der griechischen und römischen Antiquitäten, die Stettler sehr am Herzen lagen, beizufügen. Es könnte das aus Versehen geschehen sein. Aber Stettler führt noch andere bedenklichere Züge aus dem Benehmen Werners gegenüber später zu befürchtenden Rivalen an, die ein sehr ungünstiges Licht auf den Charakter dieses berühmten Meisters werfen.

Im Fernern zeichnete Stettler Bilder zu der „Ostindischen Reisebeschreibung", welche ein Albrecht Herport, Burger der Stadt Bern und der Malereikunst Liebhaber, im Juli 1669 über seinen neunjährigen holländischen Kriegsdienst in Ostindien, Java und China in Bern herausgab. Diese Bilder, wahrscheinlich nach Herports eigenen Vorlagen ausgeführt, wurden von Konrad Meyer gestochen. Das Büchlein in 12°, mit 248 Seiten Text, hat, das Titelbild inbegriffen, im ganzen 10 Illustrationen, welche die fremden Landschaften mit den Bewohnern, Pflanzen, wilden Tieren, Tempeln, Schiffen, Jagd- und Kriegsscenen, sehr detailliert, aber nicht immer in der richtigen Perspektive darstellen. Stettler war freilich damals erst 26 Jahre alt. Weiter machte er für den berühmten Numismatiker Andreas Morell etliche tausend Zeichnungen von dessen alten Münzen. Von solchen mit Tusch gemalten Bildern findet sich eine ziemliche Anzahl in seinem oben erwähnten „Eierstock".

Stettler unternahm nun eine Reise nach Holland. Unterwegs hielt er sich in Frankfurt auf, wo er von Kaspar Merian, des verstorbenen berühmten Malers Matthäus Merian Sohn, freundlich ins Haus aufgenommen wurde. Dieser, durch Dr. Brands illustriertes Narrenschiff bereits auf seine Talente aufmerksam gemacht, gab ihm auf, Bilder zu biblischen Geschichten zu entwerfen, ein Auftrag, dessen sich Stettler mit vielem Vergnügen innert vier Monaten entledigte. Als er aber auch ein angefangenes Kräuterbuch fertig zeichnen sollte, merkte er, daß er damit nicht zurecht kommen könnte, und verlangte seinen Abschied. Unter den Malern, mit denen er in Frankfurt freundschaftlichen Verkehr pflegte, erwähnt Stettler einen gewissen Christoph Le Blon, Sohn eines vornehmen Buchführers. Von diesem wurde er aufgemuntert, eine Schrift über die Perspektivregeln und Bosses Theorie darüber herauszugeben; allein, da er seine Zeit ganz im Dienst von Herrn Merian verwenden zu müssen glaubte, so sagte er vorläufig

ab. Erst später konnte er in Bern etwas hierüber veröffentlichen. Für einen andern Maler, Heinrich Rose, der sich in der Tier- und Landschaftenmalerei hervorthat, zeichnete er damals auf einen ganzen Bogen Papier mit Tusch die Scene aus Moses Leben, wo dieser auf Gottes Geheiß mit seinem Stab Wasser aus einem Felsen kommen ließ. Von dem gleichen Rose erzählt Stettler weiter, er habe in eine schöne, in Öl gemalte Landschaft von Gabriel Kauw mehrere Tiere hineingemalt. Kauw, der bei seinem Vater Abr. Kauw in Bern malen gelernt, habe sich nachher in Straßburg und Nürnberg zum Landschaftenmaler ausgebildet, sei dann nach Bern zurückgekehrt, habe aber, weil dort seine Arbeit zu wenig gelten wollte, in seinem Fleiß so nachgelassen, als ob er nie etwas von der Kunst verstanden hätte. Von Merian mit einem Empfehlungsschreiben nach Amsterdam versehen, reiste Stettler in diese damals auch in Bezug auf die Kunst berühmte Handelsstadt.

Auch in Amsterdam benützte Stettler eifrig jede Gelegenheit, sich in seinem Fach weiter auszubilden. Er besuchte fleißig die Kunststeigerungen in der „Herrenstube", in welcher oft ganze Kunstkammern voll Gemälden, Kupferstichen antiker Bilder, köstlicher Bücher, Muscheln und indischer Geschirre feilgeboten wurden. Bei einem vornehmen Kunsthändler, Clement de Jonghe, dem Stettler seine Zeichnungen von Alexander des Großen Kriegen und eine gemalte Historie von Sertorius mit dem alten und jungen Pferd zeigte, erhielt er einige Arbeit. Seine Zeichnungen überließ er ihm gegen einige schöne Kupferstiche. Auf de Jonghes Ansuchen malte er ihm halbbogengroß die Geschichte von Nebukadnezars goldener Bildsäule, die von allem Volk angebetet werden sollte, sowie ein Bild des dornengekrönten Erlösers. De Jonghe fand besonders an der ersten Darstellung Wohlgefallen, so daß er nun auch glaubte, daß die Zeichnungen zu Alexander des Großen Kriegszügen, die er anfänglich nur für Kopien Wernerscher Werke gehalten hatte, von Stettler selbständig erstellt seien.

Stettler machte in Amsterdam öftere Spaziergänge zur Besichtigung der Stadt, wobei er auch zu zeichnen pflegte. Als er eines Abends auf dem Heimweg in einem Bierhause einkehrte, kam er mit einer Gesellschaft von kunstverständigen Personen zusammen, die auch ihn als Künstler erkannten und ihm einige Male zutranken. Einer, den er für den Künstler Lairesse hielt, zeigte ihm Kupferstücke dieses Mannes, und die andern ließen sich mit ihm in ein Gespräch über Kunst ein. Da machte es unser Berner, weil er weder in französischer, noch in holländischer Sprache recht antworten konnte, wie einst im Gobelinpalast zu Paris, sagte Adieu und machte sich nach Hause. Er

fügt dieser Erzählung in seiner Biographie die Bemerkung bei: „Ich „habe keine, auch selbst nicht meine Muttersprach, so wohl gelernet, „daß ich mit Verstand eine Rede hätte führen können, weil ich mein „Lebtag der Einsamkeit so ergeben war, daß ich mich darum in keine „Gesellschaft schicken noch richten konnte."

Stettler urteilt da wohl allzu bescheiden von seiner Sprechweise; denn hätte es ihm wirklich so sehr an der richtigen Ausdrucksweise gefehlt, so würde er auch seine Erlebnisse nicht so gut und hübsch haben erzählen können, wie das in seiner Selbstbiographie geschehen ist. Es ist anzunehmen, daß der von ihm gefühlte Mangel weniger der fehlenden Sprachkunde, als vielmehr der natürlichen Schüchternheit entsprungen sei.

Zweifelnd, daß er es in Amsterdam zu etwas befriedigendem bringen werde, packte Stettler seine Sachen zusammen, um wieder heimzukehren. Da, siehe! lächelte ihm wieder, wie schon früher in Paris und Augsburg, gerade bei der Abreise das Glück; es wurde ihm plötzlich von mehreren Seiten Arbeit angeboten. Ein Kupferstecher, Christoph von Haaghen, trug ihm auf, Bilder von Joseph und Asenat in 8° zu machen. Sodann wurde er von einem Herrn, der vom König von Schweden mit Patenten ausgesandt worden war, um allerlei müßige Künstler für dessen Hof anzuwerben, angefragt, ob er ihm dorthin folgen wolle; aber er schlug dieses Anerbieten aus, weil er bereits für die beabsichtigte Heimreise eine angenehme Gesellschaft von zwei Zürchern und einem Studenten von Bern gefunden hatte. Die Reise ging schnell von statten. Nicht einmal in Straßburg, wo ihn sein früherer Meister Aubry, wie er ihm später vorwurfsvoll schrieb, gern wieder angestellt hätte, hielt er sich auf.

In Bern lebte in den 70er Jahren der berühmte Numismatiker Andreas Morell, bis er anno 1680 in den Dienst Ludwigs XIV. trat. Zu dem kam Dr. Patin von Basel, ebenfalls ein ausgezeichneter Antiquitäten- und Münzenkenner, und bekam bei ihm auch Stettlers Zeichnungen zu Gesicht, die ihm so wohl gefielen, daß er sofort den Wunsch äußerte, den Künstler kennen zu lernen. In dessen Wohnung geführt, wurde er von 2 Miniaturstücken, die ihm Stettler zeigte, so sehr eingenommen, daß er nicht von dannen ging, bis ihm Stettler versprach, in einigen Tagen zu ihm nach Basel zu kommen.

Bei Patin zeichnete Stettler sodann viel tausend Medaillen, wobei ihm noch seines frühern Lehrers Konrad Meyer Sohn, Johann Meyer, der später bei Sandrart in Nürnberg sich aufhielt, und ein guter Kupferstecher von Genf, Herr Jean Louis Durand, behilflich

waren. Daneben suchte er die alten Kunstwerke Holbein's auf und nennt als solche 8 oder 10 Altarflügel, die mit dem Leiden Christi bemalt waren, etliche biblische Geschichtsbilder unter dem Dache des Rathauses und ein Ölportrait des Erasmus. Von dem sonst so viel gerühmten, an einem dortigen Hause gemalten Holbeinischen Totentanz urteilt er aber, daß an demselben, weil er von schlechter Hand zum öftern erneuert worden, nichts mehr von Holbein's Art zu finden sei.

Als Dr. Patin nach Verfluß eines halben Jahres in Geschäften nach Italien verreiste, entließ er seine Arbeiter. Nach seiner Rückkehr hätte er sie gerne wieder angestellt; allein Joh. Meyer und Durand zogen es vor, sich auch in andern Kunstzweigen, als nur im Medaillen-Zeichnen auszubilden. Stettler brachte an deren Stelle für einige Monate 2 Studenten von Bern mit und fuhr mit dem Einen derselben, Andreas Erhard, eifrig im Medaillen-Zeichnen fort. Ferner zeichnete er für seinen Meister die Geschichten aus dem Leben der 12 alten römischen Kaiser nach Chauvains Ideen und Medaillen in Kupfer zu C. Suetonius' Werk, ferner Kopien von Holbein's Figuren in des Erasmus Moria (μωρία, Thorheit), die später von Caspar Merian in Kupfer gestochen und dem Minister Colbert in Paris, wie auch der Königin Christina von Schweden gewidmet wurden, endlich noch Kopien von der Holbeinischen Passion Christi. Als Patin von seinen Medaillen-Zeichnungen nicht recht befriedigt war, obschon Stettler meinte, die Originale noch zu übertreffen, fing er an, sie in freierer Weise zu zeichnen, d. h., um mit seinen Worten zu reden, „in solcher Einfalt, wie sie in den Münzen selber sind," und erwarb damit so sehr seines Meisters Wohlgefallen, daß dieser mit freudigem Lächeln ausrief: Voila, qu'il va bien!

In jener Zeit fing Stettler auch an, mit der Feder zu zeichnen, und zwar wurde er dazu genötigt, weil in Basel kein Stämmchen Reißblei zu finden war, und sein eigener Vorrat kein ganzes Jahr hinreichte. In der Handhabung der Zeichnungsfeder wurde er bald so gewandt, daß er des Tags mehr als doppelt so viel Arbeit bewältigte, ja ebenso gut, als vorher mit dem Bleistift, obschon er früher es kaum hatte glauben können, daß die und jene Maler keines Bleistiftes zum Entwerfen ihrer Compositionen bedürfen.

Nach einiger Zeit — in der Mitte der 70er Jahre — verreiste Dr. Patin noch einmal nach Italien und nahm diesmal seine ganze Haushaltung mit, zu welcher auch Stettler gerechnet wurde. Der Weg führte sie über Mailand, Piacenza, Parma, Bologna und Ferrara

nach Padua. Hier wurde sodann Patin zum Doktor und Professor medicinæ erwählt, und als dessen Angestellter konnte Stettler nicht nur ruhig seiner Kunst leben, sondern auch viele schöne Gemälde von Titian, Paul von Verona und Padovanino und andere Kunstwerke zu Gesichte bekommen, die ihm sonst nicht zugänglich gewesen wären. Er bedauerte nur, daß er des Italienischen nicht mächtig war, um dort Bekanntschaften anzuknüpfen. Im Kloster St. Georg bewunderte er Paul Verouese's Gemälde von der Hochzeit zu Kana, das über 100 Personen in Lebensgröße enthält; er beschreibt uns auch die in Mosaik und Bildhauerei ausgeführten Kunstwerke, welche die dortige Hauptkirche St. Markius schmückten. „Außen und unteu herum gegen dem Boden ist die Kirche ausgehauen und umfasset mit einer Burzleten nackender Weiber, ziemlich unverschamt, dessen man nicht sonderbar achtet, weil es von schlechter Kunst ist," berichtet er in mißbilligendem Ton und — bricht damit, höchst auffallend, seine ganze Selbstbiographie ab.

Mit dem zürcherschen Kunsthistoriker Joh. Caspar Füeßlin (Geschichte der besten Künstler in der Schweiz II. pag. 163), der Stettlers Erzählungen mit mehreren Auslassungen wörtlich wiedergibt, finden wir es sehr verdrießlich, daß Stettler hier so völlig unerwartet in der Beschreibung seiner Schicksale den Vorhang fallen läßt, so daß sein späteres Leben und seine Leistungen als ausgelernter Künstler in ein rätselhaftes Dunkel gehüllt sind. Geschah das nur in Folge eines zufälligen Hindernisses oder mit bestimmter Absicht? Wir glauben letzteres annehmen zu müssen, so unwahrscheinlich es auch auf den ersten Blick scheinen mag. Man sollte ja meinen, Stettler hätte großes Vergnügen daran finden sollen, seinen Aufenthalt in der Universitätsstadt Padua, die ihm so reiche Kunstgenüsse bot und in der er ganz ungehindert seiner Neigung zur Malerei sich hingeben konnte, ausführlich zu beschreiben und uns auch zu sagen, was er von den großen italienischen Malern für seine Kunst lernte; aber es ist möglich, daß gerade die durch seine Lebensbeschreibung am Ende seines Lebens aufgefrischte Erinnerung an jene in Italien verlebten Tage ihm die spätere in der viel weniger kunstliebenden Heimat verbrachte Lebenszeit mit ihrer sich fast immer gleich bleibenden Beschäftigung um so düsterer erscheinen ließ und ihn bitter stimmte. Aus diesen Umständen erklärt sich auch am besten die seiner Biographie beigefügte Notiz, daß Stettler die von ihm geschriebene, kaum halb vollendete Arbeit vernichten wollte; er habe sie schon in kleine Riemen zerschnitten gehabt, als ein Enkel seiner Schwester Magdalena, Abraham Manuel, sich diese Schriftstücke von ihm zum Geschenk erbat und mit vieler Mühe abschrieb.

Wieder nach Bern zurückgekehrt gründete W. Stettler bald darauf a. 1677, im Alter von 34 Jahren, seinen Hausstand, indem er sich mit Jgfr. A. Rosina Wagner von Bern verehelichte. Im nämlichen Jahr verheiratete sich auch seine ältere Schwester Magdalena mit Herrn Marquard Zehender, Vogt zu Erlach. Stettlers Ehe blieb kinderlos, scheint aber eine recht glückliche gewesen zu sein. Daß er eine treue Lebensgefährtin besaß, beweist sein Testament, das er 1699 aufsetzte, „als er das Alter betrachtete, in welches er nunmehr durch die Gnade Gottes gestiegen, auch die schweren Leibesgebrächlichkeiten, mit denen derselbe ihn von Zeit zu Zeit heimgesucht, also, daß er des Tods stündlich erwarten sein müsse." In demselben bestimmt er in Übereinstimmung mit seiner ebenfalls testierenden Gattin, „daß diese wegen ihrer lebenslang ihm erzeigten ehelichen Liebe und Treue und fleißigen Abwart und Vorsorg all ander sein Hab und Gut, — was nicht wie Bücher, Gewehr und dergleichen dem Mannsstamm zugehöre, — wie es immer Namen haben möge, lebenslang schlyßweise und rühwig zu nutzen und zu nießen haben solle." Für den Fall aber, daß er seine Ehegeliebte überleben würde, verspricht er, bald nach ihrem sel. Hinscheid ihre noch vorhandene Leibes- und Weiberzierde ihren Schwestern Elisabeth und Margarethe zu überliefern, und verfügt noch weiter, daß dann auch den Kindern dieser Schwestern, der A. Rosina Wagner, A. Rosina Haller und A. Rosina Fellenberg, oder wem sein Ehegemahl es bestimmt haben möchte, 3000 Pfund sammt dem halbigen Teil Hausrats eingehändigt werden sollen. Stettler genoß ein längeres Leben, als er gemeint hatte. Er kam noch in das 18te Jahrhundert hinein und starb im Jahr 1708, im Alter von 65 Jahren, wenige Monate, nachdem er in seiner fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit noch eine Erläuterung zu seinem Testamente aufgesetzt hatte. Er hinterließ eine sehr ansehnliche Bibliothek und eine große Sammlung von Kunstsachen; außerdem, daß seines verstorbenen Bruders Michaels Söhne, Gabriel und Daniel Stettler, vieles davon erben konnten, vermachte er noch der Stadtbibliothek 340 Bücher und dazu eine schöne Anzahl zum Teil sehr wertvoller Holzschnitte und Kupferstiche, oder wie er sich auszudrücken pflegt „Kupferstücke." Seine ihn überlebende Frau konnte in seinem Hause bleiben. Dasselbe soll „hinter den Speichern" (Speichergasse) gestanden haben. Es wurde gegen das Ende des 18. Jahrhunderts beim Bau des „neuen Kornhauses" auf jenem Platze abgebrochen.

Was hat nun unser geschickter und fleißiger Maler in seinem Fach geleistet? Leider sind wir bei dem Mangel an ausführlichen

Nachrichten nicht im Stande, ein vollständiges Verzeichnis seiner Werke zu geben. Das Meiste davon ist wahrscheinlich gar nicht mehr vorhanden, oder zum guten Teil im Ausland da und dort zerstreut und vielleicht nicht einmal als sein Produkt bekannt.

Im Jahr 1679, nicht 1690 oder 1699, wie Leu in seinem Lexikon und Zurlauben in seinem topographischen Werk über die Schweiz behauptet, gab Stettler seinen kurzen, nur 32 Seiten in 12° enthaltenden Traktat: „Von dem rechten Weg zu der edlen Malerei“ heraus. Die Publikation motiviert er im Eingang mit dem heftigen Anhalten vieler Personen, sie zu berichten, wie er an diese Kunst gelangt sei, und fährt dann mit großer Bescheidenheit fort: „Damit ich aber in keinen so bösen Argwohn bei ihnen gerate, als wollte ich mit meinem Wenigen Niemandem zu Gefallen sein, so habe ich mich unterstanden, durch gegenwärtige schriftliche Entdeckung meiner Kunstmängel sie zu versichern, daß es mir bisher mehr an Kunst und Wissenschaft, als aber an schuldiger Dienstwilligkeit gemangelt habe.“ Von der Malerei gibt er die Definition, sie sei „seinem schlechten Bedunken nach nichts anderes, als eine flache, aber doch eigentliche Abbildung der Größe, Farbe, Lichtes und Schattens alles dessen, so mit den Blicken eines unveränderlichen Auges kann begriffen und angesehen werden, wobei dann das Auge an seinem Ort still stehet und seinen Zweck unendlich weit in die Ferne hinaus versetzet.“

Eine Fortsetzung dieses Unterrichts hat Stettler nicht drucken lassen. Da er aber nach den Schlußworten dieses Traktates vorhatte, wenn dieses Wenige beliebe, sich noch weiter zu bemühen, „den rechten Weg zu der edlen Malerei bekannter und richtiger zu machen,“ so ist es sehr wahrscheinlich, daß ein hier in Bern in Privatbesitz befindliches und dem gedruckten Traktat angebundenes, sehr sauber und deutlich geschriebenes Manuskript über die Malerei ebenfalls unsern Stettler zum Verfasser hat. Geist und Stil sind darin die nämlichen, wie in dem kleinern gedruckten Traktat; auch der Zweck ist derselbe, nämlich die Anfangsgründe dieser Kunst zu lehren; nur werden hier neben den technischen auch die geistigen Vorbedingungen zur Ausübung der Malerei berücksichtigt. Die Zeichnungskunst definiert er hier etwas anders, als in seinem gedruckten Traktat, also: „Die Zeichnung ist nichts anderes, als ein erkenntlicher Entwurf, Abbildung oder Erklärung unseres Conzepts, welchen wir in dem Gemüt abgefasset und ausgebrütet und der Einbildung als eine Form oder Ideam vorgestellet u. s. w.“ Weiter nennt er die Zeichnenkunst den Vater der Malerkunst und „eine Thür, zu vielen Künsten zu gelangen.“

Außer den bereits angeführten, in der Fremde angefertigten Illustrationen zu Dr. Sebastian Brands Narrenschiff, den biblischen Bildern, die er für Kaspar Merian und Heinrich Rose in Frankfurt entwarf, und vielen andern, können als hier in Bern vorhandene namhaft gemacht werden:

1. Der weiter oben erwähnte, im Besitz der Familie Stettler befindliche „Eierstock".

2. In einer der Stadtbibliothek angehörenden, von Dr. C. Patin besorgten, sehr schönen Ausgabe in groß 8° von C. Suetons Werken, worunter die Geschichte der zwölf ersten römischen Kaiser eine hervorragende Stelle einnimmt, sind außer dem reichverzierten Titelblatt und den kleinern, historische Ereignisse darstellenden Vignetten am Anfang jeder einzelnen Biographie noch eine große Zahl von Münzenbildern aus jener Zeit mit den Portraits der Kaiser und vielen andern Illustrationen enthalten. Da auf dem Rücken dieses von Stettler der Bibliothek vermachten Pergamentbandes die Notiz: «cum figuris a Wilh. Stettlero nostrato sculptis» steht, so sind diese Illustrationen sehr wahrscheinlich die von Stettler in seiner Biographie erwähnten Zeichnungen zu C. Suetons Kaisergeschichten, die er für Patin vor dessen Abreise nach Italien in Basel angefertigt hat. Wir erhalten damit auch einen sichern Anhaltspunkt für die Bestimmung der Chronologie. Da dieses Werk nämlich anno 1675 in Basel herausgekommen ist, so muß Stettler die betreffenden Zeichnungen entweder auch in diesem Jahr, oder 1674, oder in beiden zusammen gemacht haben und frühestens 1675 mit seinem Meister nach Padua gereist sein.

3. 25 bis 30 Blätter in 12° mit Abbildungen zu Äsops Leben und einigen seiner Fabeln. Sie sind, je zwei auf einer Seite, mit Tusch ausgeführt. Die Zeichnung ist sehr exakt mit reichhaltiger Darstellung, und die menschlichen Figuren im holländischen Stil jener Zeit gehalten.

4. Eine im bernischen Kunstmuseum befindliche Kopie des Manuelschen Totentanzes, die auch wieder nach einer Kopie, derjenigen des Albrecht Kauw vom Jahr 1649, gemacht worden ist. Während die Kauwschen Bilder in starken, grellen Farben prangen, sind die Stettlerschen Kartons, 24 an der Zahl, in groß 4°, in matten Wasserfarben ausgeführt. Die Malerei von Kauw, der sonst keine Figuren, sondern nur Landschaften malte, mag das Manuelsche Original treuer wiedergeben; dagegen bekundet die Stettlersche Kopie mehr Geist und Stil und wurde von allen Kennern hoch geschätzt. Nach Scheurer, in seinem Mausoleum pag. 226, soll der ehemalige Besitzer dieser Kopie, Albr.



von Mülinen, Landvogt von Sumiswald, die ihm dafür anerbotene Summe von 100 Dublonen (Fr. 2300) ausgeschlagen haben und ein erfahrner Miniaturmaler nicht für einen geringern Preis dieselbe haben wieder kopieren wollen.

5. Im Kunstmuseum werden noch folgende Früchte von Stettlers künstlerischem Schaffen aufbewahrt: Eine auf einem Folioblatt gemalte Scene aus dem Bethlehemitischen Kindermord, eine Gruppe von drei ihre Kindlein im linken Arm bergenden Frauen darstellend, die von zwei wilden Kriegern mit gezückten Dolchen bedroht werden und von denen zwei schon am Boden liegen, die dritte mit ihrer Rechten sich des tötlichen Stoßes zu erwehren sucht; dann noch einige auf Kartons geklebte sehr feine Tusch- und Federzeichnungen von biblischen Geschichten, wie die Werbung Eliesers um Rebekka, Josephs Verkaufung nach Egypten, Jesus am Jakobsbrunnen, der Pharisäer und der Zöllner im Tempel, das Friedensreich des Messias mit zahlreichen Tieren u. s. w.

6. Im revidierten Donationenbuch der Stadtbibliothek Bern in dessen erstem Folioband, der anno 1693 angefangen worden ist, sind das kunstvolle Titelblatt und die über 200 groß und lebhaft ausgeführten Wappen der Donatoren, stadtbernischen und fremden, darunter auch von Städten und Klöstern, z. B. von St. Urban, von Stettler gemalt. Das Titelblatt enthält eine symbolische, auf den idealen Zweck einer Bibliothek hinweisende Malerei mit einer großen Anzahl Figuren, von denen ein auf einem Piedestal sich erhebender antiker König im Kriegerschmuck (Ptolemäus Philadelphus von Egypten) und zwei weibliche, die Akademie und die Dankbarkeit repräsentierende Gestalten vor allem ins Auge fallen. Die weiter hinten folgende, vom Maler selbst verfaßte Erklärung dieses Bildes, nimmt nicht weniger als eine Folioseite ein.

7. Das ebenfalls auf der Stadtbibliothek befindliche Wappenbüchlein, das die Wappen aller regimentsfähigen Burger und sogen. ewigen Einwohner unserer Stadt vom Jahr 1700 enthält, in klein 4° und auch mit einem gemalten Titelblatt, dem Landeswappen mit zwei Bären als Schildhaltern geziert. Die mit Helmzierden geschmückten Wappen der Burger sind größer und hübscher ausgeführt als die nachfolgenden, eng in einander gedrängten der ewigen Einwohner. Diese letztern sind am Ende unvollendet gelassen, so daß es scheint, Stettler habe bis ans Ende seines Lebens an diesem Büchlein gemalt.

Ein unserm Stettler zugeschriebener, in Tusch ausgeführter Kopf Kunos von Bubenberg, des ersten Erbauers der Stadt, zeigt, daß

Stettler sich auch auf das Zeichnen von Bildnissen verstand, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die in Lebensgröße und auch in Miniatur ausgeführten Bilder seiner Brüder Michael und Hieronymus ebenfalls von ihm herrühren.

Weitere bedeutendere Zeichnungen oder Malereien Stettlers habe ich nicht zu Gesicht bekommen, obschon es an solchen nicht fehlen wird. Sie mögen ohne Bezeichnung ihres Urhebers ins Ausland, vor allem nach Frankreich, gekommen sein. Füeßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz und das französische Diktionnaire Larousse machen noch drei Stücke als hervorragende und für unsern Maler charakteristische Leistungen namhaft. Die Darstellung der Belagerung einer Stadt im Altertum, wobei auf die Zeichnung der antiken Belagerungsmaschinen ein besonderer Fleiß verwendet sei, — ein Traum Alexanders des Großen, in welchem die in seiner Seele gehegten großartigen Pläne gezeichnet seien, und endlich den Traum der Olympias, nachdem sie im Umgang mit Alexander Hoffnung auf Leibesfrucht empfangen hatte.

Gestützt auf alle diese Werke, sowie auf seinen Lebenslauf, glauben wir, an der Hand älterer und neuerer Kunstgeschichtschreiber und -Kritiker Wilhelm Stettler unter Berns bedeutendste Maler rechnen zu dürfen. Die rühmliche Erwähnung, die ihm nach einer Notiz in Leus Lexikon schon von seinem Zeitgenossen Joachim Sandrart von Nürnberg zu Teil wurde, die eingehende Besprechung seiner Leistungen von seiten mehrerer Schriftsteller, außer der im Quellenverzeichnis genannten auch noch von Meusel in seinem Archiv und Journal für Litteratur und Kunst von 1805, beweisen zur Genüge, daß er schon bei seinen Lebzeiten und noch mehr nach seinem Tode im In- und Ausland einen nicht gewöhnlichen Ruf genoß.

Wilhelm Stettler war ein von Natur reich veranlagter, wir können wohl sagen, geborner Zeichner und Künstler, der seine Talente von frühester Jugend an durch fleißige Übung, genaue Beobachtung der Natur und Benützung aller sich darbietenden Hilfsmittel treulich ausgebildet und durch eifriges Studium es dahin gebracht hat, daß seine künstlerischen Leistungen nicht bloß auf mechanischer Routine, sondern auf klarer Erkenntnis der Gesetze der Malerei beruhten. Auch im Kupferstechen hat er sich ausnahmsweise, aber nicht ohne Erfolg, versucht.

Die Wahl von Vorwürfen für seine Malereien fiel fast ausschließlich auf Geschichten aus dem klassischen und dem biblischen Altertum. Er gewann zwar erst nach langjährigem Kopieren Zutrauen zu

seinem Genie und wagte es, selbständig schaffend seinen eigenen Weg zu gehen, worin er sofort durch die Lobsprüche seiner Meister bestärkt wurde.

Nach Walthards Urteil sind seine Wappenmalereien du fini le plus parfait, und seine Tuschzeichnungen surtout précieux; on ne sait, ce qu'on doit le plus y admirer, si c'est la composition ou la manière. Merkwürdiger Weise behauptet Füeßli von seinen Tuschzeichnungen, sie seien sehr fein, aber auch hart und ohne Wirkung auf das Auge, wie er überhaupt eine sonderbare und eigene Zeichnungsart gehabt habe. Seine Malereien sind, soweit ich habe beobachten können, in matten Farben gehalten. Er hat hierüber in seiner gedruckten Anleitung zur Malerei den Grundsatz aufgestellt: „Es sind „alle harte, helle, starke und hoche Farben insgesamt zu vermeiden „und zu verwerfen als eine Sache, worin die ganze Diskordanz eines „Gemähls bestehet, wann nicht deren hartkrellige Art gebrochen oder „gedämpfet oder mit Vernunft durch andere annehmliche und verträg„liche temperiert wird."

Stettler erweiterte stets seine Kenntnisse von dem Leben und den Einrichtungen der alten Kulturvölker. Darum sagte Nagler von ihm, daß wenige Künstler seiner Zeit geistreichere Studien gemacht und selten genauere Kenntnis des Altertums bewiesen haben. Ein deutliches Zeugnis hievon gab seine auf diesem Gebiet reichhaltige Bibliothek. Zähe, die Hindernisse überwindende Beharrlichkeit und ein vorzügliches Gedächtnis, das die einmal geschauten Kunstwerke bis in ihre Details auch noch im Alter dem Geist lebhaft zu vergegenwärtigen vermochte, unterstützten ihn mächtig in seinem künstlerischen Wirken und hoben ihn auf die Stufe künstlerischer Tüchtigkeit.

Maler Stettler spielte, wenn auch nicht auf eine lange Zeit, in seiner Vaterstadt auch eine politische Rolle. Im Jahre 1680 wurde er in den Rat der Zweihundert gewählt, später aber, weil er fortwährend von den Sitzungen dieser Behörde wegblieb, wieder ausgeschlossen. Diese auffallende Pflichtvernachlässigung wird von Walthard mit Stettlers Eifer im Malen erklärt, bliebe aber immerhin eine tadelnswerte Geringschätzung einer amtlichen Stellung und daherigen Verpflichtung. Der wahre Grund dieser scheinbaren Nachlässigkeit wird durch folgende Umstände ins richtige Licht gestellt.[1]) In einem längern Memorial an den Großen Rat, in dem sich Stettler anno

[1]) Dr. Türler, Staatsarchivar, „Im Berner Ratssaale vor 200 Jahren." Separatabdruck aus der „Helvetia".

1691 wegen seiner konstanten Vermeidung des Großrats-Saales verantwortete, kritisierte er die Fehler des damaligen Regiments, besonders die Geheimthuerei und die Ausschließlichkeit der Regierung unter anderem mit folgenden scharfen Worten: „Unser sonst so herrliches Regiment ist jetzunder auf also faule Stöck und schwache Zwergbäumlein kommen, die sich dergstalt in alle Weg biegen, ja brechen lassen, daß es deßwegen bald, wan man ihm nit und bei zeiten zu Hilf kommt, mit unserm höchsten Herzenleyd zu Boden fallen muß." Die Gründe seines Fernbleibens von den Ratssitzungen faßte er in folgende 3 Punkte zusammen:

1. „Weil man in's Rathaus berufen werde, ohne daß zu wissen gethan wird, warum? also daß Einer in seiner Pflicht übereilt wird.
2. Daß man daselbst zusammenkommt zum Heyl und Wohl des Vaterlandes zu rathen mit eben denjenigen, die demselben nit treu geachtet sind.
3. Dieweilen diejenigen, so gleichsam der allergrößten Laster halb berühmt sind, dennoch im Stand (Regierung) gelitten werden. Und so lange wir mit Schälken werden zu Rat gehen, so müssen wir uns immerdar fürchten, deren bösen Lohns auch endlich teilhaftig zu werden."

Stettler empfahl unter anderem am Vorabend einer Sitzung des Großen Rats die Traktandenliste bekannt zu machen, damit keine Sache mehr „also unversehens und ohne Bedacht vorkomme, noch viel weniger aber urplötzlich darüber zu urteilen sei, gleichwie bisher mit unserm höchsten Schaden und Nachteil geschehen. Beim jetzigen Zustand stünden die Mitglieder des Großen Rats mit verbundenen Augen da, also daß verhoffentlich mit einigem Recht mir nicht zu verweisen ist, wann ich solchen unnützen blinden Versammlungen bisher nicht beigewohnet." —

Stettler erhielt auf dieses Schreiben keine Antwort. Im folgenden Jahr beschuldigte er den Stadtschreiber Groß im Großen Rate der Fälschung des Protokolls und fügte noch andere Anschuldigungen bei, so daß er zur Rechenschaft gezogen und auf ein Jahr aus dem Rate ausgeschlossen wurde. Der im persönlichen Verkehr schüchterne, ja fast unbeholfene Mann zeigte in seiner amtlichen Stellung nicht die geringste Befangenheit und scheute sich, von seinem Gewissen gedrungen, keineswegs, gegen eigennützige Machinationen und Sittenlosigkeit mannhaft aufzutreten. Wir müssen diese Handlungsweise des Ratsherrn W. Stettler, bei der er, von seinem persönlichen Vorteil hinten-

setzend, nur das allgemeine Wohl im Auge hatte, für eine wahrhaft patriotische That erklären.

Das Verhalten der Regierung war nicht geeignet, Stettler nach Verfluß der einjährigen Einstellung zum Besuch der Ratssitzungen zu ermutigen. Als er darum auch später fortfuhr, dieselben zu versäumen, so wurde er am 3. Mai 1695, fünfzehn Jahre nach seiner ersten Erwählung, endgültig aus den Reihen der Zweihundert gestrichen.

Daß er diesen Akt der Regierung sehr gelassen aufnahm, beweist folgende Anekdote, die in dem Manuskript seiner Selbstbiographie von viel späterer Hand aufgeschrieben ist. Als Stettler den Ratsboten, der ihn an einem hohen Donnerstag vermahnen mußte, wenn er den Ratssessel nicht verlieren wolle, auf das Rathaus zu kommen — ruhig angehört hatte, nahm er aus einem Schrank sein Baret und einen großen Thaler aus der Tasche und gab beides dem Boten mit dem Ersuchen, die gnädigen Herren zu bitten, ihm diesen Hut und die Regentenwürde wieder abzunehmen; aus dem Thaler solle er mit seinen Freunden ein gut Glas Wein auf seine Gesundheit leeren.

Die Prophetenstimme des unscheinbaren Malers verhallte ungehört; aber seine offene Kritik wurde später von andern aufgenommen. Im Todesjahre Stettlers betrat einer die irdische Laufbahn, der wenige Jahrzehnte später in Poesie und Prosa die verdorbenen Sitten seiner Zeit und die politischen Übelstände geißelte und mit seinem europäischen Ruf seinen Worten eine viel weitere Verbreitung verschaffte: der große Albrecht Haller. Die Henzische Verschwörung von 1749 konnte zwar noch blutig unterdrückt werden; aber der französischen Invasion vermochten die Regenten nicht mit der nötigen Entschlossenheit entgegenzutreten. Der Untergang des alten Bern bewies leider fühlbar genug, daß Wilh. Stettler 100 Jahre vorher nicht zu scharf oder zu pessimistisch über die öffentlichen Zustände geurteilt hat.

Leider existiert von Wilhelm Stettler kein Bildnis seiner Person, was wir mit Füeßli, der in seiner schweizerischen Künstlergeschichte bei jeder andern Biographie das Portrait des Betreffenden beifügt, lebhaft beklagen. Während von mehreren seiner Verwandten noch gut erhaltene Bilder vorhanden sind, wollte dagegen Wilh. Stettler sich nie abkonterfeien lassen. Er habe, wie berichtet wird, ein schielendes Auge und widrige Gesichtszüge gehabt, die ihm etwas Abstoßendes gaben. Wenn aber der Geschichtschreiber Tillier noch beifügt, daß dieser Naturmangel auch seinen Umgang unangenehm gemacht habe, und daraus auch die habituelle Verstimmung seines Gemütes, wenigstens im spätern Leben, zu erklären sei, so können wir dem nicht ganz

beistimmen. Daß sein Umgang in den jüngern Jahren gar nicht unangenehm war, geht aus seiner Selbstbiographie hervor, in welcher eine große Zahl von Freunden und Bekannten, die er auf seinen Reisen überall gewann, aufgezählt werden. Daß später widrige Erfahrungen und schon früh sich zeigende leibliche Übel seiner Stimmung hin und wieder Eintrag thaten und den Verkehr mit den Menschen hemmten, mag schon sein. Warum sollte aber die geringere Wertschätzung des geselligen Verkehrs von seiner Seite oder gar noch die mit dem Alter zugenommene Häßlichkeit seines Gesichtes seinen Umgang unangenehm gemacht haben? Das wird höchstens das Gerede derjenigen Personen gewesen sein, die Ursache hatten, seine Offenheit und Wahrhaftigkeit zu scheuen. Es fehlte ihm freilich die Gabe, ein verständiges Gespräch im Fluß zu erhalten, und besser als mündlich konnte er seine Gedanken schriftlich ausdrücken.

Über die Art und Weise von Stettlers gewöhnlicher Unterhaltung dürfen wir nicht jenes Rechtfertigungsschreiben an den Großen Rat zum Maßstab nehmen, sondern eher ein Brieflein, das er am 22. Aug. 1707 an den Landvogt Otth, Mitglied der Bibliothekkommission, schrieb und das im Donationenbuch der Stadtbibliothek dem Verzeichnis der von ihm geschenkten Bücher beigefügt ist. Es lautet also:

„Obwol meinen Hoch- und WohlgeEhrten HErren ich nichts Vorzuschreiben habe, so wäre mir doch lieb, wenn meine geringe Meinung denselbigen auch gefallen möchte, und das Wapenbüchli, wie gesagt, in der Bibliothek behalten würden. Ich bin willens gewesen, es in die Burger-Cammern zu geben; in Betrachtung aber, daß es allda der Burgerschaft nicht so kommlich des Büchleins zu ge (nießen?) wie in der Bibliothek: So sehe ich gern, daß es auch daselbsten beständig verblibe, welches alles ich letztlich vergessen habe, den Herren zu (sagen?) Bitte hiemit nochmalen mir günstig zu verzeihen, daß ich ihm also viel Mühe gemacht. Inzwischen verbleibe HochgeEhrter Herr Landvogt

dessen schuldiger D. W. Stettler.“

Wenn Wilh. Stettler sich in diesem freundlichen und aufrichtig demütigen Tone auch mündlich unterhalten hat, so ist nicht einzusehen, warum der Umgang mit ihm unangenehm sollte gewesen sein. Das muß freilich zugegeben werden, daß ihn in seinem spätern Leben oft eine gewisse Bitterkeit über sein Lebenslos erfüllte. Es verdroß ihn, daß seine Leistungen nicht mehr Anerkennung fanden. Daß er aber glücklich war, wenn er nur seiner Kunst leben konnte, bezeugen die nämlichen Stellen seiner Biographie, in denen er über mangelnde Anerkennung klagt. Wenn er sich da einigemale „den unglückhaftigsten

Maler" nennt, so drückt er damit im Grund nicht seine eigene Meinung aus, sondern gibt vielmehr in ironischer Weise die Worte eines Freundes wieder, mit denen ihm derselbe in herzlichem Tone sein inniges Mitleid darüber ausgesprochen hatte, daß seine Malereien nicht besser honoriert würden. Stettler gibt lächelnd zu, daß er nicht so viele Dublonen, wie Andere, ja wohl gar keine, bekommen habe, fährt dann aber fort:

„Wann wir aber unseren Herrn Werner betrachten, so kann derselbige wohl für nicht den mindest Unglückhaftigsten gehalten werden, denn ehemals hatte er so viel Geld gewonnen mit seiner Kunst, daß er nicht nur bald den Vornehmsten sich gleich gehalten, sondern für sich und die Seinigen gar reichlich zu leben haben sollte, jetzund aber in seinem Alter aus Not fremde Dienste hat annehmen müssen, welche er sonst wohl bei Weitem nichts würde geschätzt haben, wenn er nur des geringsten Beneficii allhier hätte können teilhaftig werden. Oder für wie glückhaftig ist der zu achten, der, wann er bald nach ausgestandenen Lehrjahren nicht des besten Meisters Preis haben kann, die Kunst aufgibt und viel lieber müßig gehen will, als aber auf gute Hoffnung hin dieselbige mit Lust üben und sich an ihrem Werth vergnügen lassen?"

In solchen gelegentlichen Aussprüchen, in denen er seine innerste Gesinnung offenbart, in seinen Werken, wie in seinem ganzen Leben, wird uns in Ermangelung seines leiblichen Konterfei's doch, was noch mehr wert ist, sein geistiges Bild deutlich vor Augen gestellt. Dasselbe weist in scharf geschnittenen Zügen die Physiognomie eines ächten alten Berners auf, mit dem währschaften Gepräge eines ernsten, gediegenen, aufrichtigen und geraden Wesens und Sinnes. Es hat die Licht- und auch einige Schattenseiten des bernischen Charakters. Wenn wir zu diesen das, zumal für einen Künstler, nachteilige Übermaß von Bescheidenheit zählen, wenn wir es beklagen müssen, daß seine Schüchternheit sich bis zur Befangenheit und seine Bescheidenheit bis zur Geringschätzung seiner selbst, ja bis zum Mißtrauen gegen seine künstlerischen Anlagen steigerte, wenn wir ihm für seinen eigenen Vorteil mehr Beweglichkeit in seinem Benehmen und in seinen Arbeiten wünschten, so müssen wir auf der andern Seite seinen Fleiß und die Ausdauer in der ihm angewiesenen Bahn, müssen seinen männlichen Mut, seine Unerschrockenheit in schwierigen Umständen und die ihn immerdar begleitende Demut und Selbstlosigkeit um so höher schätzen. Das sind aber Eigenschaften, welche des Menschen Charakter ausmachen und seinen Wert bestimmen.

Stettler stund fest im Gewühl der Welt, im Sturm verschiedener, einander bekämpfender Anschauungen, wie auch in den mannigfachen

Versuchungen, denen ein reisender Künstler ausgesetzt ist, und bewahrte sich die altschweizerische, oder wir wollen lieber sagen christliche, Sitteneinfalt. Feste Grundsätze und Sittenreinheit, wie sie aus dem christlichen Glauben hervorwachsen, zieren aber auch einen Künstler.

So haben wir in dem Maler Wilhelm Stettler einen unbescholtenen Charakter und vollendeten Ehrenmann. Auf ihn paßt der Horazische Vers:

Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida, neque Auster.

Wir setzen darunter noch einige Verse, welche Stettler am Schluß seiner Broschüre über den Weg zur Malerei aus Dr. Seb. Brand's Narrenschiff anführt:

Obschon die Kunst und Ehr hoch auf ei'm Felsen wohnen,
Kann doch ein steter Fleiß ersteigen ihre Thronen.
Die Tugend macht zwar Müh; doch kann ihr Schweiß ergetzen,
So pflegt ein edler Geist sich in die Ruh zu setzen. —

Gott hilft nur den Fleißigen | Keinen läßt er Seine Gaben
Und haßt die Hinläßigen; | Ohne Müh und Arbeit haben.
Keine Kunst umsunst!

Quellen: Wilhelm Stettlers Selbstbiographie, von der noch eine Kopie erhalten und die fast ganz abgedruckt ist in Joh. Kaspar Füeßlis „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz“, Bd. II, Zürich 1769. — Zurlauben, Tableaux topographiques de la Suisse ou voyage pittoresque en Suisse, T I. 1780—1786. — Walthardt's Description topographique et hist. de Berne, 1827. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstlerlexikon, Bd. 17, München 1847. — Leus Lexikon unter dem Namen Stettler. Notizen in Tilliers Geschichte des Freistaates Bern, IV. Bd. — Larousse, Dictionnaire. — Berner Taschenbuch auf 1853. — Dr. Heinrich Türler, „Im Berner Ratssaale vor 200 Jahren“, Abdruck aus der „Helvetia“ (Monatsschrift der Studentenverbindung).

Karl Stettler, Spitalprediger.

Hans Ludwig von Wurstemberger.

1820—1884.

Hans Ludwig von Wurstemberger war das vierte Kind und der erstgeborene Sohn des Obersten und Historikers Joh. Ludwig Wurstemberger und der Sophie de Larrey. Er erblickte am 18. Juni 1820 das Licht der Welt in dem sog. Wyßlochgut, das sein Vater zwei Jahre vorher, am 26. Februar 1818, gekauft hatte. Dieses Geburtshaus Ludwigs, in einer hinter der vordern Schoßhalde befindlichen Terrainniederung, aber dabei nichtsdestoweniger etwas erhöht gelegen und die in der Nähe gelegene kleine Wasserfläche des sog. „Egelmöösli" vollständig beherrschend, ist auch in seinen spätern Jahren sein Wohnsitz gewesen, bis der ursprüngliche Bau durch Feuer zerstört und infolge dieses Unglücksfalles seinem bisherigen Besitzer entfremdet wurde. Am 2. Juli 1820 wurde der kleine Ludwig zu Muri getauft; seine beiden Pathen waren der Prinz Wilhelm Friedrich Karl von Nassau-Oranien, Generalmajor Hans Konrad Finsler von Zürich und Major Karl Ludwig Wurstemberger von Bern, seine Pathin war seine 11 Jahre ältere Schwester Sophie, die nachmalige Frau Dändliker. Seine Jugendbildung erhielt er teils durch seinen Vater, soweit es diesem seine durch vielfache Ämter und Würden in Anspruch genommene Zeit gestattete, teils durch die eben genannte, außerordentlich begabte Schwester, endlich zum größten Teile durch Hauslehrer. Einer der Letztern war der spätere durch seine Übersetzung der Bibel in das Sanskrit und das Kanaresische bekannt gewordene Missionar Wenger vom Buchholterberg. Er wurde von seinem Vater tüchtig zum Lernen und Studieren angehalten; in den Mußestunden diente ihm und seinen Geschwistern, namentlich wenn sie Besuch von andern Jugendgespielen erhielten, ein kleines Eselsfuhrwerk zum Fahren und Reiten als besondere Belustigung. Den Konfirmandenunterricht erhielt er von Helfer Gaudard und wurde auf Weihnachten 1838 admittiert.[1])

Als Ludwig herangewachsen war, entschied er sich für das Studium der Medizin und bezog im Herbst 1838 die Universität Bern, am 27. Oktober 1841 diejenige von Bonn, wo er während der beiden ersten Semester Stockenstraße Nr. 4, im dritten Belderberg Nr. 1014, im

[1]) Kommunikantenrodel II. der Münstergemeinde Bern. Seite 35, Nr. 18.

vierten und fünften Rheingasse Nr. 930 wohnte.[1]) In Bonn besuchte ihn im Mai 1842 seine Schwester Sophie auf ihrer Reise nach England. Von diesem Besuch wird erzählt, es sei derselben auf ihre erste Nachfrage nach ihm irrtümlich gesagt worden, er befinde sich im Universitätskarzer, wohin sich die Schwester, ohne zu wissen, was dies sei, begeben und dort zwar nicht ihren Bruder, wohl aber einen andern Berner-Bekannten, der eben einen darin Sitzenden besuchte, getroffen habe und von diesem zu ihrem Bruder geführt worden sei.

Nach seiner Rückkehr von Bonn fanden in der Schweiz eben die Freischarenzüge statt. Als nach demjenigen von 1845 sich unter den von den Luzernern gefangenen daran Beteiligten auch Verwundete befanden, begab sich Wurstemberger nach Luzern, um seine medizinischen Kenntnisse bei dieser Gelegenheit praktisch zu bethätigen, weshalb er von Freunden und Bekannten scherzweise „Freischarendoktor" genannt wurde.[2])

Ein stetes Kopfweh nötigte ihn jedoch bald zum Aufgeben des ärztlichen Berufes, und er entschied sich nunmehr für die Landwirtschaft. Zu diesem Behufe kam er 1846 nach Weil im Schönbuch im Württembergischen. Da er bei seiner Ankunft daselbst keine passende Wohnung fand, im Wirtshaus aber nicht bleiben wollte, so bat er um Aufnahme in das dortige Pfarrhaus bei Pfarrer Strebel. Da derselbe um jene Zeit außer seiner eigenen aus sechs Kindern bestehenden Familie einen Vikar und mehrere Ausländer in der Wohnung beherbergte, konnte er dem neuen Gaste nur ein kleines Stübchen anbieten, kaum ausreichend für Bett und nötigstes Mobiliar, aber v. Wurstemberger, von seinem Vater zur Genügsamkeit erzogen, war damit ebenso völlig zufrieden, wie mit der einfachen Hausmannskost, die für einen so großen täglichen Tisch in jenen schweren Jahren überhaupt nicht immer leicht zu beschaffen war. Mit dem würdigen Geistlichen und dessen Familie befreundete er sich auf das Beste und pflegte diese freundschaftlichen Beziehungen auch in späterer Zeit, als derselbe 1850 mit den Seinigen nach Stuttgart übersiedelte, indem er sie oftmals mit seiner Frau besuchte und sich auch ausbat, daß Pfarrer Strebel 1854 seinen erstgeborenen Sohn taufe.[3])

[1]) Verzeichnisse und Matrikelbücher der Universitäten Bern und Bonn aus den Jahren 1838—1845.

[2]) Hierüber vergl. „Der Freischarenzug gegen Luzern im Jahre 1845" Notizen eines Zeitgenossen. Bern, Druck und Verlag der Buchdruckerei Berner Tagblatt 1893; S. 131 mit der dortigen Anmerkung.

[3]) Gefällige Mittheilungen des Herrn Schulrates Pfarrer Strebel in Stetten und seiner Schwester Marie Strebel in Schwäbisch-Hall vom 5. und 7. August 1899, die hiemit bestens verdankt werden.

Leider kam er aber auch mit diesem Berufe auf keinen grünen Zweig. Der Wirt, dessen Güter er gepachtet hatte, ein schlauer und geriebener Mensch, beutete ihn aus, bis sein Vater selbst ankam und den landwirtschaftlichen Beschäftigungen seines Sohnes ein Ende machte.

Nunmehr wollte derselbe es mit der militärischen Laufbahn versuchen. Er trat daher im Herbst 1847 in die württembergische Armee zur Kavallerie ein,[1]) der er fast acht Jahre lang, bis 1855, angehörte. Behufs Avancements erwarb er als Fremder ein Bürgerrecht zu Egloshеim im württembergischen Oberamte Ludwigsburg. Während seiner Lieutenantszeit in Württemberg lernte er in Stuttgart auch seine spätere Gemahlin kennen, Fräulein Julia Ida von Bach, Herrn Heinrichs Tochter, aus Kurland. Diese Herstammung seiner Frau gab Veranlassung, daß er sich in der Folgezeit eifrigst um das geistige Wohl der russischen Ostseeprovinzen bemühte, wie späterhin gezeigt werden soll. Mit ihr verband er sich am 1. August 1853 zu Zürich.[2]) Aus dieser Ehe giengen zwei Kinder hervor: ein Sohn, Arnold Rudolf Konstantin geb. zu Stuttgart 12. November 1854, und eine Tochter Helene Henriette Marie geb. zu Bern 15. Juni 1856. Der Sohn diente später im kgl. preußischen Eisenbahnregiment zu Berlin.

[1]) Über v. Wurstembergers württembergische Dienstzeit enthält ein uns vorliegender Auszug aus der Offizier-Stammliste des Königl. Württembergischen Kriegsministeriums folgendes: v. Wurstemberger, Hans Ludwig; geb. den 18. Juni 1820 zu Bern in der Schweiz. Bürgerrecht zu Eglosheim, Oberamt Ludwigsburg. Reformiert. Verheiratet seit 11. Juli 1853 mit Ida von Bach aus Kurland. Vater: Gewesener souveräner Rat in Bern. — 1847, den 19. Oktober: freiwillig mit sechsjähriger Dienstzeit beim 1. Reiter-Regiment eingetreten mit der Erlaubnis, die Wachtmeisters-Auszeichnung tragen zu dürfen und der Bestimmung, daß derselbe als Regiments-Offiziers-Zögling zweiter Klasse zu behandeln sei. — 19. Oktober: beeidigt. — 1849, den 15. Oktober: infolge der erstandenen (sic) Prüfung zum Regiments Offiziers-Zögling erster Klasse ernannt. — 1850, den 25. Februar: Zum aggregierten Lieutenant ohne Gehalt im 3. Reiter-Regiment ernannt mit Patent vom 30. Oktober 1849 — Den 4. März: beeidigt. — Den 29. April: in den Gehalt als aggregierter Lieutenant eingesetzt. — 1851, den 20. Januar: bei dem 2. Reiter-Regiment eingeteilt. — 1855, den 19. Februar: ihm die nachgesuchte Entlassung aus dem Militärdienste bewilligt und demselben bei diesem Anlasse den Charakter als Oberlieutenant, sowie die Erlaubnis die Armee-Uniform tragen zu dürfen gnädigst erteilt. — 1855, 17. Juli: v. Wurstemberger hat nach einer Anzeige von diesem Datum auf das Recht, den Charakter als Oberlieutenant zu führen und die Armee-Uniform zu tragen, verzichtet."

[2]) So nach Nr. IX. Seite 288 des burgerlichen Eherodels. Wie die Verschiedenheit dieses Heiratsdatums mit dem obstehenden der Offiziersstammliste zu erklären ist vermögen wir augenblicklich nicht anzugeben, wie wir es auch dahin gestellt lassen müssen, ob der im Eherodel beigefügte Ausdruck „im Neumünster zu Zürich" die ehemalige zürcherische Außengemeinde Neumünster bedeuten soll, oder als eine Verschreibung statt Groß- oder Fraumünster anzusehen ist.

Während seiner württembergischen Dienstzeit nahm er im Jahre 1848 mit seinem Regiment an den Operationen gegen die Freischaren teil, die ihn u. a. auch nach Beuggen im badischen Amte Waldshut führten, wovon er gelegentlich gern erzählte.

Nach seinem Austritt aus dem württembergischen Dienste bekleidete Wurstemberger während der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre in der einheimischen Miliz den Grad eines eidgenössischen Stabshauptmannes. Als solcher machte er die Besetzung der Südgrenzen der Schweiz anläßlich des französisch-österreichischen Krieges in Oberitalien im Jahre 1859 mit, wobei er in den Fall kam, eine auf Schweizergebiet übergetretene Abteilung österreichisches Militär mit dem Urner Bataillon Arnold nach Zürich zu internieren.

Nach dem im Januar 1862 erfolgten Hinscheide seines Vaters blieb er im Wyßlochgut, während sein jüngerer Bruder Rudolf das Wittikofen bewohnte. Da er nunmehr im Besitze des ihm zukommenden Teiles des väterlichen Vermögens war, und auch außerdem von einer in Genf verstorbenen Tante de Larrey eine ansehnliche Summe geerbt hatte, so wollte er sich jetzt auch auf dem industriellen Gebiete etwas versuchen. Zu diesem Behufe kaufte er durch Akt vom 1. Januar und 24. März 1864[1]) gemeinsam mit dem Zeugschmied Friedrich Beyeler die Eisengießerei und Amlungfabrik des Herrn Münger im Dalmazi, ohne jedoch durch den Betrieb derselben namhaften Gewinn zu erzielen.

v. Wurstemberger war auch Mitglied der Evangelischen Allianz. Die Thätigkeit, die er als solches zum Wohl der protestantischen Bewohner der russischen Ostseeprovinzen in den Jahren 1870—1872 ausgeübt hat, bildet das bei weitem am meisten hervorragende Moment seines Lebens, welches dadurch, sonst nur auf seine Vaterstadt und seine schweizerische Heimat beschränkt, auch bis zu einem gewissen Grade eine mehr oder weniger kosmopolitische und internationale Bedeutung erhalten hat.

Durch die Schrift des Russen Juri Samarin „Die Grenzgebiete Rußlands" und mehr noch durch die derselben von Seiten des russischen

[1]) Dieses Datum nach einer gefl. Mitteilung des Herrn Ad. Münger-Dutoit vom 4. Dezember 1899 an den Verfasser; das Berner Grundbuch (Nr. 95, Seite 255) auf der hiesigen Amtschreiberei gibt an, Hans Ludwig v. Wurstemberger habe die halbe Dalmazibesitzung durch Geltstagssteigerungskaufbrief vom 31. Januar 1874 mit Fertigung vom 5. Juni von Emanuel Frank aus Mößingen im Württembergischen erworben und nach Nr. 140 Seite 300 verkaufte seine Witwe dieselbe wieder durch Akt vom 7. Juni 1884 (gefertigt 11. Juli, eingeschrieben 11. August) an den Drechsler Philipp Moser.

lesenden Publikums zu Teil gewordene Aufnahme war dem Panslavismus in ganz bedeutendem Maße Vorschub geleistet worden. Überall sah man infolgedessen die Agenten dieser chauvinistischen Geistesrichtung eine eifrige Thätigkeit entwickeln, deren Mehrzahl bereits offen von einer providentiellen Mission des Slaventums sprachen, dem einst durch die orthodoxe, d. h. griechisch-katholische Kirche die Weltregierung zukommen müsse. Angesichts dieser Umtriebe erinnerte man sich im übrigen Europa nicht ohne Besorgnis daran, daß dieselbe orthodoxe Kirche, die nunmehr vom Slaventum als Mittel zur Erringung der Weltherrschaft benutzt werden sollte, bereits in frühern Jahren auf jegliche Weise danach gestrebt hatte, den Damm zu durchbrechen, welchen jene von Samarin besprochenen und heftig angegriffenen Grenzgebiete dem übrigen Europa zur Schutzwehr gegen ihr Andringen darboten. Man gedachte wieder an die Leiden, welche die Bewohner jener Gegenden, die Glaubensgenossen der übrigen zivilisierten Völker waren, damals und seither fortwährend von den Priestern jener Kirche zu erdulden gehabt hatten. Daher erhoben sich denn auch da und dort Stimmen, welche zum Handeln aufriefen. Die erste in dieser Art war die des lutherischen Pastors Ehni, der in Genf in öffentlichen Vorträgen die dringende Not der Glaubensbrüder in jenen Grenzgebieten Rußlands schilderte und mit mächtigen Worten zur That mahnte. Zur That aber bedurfte es einer Macht und zwar einer geistigen, welche hier allein wirken konnte. Als solche stellte sich ganz von selbst die Evangelische Allianz dar, welche, 1846 gestiftet und damals bereits fast über alle Länder der Erde verbreitet, es sich zur Aufgabe gemacht hatte, überall, wo Menschen um ihres Glaubens willen bedrängt und verfolgt werden, durch gesetzlich erlaubte Mittel, wie Fürbitte und Ermahnung einzuschreiten. Bereits hatte sie bei mehreren Anlässen in dieser Richtung segensreich gewirkt. In diesem Falle kam ihr noch als ganz besonderer Anlaß, für den Grundsatz der Glaubensfreiheit in Rußland einzustehen, der Umstand zu statten, daß auf den Herbst 1870 eine allgemeine Versammlung der Allianz nach New-York aufgeboten war. Etwa 500 Spanier, Schweizer und Franzosen waren es, welche den ersten Aufruf an dieselbe ergehen ließen, diese Sache zu der ihrigen zu machen. Das Komitee der Sektion Genf der Evangelischen Allianz war die erste Korporation, welche sie nun definitiv an die Hand nahm. Dieses, dem nun zu vörderst die Leitung oblag, mußte sich mit Materialien versehen, die ihm zu genauer Orientierung und gewissenhafter Information dienen sollten, und da der größte Teil der Dokumente, welche darüber handelten, aus der Feder von

Angehörigen des Landes selbst geflossen waren und dieses Komitee die Möglichkeit des Einwandes seitens der russischen Regierung voraussah, daß die Allianz nur aus parteiischen Quellen geschöpft habe, die Zweifel an ihrer Authentizität aufkommen ließen — ein Einwand, der dann auch wirklich erfolgte — so sprach es den Wunsch aus, es möchte ein Mitglied der Allianz sich selbst an Ort und Stelle begegeben, um dort den gegenwärtigen Stand der Sache genau und gewissenhaft zu erforschen und ihm hierauf darüber Bericht zu erstatten, damit es nur mit sichern und wahren Angaben versehen, vor die Hauptversammlung der Allianz treten könne. Diese Mission nun wurde v. Wurstemberger zuerkannt, da es bekannt war, daß er die Ostseeprovinzen bereits zweimal bereist hatte und dort mit vielen Leuten und den örtlichen Verhältnissen bekannt sei.

So reiste er Anfangs Mai 1870 in dieser Sache nach jenen Gegenden, gewissenhaft alle Zustände und Verhältnisse ins Auge fassend, die sich auf den Zweck seiner Sendung bezogen. Bei seiner Rückreise über Stuttgart traf es sich, daß er gerade am nämlichen Tage, Donnerstag, 23. Juni, daselbst ankam, an dem zu seiner größten Überraschung die Deputierten des Centralkomitees der französischen Sektion der evangelischen Allianz um die Mittagsstunde auf der königlichen Villa Berg durch den daselbst eben zum Besuch verweilenden russischen Kaiser Alexander II. empfangen worden waren, nachdem die französische Sektion durch einen in Frankreich lebenden Russen aufgefordert worden war, die Anwesenheit des Kaisers von Rußland in Württemberg zu benutzen, um ihm die Bitte der Allianz für die Esthen und Letten vorzutragen. Wurstemberger war durch diese Nachricht der bereits stattgehabten Audienz ziemlich erschrocken, da er befürchtete, es sei hiedurch nun alle Möglichkeit genommen, dem Kaiser den Gesamtzustand der Provinzen darzulegen. Auch war diese Deputation in der That eine Übereilung insofern, als es Sache der gesamten Allianz sein sollte, diesen Schritt zu thun und diese laut Abmachung vorerst Wurstembergers Bericht entgegenzunehmen hatte. Er mußte sich nunmehr begnügen, denselben vorderhand in der Abendkonferenz, die ebenfalls noch am 23. Juni stattfand, den Deputierten mitzuteilen.

Von Stuttgart aus eilte er nach Hause zurück, wo er aber nur wenige Tage verweilte, um alsdann sofort erst dem Centralkomitee in Neuenburg und dem Spezialkomitee in Genf, auf dessen Wunsch er sich nach den Ostseeprovinzen begeben hatte, seine Mitteilungen über die Sachlage daselbst zu machen. In einer stark besuchten Sitzung beschloß das Genferkomitee einstimmig, alle andern Komitees hierin

genau zu informieren und dann die Sache vor die Generalkonferenz in New-York zu bringen. Allein da traf noch am Abend des Sitzungstages wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von der französischen Kriegserklärung an Preußen ein, welche im ersten Augenblick jedes weitere Vorgehen in dieser Sache zur Unmöglichkeit zu machen schien.

Die Allianz ließ sich indessen dadurch von dem vorgesteckten Ziele nicht abbringen. Nach langen Verhandlungen, die den Zeitraum eines ganzen Jahres einnahmen und hier nicht ausführlich dargestellt werden können, glaubte sie die abermalige Anwesenheit des russischen Kaisers in Friedrichshafen im Hochsommer 1871 anläßlich der Feier der silbernen Hochzeit seiner Schwester, der Königin Olga von Württemberg, dazu benutzen zu sollen, diesem Monarchen in Person wiederum durch eine Deputation, wie im Vorjahre, jetzt aber mit Bezug auf Wurstembergers persönliche Beobachtungen und Erfahrungen in jenen Gegenden, die Sache der Glaubensbrüder in den russischen Ostseeprovinzen ans Herz zu legen. Dazu kam es nun allerdings dieses Mal nicht, sondern nur zu einem Empfang der Abordnung der Allianz durch den Premierminister des Kaisers, den Fürsten Gortschakoff. Diese Deputation, in deren Zusammensetzung mehrmals Veränderungen erfolgten, bestand schließlich im Moment der Audienz aus Dr. Schaff, Professor der Theologie in New-York als Präsident, Dr. Steane, Ehrensekretär der britischen Allianz aus London, Baron Hans von Essen aus Stockholm, Ludwig von Wurstemberger aus Bern, Pfarrer Franz Coulin aus Genf, Professor Tischendorf aus Leipzig, und aus dem amerikanischen Unternehmer und Großspekulanten William Cyrus Field. Letzteren hatten die Amerikaner, obwohl ihnen hinlänglich bekannt war, daß eine wirklich evangelisch-christliche Gesinnung bei ihm nur eine höchst untergeordnete Rolle spielte, dennoch in die Deputation gewählt, weil er nach ihrer Ansicht ein „berühmter" und deshalb ein „jedenfalls durch sein Ansehen nützlicher" Mann war. Er seinerseits, dem die ganze Sache der Allianz und der Glaubensfreiheit seiner Mitmenschen in den russischen Provinzen so gleichgiltig war, wie nur irgend etwas, hatte sich in die Abordnung wählen lassen, um bei dieser Gelegenheit der Sache absolut fernliegende, egoistische Sonderzwecke rein materieller Art mit einer ans Naive grenzenden Unverfrorenheit zu verfolgen.

Die Audienz der Delegierten beim russischen Reichskanzler, Fürsten Gortschakoff, fand am Vormittag des Freitag 14. Juli 1871 in der

Villa Taubenheim bei Friedrichshafen statt.[1]) Als während derselben Wurstemberger auf Grund der Beobachtungen, die er während seiner Reise nach den Ostseeprovinzen im Vorjahre gemacht hatte, auch (und zwar in höherem Grade, als es die andern Delegierten mit ihren meist nur doktrinär und allgemein gehaltenen Reden gethan hatten) zur Sache sprechen wollte, drückte ihn der Vorsitzende Schaff, neben welchem er unglücklicherweise Platz genommen hatte, zweimal wieder auf seinen Stuhl hinunter und fiel ihm, als er sich endlich doch das Wort verschaffte, rücksichtslos in die Rede, indem er erklärte, die Deputation habe nun die Geduld des Fürsten genug in Anspruch genommen und habe nichts weiter vorzubringen u. s. w. Der Grund zu diesem verletzenden Benehmen Schaffs gegen Wurstemberger bestand jedenfalls darin, daß er fürchtete, Wurstemberger werde dem Reichskanzler Dinge sagen, die ihm nicht angenehm seien und die ihn verstimmen und ungnädig machen könnten. Um die von der Deputation im Verlauf dieser Audienz begangenen Mißgriffe einigermaßen wieder gut zu machen, verfaßte Wurstemberger eine vom 17. Juli 1871 datierte Zuschrift an den Fürsten Gortschakoff, die zweifellos richtig in des letztern Hände gelangte, wenn auch Wurstemberger von ihm nie eine Antwort darauf erhalten hat.

In Verfolgung des nämlichen Zweckes, welchem bereits diese (allerdings infolge mehrerer von Seiten des Vorsitzenden Schaff als auch von Seiten der beiden Deputierten Field und Tischendorf begangener Fehler nicht völlig nach Wunsch abgelaufene) Audienz gehabt hatte, unternahm nun Wurstemberger infolge einer Reihe hier nicht näher zu erörternden Verumständungen vom November 1871 bis ins Frühjahr 1872 eine zweite Explorationsreise durch Kurland und Livland, auf welcher ihn sein Freund, Herr Franz von Steiger von Riggisberg, begleitete.

Über seine ganze Thätigkeit in dieser Sache hat v. Wurstemberger ein äußerst lehrreiches und anziehend geschriebenes Werk verfaßt, betitelt: „Die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Rußlands", dessen Vorwort schon vom Juli 1872 datiert ist, so daß mithin diese Aufzeichnungen, wenn wenigstens zum Teil nicht schon während der Reise selber, doch jedenfalls unmittelbar in kürzester Frist nach derselben und noch unter dem frischen Eindruck des Gesehenen und Erlebten, aus seiner Feder geflossen sind, was aber der sorgfältigen Ausarbeitung

[1]) Als echt amerikanisch kann dabei der Umstand angesehen werden, daß Fields zwölfjähriger Knabe von sich aus und ohne vom Vorsitzenden der Delegation weggewiesen zu werden, die ganze Audienz mitmachte.

und gefälligen Darstellung des gesammelten Stoffes nicht den geringsten Eintrag gethan hat. Auch spricht sich die geistige Persönlichkeit des Verfassers mit aller Deutlichkeit in dem Buche aus; dasselbe gewährt dem Leser einen tiefen und gründlichen Einblick in Charakter und Wesen seines Verfassers. So bezeichnen ihn z. B. seine Ausführungen und Urteile in demselben über den baltischen Adel im Besondern und über diesen Stand im allgemeinen als einen wahrhaften, echten und vorurteilsfreien Edelmann. Auch finden sich in dieser Schrift viele anschauliche Proben einer russifizierenden Priester- und Beamtenwirtschaft der damaligen Zeit. Diejenigen Leser, welche sich über diese wohl am meisten hervortretende Episode in Wurstembergers Leben näher zu informieren wünschen, seien daher bestens auf dieses Werk verwiesen, das am Schlusse dieser Biographie noch genauer angeführt ist.[1])

Zu Anfang des Jahres 1873 übernahm er die Redaktion der „Allgemeinen Schweizer Zeitung", eines hauptsächlich durch seine Mitwirkung begründeten konservativen Preßorganes, welches in Basel herauskam. Da er aber diese Zeitung aufs Strengste und Entschiedenste nur nach seiner innigsten eigenen Überzeugung redigieren wollte, ohne dabei abweichenden Ansichten von Parteigenossen Konzessionen zu machen, so kam es zwischen ihm und dem Preßkomitee zu Differenzen, infolge deren er am 30. September 1874 seine Stelle als Chefredaktor niederlegte.

Um nun seinen religiösen und politischen Ansichten frei und ohne ängstliche Rücksicht auf weniger entschiedene Parteigenossen Ausdruck verleihen zu können, gründete er noch im Laufe des nämlichen Jahres „mit Hilfe einer bedeutenden Anzahl wackerer Freunde" eine eigene Zeitung, das „Konservative Korrespondenzblatt für die Schweiz und das Ausland", dessen Probenummer auf Montag 21. Dezember 1874 herauskam, die als Nr. 1 bezeichnete auf Samstag 2. Januar 1875 und von da an regelmäßig am letzten Wochentage. Das Blatt erschien zuerst bei K. J. Wyß in Bern, später (von Nr. 10 des zweiten Jahrganges vom 4. März 1876 an), als Wurstembergers Gegner das Erscheinen desselben in Bern in jeder Art und Weise verunmöglichten,[2]) bei Schwendimann in Solothurn. Indessen ging die Zeitung auf Ende 1876 wieder ein.

[1]) Es ist zu bedauern, daß bis jetzt weder die Berner Stadt- noch die schweizerische Landesbibliothek dieses Werk besitzen; dagegen ist es auf der Bibliothek der Lesegesellschaft von Bern als Nr. 4008 zu haben.

[2]) Welche Mittel von denselben hiezu angewendet wurden darüber siehe den Artikel: „Preßfreiheit in Bern" auf Seite 80 der Nr. 10 vom 4. März 1876 des „Konservativen Korrespondenzblattes."

Da er in derselben auch die römischen Katholiken der Schweiz und speziell des Berner Jura gegen die im damaligen „Kulturkampf" von der Regierung gegen sie getroffenen Maßregeln in Schutz genommen hatte, so wurde er auf 1877 vom jurassischen Wahlkreis Freibergen in den Großen Rat des Kantons Bern gewählt, dem er bis 1878 angehörte. Seine Mitgliedschaft bei dieser obersten Landesbehörde mochte bis auf einen gewissen Grad als eine Art von Repristination — allerdings in einem etwas geringeren Maßstabe — der Zugehörigkeit seines verstorbenen Vaters zum frühern souveränen Großen Rate des alten Bern erscheinen, da auch er als dessen Sohn sich durch Originalität in seinem Auftreten bemerkbar machte. Mag vielleicht auch zugegeben werden, daß er in derselben nach den Ansichten mancher Leute mitunter etwas weit ging, so darf doch hinwiederum die Frage offen bleiben, ob er von der Mehrheit der konservativen Partei und innerhalb derselben insbesondere von seinen standesgenössischen Amtskollegen immer so verstanden und beurteilt worden ist, wie es die tiefe Aufrichtigkeit seiner politischen Überzeugung und die unumwundene Kundgebung derselben wirklich verdient hätte.

Noch an seinem Lebensabend sollte ihn ein schweres Mißgeschick treffen. In den Morgenstunden des Freitag, 19. Dezember 1879, — es war ein eiskalter Wintermorgen — brach im Wyßloch Feuer aus, wie es hieß infolge etwas intensiveren Heizens eines schadhaft gewordenen Kamins. In kurzer Zeit stand das alte und leicht gebaute Haus in hellen Flammen. Da das Gebäude, wie eingangs erwähnt, auf einer Erhöhung lag, so hatte die Feuerwehr nicht wenig Mühe, mit den Löschapparaten den glatten und ziemlich steilen Zugang zum Hause hinaufzukommen. Auch bildete der Mangel an Wasser um dasselbe herum eine Hauptschwierigkeit bei der Bekämpfung des Brandes, ja stellenweise fror infolge der grimmigen Kälte sogar das Wasser in den Schläuchen ein. Das Mobiliar konnte gerettet werden, hingegen brannten der Dachstuhl sowie der erste Stock vollständig nieder, und Wurstemberger mit den Seinigen war gezwungen, die Stätte, die von seiner Geburt an, also beinahe während sechzig Jahren, seine Heimat gewesen war, zu verlassen.[1] Noch am Abend dieses Unglückstages

[1] Nachdem das Grundstück mehrere Jahre im Zustand einer Brandruine verblieben war — der Eingang zu dem noch brauchbar gebliebenen Keller war eingedeckt worden — verkaufte nach v. Wurstembergers Tode seine Witwe das Wyßloch durch Akt vom 30. März (gefertigt 17. April und eingeschrieben 6. Mai) 1889 an Fräulein Cäcilie von Rodt, deren Bruder, Herr Architekt Eduard von Rodt-von Mülinen, es von 1889 bis 1890 neu aufbaute in der Gestalt, die es gegenwärtig hat. Fräulein von

fand er bei seinem Bruder Rudolf im Wittikofen, seine Frau und die Tochter — der Sohn war abwesend — bei der befreundeten Familie Thormann im Rosenberg Unterkunft. Eine zeitlang bewohnte die

Rodt taufte es in „Hohlinden" um und ließ an den Dachgiebelfaçaden Sprüche anbringen. In der westwärts gelegenen Veranda findet sich an der Mauer eine Dichtung in Trochäen, welche vom Schreiber dieser Zeilen bei einem Besuche daselbst am Pfingstmontag (22. Mai) 1899 mit Erlaubnis der Bewohner von 5¼—½6 Uhr Abends kopiert wurde, und die jedenfalls alle diejenigen Leser, die für klassische und historische Studien Sinn haben, interessieren wird, weshalb wir sie hier folgen lassen

Wie die Linden dieses Hügels
Ihre Nachbarn überragen
Raget aus der Zahl der Herren,
Die auf diesem Gut gesessen
Hoch hervor der wack're Oberst,
Der nach altem Schrot und Korne
Hier gewaltet und der Vorzeit
Dunkles Leben tief ergründet.
Hier hat er das Werk geschaffen
Das vom Peter von Savoyen
Meisterhafte Kunde meldet.
In dem Schatten dieser Bäume
Ist er mit dem Freund gewandelt,
Den die Erbauer dieses Hauses
Stolz als ihren Ahnherrn ehren,
Welcher seinem Vaterlande
Und sich selbst in der Geschichte
Von dem bern'schen Kriegeswesen
Hat gesetzt ein bleibend Denkmal.
Diese Weise ruhe fürder
Segnend über diesem Dache.
Schon hat sie der alten Griechen
Geister in das Haus gerufen,
Und als liebe Gäste kehren
Mit Odysseus treuer Gattin
Ödipus' versöhnte Töchter
Bei der neuen Herrin ein.

Wie ohne weiteres ersichtlich, geht die Inschrift auf den Obersten Johann Ludwig Wurstemberger und den spätern Oberamtmann von Münster, Bernhard Emanuel v. Rodt, beide in diesen Blättern schon geschildert, während die „Geister der alten Griechen" sich auf die klassischen Studien beziehen, welche die gelehrte Besitzerin mit Bundesrat Welti zu treiben pflegte. — Fräulein von Rodt verkaufte dann das Wohnhaus 1895 an Herrn Ferdinand von Ernst-von Steiger (Land und Scheune aber an die Burgergemeinde Bern, wobei für diesen landwirtschaftlichen Teil der alte Name „Wyßlochgut" fortbestehen blieb); Letzterer laut Fertigung vom 22. Oktober 1898 an Herrn Wildbolz-Stengel, unter welchem das „Hohlinden" lange von Frau Adele Lilljeqvist-Wieland mit Familie mietsweise bewohnt wurde.

Familie alsdann das Vorwerkgebäude des Elfenaugutes, später zogen sie nach dem sog. Falkenplätzlein Nr. 16, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte. Hier starb Hans Ludwig von Wurstemberger nach langer Krankheit am Freitag, 7. März 1884, früh 5 Uhr morgens an den Folgen einer Lungenentzündung im nahezu vollendeten 64. Altersjahre. Die seinerzeit von ihm mitbegründete „Allgem. Schw. Ztg." widmete ihm in ihrer Nr. 59 vom Samstag abend, 8. März 1884, unter der Rubrik „Kantone" einen kurzen, ehrenden Nachruf. Am 9. März erhielt er seine letzte Ruhestätte auf dem Bremgartenfriedhofe. Eine liegende Marmorplatte mit einem ausgemeißelten Kreuz und dem Spruch: „Ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein" bezeichnet die Stelle seiner irdischen Überreste. — Seine Witwe folgte ihm am 27. Mai 1897.

Seiner physischen Persönlichkeit nach war v. Wurstemberger stattlicher und ansehnlicher als sein Vater. Seine Körperhaltung und sein martialisch aussehender brauner Schnurrbart gaben seiner Erscheinung etwas Militärisches, die frisch geröteten Wangen seinem Gesicht etwas Gesundes und Kräftiges. Die hellen und stets regen Augen blickten klug und aufgeweckt in die Welt hinein und konnten mitunter, wenn er es darauf anlegte, einen fast bis ins verschmitzte gehenden Ausdruck annehmen, doch blieb er dabei nichtsdestoweniger stets gründlich aufrichtig. Auf Eleganz im äußern Auftreten in Kleidung u. s. w. legte er, ganz wie sein Vater, nicht den geringsten Wert, ja er mag hierin mitunter wohl etwas zu weit gegangen sein.

In geistiger Beziehung erreichte Hans Ludwig hinsichtlich Wissen und Gelehrsamkeit zwar seinen Vater nicht, aber er kam ihm doch nahe. Er sprach mehrere moderne Sprachen, darunter die nicht leichte russische, geläufig und führte eine gewandte Feder, wie das aus seinem Buche über die Ostseeprovinzen und aus seinen Zeitungsartikeln ersichtlich ist, die auch gelegentlich tüchtige klassische und historische Studien verraten.

Von Charakter war Wurstemberger treu, ehrlich, zuverlässig und gediegen wie sein Vater; hingegen mangelte ihm das ruhige, klare und besonnene geistige Gleichgewicht und das Beharrungsvermögen des Letztern. Anderseits hatte er sowohl dessen Sinn für Abhärtung der eigenen Person als auch seine Humanität gegen die Tiere geerbt, wie folgende Beispiele zeigen. Während er noch in württembergischen Diensten stand, besuchte ihn einst sein damals eben in Preußen dienender, nur drei Jahre älterer Bekannter Ferdinand von Sinner von Landshut, welchem er zum Übernachten sein Bett anbot. Als dieser am

nächsten Morgen, halb beunruhigt über die Annahme dieses Anerbietens, halb neugierig, wie sich sein Gastgebe wohl über Nacht werde beholfen haben, in das andere Zimmer trat, fand er Wurstemberger auf dem Zimmerboden liegend mit einem Sattel als Kopfkissen und zugedeckt mit einer Pferdedecke.

Als er einst auf Einquartierung im eidgenössischen Dienste ein schönes Zimmer zu ebener Erde, für sein Pferd aber nur einen engen, feuchten und dunkeln Raum erhalten hatte, in welchem Letzteres nach seiner Voraussicht über kurz oder lang hätte Schaden leiden müssen, nahm er kurz entschlossen den Gaul in seine eigene Stube, getreu dem Grundsatz, daß ein richtiger Kavallerist in erster Linie auf das Wohl seines Pferdes und erst in zweiter auf sein eigenes Bedacht zu nehmen hat. Doch zog ihm diese allerdings etwas weit getriebene Tierfreundlichkeit die Mißbilligung seines damaligen Chefs, des Obersten Denzler, zu.

Aus seiner württembergischen Dienstzeit her war er überhaupt ein schneidiger Reiter geblieben. Er hatte sich beim Übertritt der französischen Ostarmee nach der Schweiz im Februar 1871 auch eines der mitgebrachten Pferde, — „Bourbakipferde", wie sie damals im Volksmunde allgemein bezeichnet wurden — gekauft, mit welchem er sehr zufrieden war. Auf demselben ritt er einmal durch den langen und engen Hausgang des damaligen Café Roth (später Merz) an der Marktgasse bis in das hinten an der damals so geheißenen Juden- (nachher Amthausgasse) gelegene Gastzimmer hinein, was bei den anwesenden Gästen nicht geringe Sensation machte und sogar einen ehrsamen Handwerkermeister [1]) zu einem Poem begeisterte.

Ein anderer Ritt Wurstembergers lief für an demselben selbst nicht beteiligte Drittpersonen etwas ungünstiger ab. Er war auf dem bloßen Pferde, ohne Decke und ohne Sattel zu Bekannten geritten. Es war in der warmen Jahreszeit, und Roß und Reiter hatten Beide etwas geschwitzt. Ohne hieran zu denken, nahm er während seines Besuches auf einem schönen Salonsessel Platz und nun denke man sich das gelinde Entsetzen der Hausherrschaft, als er sich wieder von demselben erhob! Doch nahmen sie dem als etwas originell bekannten Freunde diese Vergeßlichkeit nicht übel.

Bevor wir diese Biographie schließen, möge es uns noch gestattet sein, ein sehr charakteristisches Urteil, das eine geistreiche und hoch gebildete Dame aus Bern bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Wurstemberger, ohne ihn zu kennen, über den Eindruck seiner äußern Erscheinung abgab, wenigstens zum Teil hier folgen zu lassen:

[1]) Schreinermeister Geiser an der damaligen Judengasse neben dem Inselgäßchen.

„Vor mir hatte ich einen Mann in einer mehr als anspruchslosen „Kleidung, mit einem eine gewisse Schlauheit verratenden Blicke, der „Sprache eines Hochgebildeten und den Manieren eines vollkommenen „Grandseigneurs.“ [1])

Jedenfalls war Hans Ludwig von Wurstemberger einer der unverdrossensten, zähesten und mannhaftesten Kämpfer der konservativen Partei seiner Jahre, der sich nicht scheute seine Person voll und ganz den Aufregungen und Unannehmlichkeiten des politischen Kampfes auszusetzen, was weder hüben noch drüben so leicht Jedermanns Sache ist und ihm deshalb hoch angerechnet werden muß. Weit hat er sich oftmals vorgewagt in der Hitze des Gefechts. Es steht uns nicht zu, weder hierüber im besondern, noch über seine politische Kampfesweise im allgemeinen irgend ein Urteil auszusprechen, nur möchten wir darauf aufmerksam machen, daß sehr entschieden auf den Gegner losschlagende und oft fast nur allzu schlagfertige Parteivorkämpfer, die sehr weitgehenden politischen Grundsätzen huldigen, ohnehin bei ihren ruhigeren und weniger kampfesdurstigen Parteigenossen fast immer in den Ruf einer gewissen meist mehr oder weniger als tadelnswert ausgegebenen Originalität kommen, den sie nicht immer ohne weiteres verdienen und worunter sie selbst mitunter insoferne zu leiden haben, als er ihre völlig gerechte und billige, ja überhaupt ihre richtige Beurteilung oft sehr erschwert oder ganz unmöglich macht. Etwas hievon dürfte wohl auch bis zu einem gewissen Grade bei Wurstemberger zutreffen. Sicher aber ist aus seinem Leben und politischen Wirken jedenfalls das, daß sein Kampf den Gegnern mindestens unbequem gewesen sein muß; denn wenn ihnen derselbe nur als harmlose Bethätigung eines „originellen“ Menschen erschienen wäre, so hätten sie doch wohl kaum alle erdenklichen Mittel angewendet, um das Erscheinen seiner Zeitung hier in Bern zu verunmöglichen.

Wenn Wurstemberger bei vielen seiner Unternehmungen sowohl auf öffentlichem als auf privatem Gebiete nicht mehr Erfolg hatte, so dürften die Gründe hiefür, soweit sie überhaupt in seiner Person

[1]) Bezüglich der Kleidung und des Blickes soll sich die Beurteilerin (Fräulein Sophie Anker) noch etwas schärfer ausgedrückt haben, war aber hinsichtlich des Letztern entschieden im Irrtum, was sie bei näherer Bekanntschaft mit ihm selbst eingesehen haben würde; die Bemerkung über die Sprache und die Manieren kann der Verfasser, der in seinen Knabenjahren im Sommer 1868 und 1869 hin und wieder mit seinen Vettern Alexander und Albert v. Tavel vom Schatienhof aus im Wyßloch bei dem etwas ältern Sohne Arnold v. Wurstemberger zu Besuch war und dabei dessen Vater einige Male sah, nur bestätigen.



liegen mochten, vornehmlich darin zu suchen sein, daß er auf fachmännische Schulung in jeder Materie zu wenig Gewicht legte und sich zu viel auf seine allerdings nicht zu läugnende natürliche Begabung verließ.[1])

Zum Schluß möchten wir noch eigends bemerken, daß nach unserer tiefsten und innersten Überzeugung Hans Ludwig von Wurstemberger sowohl wegen seines entschiedenen, gediegenen und rechtlichen Charakters als auch wegen seiner edeln und hochherzigen Standesgrundsätze und -Gesinnungen, wie dieselben besonders in seinem Buche über die Ostseeprovinzen zu Tage treten, die Hochachtung aller edeldenkenden Menschen verdient.

Der vollständige Titel dieses Buches, das gewissermaßen die Quintessenz seines Wirkens auf religiösem und mehr oder weniger auch auf politischem Gebiete enthält, und in welchem er als aufrichtiger Christ, als klar, nüchtern und rechtlich denkender Staatsbürger und als gebildeter, weltmännischer Edelmann von durchaus autoritativen Lebensanschauungen und Lebensgrundsätzen erscheint, lautet: „Die Gewissens-„freiheit in den Ostseeprovinzen Rußlands. Erfahrungen gesammelt „während einiger Reisen vom Frühling 1870 bis in den Winter „1871/72 von L. von Wurstemberger, Mitglied der Evangelischen „Allianz. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1872." — Ein vollständiges Exemplar seines „Konservativen Korrespondenzblattes" befindet sich gegenwärtig im Besitz der Bürgerbibliothek Luzern.

[1]) Urteil seines Freundes, des Herrn Franz von Steiger von Riggisberg (in Brunnadern), welches derselbe anläßlich einer Besprechung dieser Arbeit am Nachmittag des 31. Mai 1902 dem Verfasser gegenüber abgab.

Quellen: Die Stammregister und Rodel der Burgerratskanzlei Bern. — Die im Text genannten Druckwerke von Wurstembergers. — Persönliche Mitteilungen von Verwandten und Bekannten desselben, besonders der Herren Alexander von Tavel-von Wattenwyl sel. und Franz von Steiger in Brunnadern. Die außer diesen noch benutzten Quellen sind in den Anmerkungen genannt.

Bern, den 9. Juni 1902. Robert v. Diesbach.



Albrecht Samuel Ziegler.
1776—1842.

Albrecht Samuel Ziegler war das Haupt einer Familie, aus der nicht weniger als vier Söhne und vier Schwiegersöhne zugleich im bernischen Kirchendienste standen.[1]) Seine Eltern hießen Michael Samuel Ziegler und Maria Magdalena Heifinger. Am 23. Mai 1776 in seiner Vaterstadt Bern geboren, kam er in seinem 3. Jahre nach Gsteig bei Saanen, wo sein Vater von 1779—1795 Pfarrer war. In diesem entlegenen Alpenthale brachte Samuel seine Knabenjahre zu und empfieng von seinem Vater den ersten Unterricht. Bereits 1789 kam er zum Besuch der höheren Lateinschule wieder nach Bern und absolvierte 10 Jahre später das theologische Studium. Zwei Tage nach der Konsekretion erhielt der junge Mann die Pfarrei Gebenstorf im Aargau. Hier wirkte er 18 Jahre lang mit Hingebung und Treue am Wohle seiner Pfarrkinder in einer sehr bewegten und für das geistliche Amt ungünstigen Zeit. Denn nicht nur mit materiellen Sorgen galt es zu kämpfen — während zwei Jahren waren die Pfarrer allein auf die Sporteln und den Ertrag der Pfrunddomänen angewiesen — sondern auch fest und mutig den durch die Revolution vielfach entfesselten Leidenschaften entgegenzutreten, freundlich und hilfreich der durch mancherlei Kriegswirren zu einer Kalamität gewordenen Armut zu begegnen.

Den 13. November 1803 verheiratete sich Pfarrer Ziegler mit Regula Ziegler (1778—1831), einer ebenso praktisch regsamen, als religiös angeregten Tochter aus einem guten, bürgerlichen Hause Zürichs, das unter Lavaters christlich humanen Einflusse stand. Aus dieser Ehe entsprossen fünf Söhne und fünf Töchter, von denen ein Söhnlein frühe starb, während die andern Kinder alle sich eine eigene Lebensstellung erwarben. Als Ziegler 1817 als Pfarrer nach Gsteig bei Interlaken gewählt worden war, zog er ins dortige Pfarrhaus

[1]) Die letzteren — L. Müller 1793—1868 vid. Bd. II Bern. Biograph. S. 580, J. P. Romang 1802—1875, vid. Bd. III Bern. Biograph. S. 24, Alb. Gatschet 1799 bis 1855, Pfr. zu Beatenberg und Kallnach, Alb. Flügel 1808—1882, Pfr. zu Heimischwand und Belp — lassen wir hier bei Seite und beschäftigen uns bloß mit Vater Ziegler und seinen vier Söhnen als den eigentlichen Geschlechtsträgern der „Pfarrfamilie Ziegler."

wohl mit einer ansehnlichen Familie, aber nicht mit viel Geld und Gut ein. Hatte er doch bloß einen Fünffrankenthaler in der Tasche; in seiner Brust aber brachte er den festen Vorsatz mit, auf diesem wichtigen Posten möglichst viel Tüchtiges zu schaffen. Nach verschiedenen Seiten hin entwickelte er in der großen Gemeinde, die schon damals 5000 Seelen zählte, seine amtliche und außeramtliche Tätigkeit. Besonders auf dem Gebiete des Schul- und Armenwesens leistete Ziegler verschiedenes, das genannt zu werden verdient. Er hielt mit Lehrern Normalkurse ab und suchte in regem Verkehr mit ihnen mehr Methode und geistiges Leben in die damals pedantisch-formalistische Schule zu bringen. Auch schrieb er einige dahin zielende Schriftchen, wie „Erzählungen für kleine Kinder zur Übung im Lesen", „Erklärungen zum Heidelberger Katechismus und zu Gellerts Liedern". Zur Bekämpfung der Armut sammelte er in weiteren Kreisen milde Gaben, ganz besonders bei einer Verheerung der wilden Lütschine. Doch begnügte er sich nicht mit diesen bloßen Palliativmitteln. Durch Gründung einer Armenschule, der eine zeitlang seine Gattin und seine Töchter vorstanden, suchte er dem demoralisierenden Bettel entgegenzuwirken und die Jugend zur ehrlichen Arbeit heranzuziehen. Jedem Bedrängten stand sein Haus offen. Überhaupt wurde es allmählich zu einem Stelldichein der verschiedensten Persönlichkeiten und zum Mittelpunkt des geistigen Lebens im Bödeli. Die auf der Universität weilenden Söhne kehrten mit Freunden oft ins väterliche Haus zurück; hervorragende Berner, wie Prof. Lutz, Prof. Wyß, der Jüngere, Dekan Risold, Zehender von Gottstatt hielten sich vorübergehend in demselben auf. Viele, die damals dort verkehrten, erinnerten sich noch in späteren Jahren mit Freuden der in jenem Kreise zugebrachten, genußreichen Stunden.

Nach einer 25jährigen, segensreichen Tätigkeit in dem ihm ans Herz gewachsenen Gsteig starb Pfarrer Ziegler im Sommer 1842, ein treuer Diener seines Herrn, wie dessen Kirche.

Quellen: Mitteilungen der Angehörigen.

W. Ziegler, Bez.-Helfer.

Samuel Ziegler.

1804—1832.

Er war der älteste Sohn von Albrecht Samuel Ziegler und wurde im August 1804 (getauft den 2. September) in Gebenstorf geboren. Bis zum 17. Jahre genoß er den Privatunterricht seines Vaters. Tüchtige Begabung und rastloser Fleiß sicherten ihm unter seinen Altersgenossen eine hervorragende Stellung, die er auch auf der bernischen Akademie, in die er 1821 eintrat, behauptete. Während seiner Studienzeit bekleidete er ein Jahr lang die erste Lehrerstelle im burgerlichen Knabenwaisenhaus und machte daselbst eine tüchtige pädagogische Vorschule durch. Nach dem im Sommer 1827 mit Auszeichnung bestandenen theologischen Staatsexamen versah Ziegler während 1½ Jahren Vikariate in Bern und Gsteig. Dann durfte er eine schöne Zeit im Auslande zubringen. Im Herbst 1828 begab er sich über Straßburg und Leipzig nach Berlin, um sich da zu Füßen Neanders und Schleiermachers zu setzen. Durch die bei aller Tiefe des Gefühles unerbittlich scharfe Dialektik des Letzteren fühlte er sich besonders angezogen. Bedeutende Anregung erhielt er auch aus dem Umgang mit seinen Bernerfreunden F. Trechsel, K. Anneler und J. P. Romang. Die Rückkehr in die Heimat erfolgte im Frühling 1830. Die nächsten vier Jahre wurden noch im Vikariatsdienst, hauptsächlich in Gsteig, zugebracht, da Samuel seinem Vater nicht bloß einen Teil seines arbeitsreichen Amtes abnahm, sondern auch mithalf beim Unterricht der jüngsten Brüder Gottlieb und Ludwig.

Den 22. Februar 1834 ernannten ihn Schultheiß und Regierungsrat der Republik Bern zum Pfarrer von Grindelwald und noch in demselben Jahre zog als junge Frau Susanna Ritschard aus Unterseen ins Pfarrhaus am Fuße der Gletscher ein. Mit Eifer und Geschick stand ein Jahrzehnt der tüchtige, junge Mann auf diesem Posten. Neben seinen speziellen Amtsfunktionen widmete er, wie sein Vater, einen bedeutenden Teil seiner Zeit der Verbesserung des Schulwesens. Seit 1832 Mitglied der „Großen Schulkommission", arbeitete er den Unterrichtsstoff mit den Lehrern seiner Gemeinde und Umgebung praktisch durch und ließ sich keine Mühe verdrießen, den Lehrerstand und die Volksschule zu heben. Einige junge Leute, die später ihren Gemeinden als Lehrer und Gemeindebeamte gute Dienste leisteten, wurden durch Pfarrer Ziegler herangebildet. Auf seine Anregung und Verwendung

wurden die Schulhäuser auf Burglauenen, Hinteritramen und Scheidegg erbaut. Unter Jung und Alt suchte er bessere Zucht und Ordnung zu bringen. So trat er dem Fremdenbettel der Schuljugend energisch entgegen und schränkte die „Bergdorfete", deren es damals fünf gab, auf einen Sonntag ein. Dagegen suchte er den Sinn für edlere Freuden durch abendliche Gesangstunden zu wecken.

Auch in den Dienst der alpinen Forschung stellte der thätige Pfarrer sein Wissen und seine Erfahrung. In jenen Jahren hatten namhafte Gelehrte, wie die Professoren Hugi, Agassiz u. a. die Bewegung der Gletscher zu studieren begonnen. An diesen Arbeiten beteiligte sich auch der „Gletscherpfarrer" von Grindelwald und Agassiz drückte in einem Briefe vom 13. Mai 1843 an denselben seine große Freude aus, daß die dortigen Messungen zur Begründung seiner Ansicht, „daß das Vorrücken der Gletscher in inniger Verbindung mit dem Gange der Lufttemperatur und der daraus fallenden, wässerigen Niederschläge steht", dienten.

So sehr Ziegler seiner Gemeinde und dem Oberland zugetan war, so nötigten ihn doch Gesundheitsrücksichten, sich auf eine in einer milderen Gegend gelegene Pfarrei zu melden. Er erhielt Oberbipp un siedelte mitten im Winter 1843/44 dahin über. Mit Mühe konnte er sich in die ihm neuen Verhältnisse eingewöhnen. Der ruhige und nüchterne Charakter der Oberaargauer blieb ihm weniger sympathisch, als das lebhafte Naturell der Oberländer.

Doch stellte Ziegler auch hier seinen ganzen Mann. Mit der größten Gewissenhaftigkeit versah er die Pflichten seines Amtes in Predigt, Unterweisung und Seelsorge. Besonders nahm er sich des Kirchengesanges an, indem er selbst einen gemischten Kirchenchor leitete. Ein Beweis, wie er auch hier die Pflege der Volksschule sich angelegen sein ließ, liegt in seiner Wahl in die Kommission zur Reorganisation der kantonalen Lehrerseminarien. Selbst als die Wogen der Politik hoch gingen und manchen ehrlichen Namen mit dem Schlamme fanatischer Parteileidenschaften befleckten, behielt derjenige des Pfarrers von Oberbipp bei Radikalen und Konservativen einen guten Klang. Als im Frühling 1850 bei einer Wahlversammlung in der Kirche zu Oberbipp die Häupter beider Parteien umsonst versuchten, die aufgeregte Menge zur Ruhe zu bringen, gelang dieses dem beliebten Pfarrer durch einige freundliche Worte. Mit begreiflicher Freude äußerte er sich hierüber in einem Briefe: „Ich habe noch nie mit einer langen Predigt so viel Glück gemacht, wie mit diesen wenigen Worten, darf auch nicht denken, daß es je wieder geschehen wird."

Auch unter seinen Kollegen nahm Ziegler wegen seines gediegenen Wissens, seiner Charakterfestigkeit und freundlichen Milde eine hervorragende Stellung ein. Im Auftrage der Synode verfaßte er den kirchlichen Bericht über den religiös-sittlichen Zustand des Volkes von 1847. Über denselben äußerte sich der Generalbericht für 1845—1849: „Den dritten Bericht zeichnete neben dem großen Reichtum an kräftigen Gedanken eine meisterliche Kritik der verkehrten Bestrebungen, denen die Volksschule entgegengetriebe wird, sowie die Feststellung des begriffsmäßigen Verhältnisses der Kirche und ihrer Diener zur Schule aus, während er kürzer die Kundgebungen des gläubigen und ungläubigen Bewußtseins in den Tagen der Lebensmittelteurung und die infolge der Berufung des Dr. Zeller entstandene Bewegung würdigte". Der von der Synode beschlossene Druck dieses Berichtes kam nicht zu stande. Hingegen erschien im Druck nebst einem „Lehrmittel für jüngere Konfirmanden" das von ihm im Herbst 1850 vor dem kantonalen Pastoralverein in Biel vorgetragene Referat über die bernische Kirchenverfassungsfrage. Wer die Geschichte der bernischen Kirche und ihrer Verfassungswehen während der drei unserem jetzigen Kirchengesetze vorangegangenen Jahrzehnten studieren will, kann diese durch wissenschaftliche Gründlichkeit und ein feines Urteil sich auszeichnende Arbeit nicht unbeachtet lassen. Wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit derselben geschah es, daß die Klasse Langenthal ein Jahr darauf ihren Kollegen Ziegler zum Dekan vorschlug. Den 31. Oktober 1851 erfolgte die Wahl von Seiten des Regierungsrates. Wenige Tage hernach befiel den sonst rüstigen Mann eine tückische Krankheit, welche seinem arbeitsreichen Leben ein unerwartet frühes Ende bereitete.

Samuel Ziegler war eine reich angelegte, mit scharfem Denken und praktischem Geschick begabte Natur. Ausgerüstet mit einem tüchtigen theologischen Wissen brachte er ein warmes Interesse entgegen allen Bestrebungen nach Verbesserungen in Kirche und Schule. Entschieden in seinen religiösen und politischen Ansichten wußte er mit seiner ebenso christlich tiefen als human weitherzigen Gesinnung auch Andersdenkende zu schätzen und mit ihnen zu verkehren. Sein früher Tod war nicht bloß für seine Familie, sondern auch für die bernische Kirche ein schwerer Verlust.

Quellen: Briefe; Mitteilungen von Frau Susanna Risold geb. Ziegler in Bern, gest. 1889; Frl. Elise Ziegler und Frau Prof. Langhans-Ziegler; Gletschermann 1888 Nr. 14 und 15: „Weiteres über Pfarrer Samuel Ziegler von Chr. J. in Grindelwald."

W. Ziegler, Bez.-Helfer.

Jakob Ziegler.

1809—1879.

Er war das vierte Kind der Pfarrersleute in Gebenstorf. Geboren den 5. August 1809, zählte er erst 8 Jahre, als er mit seinen Eltern nach Gsteig übersiedelte. Gleichwohl erinnerte er sich noch in späteren Jahren recht gut an die Umgebungen seiner ersten Kindheit und blieb bis an sein Lebensende befreundet mit einem Sohn des benachbarten Pfarrers, dem späteren originellen Pfarrer Rahn von Zofingen. Allein Gsteig und das Bödeli wurden so recht eigentlich der Boden seiner Kindheit. Hier verlebte er in einem glücklichen Familienkreise seine schönsten Jugendjahre; hier stählte er seinen Körper durch mancherlei Arbeiten in Haus und Garten, sowie durch häufige Besteigungen der nahen Bergesgipfel; hier schöpfte er aus der großartigen Umgebung seine stets frische Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, während sein Geist unter der kundigen Leitung seines Vaters in die Elemente der Wissenschaft eindrang. Von 1828 bis 1832 besuchte der dazu gehörig vorbereitete Jüngling die Akademie in Bern, an welcher damals die Professoren Hünerwadel, Stapfer und Wyß die verschiedenen Fächer der Theologie vortrugen. Eine Hauslehrerstelle in der Familie von Erlach von Spiez bot dem arbeitseifrigen Studenten Gelegenheit, nicht bloß seine bereits gesammelten Kenntnisse nutzbringend zu verwerten, sondern auch einen Einblick zu gewinnen in bisher unbekannte Familienkreise. Im „Zofingerverein" fand er eine Anzahl treuer Freunde, mit denen er gerne seine Mußestunden genoß und seine Gedanken über das Fachstudium und die treibenden Ideen der vaterländischen und allgemeinen Politik austauschte. Gerade damals wandten sich ja wieder die Augen vieler über die engen Grenzen des eigenen Heimatlandes nach Frankreich, und als nun zu Paris im Juli 1830 die Revolution ausbrach, fand sie in Bern und nicht am wenigsten unter den Studenten



einen freudigen Wiederhall. In jenen Tagen schrieb Vater Ziegler an seinen ältesten Sohn Samuel: „Sage Jakob, er solle nicht so viel von dem revolutionären Wesen Notiz nehmen. Die Bourbons und Orleans gehen uns wenig an, und die Schweiz wird ruhig bleiben." Die nächsten Monate aber brachten bewegte Tage, auch für das sonst so stabile Bern.

Nach dem Eintritt ins Ministerium anno 1832 begann für Jakob Ziegler eine mehr als 13½jährige Vikariatszeit. Diese führte ihn nach Amsoldingen, Hilterfingen, Arch, Ferenbalm, Gsteig b. I., Bern (Münster und Nydegg) und Herzogenbuchsee. So lernte er die religiösen und sittlichen Zustände des Bernervolkes in den verschiedenen Landesgegenden kennen, und in gar mancherlei häusliche Verhältnisse sich hineinfinden, so z. B. bei dem Pfarrer Bullinger in Arch, einem ehemaligen schwarzen Jäger der Befreiungskriege, welcher auf einem Laubsacke schlief und den Morgenkaffee stets stehend im Korridor genoß. Das Treiben der sog. Antonianer in Bönigen und Umgebung bot dem in Gsteig amtierenden Vikar Gelegenheit, sich mit der Geschichte und Lehre dieser eigentümlichen Sekte zu befassen. Als Frucht seiner Beobachtungen erschienen im dritten Heft der „Beiträge zur Geschichte der schweizerischen reformierten Kirche zunächst derjenigen des Kantons Bern", herausgegeben von F. Trechsel, Pfarrer zu Vechigen: „Aktenmäßige Nachrichten über die sog. Antonianersekte im Kanton Bern, gesammelt von J. Zeigler V. D. M." — eine Arbeit, die nicht ohne bleibenden kirchengeschichtlichen Wert ist.

Endlich erhielt Ziegler eine eigene Gemeinde. Zum Pfarrer nach Messen gewählt, bezog er im Februar 1846 mit seiner Familie — er hatte sich im Sommer 1842 mit Fräulein Adele Risold aus Bern verheiratet — diesen Posten, der durch die Vereinigung bernischer und solothurnischer Gemeinden eigentümliche Schwierigkeiten darbietet. Während 33 Jahren widmete er ihm den besten Teil seiner Kräfte, leistete der Kirche und Schule vorzügliche Dienste und wirkte in Familie und Haus manches, was die Hausväter meist anderen überlassen.

Wenn auch das Arbeitsfeld in Messen sich nicht sehr in die Weite erstreckte und keine Gelegenheit zu besonderen Taten bot, so machte es doch Ansprüche auf die ganze Kraft eines arbeitstüchtigen Mannes. Ziegler konnte die Aufgaben, denen er sich unterzog, bewältigen durch eine genaue Zeiteinteilung und einen rastlosen Fleiß, der ihn das Tagewerk jederzeit früh beginnen und meist spät enden ließ. Dabei wurde jede in Angriff genommene Arbeit sorgfältig ausgeführt und selbst

das scheinbar Unbedeutende schriftlich fixiert. So wurden alle Vorkommnisse in der Gemeinde, sowie die eigenen Verrichtungen sorgfältig notiert, ja selbst nach dem Übergang der Personenstandsbücher an weltliche Beamte eigene Familienbücher angelegt. Ziegler sah denselben nicht gerne kommen und hatte sich am kant. Pastoralverein von 1864 im einleitenden Referat bestimmt gegen denselben ausgesprochen. Freilich war Ziegler kein Mann der Schreibstube, sondern mehr der Tat. Praktisch angelegt, strebte er bei allem, das er unternahm, nach einem bestimmten nutzbringenden Ziele. —

Seine Predigten waren auch dem gemeinen Mann verständlich, oft einschneidend, wenn es Schäden in der Gemeinde zu rügen galt, dabei aber von einem milden, versöhnlichen Geiste durchweht. In seinen Unterweisungen ging er darauf aus, die Kinder anzuregen, sie für die Wahrheiten der christlichen Religion zu erwärmen und für den Kampf des Lebens zu stärken. Im Umgang mit seinen Gemeindegenossen war er stets leutselig und entgegenkommend und wußte mit tiefem Verständnis für alle Fragen des täglichen Lebens stets einen guten Rat, mit dem er, wo es nötig war, eine offene Hand verband. —

Der Schule blieb Pfarrer Ziegler stets ein warmer Freund. Er konnte es gut mit den Kindern und stand auch den Lehrern treu zur Seite. Er selbst konnte anregend unterrichten und besonders die Beobachtungsgabe der Schüler wecken und schärfen. Dabei hatte er stets ein wachsames Auge auf alles, was man jetzt unter Schulhygiene versteht. Während seiner 32jährigen Wirksamkeit als Inspektor von verschiedenen Schulen des Bucheggberges half er manchen Übelstand beseitigen. Obwohl er nicht in allen Fragen mit den Erziehungsbehörden einig ging, anerkannte doch der solothurnische Regierungsrat seine Verdienste um die Hebung des bucheggbergischen Schulwesens und sprach ihm bei Annahme seiner dringend gestellten Demission als Schulinspektor den verbindlichen Dank aus „für die ausgezeichneten Dienste", welche er in dieser Stellung geleistet hatte. —

Fast ebenso lange als der Schule diente Ziegler der Landeskirche in verschiedenen Beamtungen. Zuerst als Aktuar des Kapitels Aarberg-Büren-Bucheggberg, dann während der Jahre 1854—74 als Dekan der an Stelle jenes getretenen, gemischten Bezirkssynode. In feiner Weise Gerechtigkeit und Leutseligkeit, Ernst und Milde miteinander verbindend, wußte sich der geschäftsgewandte und menschenkundige Dekan die Achtung aller Synodalen zu erwerben und zu behalten. Selbst in jenen kampfesreichen Zeiten, die der Einführung des Kirchen-

gesetzes von 1874 vorangingen, fügten sich die verschiedenen Parteien willig seiner Leitung und wählten ihn jederzeit ohne Opposition zu ihrem Oberhaupt. Ebenso schickten sie ihn stets als Abgeordneten des Bezirkes in die Kantonssynode. Hier gehörte allerdings Dekan Ziegler nicht zu denjenigen, welche bei prinzipiell wichtigen Diskussionen und Abstimmungen mit dem Gewicht ihrer Persönlichkeit den Ausschlag gaben; aber wenn es sich handelte um die rechtliche Basis eines Gesetzesvorschlages oder um die Verfechtung der materiellen Subsistenzmittel der Kirche, da wußte er Bescheid wie keiner und konnte auch seine Ansicht schlagfertig begründen. Gründliche geschichtliche Studien auf dem Gebiet der reformierten Landeskirche, wie auch der katholischen Schwesterkirche, Kenntnis des Volkes und seiner Bedürfnisse, ein treffliches Gedächtnis und eine juristische Ader ließen ihn sowohl den richtigen Weg, wie auch die passende Form finden. —

Kirchlich und politisch gehörte er zur konservativen Partei; allein seine beständige Fühlung mit der theologischen Wissenschaft, seine rege Beschäftigung mit allen Tagesfragen, sein scharfer Blick sowohl für die Vorzüge als für die Schwächen dieser und jener Partei behielten ihn frei von Einseitigkeit und Schroffheit. Er freute sich über alle gemeinnützigen Anregungen und patriotischen Taten, welcher Partei diese auch ihren Ursprung verdankten. An der Politik selbst beteiligte er sich nicht. Es wurde ihm dazu auch wenig Gelegenheit gegeben, da er bis 1874 als solothurnischer Pfarrer selbst vom politischen Stimmrecht ausgeschlossen war. —

Dafür bot ihm aber sein häusliches Leben und Wirken reichen Ersatz. Mit Ernst und Strenge, aber auch mit Sorgfalt und Liebe, leitete er gemeinsam mit der gleichgesinnten und hingebenden Gattin die Erziehung der 6 ihnen geschenkten Kinder, lange Zeit den größten Teil des Unterrichtes selbst erteilend. Sogar in den Jahren, da eine eigene Lehrerin und später ein Lehrer aus dem Schwabenland den mehrklassigen Unterricht im Hause übernommen hatte, behielt Vater Ziegler immer noch einzelne Stunden bei, um stets Fühlung zu behalten mit den Fortschritten seiner Kinder. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich gerne mit praktischen Arbeiten, betrieb Landwirtschaft und verbesserte die Pfrunddomäne, sowie einige hinzugekaufte Grundstücke; insbesonders pflanzte er einen schönen Obstwachs und pflegte diesen mit Vorliebe. Außerdem verstand er trefflich im und um's Haus eine Menge von Bequemlichkeiten anzubringen, welche die Gemütlichkeit des häuslichen Lebens förderten. Dieses freundliche Heim,

in welchem jahrelang ungetrübtes Familienglück blühte und wo viele Freunde und Bekannten der Eltern und der Kinder ungezwungen verkehrten, mochte bewirken, daß Ziegler in den Jahren rüstigster Manneskraft nicht einen anderen Wirkungskreis mit besserem Verkehr und bewegterem Geistesleben suchte. In späteren Jahren, als seine Söhne und Töchter das Elternhaus verließen und in eigene Lebensstellungen traten, als auch die kirchlichen und politischen Zustände stets mehr von den bisherigen Geleisen sich entfernten und ein Repräsentant der alten Zeit nach dem anderen ins Grab sank, fühlte er sich oft vereinsamt. Die neue Zeit trat ihm nicht immer schonend gegenüber. Zwar unter seinen Kollegen wie inmitten seiner Gemeinde genoß er stets dieselbe Achtung und Liebe. Allein, als derselbe Bezirk, für dessen Kirche und Schule er den besten Teil seiner Kräfte eingesetzt hatte, im Jahr 1878 ihn nicht mehr in die evangelisch-reformierte Synode wählte, schmerzte es ihn tiefer als er es zeigen wollte. Mit großer Selbstüberwindung, unterstützt durch einen gewissen Optimismus, hatte er sich rücksichtslos auf den durch das bernische Kirchengesetz und die Bundesverfassung von 1874 geschaffenen neuen Boden gestellt und seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen hauptsächlich der Einordnung seines Bezirkes in den bern. Kirchenverband gewidmet — daß man ihn jetzt auf die Seite schob, war ihm ein Zeichen, daß es Zeit sei, allmählich die alternden Schultern zu entlasten. Als nun erst das Frühjahr 1879 ihn mit asthmatischen Beschwerden heimsuchte, sprach er oft von Niederlegung des Pfarramtes; allein in leichteren Augenblicken kam ihn der Gedanke an einen beschäftigungslosen Ruhestand schwer an. Die Entscheidung blieb ihm erspart. Den 25. Juli 1879 schied er unerwartet schnell aus Amt und Leben, wie ein ächter Kriegsmann treu bis zum letzten Atemzug seinem himmlischen Herrn, nicht weichend von dem Posten, auf den er ihn gestellt hatte. —

Dekan Ziegler vereinigte manche Eigenschaften in sich, die ihn zu einem tüchtigen Kirchenmann, einem warmen Schulfreund, einem treuen Bürger und liebevollen Familienvater machten. Ohne eigentlich ein Gelehrter und großer Denker zu sein, war er doch nicht bloß in seiner Fachwissenschaft, sondern auch auf anderen Gebieten zu Hause. Kein Pädagoge der Zunft, der über alle Unterrichts- und Erziehungsmethoden Auskunft weiß und aus der seinigen alles Heil erwartet, verstand er doch trefflich, die Kinder anzuregen und ihnen praktische Kenntnisse zu vermitteln. Kein Kämpfer mitten in dem Gewirre politischer Parteien, trug er doch ein warmes Herz für Volk und Vaterland in seiner Brust und blieb stets ein aufrichtiger Patriot.

Kein Freund sentimaler Phrasen, war er doch mächtig der freien Rede. Selbst bei grauen Locken jugendlich und frisch am Geiste, durfte er mitten aus der Arbeit sich zur ewigen Ruhe hinlegen. —

Quellen: Alpenrosen 1879 Nr. 38, 39, Dekan Jakob Ziegler, Pfarrer in Messen. — Volksblatt 1879 Nr. 32. — Eigene Erinnerungen.

W. Ziegler, Bez.-Helfer.

Gottlieb Ziegler.

1817–1860.

Der dritte unter den Söhnen Ziegler, geb. den 2. Nov. 1817, wuchs Gottlieb Ziegler gemeinsam mit seinem um 2 Jahre jüngeren Bruder Ludwig auf. Beide genossen zu Hause denselben Unterricht und kamen miteinander auf das höhere Gymnasium zu Bern; beide traten miteinander in die theologischen Hörsäle, und auch später brachte ihr Lebensweg sie oft in enge Berührung, bis man sie nebeneinander in die Erde bettete.

Mit dem Eintritt Gottliebs in den bernischen Kirchendienst, welcher im Herbst 1840 erfolgte, begann eine 7jährige Vikariatszeit, die nur einmal durch einen längeren Aufenthalt in Berlin und ausgedehnte Reisen im Norden von Deutschland unterbrochen wurde. In den Gemeinden Kappelen, Oberburg und Rapperswyl lebte sich der junge Kandidat in den bernischen Kirchendienst ein, ehe er im Herbst 1843 in der Hauptstadt Preußens seine wissenschaftlichen Studien fortsetzte. Hegel und Schleiermacher waren schon lange nicht mehr unter den Lebenden; allein noch war ihr Einfluß unter den Philosophen und Theologen mächtig wirksam. „Um eine solide theologische Überzeugung zu gewinnen," vertiefte sich Ziegler unter Anleitung seines Freundes Ris (des nachmaligen Professors der Philosophie in Bern) in philosophische Studien; theologische Vorlesungen hörte er bei Neander, Marheinecke und Vatke. Besonders der letztere übte auf ihn bedeutenden Einfluß aus. In einem Brief an seinen Bruder Samuel vom 7. Februar 1844 stellte er denselben seinem einstigen Lehrer, Professor Lutz, gegenüber. Während er diesem die

Palme reichte auf dem Gebiete der neutestamentlichen Exegese, indem ihm in „religiöser Lebensfülle und christlicher Psychologie“ keiner seiner Berlinerkollegen gleichkomme, bewunderte er an jenem das unabhängige und sichere Urteil in Fragen der Authenticität der einzelnen Bücher der hl. Schrift, z. B. des Evang. Johannis. Welche Stellung in den damaligen theologischen und kirchlichen Kontroversen Ziegler eingenommen hat, ergiebt sich am deutlichsten aus folgender Stelle des schon erwähnten Briefes: „Gewöhnlich schreibt man den negativen, destruierenden Richtungen zu wenig Bedeutung zu — findet in subjektiver Befriedigung ein sicheres Bollwerk gegen Strauß 2c. Man bedenkt dabei gewöhnlich nicht, daß Strauß eigentlich nur das im Bewußtsein seiner Zeit Liegende zusammengefaßt und ausgesprochen hat. Durch bloßes Negieren der unheilbaren Schläge, die dem ganzen kirchlichen System beigebracht worden sind, richtet man wenig aus; es zeigt sich darin nur die Impotenz, die Opposition wissenschaftlich zu überwinden. Seinerzeit wollen wir mehr darüber reden, da es mit dir in vernünftiger Weise geschehen kann. Es kann die Zeit kommen, wo man sich auch der bei uns Mode gewordenen Heuchelei zu widersetzen im Falle sieht.“ —

Wieder in die Heimat zurückgekehrt, hätte Ziegler gern ein Vikariat in der Hauptstadt übernommen; aber sein Lebensweg führte ihn in ländliche Abgeschiedenheit, zuerst noch einige Zeit als Vikar und dann vom 10. Juni 1847 in selbständiger Stellung als Helfer nach Kandergrund. In diesem Bergtale hütete er als treuer Seelenhirte während 13 Jahren die ihm anvertraute Herde. Während Zieglers Anwesenheit und unter seiner treuen Mithilfe wurde ein Kirchlein gebaut und die völlige Ausscheidung mit der Muttergemeinde Frutigen vollzogen. Überhaupt fehlte es nicht an Arbeit. Die Gemeinde war arm; die Organisation der kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse ging nur mühsam vorwärts; die Schule hatte mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen; dazu kamen Not- und Hungerjahre, in denen nicht allein die mit Mühe bepflanzten Äckerlein Mißernten brachten, sondern fast jegliche Verdienstquelle versiegte. Es bedurfte eines lebendigen Glaubens und einer treuen Liebe, um in solchen Zeiten nicht mutlos zu werden oder anderswo sich weicher zu betten.

Ziegler blieb seiner Gemeinde treu. Er versagte sich selbst die Freuden eines eigenen Familienlebens und hielt sein Haus den Bedrängten offen. Zudem suchte er so viel als möglich die Verbindung nach außen zu unterhalten. Mit seinem Freunde, Pfarrer Schatzmann in Frutigen, stand er in regem Verkehr; seine Verwandten empfieng

er stets mit Herzlichkeit, und seine Neffen und Nichten kannten nichts Schöneres, als einen Aufenthalt bei dem allzeit freundlichen Onkel. Wenn sie erst ihn begleiten durften zu der ca. 2 Stunden entfernten Filiale Kandersteg oder in das wildromantische Gasterenthal, um an einer Bergpredigt in der „größten Kirche im Lande" teilzunehmen, dann bildete eine solche Expedition auf Jahre hinaus eine liebliche Erinnerung. Daneben studierte Ziegler fleißig weiter und bewahrte sich nach allen Seiten den offenen Blick für seine Zeit und ihre geistigen Bedürfnisse. In Kirchen- und Tagesblättern sprach er manches Wort zum Aufbau einer festen sittlichen Erneuerung des Volkslebens mit, ohne daß sein Name bekannt oder nur genannt wurde.

Nach seinem Tode kam die an der Bezirkssynode in Thun am 30. Mai 1860 von ihm gehaltene Kapitelspredigt über Mark. 9, 38—40 im Druck heraus. Sie behandelte „die richtige Schätzung und Wertung des christlichen Wesens in unserer Zeit" und zeichnete sich aus durch sittlichen Ernst und edle Weitherzigkeit. Dem Rotheschen Realismus, der einst auf den Studenten mächtig eingewirkt hatte, blieb Ziegler als Mann treu.

Die Synodalpredigt sollte sein Schwanengesang sein. Seit lange von körperlichen Leiden heimgesucht und bereits 1859 dem Tode nahe, wurde er bei seiner Rückkehr von der Bezirkssynode auf's Krankenlager geworfen. Einige schwere Wochen wechselvollen Kampfes, und der leidensmüde Pilger hatte ausgelitten. Er wurde den 25. Oktober 1860 auf dem Kirchhofe in Gsteig begraben. In der Familie seines Bruders Ludwig hatte er während seiner Krankheit die treue Pflege gefunden, die sein familienloses Heim ihm nicht hätte bieten können.

Gottlieb Ziegler war ein gründlich gebildeter Theologe, ein lauterer Charakter, ein warmer Freund der Armen. Von wenig einnehmendem Äußern und scheu in ungewohnter Gesellschaft, gehörte er zu denjenigen Menschen, die beim näheren Umgang Achtung erzwingen und als Freunde nicht vergessen werden.

Quellen: Briefe, Leichenrede von Hrn. Schatzmann, damals Pfarrer zu Bechigen (gest. 1886 als Direktor der Milchversuchsstation in Lausanne). — Eigene Erinnerungen.

W. Ziegler, Bez.-Helfer.

Ludwig Ziegler.

1819—1870.

Ludwig Ziegler, geb. 25. Juli 1819, machte denselben Bildungsgang durch, wie seine älteren Brüder und entschied sich auch, wie sie, für den Kirchendienst. Kaum 22 Jahre alt, trat er in's bernische Ministerium ein und übernahm das Vikariat in Madiswyl, in welcher Stellung er 8 Jahre verblieb. In dieser Zeit konnte er sich sowohl in sein Amt als auch in die besondern Verhältnisse jener Landesgegend einleben. Manches mochte im Oberaargau den Sohn der Berge eigentümlich anmuten und in ihm stets neu die Sehnsucht nach der Alpenheimat wachrufen. Deshalb ergriff er auch die erste Gelegenheit zur Rückkehr dorthin. Er bewarb sich um die Helferei Hasle im Grund und wurde den 30. Nov. 1849 an diese Stelle gewählt. Damals gab es noch keine Fahrstraße von Meiringen über den Kirchet. Innertkirchen war also von der Außenwelt ziemlich abgeschnitten und alle Habseligkeiten der jeweiligen Pfarrherren mußten von Meiringen weg auf dem Rücken weiter transportiert werden. Doch die Inkonvenienzen eines solchen Aufenthaltes fühlte Ziegler weniger, als es bei manchem seiner Kollegen in ähnlicher Lage der Fall war. Er steckte mitten in seinen geliebten Bergen, und für den rüstigen Gänger war ein Besuch in Meiringen oder auch in Guttannen und Gadmen bei den Freunden Schatzmann und Gerster eine Erholung.

Als er erst in einer Tochter des Herrn Dekan Steck von Spiez eine gleichgesinnte Lebensgefährtin gefunden hatte, zog in das aus Holz gebaute Pfarrhäuschen am Fuße des mächtigen Plattenstockes das freundlichste Familienglück ein. Im Jahr 1852 wurde Ziegler zum Pfarrer nach Gsteig b./S. gewählt, der vierte Nachfolger seines 10 Jahre zuvor gestorbenen Vaters. Er hätte wohl mehr Bedenken getragen, das verantwortungsvolle Amt in einer so ausgedehnten Gemeinde zu übernehmen, wenn ihm nicht Gsteig aus seiner Jugendzeit so sehr an's Herz gewachsen gewesen wäre. Und es wurde dieses nachher immer mehr. Wenn ihm später im Hinblick auf die infolge Krankheit eingetretene Schwäche jemand andeutete, er müsse doch vielleicht seine Gemeinde mit einer leichteren vertauschen, so lautete jedesmal seine Antwort: „In Gsteig will ich sterben." Er schien aber auch in den Zeiten seiner Kraft zu einem Pfarrer von Gsteig

wie geschaffen. Von Jugend auf mit allen Verhältnissen und Personen vertraut, blieb er vor mancherlei Mißgriffen eines Neulings verschont. Von Natur mit einer scheinbar eisernen Gesundheit und tüchtigen Arbeitskraft ausgerüstet, ertrug er leicht die Strapazen, welche der Pfarrdienst in einer Gemeinde mit sich bringt, die einen Durchmesser von cirka 5 Stunden mit einer bedeutenden Höhendifferenz hat und 1860 schon über 6700 Seelen zählte. Ein ruhiges Temperament, dazu die nötige Entschiedenheit, um ungehörige Zumutungen abzuweisen, halfen ihm über manche Situation leichter hinweg, als weniger glücklich veranlagten Naturen. Indessen nahm er es nicht leicht mit seinem Amte. Er ließ sich finden, wo man ihn suchte. Als Freund der Armen suchte er sowohl als Pfarrer wie als Armeninspektor besonders dem Bettel und Müßiggang entgegenzuwirken und den Dürftigen neue Arbeits- und Verdienstquellen zu eröffnen. Der Schule nahm er sich stets mit Interesse und Freude an. Keines der vielen Schulexamen seiner Gemeinde ging vorüber ohne seine persönliche Anwesenheit. Seinen eigenen Kindern erteilte er den Unterricht selbst und freute sich, daß es ihm auf diese Weise vergönnt war, sie alle um sich zu behalten.

Doch, ehe es jemand dachte, nahte für Ziegler die Trennungsstunde von den Seinigen. Er, der nie gewußt hatte, was es heiße, sich schonen zu müssen, wurde im Jahr 1867 von einer Unterleibskrankheit befallen und mußte lernen, untätig und stille sich zu verhalten. Auf bessere Tage folgten wieder schlimmere, die neue Leiden brachten. Nachdem lange Zeit alle Amtsgeschäfte durch Vikare besorgt worden waren, trat Ziegler am Ostersonntag 1870 noch einmal vor seine geliebte Gemeinde. Die Freudenbotschaft vom Auferstandenen war mit seinem Herzblut besiegelt. Von da an nahmen seine Kräfte stetig ab. Wohl kostete es den Kranken einen schweren Kampf im Hinblick auf seine teure Gattin und die 5 zum größeren Teil noch unerzogenen Kinder, sich bedingungslos in den dunkeln Ratschluß des Ewigen zu fügen; doch im Glauben an den Herrn, „der dem Tode die Macht genommen", wurde auch ihm der Sieg verliehen. Am 25. August 1870 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Ludwig Ziegler war einer der populärsten Pfarrer des Oberlandes. Dazu hatten ihn weniger einzelne hervorragende Gaben gemacht, als eher seine ganze Persönlichkeit. Wohl mochten ihn solche Leute, die mehr auf den äußeren Schliff als den innern Gehalt geben, zu offen, selbst etwas derb halten; aber seine Offenheit, die keine Verstellung kannte, in Verbindung mit einer Treue, die nie an sich

dachte, gewann ihm viele Herzen und zwar nicht die schlechtesten. Als Theologe beschäftigte sich Ziegler nicht sowohl mit spekulativen, als religiösen und ethischen Problemen. Jeglicher Schwärmerei war er abhold. Seiner innersten Natur nach war er mehr Gefühls- als Verstandesmensch, und alles, insbesondere das religiöse Gefühl, bekam erst Wert für ihn, wenn es durch verstandesmäßige Reflexion zur Klarheit gelangte. Deshalb stand ihm auch Religion und Sittlichkeit in enger Beziehung, und nur, wo er praktische Früchte der Frömmigkeit sah, spendete er dieser seine Anerkennung. Wo er solche Früchte im täglichen Leben fand, da war er bereit, auch den als Mitchristen anzuerkennen, der nicht mit ihm auf demselben Kirchenboden stand. In der rauhen Schale lag ein köstlicher Kern; hinter der kühlen Außenseite schlug ein warmes Herz für die Brüder.

Hinter der Kirche von Gsteig befindet sich ein freundliches Doppelgrab. Es ist die Familiengruft der „Pfarrfamilie Ziegler". Eine einfache Inschrift auf der gebrochenen Säule sagt uns, daß Vater und Mutter Ziegler und nach ihnen zwei Söhne — Gottlieb und Ludwig — hier begraben wurden. Das beigefügte Schriftwort Off. 14, 13 weist hin auf Christenhoffnung und Christensegen.

Quellen: Leichenrede des Hrn. Pfr. Gerwer in Spiez, später in Thun, gest. 1902. — Eigene Erinnerungen.

Burgdorf, Juni 1902. W. Ziegler, Bez.-Helfer.

Konrad Senn von Münsingen.
122 .—1282.

Von den vier Söhnen des Ritters Johann Senn von Münsingen [1]) haben drei den Ritterschlag erhalten: Konrad, Johann und Peter; der vierte wurde Geistlicher: Burkhard, Kirchherr von Limpach und Chorherr von Solothurn. Johann war einer der Räte der minderjährigen kiburgischen Grafen; er war treuer Anhänger des Königs Rudolf von Habsburg. Peter ist der Begründer der Geschlechter Senn von Wil und Diesbach. Einer seiner Söhne ist der bekannte Ritter

[1]) Vgl. Bd. III, S. 478—480 der „Sammlung bern. Biographien".

Hartmann Senn, Burger von Thun, kiburgischer Rat und Freund der Gräfin Elisabeth. Johann, ein anderer Sohn, ist der Totschläger des Kirchherrn von Diesbach, aus welchem Morde die Belagerung und Zerstörung Dießenbergs durch die Berner hervorging. Der erste Sohn Konrad wurde der Besitzer der Burgen in Münsingen. Wie sein Bruder Johann, war auch er Rat am kiburgischen Hofe und stand darum oft in dessen Dienst. Am 24. März 1257 verbürgt er mit 88 Geistlichen, Grafen, Freien, Rittern und Mannen aus der ganzen Herrschaft der Gräfin Margaretha von Savoien die von ihrem Gemahl erhaltene Morgengabe. Konrad ist der einzige Vertreter des Aaretales. Er muß seine Treue besonders beschwören, was aus den Worten hervorgeht, die seinem Namen nachgesetzt sind, nämlich C. de Munsingen dedit fidem nomine sacramenti. Entweder hatte Konrad versucht, sich frei zu machen oder aber er war schon damals dem Grafen Rudolf von Habsburg so sehr ergeben, daß man ihm nicht traute. Jener lauerte schon lange auf das Erbe seines kiburgischen Vetters; ja er machte sich selbst zum Vormund der Witwe des jüngern Hartmann und ihrer Tochter Anna. Ebenfalls im Dienste der Kiburger steht er 1262, da die Gräfin Elisabeth zur Tilgung der vielen Schulden Güter zu Rapperswil mit Kirchensatz, dann zu Dieterswil, Affoltern, Bittwil, Wengi, Kosthofen und Eichi der Abtei Frienisberg um 140 Mark Silber verkauft. Ein Jahr später wohnt er den Verhandlungen in Laupen bei, da dieselbe Gräfin den 1253 geschlossenen Vergleich betreffend die Zehnten und Neubrüche zu Laupen anerkennt und die daherigen Einkünfte den Deutschherren zu Köniz gibt.

Wichtige Folgen hatten die Verhandlungen, welche die kiburgischen Räte mit Oesterreich pflogen. Der König Rudolf war für die Erweiterung der Hausmacht eifrig tätig; so wünschte er auch in den Besitz Freiburgs zu kommen, welches die Kiburger als Erben der Zähringer besaßen. Die ewige Geldnot der Grafen und die Ergebenheit der Räte, besonders der Senn und Burgistein, ließen Rudolf das Ziel leicht erreichen. Bei dem verhängnisvollen Kaufe, der am 6. Nov. 1277 in Meienried vor dem Landrichter Kuno von Kramburg ausgeführt wurde, wodurch die Stadt Freiburg um 3040 Mark Silber in Oesterreichs Hände kam, waren die zwei Brüder Konrad und Johann Senn Räte und Zeugen. Letzterer und Konrad von Wädiswil hatten sich früher in Wien verbürgt, daß Elisabeth und Hartmann von Kiburg den Söhnen Rudolfs Freiburg verkaufen werde. Die Senn haben also wesentlich dazu beigetragen, daß Bern und Freiburg feindliche Städte wurden.

Mehrmals zeugt und siegelt Konrad im Auftrag der Klöster, so am 23. August 1257, bei der Schenkung des Berchtold, genannt Moser und seiner Frau Gertrud, wodurch diese gegen eine Leibrente von 24 ℔ den See und alle ihre Eigengüter in der Kirchhöre Moosseedorf den Johannitern in Buchsee geben und am 12. März 1277, da Landgraf Rudolf von Nidau für ein um 30 ℔ von denselben Johannitern gekauftes Pferd zwei Eigenschuposen in Dozigen verkauft.

Während Konrad Senn in obigen Urkunden stets für andere handelt, gibt es nun mehrere, die uns über seine persönlichen Verhältnisse Auskunft geben. Vorerst tauscht er zweimal Güter gegen solche der Klöster Buchsee und Fraubrunnen in verschiedenen Dörfern im heutigen Amt Konolfingen. Besonders interessant und wichtig ist sein Verhältnis zu König Rudolf von Habsburg, den er auf den vielen Kriegszügen begleitete und der großes Vertrauen zu ihm hatte. Wegen eines Streites mit Peter von Sod kommen die Senn in offene Feindschaft mit Bern, das seinen Bürger schützt und den Herren von Münsingen Schaden zufügt. Als nun am 3. August 1274 Rudolf in Bern weilte, hieß er die Parteien sich aussöhnen, was auch geschah. Die beiden Brüder Konrad und Burkhard Senn entsagen allen Entschädigungsforderungen gegenüber Bern, hingegen dürfen sie Peter von Sod bei den städtischen Gerichten einklagen und diese urteilen unparteiisch und endgültig. Er erhält von König Rudolf am 4. Februar 1276 in Bern den Auftrag, dem Reich entäußerte Reichshuben zurückzufordern. So übergibt der Freie Rudolf von Rümlingen statt der dem Kloster in Köniz abgetretenen Reichshube eine Eigenhube zu Volkou dem Konrad, was deutlich die Gunst zeigt, in welcher er beim König stand. Er leistete aber dem letztern vortreffliche Dienste in Krieg und Frieden. Bereits ist seine Mitwirkung beim Kaufe von Freiburg angeführt worden. An dem Kriegszuge Rudolfs gegen Ottokar von Böhmen nahm Ritter Konrad tätigen Anteil. Nach der siegreichen Schlacht auf dem Marchfelde belohnte der König am 16. November 1278 in Iglau den treuen Krieger mit 60 Mark Silber, und da Konrad wahrscheinlich statt des Geldes lieber Güter in Pfand nahm, so verlieh ihm jener das gewünschte Reichsland zwischen Münsingen und Wichtrach längs der Aare gelegen und genannt Seime[1]) und den Zehnten von Wichtrach.

---

[1]) Heute nennen die Münsinger die Gegend Simfeld, Simeggen, die Wichtracher Seinfeld. Es ist das Land längs der Aare und ihrer alten Wasserläufe, Gießen genannt, was mit der Erklärung des Herrn Pfarrer Studer in Zürich übereinstimmt,

Solche Schenkungen waren nichts seltenes; auch Jordan von Burgistein, der Genosse Konrads, hat zweimal derartige Pfänder für geschenkte Summen erhalten.

Das Todesjahr des hervorragenden Mannes ist nicht bekannt. Zum letzten Mal tritt er lebend auf als Vormund seiner Schwägerin Elisabeth von Ramstein, Gemahlin des Bruders Johann, am 26. September 1282. Er hatte für sein Seelenheil zugleich mit dem Vater Johann gesorgt, indem er der Kirche von Münsingen für eine Jahrzeit eine Schupose schenkte.

Mit Ritter Konrad Senn von Münsingen ist eine markante Gestalt, ein echter Adeliger des Mittelalters ins Grab gesunken.

Quellen. Fontes rerum bernensium. — Schweiz. Geschichtsforscher. — v. Wattenwyl: Stadt und Landschaft Bern.

J. Lüdi, Sek.-Lehrer.

Burkhard Senn I. von Münsingen.

127.—1321.

Ritter Konrad hatte vermutlich drei Söhne: Burkhard, Peter und Konrad. Burkhard hatte Johanna, die Tochter des Grafen Heinrich von Buchegg, heimgeführt und erhielt den Familiensitz Münsingen. Die glänzende Stellung seines Vaters, die vorzügliche Heirat und das Fehlen eines mündigen Dienstherrn bewirkten, daß er sich als Freier fühlte, wiewohl erst sein Sohn Burkhard II. von Karl IV. die Freiherrenwürde erlangte. Wir finden ihn oft in Gesellschaft seines Eidams und anderer Herren, besonders des Jordan von Burgistein. Schon 1299 ist er Ritter, da er zeugt mit Th. von Brandis, Ulrich von Tor, Kerro und andern bei der Begleichung des Streits zwischen Bern und Nidau-Erlach betreffend die Zerstörung der Burg Bremgarten durch Bern nach der Schlacht am Donnerbühl.

der sagt, Seime sei zum altdeutschen sîmo, Strick, Band zu ziehen. Im Walliser Dialekt heißt in simen das Wasser zum ersten Mal durch eine Leitung laufen lassen, damit der Boden vom Wasser angezogen werde.

Das wichtigste Ereignis seines Lebens ist der Streit mit Bern, der die Zerstörung seiner Burg zur Folge hatte. Wie sein Vater Konrad war er ganz österreichisch gesinnt und deshalb mit dem Vorgehen der Gräfin Elisabeth nicht einverstanden, als sie mit Bern ein Burgrecht schloß um ihren Besitz vor den ländergierigen Österreichern für ihre beiden unmündigen Söhne Hartmann und Eberhard zu sichern. Als nun die Solothurner Bern aufforderten, einen Rachezug gegen die Senn auszuführen, ergriff Bern die günstige Gelegenheit, einen unbequemen Feind vor seinen Toren unschädlich zu machen, umsomehr als Burkhards mächtiger Freund, der Herzog Leopold, bei Heinrich VII. in Italien weilte. Kunz Hagi hatte, wahrscheinlich auf Anstiften Burkhards, den solothurnischen Burger Johann von Messen erschlagen und wurde nun von den zwei Brüdern Mathias und Jakob von Messen auf Blutrache verfolgt. Die Solothurner zogen aus, eroberten und zerstörten Burkhards Feste Balmegg, die er von Landgraf Heinrich von Buchegg als Hochzeitsgabe erhalten hatte. Die Berner erschienen vor Münsingen, und nach 14tägiger Belagerung fiel am 11. November 1311 die Burg des Senn, wahrscheinlich diejenige, deren Überreste oberhalb des Dorfes lagen und Isaksburg genannt wurden, in ihre Hände, worauf sie verbrannt wurde. Bern und Solothurn behielten das Eroberte in ihrer Gewalt, bis am 13. April 1314 in Bern ein Friede zustande kam, gewiß auf Veranlassung Kiburgs. Die volljährig gewordenen Grafen hatten am 1. August 1313 in Willisau mit Österreich einen Vertrag geschlossen, wodurch Kiburg die Landgrafenwürde von Klein-Burgund erhielt, wogegen es Güter in Wangen, Herzogenbuchsee und Huttwil abtrat, Hilfeleistung gegen die Waldstätte und Nichtverfolgung der österreichisch gesinnten kiburgischen Räte, worunter Burkhard und Hartmann Senn und Jordan und Konrad von Burgistein, auf 10 Jahre versprach.

Die wichtigsten Bestimmungen des Vertrages zwischen Bern-Solothurn und Burkhard Senn waren:

1. Es soll Friede sein; er verspricht „gut und ganz Fründ" mit Bern und Solothurn zu sein.

2. Die beiden Städte sollen wegen des Schadens, den sie an Burgen, Hölzern, Leuten und Gütern verursacht haben, freigesprochen sein.

3. Den Nutzen, welchen die zwei Städte auf den bis jetzt besetzt gehaltenen Gütern nahmen, sollen sie nach Weisung des Freiherrn Joh. von Weißenburg zurückerstatten.

4. Leute, die dem Ritter untertan, jetzt aber Burger von Bern oder Solothurn waren, sollen es bleiben; wer aber ihm dienen wolle, könne es unbekümmert.

5. Bern und Solothurn sollen ihn als Burger von Freiburg anerkennen und schirmen.

6. Ein Schiedsgericht von vier Personen mit dem Gemeinmann aus dem bernischen Rate solle in Allmendingen zusammentreten und Streitigkeiten schlichten.

7. Burkhard darf die Burg am Graben und in der Dorfmarche nicht aus Stein wiederbauen, bis es Joh. von Weißenburg erlaubt. Jedoch wurde ihm erlaubt, ein hölzernes Haus in der sogenannten Vorburg oder außer dem Graben zu errichten. Balmegg konnte er nach Belieben erstellen.

8. Die Brüder Mathias und Jakob von Messen müssen jede Klage gegen Burkhard, sowie die Blutrache aufgeben. Der Totschläger Kunz Hagi jedoch war vom Frieden ausgeschlossen und konnte verfolgt werden.

9. Der Vertrag sollte fünf Jahre dauern.

Die Burg wurde am Platze der ebenfalls zerstörten Vorburg, wo heute das Schloß steht, auferbaut, aber jedenfalls nicht besonders solid; zudem bestand sie aus verschiedenen, nicht zu gleicher Zeit errichteten Teilen, welch beide Tatsachen aus dem Prozesse zu erkennen sind, den die zwei unverträglichen Besitzer Egon vom Stein und Joh. von Büren 1400—1430 mit einander um die Burg führten. Auch im Graben unter den Reben haben die Senn einen kleinen Burgstall erbaut, der im Kaufe von 1377 und dann noch 1463 genannt wird. Im selben Streite der zwei Besitzer handelt es sich auch um den Besitz der sogenannten Ghard oder Rieder. Die Berner hatten nach Aussage von sechs Münsingern, die um 1427 Kundschaft geben, den daraufstehenden Eichwald abgeholzt, die Stämme auf der Aare nach Bern geflößt und sehr wahrscheinlich zum Wiederaufbau der 1309 verbrannten Häuser verwendet. Im Friedensvertrag wird dieses Holzschlagen erwähnt. Der Ort, die Rieder, blieb lange wüst und leer; noch 1570 werden sie so bezeichnet, und der Name Ghard erscheint im Jahre 1658 im Zehntmarchbuch Münsingen, wo er mehrere Eichwäldchen zwischen Rubigen und Münsingen bezeichnet, deren Reste im Anfang des 19. Jahrhunderts verschwinden.

Wie Vater und Großvater als Zeugen und Siegler im Dienste der Kiburger und der Klöster stehen, so auch Burkhard. In seiner letzten Handlung bezeugt er in Allmendingen bei Thun, daß der Am-

mann von Wattenwil, Heinrich Ayer, Bernburger, von den Burgistein Amt und Gericht empfangen habe.

Sein Todestag ist unbekannt; jedoch muß er vor dem 20. Februar 1321 gestorben sein, da er in einer Urkunde vom obigen Datum als selig bezeichnet wird. Seine Frau Johanna stiftete für ihn und sich eine Jahrzeit im Kloster Fraubrunnen, welchem sie am 13. Sept. 1337 Güter zu Diesbach schenkt. Diese Jahrzeit wurde bis zum Tode der Gemahlin am 28. April, nachher mit der ihrigen gemeinsam am 4. März gefeiert.

Quellen: Fontes rerum bernensium. — Herrschaftsarchiv Münsingen. — G. Studer, Studien über Justinger. — von Wattenwyl, Stadt und Landschaft Bern. — Schweiz. Geschichtsforscher. — Regesten von Fraubrunnen von Amiet.

Jb. Lüdi, Sekundarlehrer

Johann Carl Friedrich Neuhaus.

1796–1849.

Johann Carl Friedr. Neuhaus [1]) wurde geboren in Neuenburg den 9. Februar 1796. Sein Vater Rudolf Friedrich hatte als Offizier im französischen Schweizer Regiment Vigier gedient und kam nach der infolge des 10. August 1792 stattgefundenen Entlassung der Schweizertruppen nach Biel, wo er den Grad eines Majors der bielischen Miliz bekleidete. Das ihm vom Kaiser Napoleon im Jahr 1805 angebotene Offizierspatent wies er zurück und ebenso im Jahr 1817 die Ernennung zum Hauptmann der königlichen Garde Ludwig XVIII. Von obgenanntem Jahre an bekleidete er in Biel das Amt eines Bürgermeisters. Er war verheiratet mit Caroline Louise Barbenet. Die Eltern des Charles Fr. Neuhaus lebten im Unfrieden und trennten

[1]) Die Familie Neuhaus stammt aus Gals, Amt Erlach, und erscheint schon im 17. Jahrhundert in Biel. Ein J. R. Neuhaus studierte 1679 in Bern Theologie, dann bis 1683 in Marburg Medizin und wurde in Biel Stadtarzt; als solcher wurde er ins Burgerrecht aufgenommen. 1723—1725 war er Lehrer des großen Haller, der bekanntlich einen Teil seiner Jugend in Biel zubrachte. Der Großvater unsers Ch. Neuhaus war Arzt in Neuenburg.

sich zuletzt, so daß ihr Sohn eine freudenlose Jugend durchlebte. Seine Bildung erhielt er im Collège von Neuenburg und kam hier schon 14jährig ins höhere Gymnasium (belles lettres); seine hier mit großem Erfolg betriebenen klassischen Studien gaben seiner Bildung für das ganze Leben einen besonderen Charakter. Den Unterricht in der Philosophie erhielt er von einem Professor de Meuron, einem trockenen Erklärer der Wolf'schen Logik und Metaphysik. — Erst wollte



Charles Neuhaus Theologie studieren; seine damalige Schüchternheit im Auftreten ließ ihn aber bald diesen Plan aufgeben und dies um so eher, da sich sein Vater gar nicht mehr um dessen weitere Ausbildung und dessen Fortkommen bekümmerte, so daß Neuhaus noch ganz jung selber für seinen Lebensunterhalt sorgen mußte. Er fand im Elsaß Anstellung als Lehrer, wobei er sich trotz seines strengen Ernstes bei den Zöglingen sehr beliebt zu machen wußte. Von da begab er sich nach Straßburg, um die Handlung zu erlernen. Gleichwohl fand er Zeit, um seinen wissenschaftlichen Trieb zu befriedigen, indem er nebenbei noch Vorlesungen über Chemie und Philosophie anhörte; deutsch lernte er im Theater.

In kurzer Zeit hatte er sich in dem Handelshause so viel Kenntnisse und Zutrauen erworben, daß man den kaum zwanzigjährigen Jüngling an der Hauptleitung der Geschäfte teilnehmen ließ. Leider starb sein Patron nach ein paar Jahren und verlor Neuhaus so seine dortige Stellung. In dieser Lage soll er sich dann um eine Lehrstelle bei Fellenberg in Hofwyl beworben haben. Schließlich, im Jahr 1820, kam er in seine Vaterstadt Biel und trat mit Fräulein Fanny Verdan in die Ehe, welches Verhältnis ihm nun Gelegenheit gab, in die seit 50 Jahren bestehende Indiennefabrik seines Schwiegervaters einzutreten und im Jahr 1825 sich an der Gründung der Spinnerei[1]) zu beteiligen. Im Laufe der folgenden Jahre sah sich Neuhaus bald

[1]) Nachherige Uhrenfabrik Brand.

umgeben von 4 Söhnen und 3 Töchtern, denen er nun als zärtlicher Familienvater neben seinen privaten und später politischen Geschäften den größten Teil seiner Zeit widmete. Nebenbei waren ernste Schriftsteller wie z. B. Rousseau, Vinet ꝛc. seine Lektüre. So verstrichen 10 Jahre teils in industrieller Tätigkeit, teils im Studium alter und neuer Literatur. Dem gesellschaftlichen Leben widmete er damals, wie auch später, wenig Zeit und verkehrte er nur mit einem ganz engen Kreis vertrauter Freunde, in welchem seine gesellschaftlichen Eigenschaften dann zu berechtigter Geltung kamen.

So traf das Jahr 1830 einen bereits 34jährigen Mann, als ihn das öffentliche Leben in Anspruch zu nehmen begann. Sein erstes politisches Auftreten war folgendes:

Gleich nach dem Tage von Münsingen (10. Jan. 1831) und der 3 Tage später erfolgenden Provisorischerklärung der alten Regierung hatte die letztere gegenüber den vorher stattgefundenen Unruhen Amnestie erklärt. Gleichwohl fuhr man nun fort, den in Pruntrut politisch tätig gewesenen Stockmar steckbrieflich zu verfolgen. Neuhaus reiste nun nach Delsberg und Pruntrut und ließ sich durch amtliche Aktenstücke dartun, daß seit dem obgenannten Datum, nämlich seit der Amnestieerklärung, keine Unruhen in jener Gegend vorgekommen seien. Mit diesen Beweisstücken und beigefügten Bemerkungen über das Ungerechte solchen Vorgehens wandte er sich an die Regierung. Diese nahm aber die unbefugte Einmischung dieses Bürgers, der ihr schon durch Staatsschreiber May wegen einer in Solothurn gedruckten politischen Broschüre als gefährlich denunziert worden war, sehr übel auf, und nur die Verwendung eines einflußreichen Mitgliedes der Regierung hielt dieselbe von einer strafrechtlichen Verfolgung gegen Neuhaus ab. So wurde derselbe sofort ein politisch bekannter Mann und steigerte sich sein Ansehen noch mehr, als er während des Provisoriums der alten Regierung vom Januar bis Oktober 1831 fortfuhr, weitere Broschüren über die neuen Volksrechte und das fernere Vorgehen auf dem Wege der damaligen staatlichen Reform herauszugeben.

So kam es fast von selbst, daß der gebildete, sprachlich gewandte und nun politisch bekannt gewordene Industrielle vom Amt Nidau, zu welchem damals das kleine, kaum 3000 Einwohner zählende Städtchen Biel gehörte, in den Verfassungsrath gewählt wurde. Hier machte man ihn sofort zu einem der 4 Sekretäre, als welcher ihm hauptsächlich die Redaktion des französischen Bulletins übertragen wurde. Während der fünfmonatlichen Dauer der Beratungen besorgte er dies nun auf ausgezeichnete Weise und kam dadurch zu genauerer

Kenntnis der in allen Landesteilen kundgewordenen Wünsche und Bedürfnisse. Er kam auch in die 19gliedrige Kommission, welche den ersten allgemeinen Verfassungsentwurf, und in die Subkommission, welche vorerst die Grundlagen desselben bestimmter feststellen sollte. Seine französischen Protokolle galten dann auch als die gründlichsten und reichhaltigsten und als besser als die von Dr. Karl Schnell redigierten. — An der Diskussion beteiligte er sich fast gar nicht. Schon von Anfang an traten zwischen dem idealen Politiker und den prosaischeren Schnellen von Burgdorf, welch letztere damals hauptsächlich die politische Situation beherrschten, Differenzen auf und machten sie sich über den, wie ihnen vorkam, unpraktischen Ideologen von Biel, der nicht einmal einen Oberländer von einem Emmenthaler zu unterscheiden wüßte, nur lustig.

Nach Annahme der Verfassung am 31. Juli wurde Neuhaus von den 3 Wahlkreisen Biel, Büren und Courtelary in den Großen Rat gewählt. Er optierte für den letzteren. Bei der Wahl der 17 Regierungsräte kam er als der 5te aus der Urne und übernahm, wie er meinte, nur provisorisch die Leitung des Erziehungsdepartements. Er gedachte nämlich in kurzem sich wieder in's Privatleben zurückzuziehen. Seine Kollegen im Erziehungsdepartement, das ihm schließlich jahrelang auf den Schultern lag, waren damals: der Geschichtschreiber A. v. Tillier, der Medizinprofessor Dr. Hans Schnell, der spätere Theologieprofessor Lutz, Emmanuel Fellenberg von Hofwyl, Johann Schneider von Langnau, ein Schüler Pestalozzis. Unter dieser obersten Erziehungsbehörde bestand dann noch die sogenannte kleine Schulkommission von 5 Mitgliedern, präsidiert von obgenanntem Lutz mit den Mitgliedern Pfarrer Rickli von Wangen, Privatlehrer Wenger von Bern, Pfarrer Züricher von Oberbalm und dem katholischen Pfarrer Tschann, dem später Baud folgte. Neben dieser Kommission gab es noch die sogenannte große Landschulkommission von 48 Mitgliedern, in welcher man die Namen eines Dekan Morel von Corgémont, Pfarrer Bitzius von Lützelflüh, Lehrer Balmer von Laupen, Lehrer Ischer von Thun (später Pfarrer zum Heil. Geist), Lehrer Mühlheim von Biel, Reg.-Statthalter Stockmar von Pruntrut, Dr. Kehr von Schüpfen (später Schwiegervater von Bundesrat Schenk), Helfer Stähli von Nidau ꝛc. antrifft.

War nun Neuhaus auch kein Schulmann von Profession und durch keine juristische Fachstudien in die Rechtsformen einer Administration eingeführt, so qualifizierte ihn doch seine universelle und industrielle Bildung, seine Begabung und Arbeitskraft für seine schwierige



Aufgabe. — Es ist erstaunlich, was in den ersten Jahren auf diesem von der früheren Regierung fast ganz beiseite gelassenem Gebiete alles angefangen und teilweise auch durch- und eingeführt wurde. Es gab nun Unterstützungen für Bibliotheken, für Erziehungsanstalten, für Schulhausbauten, Lehrerpensionen, Lehrmittel, dann ein Dekret über Lehrerbildungsanstalten und, trotz des Widerstandes des Klerus, ein paritätisches Seminar im Jura; es gab eine provisorische Schulordnung, ein Gesetz über den Privatunterricht, Entwürfe über das Sekundarschulwesen, ein Gesetz über das höhere Gymnasium und die durch Gotthelf zum Schluß seines „Schulmeisters“ so trefflich illustrierte Besoldungszulage von 150 Fr. a. W. (= 214 Fr.) für die Primarlehrer. — War nun schon der ganze Arbeitsstoff ein schwierig zu bewältigender, so kam dazu leider noch viel übler Willen und viel Gleichgültigkeit im Großen Rat und in weiteren Kreisen, und namentlich dann auch der Streit in der Lehrerschaft selber, wie z. B. zwischen Fellenberg in Hofwyl und Seminardirektor Langhans in Münchenbuchsee, der alles hintereinander brachte.[1]) Das alles erforderte viel Geduld und Tatkraft von Seite des Erziehungsdepartements, wenn überhaupt etwas zu Stande kommen sollte. Das Hauptwerk, welches nun gelang, war freilich nicht der Unterbau — die Volksschule — sondern die Krönung, nämlich im Jahre 1834 die Gründung der bernischen Hochschule mit einem Personal von 40 Professoren, 200 Studenten und einem Jahresbüdget von 120,000 Fr.[2])

Mit gerechtem Stolze konnte Neuhaus, damals nur 38 Jahre alt, an der Spitze des Erziehungsdepartements den langen feierlichen Zug aller Behörden und Studenten eröffnen, welcher sich am Einweihungstag am 15. November 1834 vom sog. äußeren Standesrathause unter dem Geläute aller Glocken nach der Heiligen Geist Kirche bewegte. In seiner in französischer Sprache gehaltenen längeren Eröffnungsrede[3]) spricht der nun 3 Jahre lang wirkende, schon damals von den politischen Gegnern stark angefeindete Staatsmann:

„Wenn in unserer Zeit der Revolutionen und gesellschaftlichen Reformen das Leben des Staatsmannes ein Leben des Kampfes und stets wiederkehrender Aufregung ist; wenn derjenige, welcher von seinen Mitbürgern ein Amt anvertraut erhält, sich darauf gefaßt machen muß, oft verkannt zu werden, und wenn der Wille Gutes zu thun und die Befriedigung hin und wieder Erfolg gehabt zu haben,

[1]) Siehe das daherige Kapitel im II. Bande des Gotthelf'schen „Schulmeister“.

[2]) Wie abfällig damals dieselbe von den Altgesinnten beurteilt wurde, zeigt die interessante Parteischrift vom Jahr 1835 „Bern wie es ist“.

[3]) Erschien bei Haller in Bern (28 Seiten) gedruckt.

ihn nicht immer trösten über die Ungerechtigkeit der Parteien, die verlorenen Freundschaften und so viele andere bittere Enttäuschungen, so gibt es doch Ereignisse welche ihn entschädigen für seine Anstrengungen und Bestrebungen und ihn freudig vergessen lassen, was er zu leiden hatte. Die reine Freude des Bürgers, der sich glücklich schätzt, in seinem Vaterlande die Gründung einer großen zukunftsvollen Stiftung zu erleben, diese tiefempfundene, aus wahrer Vaterlandsliebe geborene Freude, ich erfahre sie heute in ihrer ganzen Stärke." — —

Dann zu den Professoren gewendet:

„Ohne Zweifel bedarf das Vaterland Männer, welche in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft bewandert sind. Aber es verlangt noch mehr. Es verlangt vor allem Männer und Bürger. Daß wie im Altertum die große Idee des Vaterlandes überall gegenwärtig wäre! Daß sie überall ihren mächtigen und heilsamen Einfluß geltend machen und Eure Vorträge beherrschen möchte! Die Republik, welche Euch ihre Söhne anvertraut, um sie in den nützlichen Wissenschaften zu unterrichten, verlangt auch von Euch, daß durch Euch auch Bürger gebildet werden!"

Den Studierenden rief er zu:

„Der Tempel der Wissenschaft ist Euch geöffnet. Tretet ein mit Andacht und Ehrfurcht und faßt, indem ihr eintretet, den Vorsatz, Männer und Bürger zu werden. — — Möge in Euern Händen die Wissenschaft dazu dienen, die öffentlichen Freiheiten zu befestigen, daß sie sich nie mit egoistischen Anschauungen und strafbarem Ehrgeiz verbinden. Hütet Euch vor Ausschließlichkeit; pfleget mit Eurer Fachwissenschaft die allgemeinen Wissenschaften; ererbet Euch die allgemeine Bildung, welche Ihr in allen Verhältnissen als würdige Bürger eines freien Vaterlandes bedürfet. Die Religion, Philosophie, Geschichte, Staats- und Gesellschaftswissenschaften, Literatur und Poesie mögen Eure Seelen mit den Ideen des Guten, Wahren und Schönen erfüllen! Dann wird Euch die Wissenschaft der Schild der Minerva, und das Vaterland wird stolz auf Euch sein und auf Euch zählen können in den Tagen der Gefahr!"

Wie schon bemerkt, hatte Neuhaus nicht nur im Innern des Erziehungsdepartementes Arbeit und Kampf vollauf, auch nach Außen mußte die junge Regierung um die Errungenschaften des Umschwunges von 1831 kämpfen. Schon im Sommer 1832 kam die sogenannte Erlacherhofverschwörung, bei welcher Neuhaus in engem Anschluß an Schultheiß Tscharner auf energisches Auftreten gegen die revolutionäre Renitenz innerhalb und außerhalb der burgerlichen Stadtbehörden von Bern drang. Dann kam der Streit um die Millionen des alten bernischen Staatsvermögens, welche Händel sich durch die ganzen dreißiger Jahre hinzogen. Um diese Zeit stand Neuhaus auch in Korrespondenz mit dem damaligen Prinzen Louis Napoleon auf

Arenenberg und widmete ihm letzterer mit einem Brief (vom 11. Juni 1834) ein Exemplar der Memoiren der Königin Hortense. War anfangs die neue Regierung, nach außen wenigstens, scheinbar so ziemlich als aus einem Gusse gemacht, so zeigten sich nun immer mehr, auch nach außen bemerkbar, zwei Richtungen in derselben. Hier war es namentlich die Flüchtlingsfrage, zuerst wegen den 400 von Frankreich her eingedrungenen Polen, und dann wegen den infolge der Ereignisse in Deutschland zahlreich in die Schweiz einziehenden Flüchtlingen, welche die Regierung auseinanderbrachte. Während die Schnelle von Burgdorf mit ihrer Partei damals einer mehr hausbackenen Politik huldigten, was ihnen dann den Spitznamen „Zaunstecker" eintrug, und auf das sogenannte „Deutschmicheltum", welches nach ihrer Meinung bei Besetzung von Lehrstellen, namentlich an der Hochschule zu sehr begünstigt wurde, übel zu sprechen waren, sympathisierte Neuhaus mehr mit den durch die ausländischen Regierungen ins Land getriebenen Flüchtlingen, als Märtyrern der Freiheit, und fand dann mit diesen Sympathien auch bei der jüngeren Generation der freisinnigen Partei Anklang. Bei den Neuwahlen im Jahr 1835 wurde Neuhaus in Courtelary, Biel und in der Stadt Bern in den Großen Rat gewählt und dann wieder in die Regierung. Er übernahm von neuem die Leitung des Erziehungsdepartements.

Als nun im Jahr 1838 Frankreich nach dem Straßburgervorfall die Ausweisung des Prätendenten Louis Napoleon, welcher das thurgauische Bürgerrecht erworben hatte, verlangte und nicht entsprechendenfalls mit militärischen Anordnungen begann, gieng die Regierung in die Brüche. Schultheiß Tscharner und die Schnelle mit ihrer Partei wollten die bernischen Tagsatzungsgesandten Kohler und Stettler auf Entsprechung der französischen Forderungen instruieren, nicht aber Neuhaus und die damalige sogenannte Nationalpartei. Nach 12stündiger Debatte beschloß der bernische Große Rath mit 106 gegen 104 Stimmen, dem Ausweisungsgesuch nicht zu entsprechen. Schmollend traten die Gebrüder Schnell, Hans als Landammann, Karl als Regierungsrat, von ihren Stellen zurück und von da in die Opposition. Auch die Tagsatzungsgesandten traten von ihrem Mandat zurück. An ihre Stelle kam Neuhaus, welcher übrigens schon im Jahr 1832 als 3ter und 1837 als zweiter Gesandter den Kanton Bern vertreten hatte. Anfangs veränderte der Regierungsrat trotz dieser Austritte seine Farbe scheinbar wenig. Schultheiß Tscharner, der Intimus der Schnelle, blieb gleichwohl noch einige Zeit im Vordergrund. Als aber von

Tavel,[1]) der bisher mit Tscharner auf dem Schultheißenstuhl gewechselt hatte, auch aus der Regierung trat, galt bald einmal Neuhaus als das geistige Haupt der Regierung, neben welchem dann auch ein anderer Jurassier, Stockmar von Pruntrut, der seit 1835 Mitglied des Regierungsrates war, seinen Einfluß geltend machte. Es trat ein Zug nach links in die Regierung ein. Als aber Stockmar,[2]) der Vertreter desjenigen Theils des Bistums, der vor 1798 in keinem intimeren Verhältnis mit Bern und der alten Eidgenossenschaft gestanden war, verdächtig wurde, im Geheimen für eine Abtrennung vom alten Kanton zu agitieren, da setzte Neuhaus die alte Freundschaft und politische Kameradschaft bei Seite und beantragte am 24. Juli 1839 dessen Ausstoßung aus der Regierung, was denn auch einstimmig beschlossen wurde, weil „Stockmar, uneingedenk seiner geschwornen Pflicht, gegen das Gesamtvaterland sich hochverräterischer Umtriebe schuldig gemacht habe". Das Auffallendste an dieser Ausstoßung, einer Maßregel, welche vorher und nachher nie mehr vorgekommen ist, aber war und bleibt, daß Stockmar zu seiner Verteidigung gar nicht zum Worte gelassen wurde. Stockmar suchte sich sofort zu rächen und wollte, um Neuhaus zu stürzen, sowohl mit dem Patriziat als mit den Burgdorfern, aber vergebens, anbinden. Für 1839 war Neuhaus zum Schultheiß gewählt worden, seit der Gründung der Stadt Bern, der erste Nicht-Bernburger, welcher diesen ehrwürdigen Stuhl einnahm und dazu noch Jurassier, denn trotz des demokratischen Umschwungs von 1831 hatten doch bisher stets Burger der Stadt Bern, Tscharner, Lerber und Tavel (die an der neuen Regierung teilnehmenden Patrizier hatten damals ihr „von" abgestreift) als Schultheißen abgewechselt. Diese ungewohnte Erhebung schuf ihm wohl einesteils viel Ansehen und Anhänger, andernseits aber auch Gegner und war Neuhaus mit seiner energischen Politik schon von den Altgesinnten, nun aber auch von den Burgdorfern ein heftig bekämpfter Mann. Was die eidgenössische Politik in den 30er Jahren betraf, so hatte Neuhaus mit den liberalen Ständen die damaligen Bundesrevisionsbestrebungen bestmöglich unterstützt. Als im Jahr 1835 Bern Vorort und Schultheiß Tavel als erster Gesandter gewählt wurde, schlug damals Neuhaus die Stelle als zweiter Gesandter aus, weil er mit der gegenüber der fremden Diplomatie willfährigen Politik eines Tscharner und Tavel und den daherigen Instruktionen nicht einverstanden war; unterdessen war er auch Vizepräsident des diplomatischen

[1]) Siehe bern. Biogr. Bd. II. Seite 547.

[2]) Bern. Biogr. 4. Band, 30. und 31. Lieferung. Seite 38. („A. J. Stockmar", Eisenbahndirektor).

Departements geworden. — Mit seinem nunmehrigen Eintritt in die Tagsatzung und dessen Hervortreten in derselben hatte selbstverständlich auch sein Verkehr und persönliches Zusammentreffen mit der fremden Diplomatie und deren Gesandtschaften begonnen. Hier nun inaugurierte er als Vertreter eines freien Landes eine selbstbewußte Haltung, welche vom bisherigen conventionellen Ton der alten Aristokratie wesentlich abstach und in diplomatischen Kreisen mannigfaches Kopfschütteln verursachte. Diesen persönlichen Verkehr betreffende Vorfälle wurden dann eifrig herumgeboten. Als zum Beispiel der französische Botschafter Graf von Rumigny, welcher einst im Salon des Schultheißen von Tavel mit bernischen Regierungsräten zusammentraf, den Wunsch aussprach, man möchte ihm Herrn Neuhaus vorstellen, antwortete derselbe: „Wenn Graf Rumigny meine Bekanntschaft zu machen wünscht, so mag er sich mir vorstellen lassen. Ich werde mich ihm um so weniger präsentieren lassen, als ein Regierungsrat von Bern mehr ist, als ein Botschafter von Frankreich." So unterblieb die gegenseitige Vorstellung. Ein anderes Mal, als Neuhaus im Jahr 1837 in Luzern als bernischer Gesandter beim Tagsatzungspräsidenten Amrhyn zu einem diplomatischen Essen eingeladen war, trat nach ihm der an Gicht leidende österreichische Gesandte von Bombelles, dessen metternichscher Politik Neuhaus von vornherein nicht grün war, in den Saal und wurde dann vom Gastgeber sorgfältig am Arm genommen und in ein besonderes Salon auf das Kanape geführt. Sofort verschwand Neuhaus mit seinem Mitgesandten aus der Gesellschaft, weil er in dieser Bevorzugung des fremden Gesandten eine Hintansetzung des hohen Standes Bern erblickte. Diese und manch' andere derartige Vorfälle machten dann in den Zeitungen die Runde. Seine politischen Gegner wollten darin nur persönliche Eitelkeit und Überschätzung erblicken, während in weiteren Volkskreisen solche Art mit den fremden Diplomaten umzugehen, Beifall fand. Seine Volkstümlichkeit stieg.

Von Luzern weg kam der Vorort für das Jahr 1839 und 1840 nach Zürich. Neuhaus war in diesem Jahr Schultheiß und Tagsatzungsgesandter zugleich. Eben saß dort im September des erstgenannten Jahres die Tagsatzung beieinander, als unter ihren Augen durch den bekannten Züriputsch die liberale vorörtliche Regierung, wenn nicht gerade gestürzt, so doch auf revolutionäre Weise durch drei konservative Mitglieder verstärkt wurde, so daß die frühere Majorität in die Minorität kam. Neuhaus zögerte, eine auf solch ungesetzliche Weise veränderte Regierung als vorörtliche Behörde anzuerkennen und tat dies mit seinen Gesinnungsgenossen in der Tagsatzung erst nach

drei Wochen, als durch allgemeine Neuwahlen eine Art von gesetzlichem Zustand wieder hergestellt war. Schließlich sollte Neuhaus schuld an diesem Aufstand sein, weil er durch sein Anerbieten von Bernertruppen zur Unterstützung der Zürcherregierung die Kellenländer bewogen habe, vor Ankunft der Berner nach Zürich zu ziehen, um deren Einmarsch zu verhindern.

Dieser konservative Umschwung in Zürich, dem bald auch ein solcher am zweiten Vorort, in Luzern, folgte, brachte die bisherige eidgenössische Politik auf der Tagsatzung ins Schwanken, und frühere, den Liberalen im Kanton Wallis günstige Tagsatzungsbeschlüsse in Sachen der dortigen Wirren zwischen Ober- und Unterwallis wurden wieder rückgängig gemacht. Bern mit Neuhaus an der Spitze schwankte aber nicht und um dessen energische Hegemonie schlossen sich die seit 1831 regenerierten liberalen Stände wie Aargau, Thurgau, Solothurn, Baselland ꝛc. nur umso enger an. Dies zeigte sich namentlich im Jahr 1841, als Bern Vorort und Neuhaus Tagsatzungspräsident geworden war. In dem im Anfange des Jahrhunderts aus verschiedenen Landesteilen zusammengesetzten Kanton Aargau hatten sich die Katholiken einzelner Bezirke durch eine Verfassungsrevision in ihren konfessionellen Interessen für geschädigt gehalten und hatte der Klerus die Religion in Gefahr erklärt. Es gab daraufhin, namentlich aus dem freien Amt, unterstützt von Freischärlern aus dem Kanton Luzern, welche Leu von Ebersol anführte, einen bewaffneten Zug gegen die Hauptstadt Aarau. In Villmergen stieß man auf die unterdessen entgegen gerückten Regierungstruppen und kam es zu einem leichten Gefecht, in welchem die Aufständischen zurückgewiesen wurden. Sofort rückten nun von der Aargauerregierung um Unterstützung angerufene Berner- und Baselländlertruppen in den Kanton ein und besetzten am 12. Januar 1841 das Kloster Muri, welches als Herd des Aufstandes galt, und wo der als Regierungskommissär dahin gesandte Regierungsrat Waller von den Aufständischen unter mancherlei Bedrohungen als Gefangener festgehalten worden war. Derselbe wurde befreit, und unter dem frischen Eindrucke dieser Ereignisse faßte am 13. Januar der Große Rat von Aargau mit 115 Stimmen einmütig den folgeschweren Beschluß, sämtliche Klöster im Gebiete des Kantons als staatsgefährlich aufzuheben. — Trotz der energischen Unterdrückung des Aufstandes, welche man hauptsächlich dem raschen Eingreifen des bernischen Schultheißen Neuhaus zu verdanken hatte, standen auch liberale Regierungen anderer Kantone in Besorgnis um ihre Existenz, da z. B. auch im Kanton Solothurn die katholisch-konservative Oppo-

sition ihr Haupt zu erheben suchte, und fand im Tessin der reaktionäre Einfall Ressis von der Lombardei aus in den Kanton statt. Die fremde Diplomatie hätte offenbar auf den freiheitlichen Umschlag von 1831 in der Schweiz hin eine Reaktion nicht ungern gesehen.

In solch gewitterschweren Zeitumständen trat am 5. Juli 1841 in Bern die Tagsatzung unter dem Präsidium des Berner Schultheißen Neuhaus zusammen. Seine Eröffnungsrede war ruhig und gemäßigt und machte beidseitig auf die Mitstände und die fremden Gesandtschaften, welche nach damaligem Ceremoniell der Eröffnung der Tagsatzung beiwohnten, guten Eindruck.

In dieser Sitzung der Tagsatzung brachten die katholisch-konservativen Stände den Antrag ein, Aargau solle den Beschluß gegen die Klöster aufheben. Von da an war die aargauische Klosterfrage jahrelang ein ständiges Traktandum in den eidgenössischen Behörden und in den politischen Vereinen. Der von den Verteidigern der Klöster angerufene Artikel des Bundesvertrages von 1815 lautete etwas undeutlich: „Der Fortbestand der Klöster und Kapitel und die Sicherheit ihres Eigentums, soweit es von den Kantonen abhängt, sind gewährleistet.“ Dagegen beriefen sich die Verteidiger der aargauischen Politik, Neuhaus vor allem, auf den Art. 1, wonach der Bund für Handhabung der Ruhe und Ordnung im Innern zu sorgen habe. — An dieser Tagsatzung waren neben Neuhaus zweiter Gesandter Ed. Blösch und dritter Gesandter A. v. Tillier und hatten dieselben vom bernischen Großen Rat die Instruktion erhalten, „daß der Stand Bern der Regierung von Aargau das Recht zur Aufhebung der Klöster zugestehe, sofern wenigstens die Gemeingefährlichkeit derselben nachgewiesen werden könne, während über diese Frage das Urteil bis nach erfolgter Untersuchung vorbehalten blieb. Jede allfällige Einmischung der Wienerkongreß-Mächte sei zurückzuweisen.“

An dieser Tagsatzung (1841) stand Neuhaus sowohl in seinem Kanton als auch in der Eidgenossenschaft wohl auf der Höhe seiner politischen Laufbahn und war daher auch der Gegenstand der lebhaftesten Angriffe seiner politischen Gegner. Ein solcher (anonym) schrieb dann auch in der in Zürich erscheinenden eidg. Monatsschrift vom Jahr 1846 (66 Seiten):

„Wirklich ist Hr. Neuhaus mehr als nur Diktator Berns und bald auch der Schweiz, und niemals hat ein schweizerischer Magistrat so unbedingt in seinem Kanton geherrscht und niemals war ein Präsident der Tagsatzung von so vielen Schmeichlern, Kriechern und Speichelleckern aus andern Kantonen umgeben, wie er. Es ist dem Hrn. Neuhaus nicht übel zu nehmen, wenn er hochfahrend, ab-

sprechend und übermütig wurde, denn die angeblichen Republikaner, welche um ihn herumkrochen, wie wohl um wenige Fürsten gekrochen wurde, nährten durch ihre Charakterlosigkeit die Neigung zur Willkür und zum Despotismus, die in der Seele des Schultheißen von jeher lag. Hr. Neuhaus ist nun ein Mann von nahezu 50 Jahren. Seine äußere Erscheinung ist ernst und streng. Eine breite und hohe Stirne, auf beiden Seiten in dichte graue Haare eingeschlossen, verrät einen denkenden Kopf. Kleine, graue, ziemlich ausdruckslose Augen verdecken die schöne Stirne, die sich über sie wölbt, um so mehr, da ihr Blick ganz unsicher (schielend) ist. Eine etwas zu niedrige Nase mit stark zurückgeschnittenen Nasenflügeln läßt das ziemlich gefärbte Gesicht zu breit erscheinen. Um den sehr charakteristischen Mund mit gespannter voller Oberlippe spielen Züge, die Energie aber auch Härte, Hochmut und Geringschätzung anderer andeuten. Die weit auseinanderstehenden oberen Schneidezähne geben dem Gesicht einen unangenehmen, gehässigen Ausdruck. In einiger Entfernung aber hat Neuhaus, der im übrigen ziemlich korpulent und von mittlerer Größe ist, namentlich wenn er im Fauteuil sitzt, ein ernstes, würdiges, Achtung gebietendes Aussehen. Wenn Neuhaus spricht, so spricht er meist mit Heftigkeit, wobei er seinen Kopf oft rückwärts wirft, was sehr herausfordernd aussieht. Sein Gesicht färbt sich im Affekt rot, so daß Neuhaus heftig scheint, auch wenn er seine Heftigkeit unterdrückt. Als Redner ist Neuhaus nur stark in der Dialektik, wir möchten sagen in der Zensur über alle andern Redner. Er hat wenig eigene Gedanken, wohl aber findet er leicht die Schwächen der Argumentation seiner Gegner und scheut dann keine Sarkasmen, ja auch keine Sophismen, um jene womöglich lächerlich, ja verdächtig zu machen. Er stellt sich auch als Redner nie seinen Kollegen gleich, sondern nimmt jederzeit eine exzeptionelle über ihnen stehende Stellung für sich in Anspruch. Seine Sprache ist wohllautend, bestimmt und scharf, sein Französisch korrekt, seine Gedanken logisch, klar. Auf Einwendungen hört er nicht. Seine Instruktionen pflegt er kurz vorzutragen. Wenn aber alle gesprochen haben, so zensiert er die ihm mißfälligen Voten bitter und belobt herablassend die ihm zusagenden. Dann erhebt er sich, spaziert im Saale hin und her, ohne auf Widerlegungen zu achten. Die deutsche Schweiz, an deren Spitze er nur formell steht, ist ihm fremd, wie ihre Sprache. Für die geschichtliche Größe der Urschweiz hat er kein Herz, für ihre Einfachheit keine Liebe. Der Gedanke, daß das kleine Uri gleiche Berechtigung genießen solle wie das mächtige Bern, ist ihm ein Dorn im Fleisch. Man sollte glauben, ein so geachteter Mann hätte der Stellung eines Bundespräsidenten eine früher nicht gekannte Macht und Glanz zu geben verstanden. Im Gegenteil, Macht und Glanz verdorren in der Hand des Hrn. Neuhaus, er ist ein mächtiger Schultheiß von Bern, für die Stellung eines Tagsatzungspräsidenten hat er kein Verständnis."

Zur Vervollständigung der Schilderung dieses Mannes folgt nun, was ein Gesinnungsgenosse in einer französischen Broschüre schreibt

(Galerie des Suisses distingués, Berne, Bureau central 1841, anonym 60 Seiten):

„Durch die ausgezeichnete Art und Weise, wie Neuhaus seine Funktionen ausgeübt, die vornehme Haltung, die er gegenüber den Gesandten der Mächte, die freilich unglücklicherweise bei seinen Vorgängern größere Nachgiebigkeit angetroffen hatten, stets zu beobachten gewußt und durch die Art und Weise, wie er unsere nationale Ehre aufgefaßt und verteidigt hat, hat er eine Achtung in seinem Kanton und in der Eidgenossenschaft gewonnen, wie wenig Staatsmänner in diesem Jahrhundert. Unter einem solchen Schultheißen hat Bern an Einfluß wieder gewonnen, was es im Jahr 1835 und 1836 verloren hatte. Neuhaus kennt jene Rücksichten, denen seine Vorgänger nachgegeben haben, nicht. Freilich entgeht seinem Scharfblick der Drang der Umstände nicht, allein er kehrt sich nicht nach jedem Wind und gibt seinen Standpunkt nicht auf, um der Reaktion den Lauf zu lassen, sondern verficht unentwegt das Wohl, die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, ohne sich in Kompromisse einzulassen. Als Redner wird Neuhaus auch von denjenigen gern gehört, die nicht gleicher Meinung mit ihm sind. Die Natur hat ihn aber auch mit Gaben ausgestattet, die man sonst nicht vereinigt antrifft. Mit vollkommener Klarheit gruppiert er die Tatsachen und Gedanken, und mit der Wärme der Überzeugung verteidigt er seine politischen Grundsätze, die Rechte seines Kantons oder die Unabhängigkeit der Schweiz. Er besitzt ein unerschütterliches Gedächtnis und eine Geistesgegenwart, die durch keine parlamentarische Überraschung aus der Fassung gebracht wird, dazu eine leicht fließende Sprache, eine einfache Eleganz, die Frucht seiner literarischen Studien. Seine laute, wohltönende Stimme verrät oft die Bewegungen seiner Seele; in vornehmer, fester, ruhiger Haltung sieht man unter dessen mächtiger Stirne die Gedanken sich bilden und scheint sein Blick nur auf dieselben gerichtet; deshalb achtet er sich auch des Eindruckes nicht, den seine Worte auf die Zuhörer machen. — Um seine Vorzüge entwickeln zu können, muß er einen klaren Gegenstand vor sich haben, wie es denn auch sein Geist ist. Neuhaus ist überaus geschickt in der Replik. Sein Scharfsinn findet leicht die schwache Seite der Argumentation seines Gegners. Er zergliedert dieselbe dann mit einem Geschick und einer Sicherheit, welche den Gegner staunen macht und denselben geschlagen auf dem Kampfplatz zurückläßt. Alle diese Eigenschaften zeigen sich noch deutlicher in der Art und Weise, wie er die Verhandlungen der Tagsatzung leitet, was sich von der verlegenen Haltung seiner Vorgänger wesentlich unterscheidet. Er spricht beide Sprachen mit gleicher Leichtigkeit, wiewohl das Französische seine Muttersprache ist. Im Privatgespräch ist Neuhaus anziehend, geistreich und höflich, wiewohl er gegen unsympathische Personen kalt und abstoßend sein kann."

Im Jahr 1842 nahm Tscharner den Schultheißenstuhl ein und leitete in diesem Jahre denn auch die Verhandlungen der Tagsatzung.

— Um diese Zeit wurde Neuhaus mit der Schenkung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Aarau beehrt und erhielt zugleich einen wertvollen silbernen Tafelaufsatz als Ehrengeschenk des Standes Aargau, ein Geschenk, das ihm dann nach vier Jahren radikalerseits zum Vorwurf gemacht wurde. Im Jahr 1843 kam die Tagsatzung nach Luzern und nahm auch hier Neuhaus eine hervorragende Stellung ein. Zweiter Gesandter war Dr. Schneider. Die aargauische Klosterfrage war hauptsächlich Gegenstand der Verhandlung und glaubte man sie durch einen Zwölferbeschluß erledigt zu haben. Die nächste Zeit waren die Kantonsregierungen und die Tagsatzung dann hauptsächlich mit den Walliserwirren beschäftigt. Luzern als Vorort stand mehr auf der Seite der konservativen Oberwalliser, während Bern und die liberalen Stände sich der Unterwalliser annahmen. Der Streit zwischen Bundesgewalt und Kantonalsouveränetät und das Mißtrauen gegen den Vorort Luzern war nun auf jenem heillosen Punkt angelangt, daß Bern und Waadt den vorörtlichen Truppen, welche im Wallis intervenieren sollten, den Durchmarsch durch ihr Gebiet untersagten. Neuhaus äußerte sich bei dieser Gelegenheit zu seinem Jugendfreunde, aber politischen Gegner Ed. Blösch: «Salus publica suprema lex; je veux sauver la Suisse». Inzwischen hatten im Frühling 1844 die Ober- und Unterwalliser zusammengegriffen und erfolgte am Trient der blutige Zusammenstoß, in welchem die Unterwalliser unterlagen. Für die nun bevorstehende Tagsatzung kam die Instruktion der bernischen Gesandtschaft zur Sprache (6. Juni 1844). Neuhaus begründete im Großen Rat die Haltung der Regierung und verlangte Mißbilligung des vorörtlichen Vorgehens in der Walliserangelegenheit. Er stieß aber auf Widerstand. Blösch und Fellenberg kehrten den Spieß um und wollten den Vorort billigen, die Regierung von Bern aber mißbilligen. Neuhaus blieb noch in Mehrheit. In Luzern wurde um diese Zeit durch die Jesuitenberufung die Lage immer ernster. Die versuchte Schilderhebung der Liberalen am 8. Dezember 1844 mißglückte und füllte die Gefängnisse mit politischen Gefangenen, und in den angrenzenden Kantonen häuften sich die politischen Flüchtlinge zu Hunderten. — Anfangs März 1845 war eine Note vom französischen Minister Guizot an die Tagsatzung in Zürich angelangt, welche, sich in die schweizerischen Angelegenheiten mischend, sich über das Freischarenwesen mißbilligend aussprach.

Energisch protestierte Neuhaus gegen diese Einmischung der fremden Mächte. Von Tag zu Tag wurde die Lage unerträglicher. Die Regierung von Bern war unter sich uneins und Schultheiß Neuhaus an der Tagsatzung in Zürich abwesend. Mit elementarer Gewalt

brach am 31. März der große Freischarenzug los. Alt Schultheiß v. Tavel hatte durch ein Truppenaufgebot nur die Grenzen schützen wollen, ein anderer Regierungsrat (Dr. Schneider?) hatte, um Blutvergießen zu verhüten, die bernischen Bataillone gleich in den Kanton Luzern einmarschieren lassen wollen. Erst am 28. März hatte freilich die Regierung ein Freischarenverbot erlassen und waren am 29. März alt Schultheiß Tavel und Regierungsrat Steinhauer als Regierungskommissäre persönlich in Langenthal erschienen, um die dort sich sammelnden Freischaren nach Hause zu mahnen. Truppen, nämlich drei Bataillone, waren erst in der Nacht vom 30./31. aufgeboten worden. Alles zählte auf das Gelingen des Freischarenzuges und dies um so mehr, da die an der Spitze der Freischaren marschierenden 1064 Luzerner, welche auf solche Weise in ihre Heimat zurückkehren wollten, die Annahme zu bestätigen schienen, als sei die Luzernerregierung nur eine durch die Urkantone gehaltene Minoritätsregierung. Der Mißerfolg des Unternehmens ist bekannt. Neuhaus, dessen Politik der versuchten Reaktion in Bern von 1832, dem Züriputsch von 1839 und dem Klosteraufstand im Aargau 1841 mit der Autorität der gesetzlichen Regierungsgewalt entgegengetreten war und der ebenso auf eine gesetzliche Lösung der Kloster- und Jesuitenfrage in liberalem Sinne hoffte, wie dies dann im Jahr 1847 eintrat, war nun mit dieser eruptiven Volksbewegung des Freischarenzuges persönlich durchaus nicht einverstanden, indem sie seine bisherige Haltung in der Tagsatzung durchkreuzte und schwieriger machte. Als man die Regierung als solche der Begünstigung des Freischarenzuges bezichtigen wollte, konnte er persönlich wohl mit Recht sagen: « Le gouvernement n'y est pour rien; que les Freischärler viennent nous accuser, je les attends. » Und am 10. September 1845 erklärte er dann offiziell in der Großratssitzung: „Wenn einzelne Mitglieder des Regierungsrates jenen Zug privatim begünstigt hatten, so berechtigt dies nicht, die Mehrheit des Regierungsrates, als Behörde, der Begünstigung anzuklagen. Ich wenigstens habe den Freischarenzug privatim in keiner Weise begünstigt, und ich wünsche, daß meine sämtlichen Kollegen das nämliche sagen können."

Nach außen galt Neuhaus noch immer als das führende Haupt der bernischen Regierung, welche aber bei nahem besehen in diesen Tagen eine 17köpfige zerfahrene Behörde war. Darum mußte er hauptsächlich auch das Odium aller bisherigen und ferneren vielfach verfehlten Maßregeln derselben tragen. — So stellte der Regierungsrat am 12. April, zu einer Zeit, wo viele Freischärler noch in Luzern kriegsgefangen

waren, die Beamten, welche am Zuge teilgenommen hatten, in ihren Funktionen ein, um 14 Tage später beim Großen Rate selber um deren Amnestie einzukommen, welchen Antrag Neuhaus zu befürworten hatte und der mit 159 gegen 25 Stimmen angenommen wurde. Im Monat Mai wurde Professor W. Snell „wegen Trunksucht und Demoralisation der Studenten" auf einmal abberufen und ausgewiesen. Den jungen, radikalen Fürsprechern wurden die Patente suspendiert, 19 Preßprozesse angehoben und was dem Faß schließlich den Boden ausschlug, es wurde ein offizielles Regierungsorgan, der „Landbote", vom Volkswitz sofort Sesselbote getauft, herausgegeben. Das war der Sommer 1845. In dieser verwirrten Zeit im Juni erschien wohl die erste amtliche Kundgebung der bernischen Regierung in Eisenbahnsachen, indem bei Anlaß des damals auftauchenden Projektes einer Verbindung von Basel und Zürich Neuhaus die betreffenden Regierungen ersuchte, in nationalem Interesse die Linie über Olten zu ziehen. — Jetzt trat auch die Frage einer kantonalen Verfassungsrevision in den Vordergrund. Die Regierung wollte dieselbe empfehlen, sie aber nur partiell auf einige formale Punkte beschränken, über welchen Antrag dann Neuhaus im Regierungrat und vor den Sechzehnern referierte. Im Volke gingen aber die Bedürfnisse und die daherigen Wünsche weiter. Man wollte wirtschaftliche materielle Reformen, so Abschaffung der Zehnten und Bodenzinse, Staatshilfe im Armenwesen und im Hypothekarkredit ꝛc. — Im Großen Rat verfügte Neuhaus noch immer über die Mehrheit und provozierte die Regierung, damals von Tavel präsidiert, im September 1845 mit 137 gegen 42 radikale Stimmen für ihre bisherige und zukünftige Politik vom Großen Rat ein Zutrauensvotum. Allein dessen Wert wurde wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß in dieser Behörde 179 vom Regierungsrat oder vom Großen Rat gewählte Staatsbeamte und 35, welche es werden wollten, saßen. Dieses Votum und die Mehrheit von 179, weil auch aus Konservativen bestehend, kamen Neuhaus fast unbequem und bemerkte er beim Schlusse: „Man werde ihm vielleicht vorhalten, die Regierung schließe sich an die „Burgdorfer" an. Allein dem sei nicht so. Ich wenigstens werde mich nie an die Männer anschließen, die mich seit 14 Jahren stets verfolgt haben." — Im Regierungsrate gingen nun einzelne mit ihren Sympathien bald nach rechts, bald nach links und bot so diese Behörde je länger desto mehr ein Bild der innern Auflösung. Allerorts waren nun Volksvereine entstanden, welche nicht nur die Jesuitenberufung und die unterdessen aufgetretene Sonderbundsfrage diskutierten, sondern auch einer neuen kantonalen Ver-

fassung mit vermehrten Volksrechten und materieller Hilfe für die verschiedenen Landesteile riefen. In der Presse und im Volke schieden sich die Parteien immer schärfer nach links und rechts, und um der Politik der radikalen Volksvereine entgegenzuarbeiten, bildete sich aus den Dreißigern und Vordreißigern eine geschlossene konservative Partei, welche in Burgdorf gegen die radikale Bernerzeitung ein neues Blatt den „Volksfreund, Organ für Wahrheit, Gesetz und Recht" gründete. Redaktor wurde Dr. Müller,[1]) früher Redaktor der hochkonservativen Allgemeinen Schweizerzeitung. — Während so Neuhaus in der kantonalen Politik immer einsamer stand und namentlich von den Radikalen immer heftiger angegriffen wurde, sah er sich zu gleicher Zeit in der Tagsatzung genötigt, die siegesstolzen, aggressiven Boten der Freischarenbesieger anzuhören und ihrer Sonderbundspolitik entgegenzutreten. So z. B. hatte in der außerordentlichen Tagsatzung, welche dem Freischarenzug anfangs April unmittelbar folgte, Siegwart, der Gesandte von Luzern, dem bernischen Gesandten Neuhaus die Worte ins Gesicht geworfen: „Reden will ich von den treulosen Regierungen, welche diese Freischaren gegen einen eidgenössischen Mitstand entsendeten, sie mit Waffen und Munition versahen, welche ihnen ihre Offiziere als Anführer mitgaben &c." — „und endlich vermochte Bern, welches seit vier Jahren gewohnt ist, auf seine 40,000 Bajonette zu pochen, wenn man es an Bund und Eid erinnerte, wenn man Gerechtigkeit, Bundestreue von ihm forderte, dieses stolze Bern mit all seiner Kraft nicht, einen Freischarenzug aus seinem Gebiete zu verhindern, und so steht denn im Hofe des Regierungsgebäudes in Luzern auch eine alte Bernerkanone mit der Inschrift vis pacis in armis" (nämlich aus der Freischarenbeute).

Im Sommer des gleichen Jahres war nun auch die Jesuitenberufung in der Tagsatzung zur Sprache gekommen und hier zeichnete sich noch einmal Neuhaus durch seine oratorische Überlegenheit, namentlich in der Replik aus. Während er hier noch schöne Erfolge erreichte, kam aber, wie schon oben angedeutet, sein Regierungssystem in Bern trotz diesem großrätlichen Zutrauensvotum immer mehr ins Schwanken. Im Oktober 1845 wurde der Große Rat nach der damaligen Verfassung zu einem Drittel erneuert. Trotz des indirekten Wahlsystems und des Census vermehrte sich die Zahl der Radikalen der Art, daß man daraufhin nur noch 60 Regierungsanhänger, dagegen 30 von der konservativen Burgdorferpartei, 20 Stadtkonservative und

[1]) „Samml bern. Biographien IV. 577 u. ff.

nicht weniger als 90 von der radikalen „Bärenpartei" zählte. Bei der Konstituierung wurde Xaver Péquignot Landammann und Ed. Blösch Vicelandammann. In der am 12. Januar 1846 beginnenden außerordentlichen Großratssitzung lagen zahlreiche Petitionen um Verfassungsrevision und zwar durch einen Verfassungsrat auf dem Kanzleitisch. Gegenüber diesen Petitionen äußerte sich Neuhaus nun: „Um diese Bewegung zu leiten und nicht nachgeschleppt zu werden, sollte der Große Rat in der Verfassungsrevision die Initiative ergreifen." Was den Revisionsmodus betraf, so hielt er sich aber durch den Wortlaut der Verfassung eidlich gebunden, sie, sei es eine totale oder partielle, auf dem Gesetzgebungsweg, nämlich durch den Großen Rat, vornehmen zu lassen. Den von den Volksvereinen geforderten Verfassungsrat hielt er für verfassungswidrig. Diese von ihm unerschütterlich festgehaltene Ansicht sollte nun Anlaß zu seinem Sturz geben; denn die Mehrheit des Großen Rates sah die Sache anders an und beschloß, diese konstitutionelle Frage in die Kompetenz der Urversammlungen zu legen und durch ein Plebiscit lösen zu lassen. Am 1. Februar 1846 sollte im Volk abgestimmt werden, ob man ja durch den Großen Rat oder nein durch einen Verfassungsrat die Revision vornehmen wolle. Vor dem Abstimmungstag bewog Neuhaus 8 seiner Kollegen[1]) im Regierungsrat zu dem, wie man sehen wird, für ihn folgenschweren Schritt, durch eine offiziöse Proklamation, die dem Amtsblatt beigelegt wurde, zu einem Ja auffordern zu lassen, weil „die Bedeutung eines „Neins" die schweren Folgen desselben für die Ruhe und den Frieden unsers Gesamtvaterlandes zur Stunde noch kein Sterblicher zu bestimmen vermöge". — Am Abstimmungstag aber ergaben sich nur 11,500 Ja, dagegen 26,000 Nein. Auf diese Abstimmung hin wollte Neuhaus, daß die ganze Behörde in corpore abdanke. Mit Recht machte man ihn aber auf die dadurch eintretende Steuerlosigkeit des ganzen Staatswesens aufmerksam, abgesehen davon, daß man dann noch gar nicht sicher sei, daß jedes Mitglied auf den gleichen Tag mitmache. Selbstverständlich unterwarf sich der Große Rat dem Abstimmungsresultat und ordnete mit 129 gegen 25 Stimmen die Wahlen für einen Verfassungsrat an. — Die Jungradikalen unter Ochsenbeins Führung verfolgten nun hartnäckig und scharf diese Niederlage Neuhausens sowohl im Großen Rate als im Volke, um den Mann ganz zu Fall zu bringen.

---

[1]) Es waren: Steinhauer, J. Weber, Leibundgut, Bigler, Joh. Jaggi, Schmalz, Vandelier und J. Dähler.

Schon am 13. Februar griff Ochsenbein die Proklamation der neun Regierungsräte auf, indem er mit 60 Großräten sein Mißtrauen aussprach, und verlangte, gleich als ob von denselben irgend ein Staatsstreich zu befürchten gewesen wäre, von ihnen eine „beruhigende Erklärung". Als Neuhaus eine solche nicht geben wollte, wiederholten 58 Mitglieder dieses Verlangen, worauf mit 66 gegen 44 Stimmen für dieses Geschäft eine Kommission niedergesetzt wurde, welche dann beantragte, „die neun hätten innerhalb 1½ Stunden die beruhigende Erklärung abzugeben, daß sie das Dekret für Ausschreibung der Verfassungsratswahlen ausführen wollten". Die von Neuhaus, der diese Zumutung eine beleidigende nannte, abgegebene Erklärung lautete aber nicht, wie Ochsenbein und die nunmehrige Großratsmajorität sie haben wollte, und erklärten sich 67 gegen 30 Stimmen durch dieselbe als nicht befriedigt. Die Kommission mit Ochsenbein an der Spitze drängte auf ihrer Verfolgung weiter und beantragte Abberufung der Neun, während eine Minderheit (A. v. Tillier) sich mit der Erklärung des „Bedauerns" zufrieden geben wollte. Da Neuhaus während diesen mehrtägigen Verhandlungen sich wiederholt auf den Verfassungseid berufen hatte, so machte ihm nun Ochsenbein den Vorwurf, Neuhaus selber habe die Verfassung verletzt, indem er 1841 gegen das Verbot von „Miet und Gaben" das Aarauer Ehrenbürgerrecht und eben erst (im Jan. 1846) das aargauische Ehrengeschenk im Werte von 2071 Franken a. W. angenommen habe. So wogte der Kampf hin und her. Mit Mühe gelang es Tillier, mit 96 gegen 80 Stimmen seinen milderen Antrag zur Annahme zu bringen. Bei den sodann am 15. März stattfindenden Verfassungsratswahlen war es die Gemeinde Péry, welche mit 216 von 381 Stimmen den alt Schultheißen zu Ehren zog. Biel wählte den Alexander Schöni. Noch war Neuhausens Stern im Großratssaal nicht ganz erloschen; denn am 28. Mai wurde er mit 65 von 125 Stimmen wieder zum ersten Tagsatzungsgesandten ernannt. Neuhaus lehnte aber ab, weil er, wie er erklärte, das Zutrauen des Volkes nicht mehr genieße. An seine Stelle trat dann Tillier.

An den im Frühling und Sommer stattfindenden Verfassungsratsverhandlungen beteiligte sich Neuhaus nicht mehr stark und fehlte gegen das Ende oft in den Sitzungen, offenbar mit seinem Umzug nach Biel und dem Eintritt in das Geschäft des dortigen Drahtzuges beschäftigt. Im Herbst 1846 zog er mit seiner Familie nach Biel und ins Privatleben zurück. Trotz seiner stillen, häuslichen Lebenshaltung hatte er während seines 15jährigen Aufenthaltes in Bern sein Privatvermögen wesentlich schwinden sehen. Die Seeländer hatten



Indeß grüße Sie und die Ihrigen recht herzlich;
und bleibe Ihr ergebener!
Jos. Buchhalter.

aber trotz alledem den früheren mächtigen Schultheißen bei der Bestellung der neuen Bundesbehörden im Herbst des Jahres 1848 nicht vergessen und wählten ihn mit Ochsenbein und Stämpfli in den Nationalrat. Hier spielte aber Neuhaus, ohne Zweifel körperlich schon leidend, keine erwähnenswerte Rolle. Ein innerliches Krebsleiden zehrte seine Kräfte auf und brachte ihn nach wenigen Monaten, am 8. Juni 1849, ins Grab. An seinem einfachen Leichenbegängnis nahmen auch General Dufour, Dr. Kern und Schultheiß Kopp teil.

Sein Grabstein steht auf der obersten Terrasse des hinter dem heutigen Technikumsgebäude befindlichen umgitterten Privatfriedhofes mit der Inschrift:

La justice élève une nation.

Quellen: Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft 1830—1848. — Galerie des Suisses distingués, 1841, Haller, Berne. — Eidg. Monatsschrift 1846, Zürich. — Biographie von Neuhaus, von X. Péquignot 185?. — E. Blösch, 30 Jahre bernische Geschichte 1872, Bern. — Zeitgenössische Großratsverhandlungen und Zeitungen. — Bernische Biographien ꝛc. ꝛc.

Ed. Bähler, sen., Biel.

Joseph Burkhalter.

1787—1866.

In einer Sammlung bernischer Biographien darf der Name Amtsrichter Burkhalter nicht fehlen. Ein Mann, den der große Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf [1]) dreißig Jahre lang seiner engern Freundschaft würdigte, muß in seiner Art ein bedeutender Mann gewesen sein, und wenn er auch in die Geschicke seines Vaterlandes wenig eingegriffen, so hat er doch nicht nur in seinem engern Kreise recht Tüchtiges geleistet sondern ist auch durch sein ganzes tiefgründiges Wesen eine geistige Leuchte für viele geworden. Verfolgen wir kurz seinen Lebensgang.

Joseph Burkhalter wurde geboren im Jahr 1787 in Graßwyl bei Seeberg als das jüngste von sechs Geschwistern. Der Vater, Durs (Ursus) Burkhalter, war Schuhmacher und Landwirt, die Mutter eine

[1]) Siehe Band 1 dieser „Sammlung".

geborne Anderegg von Wangen. Da der Vater „verständlich lesen und deutlich seinen Namen schreiben konnte, auch aus Künzis Rechnungsbüchlein die vier Spezies gelernt hatte", so stellten ihn einige Nachbarn als Privatlehrer für ihre Kinder an, und bald wurde er auch wohlbestellter Schulmeister der Kirchgemeinde Seeberg, die damals nur noch eine Schule besaß. Als Joseph anderthalb Jahre alt war, zogen die Eltern nach Niederönz in den ziemlich abgelegenen Weiler Fluhacker. Der Vater blieb aber gleichwohl noch längere Zeit Schulmeister auf dem Seeberg, „teils aus Liebe zu seinem Beruf, teils auch um des Lohnes willen. Er hatte nämlich dreißig Kronen Lohn, was damals etwas sagen wollte. Diese konnte er im Winter verdienen, ohne an der Landwirtschaft viel zu versäumen." Unser Joseph genoß unter diesen Verhältnissen eine sehr dürftige Schulbildung, zuerst bei seinem Vater, dann in Herzogenbuchsee und später erst bei einem jungen, tüchtigen Lehrer Steiger in Oberönz. Der lernbegierige Knabe half sich jedoch unter Beihilfe seines Vaters mit Entlehnen von Büchern. Er las alles durcheinander, wie er es bekommen konnte, besonders fromme Bücher, wie Bunians Pilgerreise, Gottfried Arnold, Lavater, später besonders Jung Stilling. Daneben lernte er das Weberhandwerk, das Korbflechten und allerlei künstliche „Holzschneseleien", zeigte auch Anlage zum Mechaniker und scheute weder Zeit noch Geld sich auszubilden. Mit 18 Jahren wanderte er, um die französische Sprache zu erlernen, als Webergeselle ins Waadtland, traf es aber dort schlecht und kehrte, von Brustschmerzen und Heimweh getrieben, bald wieder nach Hause zurück. Kaum zwanzig Jahre alt, heiratete er auf Anraten der Eltern ein 17jähriges vermögliches Waisenmädchen. „Die Leute hatten eine zeitlang davon zu reden. Allein sie schwiegen bald, und wir waren recht glücklich." Bald vermehrten ein Sohn und eine Tochter das häusliche Glück.

Durch einen Nachbarn wurde er in die Mystik eingeführt. Er studierte eifrig die Schriften von Madame Guyon, Tersteegen und Jakob Böhme, ja sogar den Theophrastus Paracelsus. Er „konnte halbe Nächte mit seligem Behagen ob Jakob Böhmes Schriften sitzen und sich in die endlosen Tiefen verlieren, daß ihm seine Frau dreimal ins Gesicht hinein rufen konnte, ehe er es hörte." Er hatte sich nun einmal vorgesetzt, die Geheimnisse der Ewigkeit zu ergründen und sich selbst und sein Verhältnis zu Gott kennen zu lernen, soweit es Menschen möglich sei, und als er diesen Zweck bei den Mystikern noch nicht nach Wunsch erreichte, so wandte er sich zu den neuern und ältern Philosophen, Theologen und Kirchenvätern und brachte es so zu einer für einen

Bauern wirklich staunenswerten Belesenheit. Dieses Lesen war aber kein oberflächliches; alles wurde vielmehr selbständig innerlich verarbeitet, und daraus ergab sich für ihn eine fromme philosophische Weltanschauung, bei der er volle innere Beruhigung fand. Er hat sie in seinen Erinnerungen zu Handen seiner Enkel in kurzen trefflichen Worten dargestellt.[1]) Wir führen hier bloß einen Ausspruch an: „Jeder Mensch muß sich also das göttliche Wesen so vorstellen, wie er es nach seiner innern Organisation vermag, so daß man fast sagen könnte, jeder habe seinen eigenen Gott, je nachdem er dessen Natur zu fassen vermag. So erkläre ich mir die unendliche Verschiedenheit der Ansichten auch der weisesten Männer; denn sie sind alle Menschen."

So führte er, beschäftigt mit Lesen und mit der Bebauung seines „Gütchens" ein beschauliches Stilleben, in dem er sich recht wohl und glücklich fühlte. Aber durch die politische Umwälzung des Jahres 1831 wurde er, sehr gegen seinen Willen, aus seinem „Ofeneggen" herausgerissen und in den Strudel der Ereignisse hineingezogen. Er wurde in den Gemeinderat von Niederönz gewählt und bald darauf auch in die Schulkommission. Viele Schwierigkeiten hatte er zu überwinden, bis er die Gemeinde Oberönz und Niederönz zum Bau eines gemeinsamen Schulhauses bewegen konnte. Das Schulhaus von Ober- und Niederönz ist aber auch noch jetzt das Muster eines zweckmäßig eingerichteten, hellen und geräumigen Schulhauses. Später wurde er Zehntschätzer, welches Amt er zwölf Jahre lang, bis zum Loskauf des Zehnten, versah. Im Jahre 1838 wurde er Präsident des Kirchgemeinderates von Herzogenbuchsee und Sittenrichter, 1840 Amtsrichter und bald darauf sogar Mitglied des Großen Rates des Kantons Bern, wozu ihm jeweilen sein Freund Pfarrer Bitzius in Lützelflüh in drolligen Briefen gratulierte.[2]) Er gehörte zu den gemäßigten Liberalen, welche weder mit den „radikalen Sprüngen" (Freischarenzug), noch auch mit den „konservativen Rückschritten" einverstanden waren. Deshalb eben, weil er kein Parteimann war, wurde er im Jahr 1846 nicht wieder in den Großen Rat gewählt. Auch hat er mit seinem Freunde Bitzius darüber manchen Strauß ausgefochten. — Amtsrichter Burkhalter lebte noch bis ins Jahr 1866, wo er, ohne eigentlich krank gewesen zu sein, am 30. September 1866 im Alter von 79 Jahren starb. Er wurde den 3. Oktober im alten Friedhof auf der Westseite der Kirche beerdigt.

[1]) Siehe in „Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf" im Vorbericht Seite XXXII—XL.

[2]) Vgl. Seite 78 und 89.

Als der junge Albert Bitzius in den Jahren 1824 bis 1829 Vikar des Pfarrers Hemmann in Herzogenbuchsee war, konnte es nicht fehlen, daß er bald mit jenem bescheidenen, originellen Bauersmann im Fluhacker bei Niederönz näher bekannt wurde. Es wird erzählt, daß er auf einem seiner häufigen Spaziergänge einen Landmann bemerkte, der vor seinem Hause in etwas sonderbarer Weise beschäftigt schien. Der Vikar trat näher und sah, wie jener eben im Begriffe war, nach wissenschaftlichen Regeln eine Sonnenuhr zu konstruieren. Es war unser Burkhalter. Von da an war Bitzius zu Zeiten ein fast täglicher Gast in jenem einfachen Bauernhause, und manch köstlicher Zug in seinen Schriften dürfte auf diese Quelle zurückzuführen sein.

Als er später Vikar in Bern (Hl. Geist) und dann Pfarrer in Lützelflüh war, wurde die Verbindung nicht unterbrochen. Noch bis in die Fünfziger Jahre pilgerte Vater Burkhalter alljährlich einmal nach Lützelflüh, und in der Zwischenzeit erhielt sich zwischen beiden Männern ein reger Briefwechsel. Die Briefe von Pfarrer Bitzius wurden in der Familie Burkhalter sorgfältig aufbewahrt. Es finden sich darin mannigfache Mitteilungen und Andeutungen über die unter seiner Feder neuentstehenden Werke, so daß diese Briefe eine wichtige litterarhistorische Quelle zum Verständnis der Werke Gotthelfs bilden. Nachdem die wichtigsten dieser Briefe durch Pfarrer Joß veröffentlicht waren, fanden sich im Nachlaß von Pfarrer Bitzius noch 19 meist spätere Briefe von Burkhalter, die von der Familie von Rütte-Bitzius in verdankenswerter Weise auch zur Veröffentlichung bereit gestellt und seither der Stadtbibliothek Bern übergeben wurden.

Im Besitze der Familie Burkhalter befindet sich auch noch, wie oben schon erwähnt, ein 34 Seiten haltendes, von Burkhalters eigener Hand geschriebenes Heft, das den Titel führt: „Erinnerungen aus meinem frühern Leben, ein Vermächtnis an meine Enkel" mit dem Datum: Niederönz, den 14. Februar 1850. Es ist vollinhaltlich von Pfarrer Joß veröffentlicht worden. Merkwürdig ist es, daß Amtsrichter Burkhalter in diesen seinen Erinnerungen seines Freundes Bitzius mit keiner Silbe erwähnt. Er war eben ein so selbständiger, origineller Denker, daß Bitzius, der übrigens nicht gerade ein philosophischer Kopf war, auf das Denken seines Freundes wenig Einfluß gewann.

Quellen: Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter. Herausgegeben von G. Joß, Pfr. in Herzogenbuchsee. Bern, K. J. Wyß.

1897. — **Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf.** Herausgegeben von G. Joß, Pfr. in Herzogenbuchsee. Mit den Bildnissen des Amtsrichters Burkhalter und des Jeremias Gotthelf. Bern, K. J. Wyß, 1899.

G. Joß, Prof.,
früher Pfarrer in Herzogenbuchsee.

Daniel Jonquière.
1821–1899.

Prof. Dr. med. Daniel Jonquière entstammte einer Hugenottenfamilie, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus der französischen Provinz Languedoc in die Schweiz eingewandert war und sich 1689 mit dem Berufe der Seidenfabrikation in Bern niedergelassen hatte. Er wurde geboren den 16. April 1821 zu Bern im Zwiebelgäßchen als der älteste Sohn des Eisenhändlers Johann Georg Jonquière, eines klassisch gebildeten, philosophisch angelegten Mannes und einer vortrefflichen, innig geliebten Mutter aus der alten bernischen Familie der Freudenberger. Er hatte zwei Brüder und eine Schwester. Ein gewisser gemütlicher Druck lastete infolge lang dauernder knapper Verhältnisse auf den Familiengliedern. Dieser Umstand und frühzeitige Verluste teurer Angehörigen hatten entschiedenen Einfluß auf die Lebensanschauung Daniels von früher Jugend an bis ins hohe Alter. Denn er war ein Knabe sowohl von lebhaftem Geist als auch von zartbesaitetem, leicht erregbarem Gemüte. Er war auch von Jugend an ein fleißiger und



äußerst gewissenhafter Arbeiter. Schon in den ersten, sowie in allen Schulklassen, welche er bis zur Universität in der bekannten Privatschule von K. W. Bouterweck durchlief, zeichnete er sich durch große

Lernbegierde aus, welche ein mächtiges Gedächtnis und scharfen Verstand anspornte. Die alten Sprachen pflegte er mit ganz besonderer Vorliebe. So bestand er alle seine Examina bis zu den medizinischen Schlußprüfungen mit den glänzendsten Zeugnissen. Seine Gründlichkeit beruhte zum Teil auf einer vom Vater ererbten skeptischen Ader, welche ihn zwang die Lerngegenstände durch und durch zu erfassen. Auch für die Musik, welche zu Hause viel getrieben wurde, war er begabt und fleißig, und er brachte es zum tüchtigen Orchester- und Quartettgeiger. Sein Bruder Alfred, der als Philologiestudent in Halle starb, war sogar ein großes Violinistentalent. Beide Brüder spielten als Studenten Jahre lang nicht nur im Konzertorchester, sondern auch in den größern Opernaufführungen mit. Sie waren hochbegeistert von dem damaligen Dirigenten fast sämtlicher klassischer Musik- und Operaufführungen Berns, Edele, welcher als Schüler von Molique auch ein trefflicher Violinspieler war und von welchem Jonquière immer sagte, daß ihm während seines ganzen Lebens wenige Dirigenten den Eindruck einer so vollständigen Beherrschung des Orchesters gemacht hätten.

Nach Absolvierung seiner Studien in Bern reiste Jonquière mit mehrern Studienfreunden den Rhein hinunter und durch Belgien nach Paris, wo er den Winter 1845/46 verlebte, um dann seine Studienreise mit Prag und Wien abzuschließen.

In **Paris** besuchte Jonquière fleißig die Kliniken:

Andral in der Charité, innere Krankheiten.
Chomel im Hôtel Dieu, innere Krankheiten.
Piorry, Hôpital de la Pitié, innere Krankheiten.

Derselbe demonstrierte u. a. die Perkussion des Uterus (!).

Civiale, Hôpital Necker, Krankheiten des Urogenitalapparats.
Ricord, Hôpital du midi ou des Vénériens.

Derselbe wird beschrieben als junger, schlanker, beweglicher Mann, welcher gegenüber seinen Kranken einen heitern Ton beobachtete, aber sie gründlich behandelte. Derselbe besprach u. a. syphilitische Muskelverkürzungen, welche er mit Jodkali heilte.

Gibert, Hôpital St-Louis: Hautkrankheiten.
Lisfranc, Pitié
Velpeau, Charité } die berühmten Chirurgen.
Roux, Hôtel Dieu.

Velpeau, ein ganz unscheinbares altes Männchen von großer Humanität, habe mit seltener Geschicklichkeit operiert.

Roux bevorzugte besonders die Gelenkresektionen und erklärte in einer Klinik, er habe Textor in Würzburg besucht, und sie beide hätten genau dieselben guten Resultate d. h. 4 Todesfälle auf 14 Resektionen. Roux behandelte eine Lähmung nach Malum Potii mit Acupunctur vollständig erfolgreich.

Lisfranc, ein starker großer Mann von über 70 Jahren, fluchte beständig, hatte aber einen belustigenden Vortrag, indem er jedesmal mit Donnerstimme gegen die Ansichten seiner Kollegen wetterte und nur seine eigenen gelten ließ. Er nannte seine Kollegen einfach «les perroquets» und den Roux speziell «le perroquet»; «le perroquet saura mieux, mais moi je ne le sais pas» — sagte er oft, indem er spöttisch das Käppchen lüftete. Er wandte für seine lieben Kollegen gerne das Zeitwort «perroqueter» an. Natürlich beruhten diese Sonderheiten Lisfranc's auf Altersveränderungen in seinen Gehirnblutgefäßen.

Jonquière hörte auch die Vorlesungen der Chemiker Dumas und Orfila. Einmal wohnte er einem Concours bei, welcher für die Professur der Anatomie stattfand. Die ganze medizinische Fakultät hörte in roten, goldverbrämten Togen feierlich zu, während ein Bewerber nach dem andern eine Arbeit vorlas. Auch die Kunstgenüsse suchte er sich auf. In der Oper war er häufig, wo ihm besonders die großen Sänger Lablache, Mario und die Grisi Eindruck machten. Über seine Besuche in den Kunstsammlungen liegen ausführliche Aufzeichnungen vor. Den Sinn hiefür hatte er von seinem Vater her. Einer Ovation von 2000 Studenten wohnte er bei, welche diese dem Professor Guinet für sein Werk gegen die Jesuiten darbrachten. Auf der Place de l'école de Médecine fanden dabei einige Verhaftungen statt.

Prag war damals medizinisch sehr bedeutend, und Wien hatte seine große Zeit mit Skoda, Rokitanzki, Oppolzer, Türk, Hebra u. a. m.

Jonquière erzählte viel von dem Wienerleben, namentlich von den gemütlichen Kneipen „zum schwarzen Spanier", „zum schwarzen Kameel", „zum alten Kühfuß", wo noch von der Belagerung durch die Türken eine Kugel in der Wand stak. Es wurde ihm schließlich in Wien so wohl, daß ihn der Knirps Amor ins Auge faßte und seinen nie fehlenden Pfeil auf ihn abdrückte. Dieses Geschoß entsprühte den dunkeln Augen eines wunderschönen Gesichtchens mit ebenso reizender Gestalt und saß so fest, daß er zwei Jahre später, nach seiner Niederlassung in Bern, im Winter 1849/50 diese Scharfschützin, Josephine Hickmann, als Gattin abholte.

Es war in tiefem Winter mit einer Postkutsche, welche nächtlicherweise im Schnee umfiel und die Scheiben zerbrach. Und es war so kalt, daß er nach 36-stündiger Fahrt bei der Ankunft in Wien nicht sogleich von der Post nach dem gegenüberliegenden Gasthof gehen konnte, sondern vorher seine Beine eine halbe

Stunde lang reiben und klopfen mußte. Mit den Beinen taute aber auch die Liebe wieder auf, und die Hochzeit wurde sofort in Wien gefeiert, wobei sich noch etwas Unklerikales zutrug. Die junge Frau war Katholikin und vor dem Trauungsakt hatten die beiden Leutchen im Nebenstübchen noch ein Papier zu unterzeichnen, worauf geschrieben stand, die zukünftigen Kinder müßten katholisch erzogen werden. Die Welt war damals noch harmlos und kannte nicht des Kulturkampfs Hitze, und das Pärchen hatte an diese Klausel nicht gedacht. Nun zuckt Jonquière mit der Feder plötzlich zurück; aber im gleichen Augenblick flüsterts ihm von hinten ins Ohr: „Unterschreibens nur ruhig, Herr Doktor, wir schauen in Bern nicht nach, was Sie dort machen!" —

Im Sommer 1847 ward Jonquière als dirigierender Arzt in das Bad Weißenburg berufen, um als anerkannter Kenner der Auskultation und Perkussion, welche damals den ältern Ärzten noch nicht ganz geläufig waren, wissenschaftliche Erfahrungen über die Kuren der Lungenkranken zu sammeln. Er legte in den daraus entstandenen Badeschriften von 1849 [1]) und 1852 [2]) eine große Fülle von Beobachtungen nieder, so daß die medizinischen Kreise des In- und Auslandes davon Notiz nahmen und der Ruf von Weißenburg bedeutend stieg. In den Jahren 1849 und 1850 war dann Jonquière in der damaligen Kaltwasseranstalt Brüttelen (Brutiège) im bernischen Seeland tätig, worüber zwei Publikationen von ihm erschienen. Von 1851—55 war er wieder Oberarzt in Weißenburg.

Im Herbst 1855 trat eine wesentliche Änderung in Jonquière's Laufbahn ein. Er wurde an Stelle Fueters zum außerordentlichen Professor der Poliklinik und der allgemeinen Pathologie an der Universität Bern ernannt. Er hielt seine Antrittsvorlesung am 10. Nov. 1855 über „Skoda und Aran", welche 1856 in Bern bei Rud. Jenni im Druck erschien. Skoda schrieb ihm daraufhin in einem Briefe, welcher noch vorliegt, folgende Anerkennung: „Ich nehme keinen Anstand Ihnen zu erklären, daß Ihre fernern Arbeiten in der angedeuteten Richtung für die Wissenschaft sicherlich von Nutzen sein werden ...... auch dadurch, daß die richtige Auffassung der Lehre von der Auskultation und Perkussion zu einer gründlichen Forschung in der praktischen Medicin anregt." — Skoda hatte nämlich, und zwar gerade von deutscher Seite, ungenügende und unrichtige Auffassung seiner bahnbrechenden Arbeiten erfahren. Das Verdienst Skoda's wurde dann von Aran bei Anlaß der Übersetzung des Hauptwerks Skoda's zuerst

[1]) Die Wirkung und Anwendung des Weißenburgwassers. Bern 1849.

[2]) Die Wirkungen der Mineralquelle zu Weißenburg; schweizer. Zeitschrift für Medicin 1852, pag. 233—261.

in vollem, präzisem Sinne gewürdigt. Jonquière vergleicht (l. c.) Skoda mit Kant, indem er wie dieser die Philosophie, die physikalischen Untersuchungsmethoden aus einer teilweise desideralen zu einer realen Wissenschaft dadurch erhoben habe, daß er eine scharfe Umgrenzung des Erkenntniswertes der ganzen Disziplin zeichnete.

Im Jahre 1854 erlebte Jonquière den Schmerz, seine junge Gattin nach vierjährigem, schon bald durch ihre Kränklichkeit getrübtem Eheglück an einem tückischen Lungenübel zu verlieren, nachdem sie ihm im zweiten Jahre der Ehe einen Sohn, den Verfasser dieser Biographie, geschenkt hatte. Drei Jahre später verehelichte er sich wieder mit einer gebildeten Dame aus gutem Bernerhause, Sophie Isenschmid, welche ihm drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn gebar. 1862 wurde Jonquière zum Professor ordinarius befördert. Diese ordentliche Professur fühlte er sich schon 7 Jahre später, 1869, namentlich wegen zu starker Inanspruchnahme durch die poliklinische Praxis bewogen, abzugeben, um als Professor honorarius bis 1873 Arzneimittel- und Arzneiverordnungslehre, von 1873 an bis 1882 nur noch letztere vorzutragen. Während der 60er und 70er Jahre war er in verschiedenen Semestern stellvertretender Vorsteher der internen Klinik, welche Stellung ihm nach dem Tode Munks durch die Fakultät angetragen wurde, er aber aus Bescheidenheit ausschlug. Jenes auffallend frühe Zurücktreten von der poliklinischen Professur war ein wesentlicher Verlust für den medizinischen Lehrkörper. Jonquière war zwar kein Lehrer von glänzendem Vortrag. Aber dieser war fließend, stets gut vorbereitet, streng sachlich und enthielt nur ganz solides Wissen. Dementsprechend waren auch seine Untersuchungen am Kranken äußerst genau, und das Untersuchungsergebnis erstreckte sich niemals über die objektive Wahrheit hinaus, was bekanntermaßen nicht allen nachgesagt werden kann. So lernte der studierende Jünger Aeskulaps bei ihm nur gründliches, durchaus reales Wissen. Aber er lernte bei Jonquière noch eine wichtige ärztliche Tugend kennen, nämlich eine außerordentliche Milde und Zartfühligkeit gegenüber den Kranken, auch den niedrigsten und verkommensten. Denn sein Naturell war liebevoll für alle Kreatur. Er war auch nur ein sehr bedingter Freund der Vivisektion. Wehtun, Barschheit, Grobheit schnitten ihm ins Herz. Er lehrte die Schüler gegenüber den Patienten viele Rücksichten tragen, was für diese sowohl als für den Arzt selber von großer Wichtigkeit ist. Er selbst war von den Kranken angebetet. Er kam ihnen in schlimmen Stunden als herrlicher Wohltäter, und wenn er sie mit sanften Worten tröstete, noch als etwas höheres vor.

Mehrmals erhielt er kleine Geschenke mit der Aufschrift „Selig sind die Barmherzigen". Demgemäß war er auch ein großer Kinderfreund. Mit ihnen war er stets ein wahrer Spaßvogel, und auf der Straße sprangen ihm alle, welche ihn kannten, fröhlich entgegen. Aber auch die Erwachsenen freuten sich ihn anzutreffen. Der freundliche, außerordentlich höfliche Herr von mittelgroßer, etwas schmächtiger Gestalt, mit leicht vornübergeneigtem dunkellockigem, später silberweißem Haupte und lebhaftem Auge, welcher elastisch, im hohen Alter mühsam, daherschritt, und sich meist nach ihrem und ihrer Angehörigen Befinden erkundigte, ist noch manchem in lebhafter Erinnerung. Natürlich war er auch für seinen Familienkreis ein herrliches Gemüt, in Gesellschaft ein prächtiger Unterhalter, Freunden ein lehrreicher gefälliger Freund, für alle ein meist gleichmäßiger, sonniger Charakter. Noch lange Jahre, nachdem er nicht mehr poliklinischer Lehrer und Arzt war, bis gegen sein Lebensende, suchten ihn in alter Erinnerung poliklinische Patienten auf. Seine Liebenswürdigkeit war zum Teil auch ein Ausfluß seiner Bescheidenheit. Diese hatte es ihm nie möglich gemacht hochfahrend, von oben herab oder zudringlich zu sein, oder als Streber aufzutreten, sondern sie machte, daß er sich stets, wo es anging, eher im Hintergrund hielt. Sie hat ihn auch auf wissenschaftlichem Gebiete nie vordrängen lassen. Er wurde daher nicht zur schriftstellerischen Tätigkeit angetrieben, was auch zu bedauern ist. Denn sein gründliches Wissen hätte ihn in hohem Maße zu Forschungen befähigt. Ihm fehlte weder die naturwissenschaftliche noch die anatomophysiologische Grundlage. Auch seine mathematischen Kenntnisse befähigten ihn, wie wenig andere, zu den eingehendsten theoretischen Studien in den medizinischen Wissenschaften. Seine skeptische Geistesanlage war ihm zu medizinischen Forschungen jedenfalls auch hinderlich, wie sie ihm auch die ärztliche Praxis oft verleidete. Sie mochte auch zu der frühzeitigen Aufgebung der poliklinischen Professur beigetragen haben.

Die eben genannte Geistesrichtung hatte ihn auch schon gleich zu anfang seiner ärztlichen Laufbahn zu mathematischen Studien angetrieben, welche er bis in sehr hohe Sphären hinauf verfolgte und bis ans Ende seiner Tage weiterführte. Hier allein fand er befriedigende Gewißheit. Er arbeitete darin auch so gründlich, daß es sich da, wo er mit einer Stelle eines studierten Werkes nicht ins Klare kommen konnte, meistens herausstellte, daß sich Fehler im Texte eingeschlichen hatten. Diese Studien führten ihn auch mit bedeutenden Mathematikern zusammen. Er verkehrte oft mit dem unsterblichen Steiner von Utzenstorf-Berlin, mit dem gewaltigen Ludwig Schläfli, mit dem aus-

gezeichneten Sibler u. a. m. Er versammelte mitunter diese hochgelehrten Denker bei sich zu Hause zu gemütlicher gegenseitiger Annäherung.

Ein solcher Anlaß setzte einmal wieder das Riesenhirn Schläflis in glänzendes Licht. Es war im September 1887, daß zu Ehren des berühmten Mathematikers Mittag-Leffler aus Stockholm, Redaktors der Acta mathematica, bei dessen Durchreise durch Bern ein Mathematikerabend in Jonquière's Hause stattfand. Die hervorragende schwedische Schriftstellerin, Frau Edgren-Leffler, Schwester des Mathematikers, war mitgeladen. In Rücksicht auf die fremden Gäste wurde bei dem belebten Abendessen auch die hochnordische Poesie berührt. Kaum war der Name Frithjoff ausgesprochen, so ertönte aus der lauten, aber nun plötzlich verstummenden Gesellschaft heraus eine rauhe polternde Stimme mit altnorwegischen Versen. Lange rollten die gewaltigen fremdartigen Rhythmen daher. Es war der erste Sang der ältern Edda. Der Barde war Schläfli der Alte.

Nach Aufgebung seiner ordentlichen Professur der Poliklinik, welche seine Zeit großenteils ausgefüllt hatte, widmete sich Professor Jonquière um so mehr auch wohltätigen Werken. Sein mitleidiger Sinn hatte ihn hiezu schon gleich nach seiner festen Anstellung in Bern bestimmt. Er saß von 1856 bis 1896, also volle 40 Jahre in der Oberleitung des Inselspitals (Kantonsspital). 32 Jahre lang war er Mitglied der Direktion der Blindenanstalt und deren Hausarzt, 22 Jahre Arzt des Dienstenspitals, 15 Jahre Mitglied des engern Komitees der Knabenrettungsanstalt Bächtelen. Jede dieser zahlreichen und langandauernden Pflichten hat er redlich erfüllt. Man möchte sagen, er habe sich eher zu viel aufgeladen, zuviel für ihn, wie für die Sachen selbst.

Der schwierigste dieser Posten war die Mitgliedschaft der Inselbehörden. Von 1877 bis 1896 war er Vizepräsident der Direktion und der Verwaltung zugleich. Wenn man bedenkt, daß die Inseldirektion durchschnittlich wöchentlich 1—2 mal zusammensaß, kann man sich die Masse der jährlichen Arbeit derselben vorstellen. Bis 1883 gehörte noch die staatliche Irrenanstalt Waldau unter die Domänen der Insel. Ende der 70er Jahre kam die große Arbeit des Spitalneubaus, womit auch eine neue Organisation der ganzen Anstalt eintrat. Im März 1877 wurde das Programm des Inselkollegiums (Inselärzte) über den Neubau zusammengestellt, im Juni das Programm der Plenarversammlung der Inselbehörden vorgelegt, und im Januar 1880 fanden die Verhandlungen der Bau- und Finanzkommission der bernischen Regierung mit der Inseldirektion und dem Inselkollegium statt; im Oktober 1880 folgten diejenigen des Großen

Rates über den Inselneubau und die bezüglichen Beschlüsse. Erst 1888 wurden zwischen der Inselkorporation und der Regierung des Kantons die Subvention und die Rechtsverhältnisse des Staates gegenüber der Insel bezüglich der klinischen Unterrichtsanstalten, des pathologischen Instituts und des äußern Krankenhauses (Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten) geregelt. Die Inselkorporation war dabei vertreten durch Jonquière als Vizepräsidenten der Direktion und Verwaltung des Spitals.

Auf Neujahr 1896 trat er wegen vorgerücktem Alter aus diesen Behörden aus. Im Jahresbericht der Anstalt des betreffenden Jahres steht eine ehrende Danksagung für die 40jährigen treuen und ausgezeichneten Dienste an den ausgetretenen Professor Jonquière.

In den letzten Jahren der poliklinischen Professur Jonquière's war noch ein tiefes Interesse seines reichhaltigen Lebens zur brennenden Frage geworden. Eine andere Seite des vielseitigen Mannes tut sich neben derjenigen des hochgelehrten Mediziners und Mathematikers und des Wohltäters der leidenden Menschheit vor uns auf. Dieselbe hängt einerseits eng mit der oben geschilderten Charaktereigenschaft des Mitleids für alle Kreatur zusammen, andrerseits mit seiner stark entwickelten abstrakten Vernunft.

Jonquière war nämlich auch ein Mann voll transcendentaler Gedanken auf religionsphilosophischem Gebiete. Die spezielle erkenntnistheoretische Philosophie interessierte ihn weniger. Da er aus einer geistesgebildeten Hugenottenfamilie stammte, war ihm das Denken an höhere Dinge erblich gegeben. Seine Vorväter hatten nach der Revokation des Edikts von Nantes durch Louis XIV. der calvinischen Reformation ihre Existenz und ihre Heimat geopfert. Deren Nachkommen beschäftigten sich, obschon Handelsleute, von Generation zu Generation alle mehr oder weniger mit religiösen Fragen, lasen aber auch die französischen Encyklopädisten.

Daniel Jonquière war, wie er oft erzählte, in der reifern Jugend und bis ins frühe Mannesalter auf einem christlich-theistisch negativen Standpunkte. Später kam er als Arzt, welcher tief in das menschliche Elend hineinblickte, ferner durch seine etwas düstere Lebensanschauung, welche, wie angedeutet, aus seiner Jugendzeit herdatierte, dann durch die frühzeitigen Verluste seiner liebsten Familienangehörigen, endlich durch Umgang mit theologischen Jugendfreunden allmählich zu freisinnig-religiösen Ansichten.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts brach in der Schweiz und auch in den Bernerlanden der kirchliche Reformstreit aus.

Jonquière trat mit Begeisterung dieser Bewegung bei und wurde Mitglied des Reformvereins. Er war seiner erregbaren Natur gemäß voll Kampfeseifer. In dieser Stimmung schrieb er sein lebensvolles „Glaubensbekenntnis“ unter dem Titel „Autoritätsglaube und freie Forschung. Ein Glaubensbekenntnis.“ in Nr. 8 des I. Jahrgangs der bernischen Reformblätter 1867. Dieser Aufsatz machte viel Aufsehen und zwar mehrteils in freundlichem Sinne. Aus vielen Zuschriften,[1]) die er damals erhielt, ersieht man, daß die Schrift besonders auf theologisch positive Leute einen günstigen Eindruck machte. Es war nämlich dem erhabenen Sinne des Verfassers gemäß ein Schriftstück der Versöhnung. Die Häupter der Reformpartei selbst zeigten sich mit dessen Inhalt nicht vollkommen einverstanden. Nach einer historischen Einleitung, in welcher Jonquière analogisierend erklärt, daß das wahre Ansehen des Aristoteles, des corpus juris unter Justinian, des großen römischen Arztes Galenus dadurch nichts verlor, daß ihre blind angebetete Autorität durch freie Forschung gestürzt wurde, folgt in erhabenen durchgeistigten Worten ein wahrhaft schöner Hymnus auf den allmächtigen, allgütigen Gott, welcher hört und sieht, auf die allweise Führung des Weltlaufs, welche sich aus der Geschichte nachweisen lasse, und auf die persönliche Unsterblichkeit als Vergütung für die notwendigen Leiden auf dieser Erde. Wie herrlich schildert er auch das Auftreten des gottgesandten Christus in der zerfallenden, heilsbedürftigen, alten Welt. Ja, er erklärt sogar in seiner Begeisterung gegenteilige Ansichten von Gott und Unsterblichkeit für unhaltbar, absurd und lächerlich und macht sich anheischig, dies den Philosophen und Naturforschern in einem künftigen Aufsatz in den Reformblättern zu beweisen. Allerdings ist er auch hier, wie er stets war und blieb, frei von jeder spezifisch christlichen Dogmatik und die Persönlichkeit Gottes hat eine entschieden pantheistische Färbung. Aber die Reformpartei konnte in jenem Zeitpunkt jene Behauptungen in ihrer kategorischen Form unmöglich adoptieren, und so kam es zwischen der Reformrichtung und Jonquière zu einer Kluft und zu fast gänzlicher Passivität des letztern in der Bewegung. Hier erinnert sich Verfasser sehr genau, daß es im Winter 1866/67 einmal eine lebhafte Erörterung der theologischen Standpunkte zwischen den Häuptern des Reformvereins und Jonquière absetzte, als dieser zu seiner Enttäuschung

[1]) Ein Jahr nach seinem Tode, April 1900, gelangte ein Brief an seine Adresse aus Uffenheim in Bayern, worin ein 80jähriger Mann ihn dringend bat, ihm den Weg zum Glauben an einen persönlichen Gott zu weisen. Er habe im Evangelischen Sonntagsblatt aus Bayern Nr. 9 1899 seinen Artikel gelesen . . . u. s. f.

entdeckte, daß jene dem Begriffe der Persönlichkeit Gottes hartnäckig auswichen. Damals nannte er jene dem Unterzeichneten gegenüber in seinem Unmut oft „christliche A— pardon! — Pantheisten". Natürlich wurde dadurch das persönliche Einvernehmen keineswegs gestört, aber Jonquière war fortan nicht mehr im Vorstand des Reformvereins. Dies ist ein Teil der Erklärung der Tatsache, daß Jonquière seine angekündigten Fortsetzungen für die Reformblätter nicht mehr folgen ließ. Der andere Grund lag aber in seiner naturwissenschaftlichen und mathematischen Bildung. Diese und sein Skepticismus verfehlten nach jenem erregten Streifzug auf religiösem Gebiete nicht, auch ihre Ansprüche wieder geltend zu machen, und er kam in der Folgezeit langsam auf einen weniger schwärmerischen und optimistischen Standpunkt zurück.[1])

Auf erkenntnistheoretischem Gebiete blieb er durchaus der alten realistischen Schule treu. Er verwarf daher ganz und gar den philosophischen Idealismus Berkeley's und den Kriticismus des genialen David Hume. Auch Kant's „Kritik der reinen Vernunft" erschien ihm als ein handgreiflicher Irrtum durch und durch. Gegen die Hauptlehre Kant's von dem apriorischen Funktionsvermögen des Intellekts und den Verstandeskategorien citierte er immer und immer das weiße Papierblatt Locke's. Verfasser erinnert sich, daß sein Vater sich über die transcendentale Aesthetik Kant's mit seinem hochgeschätzten Freunde Jäggi, dem bedeutenden Pfarrer an der Heiliggeistkirche, welcher diese sehr scharfsinnig verteidigte, öfters heftig ereiferte. Dagegen pflichtete Jonquière den Deduktionen Kant's in der „Kritik der praktischen Vernunft" und deren postulierender Moraltheologie bei, welche seit seinem Mannesalter die Basis seiner Weltanschauung blieb und seinen Verstand wie sein Gemüt am besten befriedigte.

In religiös-philosophischem Gebiete sowohl wie im politischen, wo er bei allem Freisinn eher konservative Neigungen hatte, bekannte er sich immer unentwegt zu seiner Ansicht, und er haßte alle kriecherischen, speichelleckerischen und heuchlerischen Naturen. Er konnte seine Meinung auch recht heftig verteidigen, wo es ihm nahe ging, wenn er sich auch aus Zartgefühl für die andern meistens nur milde äußerte. Viel lebhafter als für sein eigenes Recht konnte er für dasjenige anderer einstehen. So fiel er auf eigene Gefahr im Sonderbundskrieg, welchen er als ganz junger Arzt mitmachte, mehrmals Soldaten seiner Truppe in die Arme, wenn sie wehrlose Leute auf feindlichem Gebiete roh behandelten.

[1]) Verfasser bittet um Entschuldigung für diese lange Erörterung. Sie ist begründet durch eine Zeitungskontroverse, welche kurz nach Jonquière's Tod über sein „Glaubensbekenntnis" stattfand. S. Reformblätter 1899 Nr. 19—21.

Ein ganz anderes Gebiet, auf welchem er seine letzte schriftstellerische Leistung lieferte, gibt ein weiteres Zeugnis von der Vielseitigkeit der Geistesgaben Jonquière's. Die Schrift, welche er anonym herausgab, ist betitelt: „Die Entwälschung der deutschen Sprache als zu hoffende Folge der 400jährigen Gedenkfeier Martin Luthers, des großen Reformators und Gründers einer würdigen deutschen Sprache. Von einem Deutschschweizer." Bern bei Huber 1883.

Infolge seiner hohen sprachlichen Bildung, seiner Liebe zur deutschen Literatur und, wie er in der Schrift sagt, angeregt durch seinen sprachgebildeten Vater ward es ihm immer widerlicher, die deutsche Sprache durch viele Fremdwörter entstellt zu sehen. Die aus den alten Sprachen herübergenommenen wissenschaftlichen termini technici beanstandete er als unersetzliche und international verständliche keineswegs. Aber die vielen französischen, meist unnützen, aus lauter sprachlichem Schlendrian gebräuchlich gewordenen Wörter mochte er nicht leiden, und er hebt hervor, daß deren Gebrauch allmählich zu einer Verarmung der deutschen Sprache führen müsse. Er führt als Männer, welche die selben sprachlichen Bestrebungen verfolgten, an vor allem Luther, dessen Worte er anführt, mit welchen er die Mühe beschreibt, die er bei der Übersetzung der Bibel hatte, ein gehöriges Deutsch herauszubringen. Die deutsche Sprache war vor Luther viel schlimmer daran als heute. Er nannte ferner Fabricius Hildanus, den berühmten Bernerarzt, Leibniz, den großen Haller, Hans von Wolzogen u. a. m. Durch seine Schrift, welche in Deutschland Anklang fand, kam er in Briefwechsel mit dem hochverdienten deutschen Postmeister Stephan, mit Riegel in Bremen u. a. m.

Dieses warm geschriebene, mit interessanten Angaben wohl versehene Schriftchen verdiente bei uns nicht ganz vergessen zu werden, sondern es sollte dann und wann in mittlern und höhern Schulanstalten vorgelesen werden!

Der Leser sieht aus dem vorliegenden Lebensbild, daß Professor Daniel Jonquière ein schönes, geistig und gemütlich reiches Leben hatte. Auch äußerlich war dasselbe glücklich, und seine Gesundheit war bis in die allerletzte Lebenszeit nie ernstlich gestört. Zwar litt er seit langen Jahren an zunehmenden arthritischen Altersbeschwerden, was ihm zuletzt das Gehen ziemlich erschwerte.

Weit mehr jedoch als dieses körperliche Übel quälte ihn an seinem Lebensabend eine schwere Sorge, welche seine Gesundheit endlich rasch untergrub. Diese Sorge bildete die unglückliche Lebensbahn seines

wissenschaftlich und künstlerisch hochbegabten zweiten Sohnes Alfred, gew. Dozent der Mathematik in Basel, dessen Talente vielleicht weniger extensiv, aber intensiver als die seinigen, sogar nach einer Richtung hin schöpferisch waren. Dieser ausgezeichnete und brave, aber bedauernswerte junge Mann mußte nach langem unheilbarem Kränkeln viel zu früh aus dem Leben scheiden, nachdem er noch kurz zuvor ein wissenschaftliches Originalwerk von anerkannt bleibendem Werte[1]) verfaßt hatte, betitelt: „Grundriß der musikalischen Akustik. Ein Leitfaden für Musiker und Kunstfreunde“ von Dr. phil. Alfred Jonquière. Leipzig. Griebens Verlag (L. Fernau) 1898.

Im Februar 1899 verlor Professor Jonquière seine zweite Gattin, welche mit ihm 42 Jahre lang mit Verständnis und Liebe Freud und Leid geteilt hatte und seinen Kindern eine gute Mutter und Stiefmutter gewesen war. Nicht ganz drei Monate später, am 12. April erfolgte der plötzliche Tod seines Sohnes Alfred in Berlin. Diese beiden fast gleichzeitigen schweren Schicksalsschläge führten rasch zur Erschöpfung seiner letzten Lebenskraft, und am 15. April, am letzten Tage seines 78. Lebensjahres verschied Daniel Jonquière an einer kaum eintägigen Pneumonie, ohne bettlägerig gewesen zu sein und ohne jeglichen Todeskampf.

Professor Dr. med. Daniel Jonquière, welcher in dieser Schrift von allen Seiten, als Mensch, Arzt, Gelehrter, Bürger dargestellt worden ist, hat seine Pflichten nach allen Richtungen hin — und je bedeutender ein Mensch desto bedeutender sind seine Pflichten — redlich erfüllt. Er war ein Mann im besten Sinn des Worts, mit großen Gaben und kleinen Schwächen. Er war mehr ein Mann des Gedankens als nachhaltender Tatkraft, mehr rezeptiver als schaffender Geist. Er hat im ganzen glücklich gelebt. Aber er hat auch den Wermutsbecher geleert. Wäre er sonst gut und glücklich gewesen? — Liebe und Ehre seinem Andenken! —

[1]) S. Münchener Allgemeine Zeitung Nr. 62 1899, Prof. Dr. B. Scholz, ferner äußerst günstige Kritiken in 23 deutschen, österreichischen, amerikanischen, schweizerischen Fachzeitungen aus dem Jahre 1898 u. a. m.

Bern, im Herbst 1902.

Dr. med. Georg Jonquière,
Privatdozent, Arzt in Bern und Bad an der Lenk.



Albert von Sellenberg
1819—1902

Albert von Fellenberg.
1819—1902.

Am 5. Oktober 1902 verschied auf seinem Landgute Wegmühle bei Bolligen im Alter von 83 Jahren Albert von Fellenberg-Ziegler, ein bedeutender Förderer der schweizerischen Landwirtschaft, ein Mann, der während eines halben Jahrhunderts mit seltenem Mute und großer Ausdauer und Hingebung für die Hebung der Landwirtschaft einstand und in Wort und Schrift, gestützt auf theoretische Bildung und reiche Erfahrung, nicht nur in seinem Heimatkanton, sondern weit über die Grenzen desselben die Fahne des Fortschritts einhergetragen hat.

A. v. Fellenberg war der Sohn des bernischen Ratsherrn Rudolf v. Fellenberg, Vetter des in ganz Europa bekannten Ph. Emanuel v. Fellenberg, des Gründers der berühmten Erziehungsanstalt in Hofwyl, und wurde im Jahr 1819 geboren. Als 8jähriger Knabe kam von Fellenberg in das Institut seines Vetters nach Hofwyl, wo er bis zum Jahre 1831 verblieb. Hierauf besuchte er die Schulen in Bern und widmete sich an der bernischen Hochschule bis 1843 dem Studium des Zivilrechts und der Chemie. In den Jahren 1844 und 1845 finden wir ihn auf der landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim bei Stuttgart. Nach seiner Rückkehr trat er 1846 als Mitglied in die ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern ein. In dieser Gesellschaft wirkte v. Fellenberg in den Jahren 1846—1855 als Sekretär und Bibliothekar. Die arg vernachlässigte Bibliothek wurde von ihm neu geordnet und katalogisiert. In den Jahren 1855—1858 und 1866—1874 stand er dieser Gesellschaft als Präsident mit ununterbrochenem Eifer und vollster Hingebung vor. Er suchte den Hauptthebel zur Förderung der landwirtschaftlichen Tätigkeit in einer bessern Bildung des Landwirts, daher er auch bei der Gründung der Ackerbauschule Rütti, deren Gut früher zu der Anstalt Hofwyl gehörte, mitwirkte.

Im Jahr 1856 übernahm er die von seinem Vetter Wilhelm v. Fellenberg (Sohn Ph. Em. von Fellenbergs von Hofwyl) 1846 begründeten und redigierten „Bernischen Blätter für Landwirtschaft“ und führte diese als Redaktor bis 1862 und dann wieder von 1866—1874 mit ausgezeichnetem Erfolge. Nebenbei war er auch vom Jahr 1854 hinweg, so lang sie bestand, Mitarbeiter der von Fritz Rödiger herausgegebenen „Schweizer. Bauernzeitung“.

Mit Dr. Schild, Rödiger, Prof. Landolt, Nat.-Rat v. Planta, Nat.-Rat Beck-Leu, Oberst Vigier, Oberst Walser, Oberst Flückiger, Dr. F. v. Tschudi, Direktor Schatzmann und Dr. Simmler war er sodann Begründer des im Jahr 1862/63 entstandenen „Schweizerischen alpwirtschaftlichen Vereins". In den 1850er Jahren trat Fellenberg auch in weitern landwirtschaftlichen Gebieten als Schriftsteller auf. In dieser Periode seiner Tätigkeit erschienen von ihm die Broschüre „Ueber die Bedeutung und Behandlung des Stallmistes" und seine „Bewässerungslehre", sowie die Abhandlung „Aphorismen über Theorie und Bau des Pfluges" („Schweizerische Bauernzeitung" 1862). Die Frucht dieser letztern theoretischen Arbeit war sein im Jahre 1864 an der landwirtschaftlichen Ausstellung in Solothurn in I. Klasse prämierter sog. „Fellenberg-Pflug", dessen Beschreibung, nebst mathematisch-geometrischer Projektion (sowie das Modell dieses Pflugsystems) zum Schutze der Erfindung auf der landwirtschaftlichen Schule Rütti deponiert wurde. Im Auftrag der bernischen Entsumpfungsdirektion schrieb Fellenberg 1864 eine Schrift über „Die Trockenlegung der Sümpfe", welche auch in französischer Ausgabe erschien. 1865 schrieb er die ebenfalls ins Französische übersetzte Broschüre: „Guter Rat betreffend Futternot". Vom Jahr 1861—1884 gab er im Verein mit Fritz Rödiger den von den beiden begründeten „Landwirtschaftlichen Schreibkalender" mit sehr wertvollen Verhältnistabellen, die nahezu jeden landwirtschaftlichen Zweig und die Nebenzweige umfaßten, heraus, welcher im Jahr 1884 an Direktor Häni abgetreten und von diesem redigiert, später aber von Direktor Moser auf der Rütti fortgesetzt wurde und zur Zeit unter dem Namen „Moserscher landwirtschaftlicher Schreibkalender" erscheint.

Von Fellenberg stammen eine Menge Berichte, von denen wir besonders den über die landwirtschaftliche Ausstellung in Köln 1865, an welche er als Delegierter des schweizerischen Bundesrates entsendet wurde, und den Bericht über die Kochherd-Ausstellung, welche 1861 an der landwirtschaftlichen Schule Rütti stattfand, erwähnen.

Eine seiner letzten Schriften „Die drei Hauptstücke für den schweizerischen Landwirt" stammt vom Jahr 1890. Die Bibliographie für schweizerische Landeskunde führt bis 1895 im ganzen 112 von ihm verfaßte Fachschriften, Broschüren, Berichte und Abhandlungen auf, die teils als selbständige Werke, teils in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den „Bernischen Blättern für Landwirtschaft" und der „Schweizerischen Bauernzeitung", erschienen. Mit Fritz Rödiger gab er während einer Reihe von Jahren auch den „Schweizerischen Dorf-

doktor" heraus, sowie eine große Zahl Abhandlungen betreffend Homöopathie, welcher medizinischen Richtung er mit großem Eifer anhing und die er fortwährend unterstützte.

A. v. Fellenberg war auch einer von denjenigen, welche die Notwendigkeit einer Verbesserung unseres Simmentaler-Viehs einsahen und dahin wirkten, daß zur Aufzucht nur die Abstämmlinge ausgezeichnet veranlagter Elterntiere benutzt werden sollten, daher er in den „Bernischen Blättern für Landwirtschaft" verschiedene Abhandlungen über diesen Gegenstand schrieb. Ihm verdanken wir die ersten Anwendungen für Brücken-Wagen zu landwirtschaftlichen Zwecken und 1843 die erste Anwendung von Steinkohlenteer zum Bestreichen von Wunden an Obstbäumen.

Für seine Verdienste wurden ihm viele Auszeichnungen zu teil, obschon er auch mancherlei Anfechtungen und Zurücksetzungen zu verzeichnen hatte, die auch einem Förderer der Landwirtschaft nicht immer erspart bleiben. 1862 ernannte ihn die landwirtschaftliche Gesellschaft des Kantons Aargau zum Ehrenmitglied, ebenso die gemeinnützige und ökonomische Gesellschaft des Oberaargaus und die Société d'agriculture des Kantons Neuenburg. 1868 verlieh ihm die „kaiserliche russische Gesellschaft für Akklimatisation von Tieren und Pflanzen" für seine Bemühungen, das Simmentaler Vieh in Rußland einzubürgern, die Ehrenmitgliedschaft. Ebenso ernannten ihn die „Ryäsansche landwirtschaftliche Gesellschaft" und die „Dankowsche Gesellschaft von Liebhabern der Viehzucht" zum Ehrenmitglied. Die «Classe d'agriculture de la Société des arts à Genève» ernannte ihn zum korrespondierenden Mitgliede und 1881 die ökonomische Gesellschaft von Bern zum Ehrenmitglied; 1895 verlieh ihm diese letztere Gesellschaft die Verdienstmedaille.

Seit 1874 zog sich Fellenberg wegen zunehmender Schwerhörigkeit auf sein Gut in der Wegmühle zurück, verfolgte jedoch bis an seinen Lebensabend die fortschrittlichen Bewegungen der Laudwirtschaft. Eine Biographie erschien von Prof. Anderegg mit Fellenbergs wohlgetroffenem Bild in seinem „Bauernkalender" vom Jahr 1886.

Prof. Felix Anderegg.

Rudolf von Krauchthal.

11..—12...

Nachdem Herzog Berchtold V. von Zähringen im Jahre 1191 den Grund zu der Stadt Bern gelegt hatte, mußte die Bevölkerung derselben mit einer tüchtigen Bürgerschaft seine und seiner Beamten nächste und wichtigste Sorge sein. Aus den zahlreichen damals bereits bestehenden Ortschaften der nähern und fernern Umgebung nahmen viele durch persönliches Ansehen und Wohlhabenheit hervorragende Geschlechter, Adelige, wie freie Landleute und Handwerker, in der neuen, mit wertvollen Privilegien begabten Stadt gerne ihren Wohnsitz. Leider hat sich das urkundliche Material, das über die Gründungszeit Berns und die damit in Beziehung stehenden Personen sichern und ausreichenden Aufschluß geben könnte, gar nicht oder nur spärlich auf unsere Zeit vererbt.[1]) Abgesehen von einer Urkunde von 1208,[2]) in der ein gewisser Burchardus de Berno genannt ist, kommt die erstmalige Nennung Berns und dessen Bürgerschaft als solcher («universi cives de Berno») erst in einer Urkunde von 1221 (oder 1222) vor. Aus einem vom 5. Mai 1223 datierten Schriftstücke[3]) endlich lernen wir die Namen der Männer kennen, welche dem eben in der besten Entwicklung begriffenen Gemeinwesen vorstanden und dessen Geschicke leiteten, und unter ihnen stoßen wir auf Rudolf von Krauchthal, den ersten mit Namen bekannten bernischen Schultheißen.

Es handelt sich in dieser Urkunde um die Ordnung eines Streites zwischen dem Gotteshaus Interlaken und dessen Kastvogt Walter von Eschenbach. Außer dem kaiserlichen Delegaten Theto von Ravensburg nahmen an den in Bern geführten Verhandlungen teil sieben Edle (Freiherren), sowie der Propst Peter aus Köniz und der Rat der Stadt, an dessen Spitze «Dominus Rodolfus de Crohtal qui tunc fuit causidicus.»[4])

---

[1]) Vgl. Fontes rerum bernensium I. 391/392 und II. 10, und Ed. v. Rodt, Bern, Stadtgeschichte.

[2]) F. I. 501.

[3]) F. II. Nr. 36, S. 42.

[4]) Der Schriftcharakter der betr. Urkunde gehört dem 13. Jahrhundert an. Gleichwohl wird sie von verschiedenen Kritikern für unecht angesehen, weil sie 1. keine Siegel trägt, 2. kein Zeuge von Interlaken selbst genannt wird, 3. die aufgeführten

Der Ausdruck causidicus heißt soviel wie scultetus, Schultheiß. Moriz von Stürler [1]) weist darauf hin, daß auch in andern Städten, so in Thun, Lenzburg, Straßburg u. a. O. diese Bezeichnungen gleichbedeutend waren. In Bern wurden, außer dem von Krauchthal, im 13. Jahrhundert noch zwei andere Schultheißen, Berchtold Fischer (Piscatores) und Peter von Bubenberg, causidicus genannt, der erstere zum Jahr 1227, der andere 1241, [2]) und in Thun erscheinen 1239 [3]) Rodolfus, zuerst als scultetus, nachher als causidicus, und «Jordanus, causidicus de Tuno».

Der Chronist Justinger und nach ihm auch andere, z. B. Gruner in seinen Deliciæ urbis Bernæ, führen den Walter von Wädiswyl als ersten Schultheißen Berns in Feld, allein dies mit Unrecht, wie G. Studer im „Archiv des historischen Vereins des Kts. Bern" [4]) nachgewiesen hat. Studer hält, wie Rudolf Fetscherin, [5]) Durheim, [6]) Dr. Geiser [7]) u. a. den Rudolf von Krauchthal für den ersten bekannten Schultheißen Berns. Zwar weist Ed. von Wattenwyl [8]) diese Stelle dem Cuno von Jegenstorf zu, ist aber damit ebenfalls im Irrtum, da die von ihm angerufene Urkunde vom 10. Februar 1220 allerdings den Cuno von Jegenstorf nennt, jedoch ohne weitere Beifügung; übrigens verbessert sich von Wattenwyl (S. 57 u. 61) selber und anerkennt den von Krauchthal ausdrücklich als „ersten Schultheiß", auf den sodann Cuno von Jegenstorf folgte.

Andere vaterländische Geschichtschreiber sehen in Rudolf von Krauchthal einen Rechtskundigen, so Fr. Stettler in seinen Regesten

---

Zeugen, an und für sich schon etwas fragwürdig, nicht in diplomatisch richtiger Reihenfolge stehen. Sei nun aber dem wie ihm wolle, so ist jedenfalls anzuerkennen, daß ihr Inhalt mit demjenigen der nachfolgend zu erwähnenden Interlakener Urkunden übereinstimmt, die das Bestreben des jungen Bern kundgeben, sein Interesse dem Kloster zuzuwenden. Siehe M. v. Stürler in F. II. 42 und vgl. Tatarinoff, „Die Entwicklung der Probstei Interlaken im 13. Jahrhdt.", Schaffhausen 1892, S. 9. — Ed. v. Wattenwyl in seiner „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern" S. 36 scheint die Echtheit der Urkunde vom 5. Mai 1223 vorauszusetzen.

[1]) Bernergeschlechter, Manuſk. auf der Stadtbibliothek Bern, und im Vorwort der F. II.

[2]) F. II. 230: «ego Petrus de Bubenberch, scultetus in Berno», sodann auf dem Siegel: «S. Petri in Bubenberch, causidicus in Bern.»

[3]) F. II. 190.

[4]) Bd. V. 227.

[5]) Abhandlungen des bern. hist. Vereins II. 145.

[6]) Beschreibung der Stadt Bern und Bernerchronik 281.

[7]) Festschrift von 1891, Schultheißenverzeichnis.

[8]) Geschichte der Stadt und Landschaft Bern I. 20 u. 35.

von Interlaken [1]) und der „Schweizerische Geschichtsforscher", [2]) wo derselbe unter dem modernen Ausdruck „Fürsprecher" auftritt, dies wohl mit Rücksicht auf die wichtigen schiedsrichterlichen Verhandlungen, die unter seiner Leitung in Bern stattfanden.

Noch in zwei weitern Urkunden tritt uns Rudolf von Krauchthal entgegen. [3]) Sie datieren vom 7. April 1224 und vom 3. Sept. 1226. In der ersteren erscheint er wieder als causidicus, indem das Schultheißenamt jeweilen von einer Osterwoche zur andern lief; in der andern ist er einfaches Mitglied des Rates der Stadt. Wie in den vorhin zuerst bezeichneten, so handelt es sich auch in diesen Schriftstücken um die Ordnung kirchlicher Angelegenheiten der Propstei Interlaken. Die Kastvogtei über das Kloster, ursprünglich dem Stifter des letztern, bezw. seinen Rechtsnachfolgern zugehörend, war durch Erbschaft an das aus dem Zürichgau stammende Geschlecht der Herren von Eschenbach gelangt. Mit der Zeit fand sich das Kloster zu Klagen veranlaßt und erwirkte, kaum ohne Mitwirkung Berns, von Kaiser Friedrich II. am 10. Febr. 1220 zu Hagenau, wo er damals Hof hielt, einen Schirmbrief, wodurch es in des Reiches Schutz genommen, sogar steuerfrei erklärt wurde und künftig seinen Kastvogt selber bestimmen durfte. Walter von Eschenbach, der die Vogtei innehatte, wurde von dem genannten Schiedsgericht von 1223 in Bern dahin gebracht, daß er erklärte, er besitze die Vogtei nicht kraft eigenen Rechts, sondern nur infolge Verleihung durch den Kaiser, oder eigentlich, er habe sie, gestützt auf das Einverständnis, bezw. die Wahl des Propstes und des Konvents. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Kloster diesen Erfolg hauptsächlich dem Rat der Stadt Bern und seinem causidicus von Krauchthal verdankte.

Damit war die Angelegenheit noch nicht völlig erledigt. Bern nahm sich weiter des Gotteshauses an und gab ihm, als es ferner gegen den Kastvogt glaubte klagen zu sollen, den Rat, sich an den jungen Reichsverweser, den König Heinrich, Sohn Friedrichs II., zu wenden. Wirklich unternahm der Propst Werner, vielleicht begleitet von dem ebenso tatkräftigen, als klugen, rechtskundigen causidicus von Bern, die Reise an den fürstlichen Hof nach Hagenau und stellte hier den königlichen Beamten vor, was das Kloster von seinem Vogt zu dulden habe, wie hinwiederum die Stadt Bern geneigt wäre, dasselbe

[1]) No. 8 u. 10.
[2]) I. 357.
[3]) F. II. No. 40 u. 65.

in seinen besondern Schutz zu nehmen. Das Vorgehen hatte vollständigen Erfolg; die Wünsche des Propstes fanden Gehör. Am 25. Febr. 1224 ließ der König verurkunden, daß Bern beauftragt sei, künftig über alle Rechte des Gotteshauses zu wachen; besonders solle die Kirche zu Gsteig im Auge behalten werden, wegen welcher dermalen ein Streit bestehe zwischen dem Kloster und den Edlen von Wilderswyl, auf deren Seite sich sein Kastvogt, Walter von Eschenbach, stelle. [1])

Durch diesen Schirmbrief ward das angesehene, reiche Interlaken mit Bern so enge verbunden, wie wenn ein Burgrechtsvertrag zwischen beiden bereits bestünde. Die Richtschnur der künftig von dem wachsenden Bern gegenüber dem Oberland zu befolgenden Politik war bestimmt; hier hatte es nun seinen Fuß zum erstenmal angesetzt und den Anknüpfungspunkt mit den ihm in Süden entgegenleuchtenden Bergen gefunden. [2])

Wenige Wochen nachher, am 7. April, entschied das Gericht, dem der causidicus mit dem Rate der Stadt angehörte, «ante fores aquilonares ecclesie», vor der nördlichen Pforte der Kirche in Bern, für das Kloster, desgleichen zwei Jahre später, wie die bereits zitierte Urkunde bezeugt, in der Rudolf von Krauchthal als Ratsglied vorkommt.

Wenn uns dieser Mann auch bloß in den drei angeführten kurzen Schriftstücken begegnet, so genügt dies doch, um in ihm einen bedeutungsvollen Vertreter der kräftigen Bevölkerung des jungen Bern zu erblicken, durch welche der gute Grund zur Entwicklung der Aarestadt zur Hauptstadt des Landes gelegt worden ist.

Das Geschlecht von Krauchthal trug seinen Namen ohne Zweifel von der uralten Ortschaft Krauchthal zwischen Bern und Burgdorf. Ob und eventuell in welchem Umfang es dort irgend welche Herrschaftsrechte besaß und ausübte, ist nicht ermittelt. [3]) Sein Wappen hatte in einem geteilten Schilde oben und unten je eine Rose. Ein älteres, rittermäßiges Geschlecht von Krauchthal, dem vielleicht der causidicus Rudolf angehörte, führte einen Hirschenkopf im

[1]) F. II. No. 39.

[2]) Tatarinoff a. a. O. S. 9/10.

[3]) Zwischen dem Dorfe Krauchthal und dem unweit davon liegenden Weiler Ey erhebt sich ein in das Tal vorspringender felsiger Hügel, der den Namen Gwind- (Gwing-) d. h. wohl Twing-Hubel trägt. Vielleicht lag hier der Sitz der Herren von Krauchthal. Ueber Krauchthal vgl. Berner Taschenbuch 1879, S. 86/87, und Jahn, Der Kt Bern, antiquarisch, S. 423 u. f. Auch der Name Sodfluh (Liebefels) bei Hub wird als Ort des Stammsitzes des Geschlechts von Krauchthal angegeben.



Wappen. Dieser Umstand ist freilich nicht ohne weiters als Beweis dafür anzusehen, daß das in Bern eingebürgerte nicht mit dem Rittergeschlecht in Verwandtschaft gestanden habe, indem sich im Mittelalter der Fall des Wappenwechsels nicht selten ereignete.[1]) Ein Burkardus de Crouchthal war 1112 Zeuge bei einer Vergabung an das Kloster St. Peter im Schwarzwald.[2]) Ein Heinrich von Krauchthal gehörte zu den Beamten (Ministerialen) des Herzogs Bertold in den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts[3]) und zwar mit Albert von Thorberg, Hugo von Jegenstorf, Kuno von Ersigen, Rudolf von Koppigen und andern Edlen derselben Gegend. Ein Ritter (miles) Conrad von Krauchthal und dessen Bruder Cuno, Chorherr in Solothurn, erscheinen oft in Urkunden des 13. Jahrhunderts, der letztere als Zeuge 1208, 1218 und 1227. Beide schenkten 1249 Güter im Tale Nugerol (zwischen dem Bieler- und Neuenburgersee) der Prämonstratenserabtei Fontaine St. Andræ bei Neuenburg. Cuno und Conrad von Krauchthal erscheinen auch im Jahrzeitenbuch des Vinzenzenmünsters.[4]) In demjenigen von Jegenstorf[5]) wird ein Johannes von Krauchthal, als der Sohn Konrads, aufgezählt; derselbe dürfte mit dem gleichnamigen Mitgliede des großen Rates von 1295 identisch sein.[6]) Wahrscheinlich gehören der Mönch Rudolf in Interlaken[7]) und C. (Cuno oder Conrad) von Krauchthal, der am 12. Dez. 1270 als Johanniterbruder und bald nachher als «hus-pflæger», d. h. als Vorsteher, Comthur des Johanniterhauses Thunstetten[8]) auftritt, der Familie des causidicus Rudolf an, der wohl auch die beiden im Jahrzeitbuch des Vinzenzenmünsters erwähnten Töchter Johanna und Elisabeth[9]) beizuzählen sind.

Mit dem causidicus Rudolf gehörte auch Heinrich von Krauchthal, beide vielleicht Brüder, dem ältesten Rate der Stadt Bern an.[10]) Ob jener der Vater des Peter von Krauchthal,

---

[1]) Vgl. „Anzeiger für Schweizergeschichte", 1857, S. 27.
[2]) Stürler a. a. O.
[3]) F. I. No. 73, 75, 76.
[4]) Im Archiv des histor. Vereins Bern, VI. 416.
[5]) Archiv des histor. Vereins Bern, VII. 415.
[6]) F. III. No. 612.
[7]) F. II. No. 701, 704.
[8]) Abhandl. des histor. Vereins Bern, I. 117, 149/151.
[9]) Archiv des histor. Vereins Bern, VI. 423 u. 480.
[10]) F. II. No. 36 u. 65.

welcher von 1240—1257, in der aufgeregten und wechselvollen Zeit des Interregnums, ebenfalls Ratsmitglied war, kann mit Sicherheit nicht gesagt werden; Stürler a. a. O. nimmt dies an. Wahrscheinlich aber ist, daß wir in diesem Peter jenen «Petrus cives bernensis» zu erkennen haben, der mit dem Ritter Rudolf von Alwandingen (Allmendingen) im Sommer 1252 nach Leuk im Wallis gesandt wurde, um mit dem Bischof Heinrich von Sitten das 10jährige Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen, das am 17. Juli desselben Jahres auch wirklich besiegelt wurde. Erst vom Beginn des 14. Jahrhunderts an, mit dem Auftreten der Brüder Gerhard und Heinrich, beide nach Stürlers Vermutung Söhne des soeben genannten Peter, wird die Filiation des Geschlechts von Krauchthal klarer, und mehrere Glieder desselben spielten in diesen alten Zeiten Berns eine hervorragende Rolle.

Quellen: Fontes. — M. von Stürlers Bernergeschlechter. — Ed. von Wattenwyl, Geschichte von Bern. — Tatarinoff. — E. F. von Mülinen, Heimatkunde. — Tillier. — A. Jahn. — Archiv des histor. Vereins Bern u. a.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Heinrich Zimmermann.
1673—1750.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebten zu Wattenwyl im Amt Seftigen die Eheleute Heinrich Zimmermann und Anna Megert, die mit neun Kindern, Heinrich, Elsbeth, Hans, Bendicht, Anna, Elsbeth, Barbara, Katharina und David, gesegnet waren.

Von Heinrich, dem ältesten Sohne, sollen diese Zeilen erzählen. Er wurde am 7. September 1673 in Wattenwyl geboren. Der schwarze Heinrich hieß er, da Haupthaar und Augenbrauen auffallend dunkel waren. In der Familie erzählt man sich, daß er mit einem Freunde, namens Hans Graf, in Frankreich Kriegsdienste nahm, aus denen er wahrscheinlich nach dem Friedensschlusse von Ryswick zurückkehrte. In der Heimat mochte es ihn aber nicht leiden. Gerade um jene Zeit war oft von Kolonisationen in

Amerika die Rede. Die Unternehmungen des Quäkers William Penn kamen in aller Mund. In seinen Kolonien, wo die um ihres Glaubenswillen Verfolgten Gewissensfreiheit fanden, gewährte er arbeitsamen Leuten Land um billigen Preis. Heinrich Zimmermann gehörte zwar nicht zu den ferventen Angehörigen eines Glaubensbekenntnisses, wünschte aber doch, das neue Land aufzusuchen, in das sich auch schon Berner begeben hatten, wie der reiselustige, unruhige Franz Ludwig Michel, von dem er gewiß gehört, da er als Offizier in Frankreich gedient hatte. Heinrich war nicht ein Mann von außerordentlicher Begabung; wie er waren gewiß noch Tausende, die sich in den Jahren 1700—1730 in Pennsylvanien niederließen. Was aber jedem eigen sein mußte, war moralischer und physischer Mut. Solche Leute konnte man in Kriegs- und Friedenszeiten gebrauchen. Der kühne Unternehmungsgeist machte großen Eindruck und schuf ihnen ein hohes Ansehen, das sich durch ihre Nachkommen über verschiedene Staaten erstreckte. Heute sind gewiß wenigstens eine Million amerikanischer Bürger, die Schweizerblut in ihren Adern haben und die stolz darauf sind, in der kleinen Alpenrepublik, die in der Geschichte eine so bedeutende Rolle spielt, das Vaterland ihrer Vorfahren zu kennen.

Der amerikanische Geschichtsschreiber Rupp weiß zu berichten, daß Heinrich Zimmermann mit seinem Waffengefährten Hans Graf im Jahr 1698 nach Pennsylvanien auswanderte. Zwei Jahre später traf er wieder, doch nur auf kurze Zeit, in der Heimat ein, wie es scheint, um sich eine Genossin für das Leben in der neuen Welt zu holen. Es war dies Salome Rufener, geboren 28. Dezember 1675 aus dem nahen Dorfe Blumenstein. Sie gehörte einer Familie an, die zur Zeit der Reformation aus dem Kanton Wallis in das Bernbiet gezogen war. Man dachte, Zimmermann und seine Frau seien Wiedertäufer gewesen, und sie hätten deshalb keine kirchliche Trauung begehrt; aber keine Ueberlieferung bestätigt diese Vermutung.

Die Ehe wurde mit acht Kindern gesegnet. Die beiden ältesten wurden 1702 und 1704 und zwar in der Schweiz geboren. Es erhellt dies daraus, daß sie mit den Eltern in Amerika naturalisiert wurden, während dies mit den jüngern Geschwistern, die in Pennsylvanien das Licht der Welt erblickten, nicht der Fall war.

Es mochte im Jahre 1706 sein, als Heinrich Zimmermann mit seiner Familie wieder nach Amerika zog und sich zu Germantown in Pennsylvanien niederließ, wo er Land kaufte. Im Jahre 1710 kaufte er in der Grafschaft Lancaster, etwa 60 englische Meilen von

Germantown entfernt, noch 200 Acres und zwei Jahre später 512 Acres, die ihm ein Schweizer, Christoph Franciscus, abtrat. Er verausgabte dafür 3000 Dollars. Mittlerweile wuchs die Familie; eine Salome, ein Heinrich, ein Christian, ein Daniel, eine Maria und ein Jakob waren noch nachgefolgt. Man beschloß, weiter zu ziehen und ließ sich 1717 in Pequea in der Grafschaft Lancaster nieder, wo Heinrich sich ein hölzernes Haus hatte bauen lassen.

Die Wahl war wohl eine gute, das Land ungemein fruchtbar mit vielen Flüssen und Bächen, mit prächtigem Wald.

Früh schickte der Vater die Kinder in Germantown zur Schule, die einige Jahre zuvor von einem der ersten deutschen Ansiedler der Stadt, namens Pastorius, gegründet worden war. Der Vater hielt darauf, daß die Kinder die englische wie die deutsche Sprache lernten, und sie wußten ihm später Dank, wenn sie ein Amt in der Kolonie bekleiden sollten. Der dritte Sohn, der des Vaters Namen trug (geb. 1714, gest. 1773), studierte in Europa — wo, ist nicht gesagt — Medizin. Auf dem Schiffe, das ihn nach Amerika zurückbrachte, machte er die Bekanntschaft seiner Frau, Susanna Farney (Fahrny, geb. 1713 in Zurwelt?)

Bald heirateten die ältesten Söhne. Emanuel wählte sich eine Schweizerin, Katherine Lein, zur Frau und Gabriel eine Apollina Hermann. Gabriel ließ sich in Earlville nieder, wo er sich 1730 aus Holz ein Haus baute, das noch zu sehen ist. Earlville hieß das Dorf nach dem väterlichen Freunde Hans Graf, der sich auch wieder in der Nähe angesiedelt hatte.

Die Familie Zimmermann wurde 1729 naturalisiert, und da die Regierung von Pennsylvanien auf die Anglisierung der Namen drang, wurden die Zimmermann zu C a r p e n t e r.

Im Jahre 1750 starb Heinrich Carpenter. Er konnte mit Stolz und Zufriedenheit auf seine Kinder blicken, die er in so glücklichen Verhätnissen zurückließ. Der Wert des Landes, das er ihnen vererbte, belief sich wohl auf 100,000 Dollars.

Sein ältester Sohn E m a n u e l wurde ein hervorragendes Mitglied der pennsylvanischen Kolonie. Hochgeachtet bei den schweizerischen und deutschen Ansiedlern, kam er zu Amt und Würden, wurde 1735 Friedensrichter, 1756 Abgeordneter zur Provinzialversammlung und später Gerichtspräsident (Presidius Judge of Court of Common Pleas). Er war mit den ersten Männern der amerikanischen Kolonien befreundet, so besonders mit Benjamin Franklin, und als der Freiheitskrieg ausbrach, an dem er sich natürlich beteiligte, geschah es

oft, daß Georg Washington in Lancaster eintraf. Einmal wurde ihm hier ein großes Festessen im Wirtshaus zum schwarzen Bären angeboten, dessen Besitzer ein Deutscher, Adam Reigert, der Gatte von Emanuels Tochter Katharina war. Der Urgroßvater Emanuel wohnte diesem mit seinem neunjährigen Sohne David bei. Der Tag hinterließ in dem Knaben die nachhaltigsten Eindrücke. Gerne erzählte David Carpenter, wie er da den Freiheitshelden Washington in seiner schönen Uniform gesehen, und Lafayette mit seinem roten Haarzopf und seinen Vater Emanuel, einen silberhaarigen Greis in einfaches, hellbraunes Tuch gekleidet.

Bald darauf starb Emanuel im Alter von 78 Jahren. Er war von hohem Wuchs, breiten Schultern und hatte ein sicheres Auftreten. Er wurde im Friedhofe „Carpenters grave-yard“ in Earlville bestattet, ganz nahe der Kirche, die Christian Carpenter gebaut und der Gemeine zum Gottesdienste aller Bekenntnisse geschenkt hatte. Sein Urenkel, Emanuel Carpenter-Reigert, errichtete ihm ein Denkmal, dessen Inschrift lautet:

„Hier ruht Emanuel Carpenter, gewesener Gerichtspräsident der Grafschaft Lancaster.

Wenn wahre Frömmigkeit, Wohlwollen, christliche Liebe, ein makelloser Ruf und eine unbegrenzte Hingebung an die Menschenrechte in der dunkelsten Zeit unseres nationalen Daseins lobenswert sind, so verdient das Beispiel des Verstorbenen Nachahmung. Er beendigte sein nützliches und tätiges Leben am 1. April 1780. Hier ruht auch seine Gattin Katherina Lein, die im Alter von 84 Jahren, im Februar 1785, starb.

Kindliche Liebe und Verehrung für meine würdigen Vorfahren ließen mich, ihren Urenkel, dies Denkmal setzen A. D. 1827.“

Um das Jahr 1800 wanderte die Familie noch weiter nach Westen, 500 Meilen von Pennsylvanien in den heutigen Staat Ohio und gründete eine Stadt, die sie Lancaster nannte, und ein Dorf, dem sie den Namen der Hauptstadt des Heimatlandes Bern gab.

Noch ist ein anderes Mitglied der Familie zu erwähnen: Oberst Jakob Carpenter (geb. 1754, gest. 1823), ein Urenkel des ersten Auswanderers. Er kommandierte das 5. Miliz-Bataillon der Grafschaft Lancaster und machte den ganzen Freiheitskrieg mit. Obwohl er im Rufe stand, gegenüber dem schönen Geschlechte sehr galant zu sein, hat er sich doch nie verheiratet.

Bis in die vierte Generation behielt die Familie ihr schweizerisches Bürgerrecht, und mit Vorliebe wurden Schweizer und Schwei-

zerinnen als Schwiegersöhne oder Schwiegertöchter aufgenommen. Ich fragte einst einen alten Rechtsanwalt von Lancaster, welcher Art meine Vorfahren gewesen seien? Er gab mir zur Antwort: „Sie waren alle stolz, hochmütig und unabhängig, und glaubten alle mehr zu wissen, als Gott selber." Damit stimmt überein, daß sie es für überflüssig hielten, ihre Kinder taufen zu lassen.

Jetzt ist ihre Nachkommenschaft überaus zahlreich, und sie hat sich in den Vereinigten Staaten vom atlantischen bis zum stillen Ozean ausgebreitet; es sind viele hundert. Ich bin ein Nachkomme Gabriels, des zweiten Sohnes Heinrichs. Es war mein sehnlichster Wunsch, die alte Heimat einmal aufzusuchen und das Dorf zu finden, von dem mein Ahne einst ausgezogen ist. Es ist mir gelungen, dank der Unterstützung, die mir in Bern auf der Stadtbibliothek und auf dem Staatsarchiv und in Langenthal von Herrn Rufener zu Teil geworden ist.

Col. Seymour D. Carpenter.

Diplom von König Georg II. von England zu gunsten von Emanuel Carpenter:

L. L. Pennsylvania to wit.

George the second by the Grace of God of Great Britain, France and Ireland, King, Defender of the faith, etc. To all whom these presents shall com; Greeting-Know ye, that we have constituted our chosen and faith ful Emanuel Carpenter, Gentleman, Presiding Judge of the Court of Common Pleas for the County of Lancaster, to hold the same for so long a time as he shall well behave himself therein. In testimony whereof we have caused the Great Seal of our said Province to be hereaunto affixed. Witness William Denny Esquire, by virtue of a commission from Thomas Penn and Richard Penn Esquires, true and absolute Proprietors of said Province, with our Royal approbation, Lieutenant Governor and Commander-in-chief of said Province, and the Counties of Newcastle, Kent and Sussex on Delaware: at Philadelphia in the year of our Lord 1759 and in the 32[nd] year of our reign.

William Denny, Lieut. Governor.

Recorded on 2[d] March A. D. 1760, by me Edward Shippen, Recorder. Book D. Page 536. Lancaster, Pa.

Der Verfasser dieser ursprünglich französisch geschriebenen Seiten, der mit seiner Frau den Winter 1901 auf 1902 in Bern zubrachte, um die lange gesuchte Verbindung mit der Heimat zu finden, was dank unermüdlicher Ausdauer endlich gelang, war so freundlich, sie mir für die Biographiensammlung zur Verfügung zu stellen. Wir sprechen ihm über das Meer unsere Erkenntlichkeit aus.

W. F. v. Mülinen.

Karl Ludwig Bucher.
1760—1798.

Karl Ludwig Bucher stammte aus einem im 14. Jahrhundert in Bern eingeburgerten, angesehenen Geschlechte und wurde hier im Jahre 1760 geboren. Frühe beschäftigte er sich gerne mit literarischen Arbeiten und verfaßte unter anderem eine „Historische Topographie des Landgerichts Seftigen". Kaum dreiundzwanzigjährig, wurde ihm die wichtige Stelle eines Schulratssekretärs der Republik übertragen. Im Kriegsjahre 1792 war er Hauptmann im Regiment Emmenthal, das zur Bewachung der Grenzen des Waadtlandes auszog. Er war ein eifriger Gegner der neuen revolutionären Ideen und stand darum im Großen Rate, dessen Mitglied er 1795 wurde, auf Seite derer, welche die bestehenden politischen Zustände erhalten wollten, weshalb wir ihn denn auch beim Herannahen der französischen Invasion im Rate bei der Kriegspartei finden.

In den Märztagen 1798 stand Bucher als Hauptmann im Bataillon von Wattenwyl (von Peterlingen), bereit zum Kampf gegen die von Westen heranrückende Armee des Generals Brune. Es wird ihm nachgerühmt, daß er wiederholt Proben eines unerschrockenen Mutes abgelegt habe. Am frühen Morgen des 5. März stand er bei Laupen, wo seine Kompagnie mit einer Abteilung Franzosen ins Handgemenge kam. Es ist bekannt, in welchem Zustand der Unordnung und Zuchtlosigkeit die ganze bernische Wehrmannschaft sich in jenen Augenblicken befand. Während ein Teil seiner Soldaten reißaus nahm, warf sich Bucher an der Spitze der übrigen herzhaft auf den Feind, wurde aber von diesem eingeschlossen und, da er sich durchaus nicht ergeben wollte, durch Flintenschüsse und Bajonettstiche tötlich verwundet. Die Franzosen, welche bei Laupen eigentlich nur eine Diversion auszuführen hatten, zogen sich nach bedeutenden Verlusten zurück. [1]) Unter den ca. 40 getöteten und verwundeten Bernern befand sich auch der tapfere Hauptmann Bucher. Nach dem Gefechte fanden ihn oberländische Soldaten, ausgezogen und in seinem Blute

[1]) Bei Laupen waren etwa 2200 Mann, meistens Simmenthaler und Emmenthaler, gegenüber zwei französischen Bataillonen.

liegen. Sie trugen ihn ins Pfarrhaus zu Laupen, von wo er dann nach Bern abgeholt wurde. Im besten Mannesalter erlag er hier am 7. März seinen Wunden. — Bucher starb den schönen Tod fürs Vaterland! —

Quellen: Hauptsächlich „Nekrolog denkwürdiger Schweizer" von Markus Lutz, Bd. I.

J. Sterchi.

Theophil Remigius Frêne.
1727—1804.

Theophil Rémy Frêne von Reconvillier war ein bedeutender Geistlicher und Gelehrter des Jura. Geboren im Jahr 1727 aus einem angesehenen Geschlechte, hatte er das Glück, eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung zu genießen, die er sodann auf Reisen im Auslande vollendete. Nachdem er die Weihe zum geistlichen Stande erhalten hatte, wirkte er von 1760—1763 als reformierter Pfarrer zu Courtelary und sodann bis an sein Ende in Dachsfelden (Tavannes).

Mit Vorliebe widmete sich Frêne der Literatur und erwarb sich darin ausgebreitete Kenntnisse, die ihm in Verbindung mit seinem edlen Charakter in weiten Kreisen große Anerkennung verschafften. Besondere Verdienste erwarb er sich durch seine fleißigen Forschungen in der vaterländischen Geschichte. Unter andern Arbeiten ist namentlich erwähnenswert die von ihm zu Biel im Jahr 1763 erschienene preisgekrönte Schrift „Mémoire sur la question proposée par la société économique de Bienne: Quels seroient les moyens les plus propres à tirer des montagnes du mont Jura le parti le plus avantageux?" Frênes historische Arbeiten bildeten zum Teil die Grundlage derjenigen des Dekans C. F. Morel in Corgémont. (Siehe diesen Art. in Bd. II dieser „Sammlung".) Der verdienstvolle jurassische Pfarrer und Gelehrte Frêne starb am 14. Juni 1804.

Quellen: Lutz, moderne Biographien. — E. F. von Mülinen, Prodromus.

J. Sterchi.

Samuel Heinrich König.

1670—1750.

Der Orientalist und Mystiker Samuel Heinrich König von Bern war der Sohn des gleichnamigen Pfarrers zu Gerzensee und wurde schon in seiner Jugend als „ein Wunder der Gelehrsamkeit, welcher in allem Wißbaren seinesgleichen suche," angestaunt. Seine Bildung erhielt er zuerst in Bern, wo er bereits Vorliebe zeigte für das Studium der orientalischen Sprachen, dann in Zürich und auf einer wissenschaftlichen Reise nach Holland und England. In letzterem Lande erhielt er die Richtung auf eine schwärmerische Mystik, die sich ganz besonders mit der Lehre vom tausendjährigen Reiche beschäftigte. Nach Bern zurückgekehrt, wurde er ins Predigtamt aufgenommen und als Prediger im Spital angestellt. Zunächst strebte er indes — nicht ohne Ehrgeiz — nach wissenschaftlicher Betätigung und Auszeichnung mehr als nach kirchlichem Wirken, schloß sich aber bald immer enger an pietistische Kreise an und geriet allmählich in immer entschiedeneren Gegensatz gegen die in der Lehre streng orthodoxe, aber in ihren Sitten arg verweltlichte Geistlichkeit. Von der kirchlichen Oberbehörde verfolgt, von dem toleranteren Schulrat anfangs in Schutz genommen, wurde König schließlich auch von der Regierung mit Mißtrauen angesehen, 1698 nebst einigen Gesinnungsgenossen vor einer eigens eingesetzten „Religionskommission" verhört, bedroht, in seinem Amte eingestellt, endlich des Bürgerrechts verlustig erklärt und aus dem Lande gewiesen. Die entstandene Aufregung wurde durch das Verlangen eines so geheißenen „Associations-Eides" bekämpft, in welchem alle kirchlichen und staatlichen Beamten sich feierlich zur Unterdrückung jeder religiösen Neuerung verpflichteten. König begab sich zunächst nach Herborn, wo er wahrscheinlich hoffte ein Amt zu finden; allein als „schweizerischer Erzverführer und Erzketzer" wurde er auch dort vertrieben, wandte sich nach Berleburg, nach Halle, nach Magdeburg. Zwölf Jahre lang blieb er so ohne Anstellung, bis er 1711 vom Grafen von Isenburg-Büdingen als Hofprediger angenommen wurde. Hier wandte er sich, ruhiger geworden, wieder mehr der Wissenschaft zu, schrieb ein griechisch-hebräisches Wörterbuch und einige theologische Schriften.

Erst 1730 durfte König nach Bern zurückkehren, wo die Stimmung sich etwas verändert hatte; er wurde Professor der orientalischen Sprachen und der Mathematik an der höheren bernischen Lehranstalt. Sein geistliches Wirken gab er indessen nicht auf und machte selbst noch größere Reisen zu diesem Zwecke. Noch mußte er es erleben, daß im Jahre 1744 zwei seiner Söhne wegen Beteiligung an einer politischen, gegen die Oligarchie gerichteten Bewegung gleich ihm das Land verlassen mußten. Er starb am 30. Mai 1750. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Betrachtung des inwendigen Reiches Gottes", Basel 1734; „Specimen Arabismi in Proverbiis Salomonis"; „Etymologicon Helleno-hebraicum, seu primitiva græca ex hebræo fonte vicinisque Orientis linguis", Frankf. 1722; „Lexicon Syriacum omnium vocabulorum syriacorum Vet. et Novi Test." ungedruckt; „Theologia mystica, oder geheime Gottesgelehrtheit, darinnen" &c., Bern 1730; „Passionsgedanken" und eine Reihe weiterer Predigten und Traktate.

Quellen: Fr. Trechsel, S. König und der Pietismus in Bern, im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1852. — Gelzer, Vorlesungen über die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, Bd. II. — Lutz, Nekrolog. — Biogr. universelle, vol. 28. — Tillier, Geschichte des Freistaates Bern, Bd. IV. — J. R. Gruner, Athenæ Bernenses, Manuskript der Stadtbibliothek in Bern.

† Dr. Blösch, A. d. Biogr.

Samuel König.

1712—1757.

Samuel König wurde 1712 zu Büdingen in Oberhessen, wo sein Vater gleichen Namens Hofprediger des Grafen von Isenburg-Büdingen war, geboren und starb den 22. Juli (oder nach andern den 21. August) 1757 in Zuilestein (Holland). Er studierte unter Johann Bernoulli zu Basel die mathematischen Disciplinen, begab sich darauf an die Akademie zu Lausanne und von hier um 1735 zu Wolf nach Marburg. 1738 ließ er sich in Bern nieder, mit der Absicht, sich der Jurisprudenz zu widmen, und schon 1740 ward er Korrespondent der Pariser Akademie. Angesichts der politischen Wirren in seiner Heimat verließ er jedoch im Jahre darauf

die Schweiz und ging nach Frankreich, wo er die berühmte Marquise Du Chatelet, Voltaires lernbegierige Freundin, in Mathematik und Philosophie unterrichtete. 1745 ward er, nachdem er einen Ruf nach Rußland ausgeschlagen, Professor der Philosophie, zwei Jahre später auch der Mathematik an der Universität Franeker, 1748 Rat und Bibliothekar des Erbstatthalters' Prinzen von Oranien, 1749 auch noch Professor an der Kriegsakademie im Haag. Auch die gelehrte Gesellschaft zu Göttingen ernannte König zum korrespondierenden Mitgliede. König erlag der Wassersucht.

Der Schwerpunkt von Samuel Königs gelehrter Wirksamkeit lag in der mechanischen Prinzipienlehre. Ungeheures Aufsehen machte in dieser Hinsicht ein 1751 in den Leipziger Acta Eruditorum veröffentlichter Aufsatz betitelt: „Dissertatio de universali principio æquilibrii et motus, in vi viva reperto, deque nexu inter vim vivam et actionem“. Da König in demselben gewisse mechanische Begriffe auf Leibniz zurückzuführen versuchte, deren Entdeckung der hochfahrende Präsident der Berliner Akademie, Maupertuis, sich selbst zuschrieb, so entstand ein mit vieler Heftigkeit und in wenig würdiger Weise geführter Streit zwischen beiden Gelehrten, in welchen Maupertuis die durch ihn geleitete Körperschaft möglichst hineinzuziehen suchte. Das gelang ihm auch nur zu sehr und selbst der ebenso geniale als bestimmbare Leonhard Euler mußte eine „Dissertatio de principio minimæ actionis una cum examine objectionum Kœnigii“ (Berlin 1753) schreiben, welche sich keineswegs auf der Höhe seiner sonstigen Leistungen hält. König selbst vertrat seine Meinungen in zwei eigenen Streitschriften (Leyden 1752 und 1753) und behielt in den Augen der Unparteiischen wesentlich Recht, obwohl allerdings nicht verkannt werden darf, daß es sich vielfach bloß um einen Wortkampf handelte. — Unter den mathematischen Arbeiten Königs ragen hervor sein trefflicher Kommentar zum fünften Buche des Euklides und sein Versuch, den irreduziblen Fall der cardanischen Formel, dessen imaginäre Ausdrücke den Analytikern jener Zeit als eine überaus große Schwierigkeit erschienen, von allen anhaftenden Bedenklichkeiten zu befreien. Letzterer erschien 1749 in den „Mém. de l'acad. royale de Berlin“.

Quellen: Neues gelehrtes Europa, 13. Teil. — Adelung, Fortsetzung zu Jöher, 4. Bd., S. 659 ff. — Dühring, Kritische Geschichte der Prinzipien der Mechanik, Berlin 1873. — A. Meyer, Geschichte des Prinzipes der kleinsten Aktion, Leipzig 1877.

Günther, Allg. D. Biogr.



Rudolf von Wurstemberger

1825–1888



Johann von Sacconay

1646–1729

Nach dem Bilde von Handmann auf der Satdtbibliothek in Bern



Johann Georg Altmann.
1695—1758.

Einer der berühmtesten Philologen der Berner Akademie im 18. Jahrhundert war Johann Georg Altmann aus Zofingen. In seiner Vaterstadt am 21. April 1695 (nicht 1697) geboren, studierte er in Bern, wo sein Vater Vorsteher der Untern Schule war, Theologie, trieb aber daneben eifrig archäologische Studien und veröffentlichte schon als Student mehrere wissenschaftliche Schriften. Durch eine Arbeit über die Badener Würfel verwickelte er sich mit den Zürchern J. J. Breitinger und Kaspar Hagenbuch in einen gelehrten Streit, befreundete sich aber mit beiden später für das ganze Leben. Schon während seiner Studienzeit wurde er mehrmals wegen seiner anerkannten Fähigkeiten für Professuren vorgeschlagen. Die „Diskurse der Maler" in Zürich veranlaßten ihn, für Bern ein ähnliches Unternehmen ins Leben zu rufen. Es war das bernische Freitagsblättlein, das zwei Jahrgänge erlebte (1721—1723) und in mehr oder weniger geschickten Diskursen Leben, Treiben und Sitten der Berner moralisch-satirisch beleuchtete. Nach dem Tode seines Vaters wurde Altmann kurze Zeit als Bibliothekar angestellt und als solcher mit einer Reise in die Waadt betraut zur Aufspürung von Altertümern, namentlich von Münzen. Er entledigte sich seines Auftrages zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten (1723). Erst im nächsten Jahre bestand Altmann das theologische Staatsexamen und wurde ins Ministerium aufgenommen. Die lange Wartezeit füllte er mit wissenschaftlichen Arbeiten aus und meldete sich für jede erledigte Professur, zunächst ohne Erfolg, obschon er jedesmal ausgezeichnete Zeugnisse davontrug.

1726 vermählte er sich mit Salome Elise Tillier, einer Tochter des Salzdirektors und späteren Venners Rudolf Tillier. Da auch die Verbindung mit einer so angesehenen Familie ihm zu keiner festen Anstellung verhalf, versuchte er sein Glück mit der Ausbeutung eines Bergwerks in der Nähe von Frutigen, verwickelte sich aber dabei in Streitigkeiten mit dem Amtmann Tscharner, machte schlechte Geschäfte, sodaß er sogar mit Schuldhaft bedroht wurde, und kam aus diesen mißlichen Verhältnissen erst heraus, als ihn der Rat im Jahre 1732 zum Pfarrer von Wahlern wählte. Von dort wurde Altmann schon 1734 als Professor der Beredsamkeit nach Bern berufen, vertauschte aber diese Professur im nächsten Jahre mit derjenigen der griechischen

Sprache und Ethik. Er entfaltete nun eine ausgebreitete literarische Tätigkeit neben seinem Lehramt und wurde Präpositus oder Hausvater in der Unteren Schule und später im Kloster, der Akademie, deren Rektor er drei Jahre lang war (1736—1739). Durch das Bestreben, seine ökonomische Lage möglichst zu verbessern, durch tausend Gesuche und Streitigkeiten, machte er den Behörden viel zu schaffen. 1743 bereiste er Holland und Frankreich und knüpfte überall literarische Beziehungen an. Er gründete in Bern eine Gesellschaft zur Pflege der deutschen Sprache und Literatur und gab ein Jahr lang eine neue moralische Wochenschrift, den „Brachmann", heraus, in reinem, deutschem Stile. Weil er sich aber an Gottsched anschloß, erlitt er samt seiner Gesellschaft viele Anfechtungen von seiten der Zürcher, und in Bern selbst erstanden ihm gefährliche Gegner in den witzigen und scharfen Anhängern französischer Bildung, Samuel Henzi und Samuel König. Den Angriffen der Gegner und innerer Spaltung mußte die Gesellschaft, der auch Haller als auswärtiges Mitglied angehörte, endlich erliegen. Im übrigen aber setzte Altmann seine literarische Tätigkeit unentwegt fort, bis er, auf eigene Meldung hin, 1757 seiner Professur enthoben und zum Pfarrer in Ins gewählt wurde. Seine Altersmuße dauerte nicht lange; denn er starb schon am 18. März 1758. An der südlichen Kirchmauer in Ins ist noch heute sein Grabdenkmal zu sehen.

Altmann war ein Schriftsteller von fast unheimlicher Fruchtbarkeit. Abgesehen von jenen moralischen Wochenschriften, zu denen auch noch der bernerische Spectateur von 1734 gehört, verfaßte er eine Menge von wissenschaftlichen Arbeiten. In erster Linie war er Philologe, betrieb aber diese Wissenschaft durchaus im Dienste der Theologie. In 45 lateinischen Abhandlungen legte er seine theologisch-philologische Gelehrsamkeit nieder. Die meisten davon erschienen in Sammelwerken, so in Tempe Helvetica, die er 1735—1743 selbst herausgab und woran sich auch Haller beteiligte; ferner in Breitingers Museum Helveticum, Zürich 1746—1752 und endlich in den Meletemata philologico-critica, Utrecht 1753. Als Philologe hatte Altmann große Verdienste und war ein nützlicher Lehrer für seine Schüler. Noch der Historiker Tillier, der allerdings sonst Irrtümliches über ihn und die Deutsche Gesellschaft meldet, rühmt den Aufschwung, welchen Altmann der Pflege der Philologie in Bern gegeben habe.

Als Professor der Ethik veröffentlichte Altmann eine Sammlung ethischer Prinzipien. Seine Predigten waren sehr beliebt, und die gedruckten Sammlungen wurden viel gekauft und gelesen. Für mo-

dernen Geschmack hatte seine Kanzelsprache allzuviel rhetorischen Schwulst, aber zu seiner Zeit scheint diese hochtrabende Ausdrucksweise Beifall gefunden zu haben. Er hielt unter andern eine Predigt im Münster bei der Verurteilung seines Feindes Henzi. Als theologischer Schriftsteller war er ein besonderer Gegner der Sekten und griff die Herrenhuter mehrmals an, u. a. in dem „Sendschreiben an einen vornehmen Mann" und in seiner Oratoria sacra oder Predigtlehre.

Altmann war ferner Historiker. Am bekanntesten wurde er da durch seine Fortsetzung von Lauffers Schweizergeschichte. Auch an mehreren auswärtigen Sammelwerken über die Schweiz beteiligte er sich, so an demjenigen des Lords Stanian. Eine besondere Schrulle hatte er, nachweisen zu wollen, daß die alten Helvetier eigentlich griechische Einwanderer von Marseille her gewesen seien, und er suchte diese merkwürdige Behauptung in der Oratio de Helvetia Græcissante (1735) und anderswo durch Ableitung der Ortsnamen, der Sitten und Gebräuche aus dem Griechischen zu beweisen. Seine archäologische Jugendarbeit über die Würfel, die bei Baden gefunden wurden, führte er im Alter sorgfältig aus und widmete sie dem französischen Gesandten, Marquis de Paulmy (1751). In seinen drei Rektoratsreden behandelte er die Entstehung, die Blüte und den Untergang der griechischen Republiken.

Endlich wagte sich Altmann auch auf das naturwissenschaftliche Gebiet mit seinem „Versuch einer historisch-physischen Beschreibung der helvetischen Eisberge" (1751). Er widmete das Werk dem bernischen Rate, der ihn dafür mit einer Gratifikation von 1000 % beschenkte. Ein Block vom unteren Grindelwaldner-Gletscher im Hof unseres Naturhistorischen Museums erinnert an dieses Werk Altmanns.

Unzweifelhaft hat Altmann zu seiner Zeit viel gewirkt. Er wurde im Jahre 1751 zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt. Bewundern muß man seinen rastlosen Fleiß, seine unausgesetzte Tätigkeit, die der bernischen Akademie zu gute kam. Wenn nach Goethes Urteil die Hauptbedeutung eines Menschen darauf beruht, daß er in seiner Zeit wirkt, so hat Altmann Anspruch auf Schätzung. Leider wurden seine guten Eigenschaften beeinträchtigt durch einen etwas unlauteren Charakter. Wie er einen Brief an Gottsched, worin die Zürcher angegriffen wurden, schlechtweg ableugnete — aber auch Herder hat seine „Kritischen Wälder" öffentlich verleugnet — so hielt er in seinen wissenschaftlichen Streitigkeiten jede Kriegslist für erlaubt. —

Altmann hinterließ eine Tochter, Katharina, welche mit dem Professor Samuel Wilhelmi verheiratet war.

Alles in allem war Altmann ein einflußreicher und für seine Zeit durchaus nicht unbedeutender Gelehrter. Seine Vaterstadt Zofingen bewahrt im Museum und in der Bibliothek, als deren Mitbegründer er gilt, zwei Bildnisse Altmanns auf, die ihn als eine imponierende Erscheinung zeigen.

Quellen: Die Manuale des Rates, des Schulrates und des Kirchen-Konventes im bernischen Staatsarchiv; ungedruckte Briefe auf der Stadtbibliothek in Zürich; Leus Lexikon. — Vgl. ausführliche Darstellung im Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft in Bern auf das Jahr 1903.

Dr. Rudolf Ischer.

Abraham Maret.

1783–1866.



Auf der Südseite der stattlichen, in ihrer heutigen Form im Jahr 1497 neu erbauten Kirche zu Oberburg[1]) steht ein einfaches Grabkreuz mit der kurzen, aber inhaltsreichen Inschrift: „Hier ruht nach treu vollbrachtem Tagewerk, bewährt als Menschenfreund und Arzt, Herr Doktor Abraham Maret. Er hat Vielen geholfen. Sein Andenken bleibe im Segen."

Mit diesen Worten ist eigentlich dieser merkwürdige Mann charakterisiert; er verdient es aber, daß man seiner stets in Liebe gedenke und sein segensreiches Wirken der Vergangenheit entreiße zum Nutzen der gegenwärtigen Generation und der kommenden Geschlechter. Maret war zwar, wie schon der welsche Name andeutet, kein Alt-Berner, kein Emmenthaler, wenn er auch den größten Teil seines Lebens im Emmenthal zubrachte, sondern ein Bürger von Payerne.

[1]) Siehe Chronik von Oberburg. Die Notiz betrifft nur Schiff und Chor der Kirche.

Geboren wurde er als Sohn des Arztes Nicolas Maret[1]) den 6. November 1783 zu **Renan** im St. Immerthal. Der geistig sehr begabte Knabe scheint schon früh sich entschlossen zu haben, später in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und auch Arzt zu werden; denn während seiner Praxis bemerkte er gelegentlich: „Gütterli han i bim Vater g'lert verbinge."

Wo Maret die Vorstudien für seinen wissenschaftlichen Beruf machte, läßt sich trotz allen Nachforschungen nicht mehr feststellen. Später hörte er Vorlesungen am medizinischen Institut zu Bern, das im Jahr 1805 zu einer medizinischen Fakultät erhoben wurde. Die Studien setzte er in Tübingen fort und kam nach kurzer Zeit mit dem Titel eines Doctor med. et chir. in seine Heimat zurück. Schon vor dem Jahr 1808 muß Maret als diplomierter Arzt die Hochschule verlassen haben; denn in jenem Jahre verheiratete er sich mit seiner ihm während 55 Jahren treu zur Seite stehenden Anna, geb. Bichsel von Heimiswil, Tochter des Chorrichters Jakob Bichsel daselbst. Im Kaltacker, einem etwas abseits vom Weltgetriebe gelegenen Höhenzug zwischen Heimiswil und Wynigen (bei Burgdorf), treffen wir ihn nämlich um jene Zeit schon als praktizierenden und in der Gegend äußerst beliebten Arzt. Aber bald siedelte er von dort über ins Pfarrdorf Heimiswil, hinab von der Höhe in jenes so idyllisch gelegene Seitentälchen des Emmenthals, das durch Gotthelfs „Elsi, die seltsame Magd" einige Berühmtheit erlangt hat; denn dorthin verlegt der gottbegnadete Dichter von Lützelflüh die Heimat der Heldin vom Grauholz. Jedenfalls wurde Maret durch frühere Verwandtschaften in diese Gegend hingezogen; denn man weiß, daß vorher schon Glieder der Familie Maret von Payerne in Burgdorf verheiratet waren. Der Aufenthalt in Heimiswil war aber trotz seiner ausgedehnten Praxis, die er sich nach ganz kurzer Zeit erwarb, kein gar langer. Schon um's Jahr 1813 siedelte er ins habliche Dorf Sumiswald über, den von Alters her berühmten und gewerbreichen Flecken auf sonniger Höhe im freundlichen, fruchtbaren Tal der Grüne.

Die längste und segensreichste Zeit aber wirkte unser inzwischen mit dem Volk der Emmenthaler und seinen Sitten und Gebräuchen und der eigenartigen Sprache vertraute Doktor in Oberburg bei Burgdorf, woselbst er nach einigen Jahren den freundlich gelegenen

---

[1]) Der Name Maret soll der französische Name für Moser oder „Mooser" sein, stamme ab von «Marais», Sumpf, Moos.

Wohnsitz Schönbühl („Dägel", Degeler-Haus) oberhalb der Kirche, mit seinem wundervollen Ausblick auf die Stadt Burgdorf, nach dem Jura und den Alpen, käuflich erwarb. Dieser Ort nun wurde wohl während 4 Jahrzehnten das Wallfahrtsziel für Tausende von Heilsuchenden der engern und weitern Umgebung. Seine Praxis erstreckte sich, man darf dies füglich behaupten, über das ganze Emmenthal und darüber hinaus. Aus allen Gräben, Schächen und Krächen kamen sie dahergelaufen, die Mannen mit den aufgestellten Hemdkragen, elben Kutten und Zipfelmützen, die Frauen und Töchter in der kleidsamen Tracht der Talschaft. Wo irgend ein altes Mutterli einen „Gebresten" plagte, so mußte die heilbringende Medizin aus der Apotheke von Dr. Maret in Oberburg sein. Und diesen Zuspruch und die merkwürdige Beliebtheit verdankte Maret nicht etwa bloß dem Umstand, daß er für seine medizinische Kunst wenig forderte, sondern vor allem seinen natürlichen, den Verhältnissen stets angepaßten Umgangsformen. Wie außer ihm nur etwa Bitzius, der Pfarrer von Lützelflüh, verstand er den emmenthalischen Volkscharakter. Er nahm die Leute wie sie sind, — nicht verdorben von Europen's übertünchter Höflichkeit — aber schlicht, recht und wahr. Maret war nicht ein Arzt, der lange hin und her fragte, um die Diagnose festzustellen. Sein Auge erkannte in der Regel sofort den Sitz der Krankheit, und dieser Umstand machte ihn bei den Leuten zum wahren Hellseher. Von weitem schon schrie er von seiner Laube aus den Leuten entgegen: „Gäll, Du hesch das und das?" Freilich, ein Kräutlein wider den Tod kannte er auch keines. Er sagte einmal darüber selber, wenn er eines hätte, er gäbe es nicht einmal seiner Frau! Schon während der Studienzeit war Maret mit dem therapeutischen und hygieinischen Gelehrten Hufeland bekannt geworden, welcher Leibarzt des Königs von Preußen und später erster Professor an der Berliner Hochschule, gegründet 1809, war und der zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch seine Vorlesungen und zahlreichen Schriften reformatorisch auf die ärztliche Praxis eingewirkt hat. Bei dem einmal Errungenen blieb Hufeland nicht stehen. So hatte es auch Dr. Maret. Stillstand bedeutete für ihn auch in der Wissenschaft Rückschritt. Mit dem Stand der Medizin war Maret durch eifrige Studien, die er bis in sein hohes Alter betrieb, stets auf dem Laufenden. Von allen Autoritäten in der Arzneikunst machte Hufeland den größten Eindruck auf ihn, und im Gespräch mit seinen Patienten und zahlreichen Freunden und Kollegen führte Maret den stereotypen Ausdruck im Munde: „Hufeland sagt." Sein Heilverfahren bei innerlichen Krank-

heiten richtete sich denn auch fast ausschließlich nach Hufeland'schen Grundsätzen, und lächelnd bemerkte er von einem Kollegen, der seiner Ansicht nach das Jod als Heilmittel allzuhäufig anwandte: „Der Herr Kollege in N. „jodelt"! Aus dem Kranken darf man keine wandelnde Apotheke machen, sondern Medikamente dürfen zur richtigen Unterstützung der naturgemäßen Krankheitsentwicklung und Heilung nur sparsam verwendet werden." Daneben hielt aber Maret auf der diätetischen Behandlung wie recht und billig große Stücke. Manch derber Ausspruch ist in dieser Beziehung im Emmenthal noch bekannt, den er ungehorsamen Patienten in urchigem Emmenthalerdeutsch zurief. „Wenn de nit folgisch, töt s'di mi Seuw!" — war die gewöhnlichste Redensart, die er bei Jung und Alt, Vornehm und Gering anwandte. Von Grund aus haßte er die Kurpfuscher und „Gütterli-Gschauer" (Wasserdoktoren), wie er überhaupt als gebildeter Kopf jeder Charlatanerie abhold war. Zu jener Zeit muß die Quacksalberei im Kanton ziemlich verbreitet gewesen sein, wie sie denn noch heute nicht ausgestorben ist.

Als Mitglied der damaligen bern. Aerztegesellschaft, stellte Maret in einer Versammlung derselben den Antrag, man möchte seinen Freund Bitzius in Lützelflüh beauftragen, eine kleine Erzählung zu schreiben, welche die Kurpfuscherei zum Vorwurf habe. Gesagt, getan! Infolgedessen entstund „Annabäbi Jowäger", mit welcher Schrift aber Maret nachher merkwürdigerweise durchaus nicht zufrieden war. Als er das nach seiner Ansicht zu umfangreiche Werk in die Hände bekam, äußerte er sich in folgender drastischer Weise: „Die donners Eh—! Es chlys Büechli hätt' er sölle schrybe, jetz isch's es Buech, wo niemer liest!" Hier ging jedoch Maret's Voraussetzung glücklicherweise in die Brüche. „Annabäbi Jowäger" ist von Tausend und Abertausenden mit großem Nutzen ganz gelesen worden. Maret fühlte sich vom Inhalte desselben etwas betroffen; denn der resolute Arzt, der darin auftritt, ist unverkennbar Maret selber, was er dem Schalk in Lützelflüh nie ganz vergessen konnte. Maret war übrigens der Hausarzt des berühmten Volksschriftstellers und behandelte ihn auch während seiner Krankheit, die ihn 1854 zum Tode führte. Er soll ihm bald nach dem Erscheinen des erwähnten Volksbuches, als Bitzius persönlich in seiner Apotheke vorsprach, gesagt haben: „Du meinsch au gar, es sött Dr' nüt fehle! Friß mira a füürige Glättisestei; es wird D'r de scho bessere!"

In der Gesellschaft war der derbe, aber immer geachtete und beliebte Arzt äußerst gerne gesehen; seine fließende Sprache war immer

humorvoll, aber nie verletzend für die Anwesenden. Nie sah man ihn jedoch in Gesellschaft, wenn ihn die Pflicht rief. Seine Gewissenhaftigkeit hätte dies nicht zugegeben. Etwa befragt über das Befinden von diesem oder jenem Schwerkranken, pflegte er zu antworten: „Es isch nit guet mit ihm. Er wott auwäg himmle. Aber der „Scherrer" (Arzt) z'Oberburg wott au no öppis derzue säge."

Überall in der Gegend war Maret persönlich bekannt, und wenn er auf seinem Char à banc durchs Emmenthal den Patienten nachging, dann kam er gewiß nicht früh zurück; denn überall wollte man seine Anwesenheit und führte ihn immer zu neuen Kranken. Unterwegs hatte er immer ein freundliches, treffendes Wort, und seinem Scharfblick entging auch das Kleinste nicht. Hier und dort rief er im Vorbeigehen, etwas die Zügel anziehend und sich vorneigend, seinen gewesenen Patienten oft in recht derber, aber unzweideutiger Weise Verhaltungsmaßregeln und diätetische Vorschriften zu. Viele der jetzt noch zirkulierenden berndeutschen Kraftausdrücke mögen ihm vielleicht auch angedichtet sein, und es hat sich in dieser Beziehung nach und nach ein ganzer Nimbus um ihn gebildet. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das ein feiner Scharfblick und kluger Sinn unterstützte, ermöglichte ihm eine Fülle von Menschenkenntnis, Kenntnis der häuslichen Umstände und Verhältnisse der Lebensführung der einzelnen Menschen und ihrer Tugenden und Untugenden zu sammeln. Seine Beobachtungen wußte er denn auch geschickt und gewöhnlich mit Erfolg zu verwerten. Ein Bild der Erinnerung muß wohl dem geblieben sein, der ihn beobachten konnte, wenn der Jünger Aeskulaps seinen Patienten examinierte. Da sieht er den stattlichen Mann, auf den Füßen sich sachte wiegend, in grauem Hausrock stehend; aufmerksam hört er dem Bericht über die Leiden des Klienten zu, ihn nur hie und da mit einer präzis gestellten Frage unterbrechend, die Finger der einen Hand mit der selten fehlenden „Dose" spielend, aus welcher die Prise bedächtiglich der Nase zugeführt wird. Unverwandt weilt aber der Blick des durchdringenden Augenpaares unter der hohen Stirne des fast gänzlich kahlen Hauptes auf dem Patienten. Je nachdem der Fall dem Arzte wenig bedeutend oder ernst erscheint, gewinnt das trotz des hohen Alters und der weißen Farbe der beiden Backenbärtchen immer noch fast jugendlich aussehende Antlitz entweder den Ausdruck heiterer Laune, der sich gern ein Zug von Schalkhaftigkeit beimischt, oder des Mannes, der sich vor den ernsten Kampf mit einem mächtigen Gegner gestellt sieht und diesen auch aufzunehmen bereit ist. Den Humor jedoch verlor er in seiner Praxis nie; auch

mit seinem sprühenden Witz suchte er die Leiden der Patienten zu mildern. Mitten in den größten Schmerzen brachte er sie oft zum Lachen. Als einst eine Frau zu ihm kam und jammerte, sie habe „zwöi Rüppi ihadrückt", gab er ihr kurz entschlossen den sonderbaren Rat: „Friß e Chorb voll Härdöpfel, das wird se de scho wieder usedrücke." Solche Aussprüche wirkten auf die einen freilich verblüffend, auf die meisten aber gewöhnlich erheiternd. Zu Maret's Zeiten wurde auf dem Zimmerberg bei Oberburg eine Käserei gegründet. Maret meinte nun: „Jetz bruchen i de keini Laxierige meh z'gä; d'Bure mache se jetz säuber." Mit „Burelaxierig" bezeichnete er nämlich die Molke (Käsmilch), die hie und da zum Trinken auf den Tisch kam. Maret meinte durchaus nicht, bei allen Patienten seien Arzneimittel notwendig. Als eine dem Biographen nahestehende, damals junge Tochter Maret besuchte wegen heftigen rheumatischen Zahnschmerzen, raisonierte er: „Gang hei und häb sorg zu dim Barre; fettige junge gsunge Meitli schrißeni kei Zang us!"

Aus seiner Kunst und großen Praxis machte Maret, der leider kinderlos blieb, kein Geldgeschäft. Wenn Arme ihn fragten, was sie schuldig seien, hieß es kurz: „Gang du hei und mach's wie=n=i d'r befohle ha. Das choscht nüt!" Aber auch besser Situierte rühmten seine „billigen" und „guten" Mittel und Ratschläge. Einen Patienten, der ihm berichtete, er habe in der Hitze im Keller eine Schüssel voll Milch getrunken, brüllte er an: „No ei Chachle voll hättisch soue sufe, de Doktorgunte hättisch D'r de erspart!" Einem Knaben, der bei ihm in der Apotheke höflich die Kappe lüftete, rief er entgegen: „Bueb, leg d'Kappe uf, süsch erfrüre d'r d'Lüs!"

Wir könnten noch eine ganze Menge solcher kleiner Anekdoten erzählen, die bei der Bevölkerung im Umlauf sind und beweisen, daß Maret im Volke noch heute lebt. In seinem spätern hohen Alter konnte er längere Zeit seinen Lehnstuhl, der ihm tagsüber wegen zunehmender Schwäche als Ruheplätzchen diente, leider nicht mehr allein verlassen. Auch in diesem Zustande, nachdem er seine ärztliche Praxis eigentlich aufgegeben hatte, wurde er immer noch von Kranken bestürmt und um Rat und Hilfe angegangen. Wenn er die Kranken abwies, diese aber nicht ohne Medizin gehen wollten, rief er dann seiner treu um ihn besorgten Magd zu: „Lisebethli, gib ihm Öppis, so geit er wieder!" Und Lisebethli wußte wohl, wo der unschädliche Syrup war.

Mit dem im Jahr 1863 erfolgten Hinscheid der treuen Lebensgefährtin Dr. Maret's war das zeitliche Band seines mehr als 50=

jährigen glücklichen Ehestandes gelöst, und mit der allmählichen Abnahme seiner Kraft und seiner ganzen frühern Rüstigkeit entschwand auch mehr und mehr sein heiterer Lebensmut und die Freudigkeit des Wirkens im Beruf, in welchem er ein halbes Jahrhundert an der leidenden Menschheit treue Samariterdienste geleistet hat. Maret fühlte sein Ende herannahen. Die Kräfte schwanden, und am 14. Sept. 1866 erlosch das Lebenslicht des müden Erdenpilgers. Als Todesursache ist im Totenregister von Oberburg Marasmus angegeben. Von dem seltenen, eigenartigen Manne darf man mit Recht sagen: Er hat gewirkt, so lange es Tag war. Sein Andenken aber lebt in der Erinnerung fort; denn das Volk liebt und ehrt seine Wohltäter.

Quellen: Ueberlieferungen von Zeitgenossen Maret's, namentlich der Eltern des Verfassers. — Emmenthaler-Bote von 1866. — Berner-Volksfreund von 1901. — Eine Arbeit über Maret von Pfr. Ludwig Hürner sel. in Wimmis. — Mitteilungen von Herrn Fr. Stalder, Schulvorsteher in Burgdorf, u. a. Das Bild Maret's verdanken wir der Freundlichkeit des Hrn. Bichsel in Burgdorf.

Joseph Marti, Lehrer in Oberburg.

Karl Wilhelm Bähler.

1825—1891.

Wenn der Schreiber dieser Zeilen um die Abfassung einer Lebensbeschreibung des ehemaligen Pfarrers von Murten und Oberburg ersucht worden ist, so geschah dies wohl unter der richtigen Erwägung, daß derselbe nicht nur ein würdiger Vertreter der bernischen Landeskirche war, sondern in dieser eine Stellung einnahm, die seinem Angedenken einen Platz in der Sammlung bern. Biographien sichert.

Karl Wilhelm Bähler wurde am 8. Juli 1825 im Pfarrhaus zu Neuenegg als das fünfte Kind seiner Eltern geboren. Sein Vater[1]), Pfarrer Albrecht Bähler, ebenso trefflicher Pfarrer als tüchtiger Landwirt, war ein Mann von großer Energie. Er bewirtschaftete das ausgedehnte Pfrundgut selber, und so wurde Wilhelm gleich seinen übrigen Geschwistern schon früh zur landwirtschaftlichen Arbeit herangezogen, gewiß nicht zum Schaden für seine spätere Laufbahn. Neben

[1]) S. Band III dieser „Sammlung".

dem gestrengen Vater übte die feinsinnige, gemütvolle Mutter, eine geborne Luise Kocher von Büren, großen Einfluß auf die Erziehung der Kinder aus. Mit seinen Geschwistern besuchte Wilhelm zunächst die Dorfschule zu Neuenegg, dann diejenige des Lehrers Balmer im nahen Laupen, der daselbst eine sogenannte Normalschule eröffnet hatte. Seit 1836 übertrug Pfarrer Bähler den Unterricht seiner Kinder Hauslehrern, d. h. Theologiestudierenden, die für ein Jahr Urlaub nahmen, um sich während dieser Zeit pädagogisch auszubilden.[1]) Laut den noch erhaltenen Zeugnissen derselben lernte Wilhelm nicht gerade leicht, zeichnete sich aber durch große Gewissenhaftigkeit aus. Im Jahre 1838 bezog er die sogenannte grüne Schule in Bern, 1841 das obere Gymnasium und 1844 die Hochschule, wo er sich an der theologischen Fakultät immatrikulieren ließ. Vor allem ein fleißiger Student, zog er sich doch vom geselligen Leben nicht zurück, das er namentlich im Zofingerverein pflegte. Sein Studium fiel in eine sturmbewegte Zeit, und der angehende Theologe sollte bald selber regen Anteil an dem damaligen politischen Leben nehmen.

Das Pfarrhaus Neuenegg spielte nämlich in den Kämpfen der vierziger Jahre eine gewisse Rolle. Während die meisten bernischen Pfarrer, in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl Burger der Hauptstadt, schon in den dreißiger Jahren Parteigänger der konservativen Sache waren, bekannte sich Pfarrer Bähler entschieden zur freisinnigen Partei, mit deren damaligen politischen Häuptern, wie Ochsenbein und Stämpfli, er eng befreundet war. Man hielt es da nicht für unvereinbar, in Pfarramt und Lebensführung die Würde altbernischen Wesens hochzuhalten und dabei für die Sache der Freiheit und des Fortschrittes einzustehen. Mit letzterem nahm man es nicht weniger ernst als mit jenem. Dasselbe Pfarrhaus, das scharenweis Unterweisungskinder aus dem benachbarten Freiburgbiet beherbergte und von welchem aus mit viel Hingabe an den zerstreuten bernischen Protestanten dieses Kantons das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins betrieben wurde, bevor letzterer existierte, war den politischen Flüchtlingen und selbst deren Familien als Zufluchtsort wohl bekannt, in welchem monatelange Gastfreundschaft geübt wurde, und dies bei Vermögensverhältnissen, die bescheiden genug waren für die Pfarrfamilie, deren

[1]) Es waren: Franz Ludwig Steck, geboren 1813, gestorben als Pfarrer von Bätterkinden 1900; Gottlieb Wilhelm Fetscherin, geboren 1818, Lehrer an der Kantonsschule, gestorben 1883, und Adolf Wäber, geb. 1817 als Pfarrerssohn von Mühleberg, später Angestellter der Bau- und Kreispostdirektion und 1855 Feldprediger der englischen Schweizerlegion.

Kinderschar inzwischen auf zehn Köpfe angewachsen war. Für Wilhelm Bähler waren diese Jugendeindrücke entscheidend. Seinen politisch-freisinnigen Anschauungen blieb er treu bis in sein Alter, wenn er auch darunter leiden mochte, daß auf seiten seiner Partei, die er nie verleugnete, die Bedeutung der Kirche und ihres Einflusses gelegentlich unterschätzt wurde.

Der Anfang seiner Studien fiel in die Zeit der Freischarenzüge. Auch er schloß sich mit einer 30 Mann zählenden Studentenschar unter Professor Herzog[1]) am 8. Dez. 1844 dem Zuge nach Luzern an, ohne daß indeß seine Abteilung in die Feuerlinie gelangte. In ähnlicher Weise beteiligte er sich drei Jahre später an einer andern etwas gewagten, politischen Aktion, über welche nach seinem Tode sein einziger ihn überlebender Bruder, Nationalrat Dr. Bähler, im „Seeländerboten" folgendermaßen berichtet hat:

„Es war im Anfang des Jahres 1847 — Freiburg war dem Sonderbunde beigetreten; da aber in den verschiedenen Landesteilen dieses Kantons und namentlich im Murtenbiet eine entschiedene Opposition dagegen sich zeigte, so lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß durch ein tatkräftiges Auftreten der liberalen Minderheit der Staat Freiburg diesem Bündnis wieder entrissen werden könnte. Dieses tatkräftige Auftreten bestand damals in einem Putsch und wurde am 6. Februar 1847 ein solcher von Greyerz, Bulle, Romont, Stäffis und Murten aus versucht. Die Murtener zogen bis nach Courtepin, kehrten aber nach einem kurzen Zusammenstoß mit dem von allen Seiten aufgebotenen Landsturm wieder zurück, ebenso die andern gegen Freiburg marschierenden Kolonnen. Der Anschlag war also mißlungen. Selbstverständlich schritt die Regierung mit den ihr ergebenen Miliztruppen energisch ein. Die aufrührerischen Bezirke wurden militärisch besetzt. Wer an dem Aufstand irgendwie auf hervorragendere Weise sich beteiligt und sich nicht geflüchtet hatte, wurde verhaftet, und so kamen bei 60 Staatsgefangene nach Freiburg in die verschiedenen Türme beim Romont- und Weyerthor und in den Jaquemart neben dem Gasthof zu Zimmerleuten. Ein guter Teil der kompromittierten Murtener, z. B. die Vissaula, Engelhardt u. a. waren als Flüchtlinge nach Biel gekommen. Das gab nun für die in üblen Gefängnissen schmachtenden Gefangenen ein langes Jahr; Monat um Monat verrann, ohne daß die Monstreprozedur vorrückte. Gegen den Herbst zu fing man an, an eine heimliche Befreiung der Gefangenen zu denken,

[1]) Vgl. Bd. IV, S. 607 dieser „Sammlung".

und da ward das nur drei Stunden entfernte Neuenegg als der passendste Ausgangspunkt ausgewählt. Mit dem Bewachungspersonal im Jaquemartturm wurden vom anstoßenden Gasthof zu Zimmerleuten aus heimliche Verbindungen angeknüpft, und sollte dann von Neuenegg den befreiten Gefangenen mit Fuhrwerk entgegengefahren werden, um dieselben an die Sense zu führen und so mit ihnen in den Kanton Bern zu gelangen. Dazu bedurfte es aber entschlossener Männer. Die fanden sich in Neuenegg bald und zwar in der Person des damaligen Studenten der Theologie Wilhelm Bähler und des Geschäftsagenten Rolli, eines gewesenen Freischärlers, der schon im Gefechte beir Emmenbrücke, wo eine luzernische Kugel seinen Stutzer getroffen, seinen Mann gestellt hatte. Mit Pistolen und Gewehren, die sie im Stroh des Wägeleins versteckt hatten, gut bewaffnet, fuhren sie am verabredeten Abend nach Freiburg, fest entschlossen, allfälligen Gendarmen- oder Militärpatrouillen Widerstand zu leisten. Im Wirtshaus zum Stadtberg vor der Stadt, gleich obenher der Drahtbrücke, welches von einem Berner gehalten wurde, wurden die Pferde unabgespannt mit dem Wagen in das Tenn gestellt, und nun warteten die Beiden Stunde um Stunde, zum Schein in ein Kartenspiel vertieft, auf die anlangen sollenden Befreiten.

Der Anschlag war aber mißglückt. Vor Tagesanbruch mußten sie unverrichteter Dinge wieder nach Neuenegg zurück. Der freiburgische Landjägerposten an der Sensebrücke, an welchem man vorüber mußte, merkte nichts. Nun kam zum zweitenmale heimlicher Bescheid, sie sollten wiederkommen. Allein auch in der zweiten Nacht wollte die Sache nicht klappen; sie mußten auch dieses Mal leer zurück.

Doch endlich zum dritten Male konnten etwa 6—8 gefangene Parteiführer, darunter der greise Pittet von Greyerz, aus dem genannten Turme auf das Dach des Gasthofs der Zimmerleuten gelangen und von da aus dem Hause und aus der Stadt entrinnen. Leider aber waren für diese Nacht die beiden Nothelfer von Neuenegg nicht bestellt worden, und so mußten die Befreiten zu Fuß die bernische Grenze zu gewinnen suchen. Es gelang ihnen auch, und so kamen sie bei Tagesanbruch, wiewohl einige ältere Herren, nach der monatelangen Kerkerhaft des langen Gehens ungewohnt, unterwegs erschöpft zusammengesunken waren, glücklich nach Flamatt, wo sie, um nicht am freiburgischen Landjägerposten bei der Sensebrücke vorbei zu müssen, durch die Sense watcten und so den Kanton Bern erreichten. Mit Tränen in den Augen und tief gerührt begrüßten sie den lang entbehrten goldenen Herbstsonnenschein auf bernischem Boden. Ein paar

Jahren zu versehen. Seit 1864 wurde er in seiner Tätigkeit durch seine Gattin unterstützt, eine geborene Marie Ducraux von Vivis, einer feingebildeten, geistig sehr beweglichen Frau, die beider Sprachen mächtig, an dieser Grenzscheide zwischen Welsch und Deutsch in ihrem richtigen Elemente war. Seine ruhige Tätigkeit in Murten erlitt eine kleine Unterbrechung im Jahre 1864, da er in seiner Eigenschaft als Feldprediger mit den eidgenössischen Truppen in das aufständische Genf zog. Bei dieser Gelegenheit knüpfte er in altgenferischen Kreisen freundschaftliche Beziehungen an, die ihn in seiner Neigung für protestantisch-französisches Wesen bestärkten. Ueberhaupt war in seinem Hause besonders durch den Einfluß seiner Gattin französische Bildung zu Hause. Wer als Gast über die Schwelle des Pfarrhauses von Murten und später desjenigen von Oberburg trat, sah sich in ein waadtländisches oder genferisches Presbyterium versetzt. Die gewöhnlich sehr lebhafte Konversation war französisch, und auf dem Tische lagen französische Journale und Bücher. Von Murten aus war es, daß er, wie schon seinerzeit sein Vater, sich der im Kanton Freiburg zerstreut lebenden, meist bernischen Protestanten in wirksamer Weise annahm. Seine ersten Bemühungen galten der Errichtung von Schulgemeinden. 1855 wurde die reformierte Schule in Gurmels und 1860 diejenige von Courtepin gegründet. Dann veranlaßte er die deutschreformierten Pfarrer des Murtenbietes und die angrenzenden bernischen Gemeinden, in den neuerbauten Schulhäusern abwechselnd Gottesdienst zu halten, bis endlich 1867 der werdenden Pfarrgemeinde ein selbständiger Pfarrer gegeben werden konnte. Um diese Unternehmungen durchführen zu können, stiftete Wilhelm Bähler den protestantisch-kirchlichen Hilfsverein Murten. Da aber dessen Hilfsmittel zu klein waren, um den nötigen Anforderungen zu genügen, wußte Bähler den alle Sommer im nahen Wistenlach auf dem Landgut eines Bruders auf Besuch weilenden Pfarrer Karl Dür von Burgdorf ins Interesse zu ziehen. So entstand der emmentalische Zweig des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, welcher sich die Hauptaufgabe stellte, der Gemeinde Cordast Handreichung zu tun. In diesen Bestrebungen für das Wohl der zerstreuten Protestanten fand Bähler die wirksamste Unterstützung an seiner eigenen Schwester **Albertine Bähler**, die mit anderen Frauen Gründerin des bernischen Frauenvereins für zerstreute Protestanten. Kaninchen, das seine ersten Früchte Hilfsquellen für dieses Wott noch weitere tragen wird zu Gottes Ehre

[1] Ueber Albertine Bäh" Seine tätige, organisatorische, aufs Gemein-
lichte Leichenrede von Pfr. A betätigte Bähler auch als Vorstandsmitglied

zu nehmen. Es trat die unter dem Namen „kirchliche Liebestätigkeit" bekannte Unternehmung in Aktion, welcher Herr Pfarrer Bähler als Präsident des Ausschusses von Anfang an vorstand. Als solcher machte er sich hochverdient um das Zustandekommen jener Anstalten, die diesem Ausschuß Ursprung oder Unterstützung verdanken. Es sind die Anstalten „Gottesgnad" in Beitiwil für Unheilbare, „Bethesda" in Tschugg für Epileptische, die „Nüchtern" in Kirchlindach als Trinkerasyl und besonders auch die „Gotthelfstiftung" für verwahrloste Kinder. Lebhaften Anteil nahm er auch an der Gründung des zuerst in Burgdorf erscheinenden volkstümlichen Erbauungsblattes „Der Säemann", der sich bald beim bernisch-kirchlichen Volke großer Beliebtheit und immer zunehmender Verbreitung erfreute und als Organ der bernischen Landeskirche für das religiös-kirchliche Leben unseres Volkes noch heute von nicht geringer Bedeutung ist. Die Leitung dieser christlichen Liebeswerke hätte Bähler gerne ganz in die Hand der offiziellen Kirche gelegt. — In der Synode vom 2. Dezember 1884 vertrat er mit Entschiedenheit den Gedanken, es möchte zu diesem Zwecke eine ständige Kommission niedergesetzt und derselben ein jährlicher Kredit aus der Synodalkasse eröffnet werden. „Die vorgeschlagene Kommission," sagte er, „soll eine Zentralstelle werden, die alle Liebeswerke an die Hand nimmt, welche ihr zugewiesen werden, oder im Verlauf der Zeit mit den auftauchenden Bedürfnissen an sie herantreten. Die Kirche ist das geeignetste Organ, solchen Werken den Impuls zu geben, wie es andrerseits im wohlverstandenen Interesse aller Liebeswerke liegt, daß sie auf kirchlichem Boden fußen. Kirchen- und Synodalvertretung müssen, wenn sie nicht nach vollbrachter Organisationsarbeit aufs Trockene gesetzt sein sollen, lebendige Gegenstände der Verhandlung haben; sie müssen in ihre Tätigkeit alles hereinziehen, was allen Christen und redlichen Freunden des Volkes am Herzen liegt." Die Uebernahme der offiziellen Leitung wies die Synode zwar von der Hand, beteiligte sich aber an dem Werke in der Weise, daß sie sich im Ausschuß vertreten ließ. Von da an stattete jeweilen Jahr für Jahr an der Kantonssynode Bähler den Bericht über die Tätigkeit des Ausschusses ab, das letzte Mal kurz vor seinem Tode, und es ist tröstlich, daß der letzte von ihm unterzeichnete Rapport zum Schlusse sagen durfte: „So ist der Ausschuß guten Mutes auch für die Zukunft; das Reis, das vor sieben Jahren gesteckt worden, ist nun ein Bäumchen, das seine ersten Früchte getragen hat und wills Gott noch weitere tragen wird zu Gottes Ehre und der Menschen Heil." Seine tätige, organisatorische, aufs Gemeinwohl gerichtete Natur betätigte Bähler auch als Vorstandsmitglied

der ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Amtes Burgdorf und nahm als solches hervorragenden Anteil an der Gründung der Bezirkskrankenanstalt, deren Vollendung er freilich nicht mehr erleben sollte. Auch der Schule stellte er sich zur Verfügung als langjähriger Präsident und dann, als ihm dies zu beschwerlich wurde, als Mitglied der Primarschulbehörden von Oberburg. Während 18 Jahren gehörte er der Kommission des Gymnasiums im nahen Burgdorf an und erwies sich während dieser Zeit als eine der treuesten und besten Stützen dieser Bildungsanstalt. Auch das Amt eines Armeninspektors bekleidete er längere Zeit, ebenso die Stellung eines Präsidenten des Pfarrvereins Burgdorf, in welchem Kreise er in geistig anregender und dabei versöhnender Weise die Verhandlungen leitete und mancher praktischen Anregung zur Verwirklichung verhalf. —

Im persönlichen Umgang hatte Bähler etwas Gemessenes und Reserviertes, war dabei von tadellosen Umgangsformen, die er übrigens auch an andern nicht gerne vermißte. Streng gegen sich selber, verlangte er auch von andern dasselbe.

Sein Familienleben war ein sehr glückliches. Es herrschte ein feiner, gebildeter Ton in seinem Hause, dessen Gastfreundschaft viele erfahren durften. Zu seinen Freunden gehörten Männer der verschiedensten Lebensstellungen, so namentlich Rütimeyer, Munzinger, Simon Kaiser u. a. Das ganze Jahr hindurch rastlos tätig, gönnte er sich keine andere Erholung, als 14 Tage Ferien zur Zeit der Weinlese auf seinem oberhalb Clarens herrlich gelegenen Rebgut «Aux Chables», dessen gehörige Instandsetzung er sich angelegen sein ließ, worin er von der ihm treu ergebenen Pächterfamilie Trottet aus La Tour de Peilz aufs kräftigste unterstützt wurde. [1])

Das Schwerste blieb ihm freilich nicht erspart. Am 11. November 1876 wurde sein einziges Kind, ein Knabe von 11 Jahren, durch eine sich plötzlich einstellende Gehirnaffektion in wenigen Stunden dahingerafft. Jahre lang waren die Eltern wie gebrochen von diesem Schlag. Mit rührender Pietät hielten sie das Angedenken des Kindes fest, dessen Mütze und Schulsack noch nach Jahren in derselben Ecke hingen, wie am Todestage, und dessen Bilder wehmütig herabblickten auf das stillgewordene kinderlose Heim. Um im Kontakt mit der Jugend zu bleiben, nahm Pfarrer Bähler junge Leute, welche das nahe Gymnasium von Burgdorf besuchten, als Pensionäre in sein geräumiges

[1]) Dieses Gut gehört jetzt seinem Neffen, Herrn Rudolf Bähler-Perret, Eisenhändler und Stadtrat, in Bern.

Pfarrhaus auf, und die freundlichen Beziehungen der Hauseltern zu den ihnen Anvertrauten dauerten auch dann noch fort, wenn dieselben längst im Leben draußen stunden.

Karl Wilhelm Bähler, äußerlich von hohem Wuchs und körperlich und geistig von fast jugendlicher Frische, schien noch eine längere Wirksamkeit vor sich zu haben. Es sollte aber nicht sein. Unerwartet schnell stellte sich im Herbst 1890 ein Herzübel ein. Noch am 29. September hatte er als Präsident des Ausschusses für kirchliche Liebestätigkeit den Instruktionskurs für innere Mission in Bern mit einer kurzen, gehaltvollen Ansprache eröffnet. Aber schon bald darauf nötigte ihn die Krankheit, Predigt und Jugendunterricht einem jüngeren Gehilfen anzuvertrauen. Der Winter kam, und in ihm und den Seinen kämpften Hoffnungen und Befürchtungen. Seine Gattin war vorbereitet, sein Haus bestellt, und schließlich kam sein Ende doch unerwartet. Samstag abend den 24. Januar 1891 trat ein starker Anfall ein; eine schwere Stunde dauerte der Kampf, den er kämpfte allein in Gegenwart der treuen Gattin.[1]) Er starb im Alter von 65 Jahren, 6 Monaten und 16 Tagen. Mittwoch den 28. Januar wurde unter großer Beteiligung seine irdische Hülle zu Grabe geleitet. Sie ruht neben derjenigen seines lieben Knaben an der Südseite der Kirche in Oberburg. An dem Sarge hielt Pfarrer Schnyder von Hasle das Leichengebet, und in der Kirche entwarf Pfarrer Ammann von Lotzwyl, ein naher Freund der Familie Bähler in guten und bösen Tagen, das Lebensbild des Entschlafenen. Derselbe hat ihm im kirchlichen Jahrbuch von 1892 eine liebevoll und feingezeichnete Biographie gewidmet. Sie schließt mit den Worten: „Treue war der Grundzug seines Wesens. Treu war er gegenüber seiner Familie: einen besseren Sohn und Bruder konnten Eltern und Geschwister sich nicht wünschen; treu wie Gold gegen seine Freunde, und sie konnten auf ihn zählen; treu gegen seine Gefühle: er wußte nichts von flüchtigen Empfindungen; was einmal in seinem Herzen lag, das blieb wohlverwahrt; treu gegen seine Anlagen: an andere Aufgaben, als die seiner Natur entsprachen, machte er sich nie; aber die verliehenen Gaben und Kräfte hat er voll und ganz verwertet, — treu endlich gegen seine politische und religiöse Ueberzeugung. Er glich nicht dem schwankenden Rohre, nicht einer Wetterfahne, nicht der Woge, die vom Wind hin- und hergeworfen wird. Er segelte nie mit herrschenden Winden, weder in der Politik,

---

[1]) Seine Gattin überlebte ihn um 10 Jahre. Sie starb in Bern den 26. Januar 1901.



noch in der kirchlichen Parteistellung; der Lauf seines Schiffleins war nach den ewigen Sternen gerichtet; darum segnen es viele ehrfurchtsvoll und dankbar jetzt, wo es in den Port des Friedens eingelaufen ist. Have pia amina, have!»

Quellen. 1. Zur Erinnerung an Pfarrer Karl Wilhelm Bähler. Leichenreden, gehalten am Tage der Beerdigung Mittwoch den 28. Januar 1891 in Oberburg. 2. Pfarrer K. W. Bähler, von Pfarrer Ammann in Lotzwyl. Kirchliches Jahrbuch für den Kanton Bern 1892. 3. Blätter zur Förderung der Sache des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins des Kts. Bern 1891. Nr. 20. 4. Familien- und persönliche Erinnerungen.

Ed. Bähler, Pfarrer in Thierachern.

Karl Wilhelm Flügel.

1788–1857.



Karl Wilhelm Flügel, getauft am 18. März 1788, war der Sohn des Joh. Rudolf Flügel, gewesenen Rotgerbers, und der Frau Maria Katharina Salome, geb. Kohler von Bern. Seine Eltern gehörten zu einer geachteten bürgerlichen Familie in Bern, welche, ursprünglich aus Württemberg stammend, im 17. Jahrhundert in das städtische Burgerrecht aufgenommen worden war. Kaum 3 Jahre alt, wurde der Knabe von dem frühen Tode seines Vaters betroffen und kam so nach der Wiederverheiratung seiner Mutter schon im 7. Jahre in das treffliche Knabenwaisenhaus in Bern. Dieser Aufenthalt war nicht ohne Einfluß auf seine ganze Charakterbildung und Lebensrichtung, indem er dort schon früh an Ordnung, Disziplin und Fleiß gewöhnt wurde und namentlich im Zusammenleben mit so vielen verschiedenartigen Persönlichkeiten zu jener großen Umgänglichkeit kam, die wesentlich zu seinen spätern Erfolgen beigetragen hat, wie er auch manche für die Zukunft bedeutsame und dauernde Jugendbekanntschaft schloß. Die

militärischen Übungen des Waisenhauskorps weckten ebenfalls schon früh in dem körperlich eher schwächlichen Knaben den militärischen Sinn und die Vorliebe dafür. Zudem waren die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit, namentlich der Einzug der Franzosen im Jahre 1798, hierauf von wesentlichem Einflusse, um so mehr, als das Kadettenkorps des Waisenhauses von 1798 bis 1803 häufig zum Wachtdienst verwendet wurde. Er erzählte dann auch noch im vorgerückten Lebensalter gerne, wie die „Waisenhäusler" auf französische, längs den Höhen des gegenüberliegenden Altenberges herannahende Truppen wacker geschossen haben und später ihre Gewehre abliefern mußten, dieselben jedoch infolge einer Deputation von Waisenhausschülern von General Schauenburg großmütigst zurückerhalten haben.

Im Frühjahr 1803 verließ er das Waisenhaus mit dem Zeugnis eines gesitteten und sehr fleißigen, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüsteten Schülers. Sein Stiefvater Schimper, ein aufgeklärter und den Zeitgeist richtig beurteilender Handelsmann in Bern, bestimmte ihn, sich dem ärztlichen Stande zu widmen, um so überall die Möglichkeit zu einer unabhängigen Existenz zu gewinnen.

Bereits im August 1803 trat er, 15 Jahre alt, bei Herrn Leuch, Wundarzt am Inselspital, „in die Lehre", d. h., er wurde nach damals ziemlich allgemeiner Übung dessen Assistent und erlernte so unter der Leitung dieses durch große manuelle Fertigkeit in weiten Kreisen berühmt gewordenen Operators die Praxis am Krankenbette, während er gleichzeitig als immatrikulierter Student die medizinischen Anstalten und Lehrkurse des medizinischen Institutes und der nachherigen Akademie in Bern besuchte. Vom Jahr 1805 bis 1807 war er zudem Stellvertreter des Assistenzarztes im bernischen Militärspital.

Nach vierjährigen Studien bestand er zur größten Zufriedenheit das Staatsexamen und wurde am 30. September 1807 vom Sanitätsrat als Arzt und Wundarzt patentiert. Zur Vervollständigung seiner Kenntnisse besuchte er noch auswärtige Hochschulen, trotz der für seine Verhältnisse bedeutenden Geldopfer, und begab sich zunächst im Oktober 1807 nach Heidelberg, wo er mit regem Fleiße seinen Studien oblag und besonderes Talent für die Aneignung praktischer Fertigkeit bekundete, zudem durch seine Geselligkeit und Zuvorkommenheit sich im Kreise seiner Kommilitonen beliebt machte. Im November 1808 wandte er sich nach kurzem Besuch in der Heimat besonders wegen der Ausbildung in der Geburtshilfe nach Würzburg. Hier hatte er zuerst Anlaß, seine Aufmerksamkeit dem Militärsanitätswesen zuzuwenden, indem während Napoleons österreichischen Feldzügen viele Verwundete

nach Würzburg-Hanau instradiert, und aus Mangel an Aerzten Studierende der Medizin zur Aushilfe in Dienst genommen wurden. Auch er übernahm im April 1809 freiwillig die Stelle eines Assistenzarztes in den Spitälern zu Würzburg und besorgte als Ambulance-Arzt viele Transporte nach Hanau. Daß er schon damals die Aufmerksamkeit höherer Militärbeamten auf sich gezogen, beweist die dringende Aufforderung hochgestellter Personen, sich in Rußland als Arzt niederzulassen; allein die Liebe zur Heimat und den Seinen ließ ihn jedes derartige Anerbieten zurückweisen. Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz, bei Anlaß des Hinscheides seiner Mutter, begab er sich im Winterhalbjahr 1809/10 noch nach Paris, wo er ebenfalls fleißig studierte und Vorlesungen und Spitäler besuchte.

Mit einem reichen Schatz von Kenntnissen kehrte er nach $3^1/_2$-jährigem Aufenthalt in der Fremde im Frühjahr 1810 nach Bern zurück; doch damals war die ärztliche Praxis der Stadt fast ausschließlich in den Händen einiger sozusagen privilegierter Ärzte von bedeutendem Rufe, so daß für den eher schüchternen jungen Mann sich zunächst wenig günstige Aussichten boten. So bewarb er sich denn nach kürzerer Vertretung seines Freundes Dr. Riem in St. Aubin um das Patent im Kanton Neuenburg, das er auch nach wohlbestandener Prüfung am 28. Mai 1810 erhielt. Er begab sich darauf nach Locle, wo er unter einer zahlreichen industriellen Bevölkerung in kurzer Zeit sich eine große Praxis verschaffte und sich auch im Jahre 1813 mit Fräulein Anna Maria Bergeon aus einer angesehenen Familie aus Ponts und Neuenburg verehelichte.

Im Winter 1814 war Locle, La Chaux du Milien und La Brévine beim Durchzug der Alliierten durch die Schweiz nach Frankreich der Hauptpaß der Oesterreicher und daher von Einquartierungen stark heimgesucht. Das infolge davon in diesen Ortschaften herrschende heftige Nervenfieber gab reichliche Gelegenheit zu aufopfernder Berufstreue den Einheimischen und den österreichischen Militärs gegenüber.

Bei der großen Beschwerlichkeit der dortigen Praxis hörte er gerne auf die Aufmunterung angesehener Männer von Bern, infolge des Hinscheides mehrerer angesehener Aerzte nun dort seinen Wirkungskreis zu gründen, übergab noch im Herbst 1814 seine dortige Praxis seinem Freunde Dr. Hermann, nachherigem Professor der Geburtshilfe in Bern, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder. Während einer langen Reihe von Jahren gehörte er nun zu den beschäftigtesten und beliebtesten Ärzten der Stadt, in den untern Schichten der Bevölkerung wie in obern vermöglicheren Ständen. Wenn auch nicht prunkend

mit theoretischem Wissen, sondern oft beinahe nur allzusehr den Praktiker in den Vordergrund stellend, war er doch bei Gebildeten und Ungebildeten gleich beliebt, indem seine Sorgfalt, sein praktischer Takt, seine Gutmütigkeit und Anhänglichkeit an seine Patienten ihm allgemeines Zutrauen erwarben.

So wurden ihm auch bald eine Reihe öffentlicher Beamtungen zu teil, die er zur Zufriedenheit der Behörden versah und die ihm bei seiner inzwischen zahlreich gewordenen Familie doppelt erwünscht sein mußten. Im Jahre 1815 wurde er zum Wundarzt der Stadt-Armenanstalt und zum Arzt des sogenannten Frienisbergerhauses, im Februar 1819 zum Mitglied des Sanitätskollegiums erwählt, in welcher Behörde er mit wenig Unterbrechungen bis 1837 saß und sie von 1835 bis Ende 1837 präsidierte, auch öfters wichtige Spezialaufträge besorgte. Mitglied der Kommission für das Sanitätswesen war er 1832 bis 1839. Im Jahr 1832 erhielt er die Aufsicht der ökonomischen Leitung des Pockenspitals und die Redaktion einer Verordnung über die medizinische Pfuscherei, später noch die Kontrolle über die Erteilung von Giftscheinen. Im September 1834 leitete er den Überzug der akademischen Entbindungsanstalt, deren erstes Mitglied der administrativen Behörde er von 1834 bis 1839 war und als solches die neue Instruktion für die patentierten Hebammen entwarf, wie er sich an der Abfassung des neuen Organisationsreglementes beteiligte. Er trat aus dem Sanitätskollegium wegen Patentierung von Pfuschern durch die obern Staatsbehörden aus. Nicht minder wichtig war seine Beamtung als Oberimpfarzt des Kantons Bern, die er vom 31. Dezember 1818 bis im Oktober 1835 versah, wo ihm die wegen Geschäftsüberhäufung gewünschte Entlassung gewährt und für seine erfolgreiche Tätigkeit eine goldene Verdienstmedaille vom Regierungsrat zuerkannt wurde. Seinen umsichtigen Anordnungen ist vor allem die allgemeinere Anwendung der Impfung im Kanton Bern zu verdanken; er vermehrte die Impfstoffdepots, erzielte die amtliche Bestellung von Kreisimpfärzten und arbeitete die Instruktion über die Vaccination aus. Zugleich brachte ihn diese Stellung überall mit den Ärzten des Kantons in Verbindung, was dem spätern Oberfeldarzt trefflich zu statten kam. Von 1827 bis 1839 war er Wundarzt am Burgerspital in Bern, von 1828 bis 1835 Arzt der bernischen Landsaßkorporation und bis 1839 auch Arzt der sogenannten französischen Kolonie in Bern, wie er außerdem stellvertretend am Inselspital und dem Lazaret der Strafanstalten tätig war. In dieser Zeit hatte er auch der Regierung von sich aus eine Denkschrift betreffend Erweite-

rung des Inselspitals und Errichtung von Filialspitälern auf dem Lande eingereicht. Seine vielseitigen Verdienste fanden denn auch im Jahr 1824 in dem von der bernischen Hochschule ihm erteilten Ehrendiplom eines Doktors der Medizin und Chirurgie die verdiente Anerkennung.

Bei seinem Sinne für Pflege der Kollegialität war er auch eines der älteren Mitglieder der im Jahre 1809 gegründeten medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern, bei der er während 12 Jahren im leitenden Komitee saß und von 1830 bis 1832 Präsident war, auch eine ansehnliche Zahl von Vorträgen hielt. Ebenso gehörte er zu den getreuesten Mitgliedern des sogenannten medizinischen Leistes der Stadt Bern, wo er durch seine gemütliche Originalität und frohe Laune bei ältern und jüngern Kollegen stets als angenehmer Gesellschafter willkommen war.

Die hervorragendste Lebensaufgabe wurde ihm jedoch in seiner militärärztlichen Tätigkeit gestellt, und da diese Laufbahn eng verbunden war mit der weitern Entwicklung des schweizerischen Militärsanitätswesens, so bieten seine daherigen Leistungen zugleich einen Überblick über die Ausbildung von diesem in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Bereits am 8. November 1809 als Unterchirurg des ersten bernischen Auszügerbataillons brevetiert, kam er erst bei dem Feldzug des Jahres 1815 zur Dienstleistung. Am 18. März mußte er als Oberchirurg des zweiten Auszügerbataillons mit der I. Division an die bedrohte Grenze ausrücken und hatte nun im waadtländischen Jura während 6 Monaten reichlich Gelegenheit, sich mit der großen Mangelhaftigkeit des Militärsanitätswesens in der Schweiz bekannt zu machen. Seine damaligen Verbesserungsvorschläge sind auch nicht ohne Einfluß auf den Erlaß des Militär-Reglementes von 1817 geblieben. Von da an wurde er auch bis 1828 alljährlich zu allen Truppen- und Ergänzungs-Musterungen im Kanton Bern und als Inspektionsarzt der neuen Militärorganisation im Bistum Basel verwendet. Ebenso wurde er 1826 für das vierte eidgenössische Lager in Thun zum Oberchirurgen ernannt.

Obschon er eigentlich im Jahre 1828 nach zurückgelegtem 40. Jahre seine wegen Geschäftsüberhäufung verlangte Entlassung erhalten hatte, wurde er doch im Juli 1830 zum Mitgliede der mit der Entwerfung eines Organisations-Reglementes für den eidgenössischen Gesundheitsdienst beauftragten Kommission erwählt und ihm die versuchsweise Durchführung derselben als Direktor des Gesundheitsdienstes im sechsten eidgenössischen Lager in Bière übertragen. In einem Zirkular ersuchte

er zunächst die betreffenden Kantonsregierungen, für die Truppenkorps nur patentierte Ärzte und zwar für die Oberchirurgen nur solche erster Klasse zu verwenden und zeigte ihnen an, daß er die Vorweisung der Patente verlangen und über das Personelle und Materielle eine Inspektion vornehmen werde. Außerdem entwarf er in deutscher und französischer Sprache das Reglement für den Gesundheitsdienst im Lager, eine spezielle Instruktion für den Arzt des Lager-Lazarettes und ein Verzeichnis der zur Ausrüstung einer Ambulance-Sektion erforderlichen Effekten. Seiner vortrefflichen Anwendung dieses Organisationsreglementes ist dessen provisorische Inkrafterklärung durch die Tagsatzung in den Kriegsbefürchtungen des Jahres 1830 zuzuschreiben, wie diese nun auch Herrn Dr. Lutz als eidgenössischen Oberfeldarzt bleibend anstellte, Divisions-Oberchirurgen ernannte und von den Kantonen die Brevetierung der Ambulancen- und Korpsärzte verlangte.

Durch eine im Sommer 1831 in Luzern stattgefundene Konferenz dieser Divisions-Oberchirurgen, an der er ebenfalls teilnahm, wurde dann noch die Anschaffung besonderer Ambulancenwagen angeregt und nach deren Einführung überhaupt der Grund zum gegenwärtigen Bestande der eidgenössischen Spitalvorräte gelegt.

Im Jahre 1831 wurde er zum bernischen Oberfelbarzt und zum Garnisonsarzt ernannt, welche Stelle er gleichzeitig mit der Besorgung des Militärspitals bis zu seinem Tode bekleidete, nachdem er sie vorher als Stellvertreter des Herrn Dr. Lutz häufig besorgt hatte.

Am 7. August 1835 wählte ihn die hohe Tagsatzung trotz der Mitbewerbung von durch ihren politischen Einfluß hochgestellten Persönlichkeiten mit dem Range eines Oberstleutnants und dann am 23. August 1841 mit Rang eines Obersten zum eidgenössischen Oberfeldarzt. Dieses anfänglich unbesoldete Amt zwang ihn zwar zur Aufgabe eines großen Teils seiner Praxis und seiner übrigen Beamtungen, befähigte ihn aber, sein organisatorisches Talent zum Nutzen seines Vaterlandes noch mehr und im weitesten Sinne anzuwenden, ohne daß er dabei dem Verdienste seines Vorgängers nicht alle Anerkennung gezollt hätte.

Gleich nach seinem Amtsantritte beantragte und führte er größtenteils selbst durch die Regulierung der Stellung der Militärärzte und ihrer Avancemente, eidgenössische Instruktion der Frater und Krankenwärter, größere Unabhängigkeit des Oberfeldarztes von dem bis dahin ihm übergeordneten Chefs der Kriegsverwaltung, Errichtung der Stelle eines Oberfeld-Apothekers, Ausfüllung der Lücken im Personellen und in der materiellen sanitarischen Ausrüstung der Armee, Anschaffung

neuer Feldapotheken, Aufnahme eines Verzeichnisses der für einen Kriegsfall disponiblen Zivilspitäler. In seinem Jahresbericht von 1835 drang er ferner auf eidgenössische Instruktion der Ärzte in den eidgenössischen Schulen, auf Beförderung der von den Kantonen brevetierten Ärzte und Krankenwärter durch die Eidgenossenschaft, auf Ausarbeitung eines Regulativs über die Dienstuntauglichkeit der Militärs.

Die nächstfolgenden Jahre benutzte er zur Sammlung von Materialien zur Vervollständigung des immer nur noch provisorisch in Kraft getretenen Reglementes für den eidgenössischen Gesundheitsdienst vom Jahre 1831, wobei er auch die Reglemente über das Militärsanitätswesen anderer Länder sich zu verschaffen suchte. Daneben machte er jeweilen praktische Versuche mit dem bestehenden Reglemente in der eidgenössischen Militärschule in Thun (1836), den eidgenössischen Lagern zu Schwarzenbach (1836) und Sursee (1838), den Kantonallagern in Bière, Thun und Muri (1839), ebenso bei dem Truppenaufgebot von zwei Divisionen im Jahr 1838 anläßlich der Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon. Endlich kam im Jahr 1840, nach einer Vorberatung durch die Divisionsärzte, das neue allgemeine Organisationsreglement für den Gesundheitsdienst, und im Jahre 1842 die Spezialinstruktion für die eidgenössischen Gesundheitsbeamten zur definitiven Sanktion und konnte sich zum erstenmal im Jahre 1842 im eidgenössischen Lager in Thun bewähren.

Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern in der Einsicht, daß die Einrichtung und materielle Ausrüstng der Ambulancen und Spitalgerätschaften noch keineswegs genügen, unternahm er häufig selbst oder durch die Divisionsärzte Inspektionen über die personelle und materielle sanitarische Ausrüstung der Kantone und der eidgenössischen Magazine, was von großer Bedeutung war. Auch suchte er sich womöglich durch eigene Anschauung oder durch Abbildungen mit den Ambulancen anderer Armeen bekannt zu machen. So reiste er im Jahr 1841 im Auftrag des eidgenössischen Kriegsrates nach Besançon zur Entgegennahme von zwei von ihm bestellten Modellen des neuesten französischen Ambulancen-Caissons; auch von Oesterreich bezog er 1842 verschiedene Modelle sanitarischer Ausrüstungsgegenstände.

Die in den nächsten Jahren folgenden Feldzüge gaben den obern Militärbehörden Anlaß, noch weitere, sonst wohl länger hinausgestellte Ausdehnungen des Militärsanitätswesens einzuführen. So machte sich beim Einfall der Freischaren in den Kanton Luzern und dem dadurch nötig gewordenen Aufgebot von zwei Divisionen der Mangel an leicht beweglichen Ambulancen und hinreichenden Spitalgerätschaften aufs neue

fühlbar, wie auch die Friktionen zwischen dem Gesundheitsstab und dem Oberkriegskommissariat und die dadurch hervorgerufenen vielseitigen Klagen die Unhaltbarkeit dieses Abhängigkeitsverhältnisses klar machten und ihn selber zwangen, als bernischer Oberfeldarzt zu funktionieren, um wenigstens der Bernerdivision genügen zu können, was dann allerdings die spätere völlige Selbständigkeit des Sanitätsdienstes herbeiführte.

Die bedeutendste Tätigkeit brachte ihm nun der im November 1847 beginnende Sonderbundsfeldzug, wo allein auf Seite der eidgenössischen Armee nahezu 100,000 Mann im Felde stunden. Da galt es, in möglichster Schnelligkeit die dafür nötigen Ambulancen und Spitalanstalten einzurichten und noch dazu drei neue Sektionen in den Stand zu stellen, da die drei im Militärmagazin von Luzern aufbewahrten Sektionen von der Sonderbundsarmee benutzt wurden. Überall, wo keine Zivilspitäler für die kranken und verwundeten Militärs zur Verfügung stunden, wurden eigene eidgenössische Militärspitäler errichtet, und so waren 16 von Zivilpersonal besorgte Kantonsspital-Anstalten und 27 eidgenössische Militärspitäler dazu bestimmt, während das gesamte Sanitätspersonal, alles inbegriffen, 594 Mann betrug. Dem Generalhauptquartier folgend, inspizierte und dirigierte er überall den Gesundheitsdienst bei den Korps, in den Ambulancen und den Spitälern, überall wo möglich selbst nachsehend. Seine spätere „Relation über den Gesundheitsdienst bei der eidgenössischen Armee während des Sonderbundsfeldzuges“ (Bern, Haller 1849) wurde nicht bloß in der Schweiz, sondern fast mehr noch im Auslande gewürdigt, und enthielt auch die erste öffentliche Darstellung unserer mehrfach eigentümlichen Militärsanitäts-Einrichtungen.

Wie der Sonderbundsfeldzug mit der politischen Umgestaltung der schweizerischen Eidgenossenschaft auch eine Revision der gesamten Militärorganisation brachte, so sprachen sich in einer auf das Frühjahr 1848 einberufenen Konferenz von Divisionsärzten unter dem Vorsitz des Oberfeldarztes auch verschiedene wesentliche Vorschläge betreffend das Sanitätswesen aus, die dann im Jahre 1850 im neuen Organisationsgesetz des eidgenössischen Militärwesens bei den Bundesbehörden zum großen Teil Berücksichtigung fanden und dem Sanitätspersonal endlich die längst gewünschte Selbständigkeit und Zentralisation der Instruktion brachten. Sowohl ein im Juni 1848 im Auftrag des eidgenössischen Kriegsrates unternommener Besuch bei der französischen Ostarmee in Grenoble und Lyon, als die Besetzung der Rheingrenze wegen der badischen Flüchtlingsangelegenheit im Jahre 1849 und die

dabei gemachten Beobachtungen hatten diese Bestrebungen wesentlich gefördert.

Von nun an wendete er seine Hauptaufmerksamkeit gerade dieser Instruktion zu und konnte denn auch im September 1851 den ersten Sanitätskurs in Thun abhalten, an dem sich 6 Divisionsärzte, 12 Ambulancen-, 8 Korpsärzte, 2 Ökonomen und 12 Krankenwärter beteiligten. Bei dieser Gelegenheit bezeugten die anwesenden Militärärzte ihre allgemeine Verehrung durch die Überreichung eines kostbaren silbernen Bechers mit der Inschrift: „Dem eidgenössischen Oberfeldarzt Herrn Dr. Oberst Flügel, die Militärärzte in Thun in dankbarer Anerkennung vieljähriger Verdienste. September 1851."

Der zweite Kurs fand 1853 statt und von da an alljährlich zwei, einer in deutscher, der andere in französischer Sprache.

In diese Zeit fällt auch die Gründung der schweizerischen militärärztlichen Gesellschaft, die sich unter seinem Vorsitz jährlich versammelte und durch das „Schweizerische Korrespondenzblatt für Militär-, Sanitäts- und Medizinalwesen", wie durch ihre Verhandlungen wesentlich zur Pflege militärischen Sinnes und gegenseitiger Kollegialität beitrug.

Seinen fortwährenden Bemühungen ist es auch zu verdanken, daß endlich ein möglichst vollständiges Material von Spitalgerätschaften, chirurgischen Instrumenten und Verbandmitteln samt 20 mit der ganzen Ausrüstung versehenen, hauptsächlich nach französischem Modell und eigenen Angaben verbesserten Ambulancenwagen vorhanden waren.

Die großen Truppenzusammenzüge in der Ost- und Westschweiz in den Jahren 1854 und 1856, besonders die Neuenburger Okkupation und der Rheinfeldzug im Winter 1856/57 nahmen seine, ungeachtet andauernder Kränklichkeit und zunehmender Altersschwäche, stets gleich rege Tätigkeit viel und vollauf in Anspruch. Vom Hauptquartier in Zürich aus unternahm er fast fortwährend Inspektionsreisen und bewährte im höchsten Maße seine unermüdliche Fürsorge für das Wohl der Wehrmänner, daß ihm am Ende des Feldzuges der General ein besonderes Danksagungsschreiben zukommen ließ.

Damit sollte auch die weitere Ausführung seines Amtes und seiner Pläne abgeschlossen sein. Hatte ihn schon im Frühjahr 1852 der nach schwerer Krankheit erfolgte Tod seines jüngern hoffnungsvollen Sohnes, Dr. Friedrich Flügel, tief erschüttert, so wurde er bei einem amtlichen Aufenthalte in München 1853 während der dort herrschenden Cholera von einer heftigen, lange andauernden Diarrhoe ergriffen, die auch später öfters wiederkehrte. Im Jahr 1855 wurde er von der in Bern so heftig wütenden Ruhr befallen, die trotz einer Badekur in Blumen-

stein im Winter 1856/57 wiederkehrte und die Abnahme seiner Kräfte förderte. Trotzdem nahm er in der Zwischenzeit noch seine Inspektionen vor und unterzog sich nach einer gelungenen Kur in Pfäffers im Sommer 1856 den Beschwerden des angeführten Winter-Feldzuges 1856/57. Als dann aber noch im April 1857 seine treue Gattin dahinschied, da vermehrten sich rasch die hydropischen Erscheinungen und der beginnende Marasmus und am 5. Juni 1857 entschlief er tief betrauert von seinen sechs überlebenden Kindern und allen, die mit ihm in Freundschaft verbunden waren. Reger Fleiß, bei nicht außergewöhnlichen Geistesgaben, unermüdliche Ausdauer bei allem einmal Unternommenen, großer praktischer Takt und eine bewundernswürdige philosophische Gemütsruhe, Liebenswürdigkeit des Charakters und eine seltene Umgänglichkeit hatten ihm seine Laufbahn eröffnet und die vielen Erfolge ermöglicht, die ihm als Zivil- und namentlich als Oberfeldarzt zu teil wurden. Darum fühlten auch alle schweizerischen Militärärzte insbesondere, daß mit „Papa" Flügel der mutige Vorkämpfer ihrer gemeinsamen Interessen, der aufrichtige und erfolgreiche Förderer des gesamten Militärsanitätswesens dahingeschieden war.

Quellen: „Biographische Mitteilungen über Herrn Karl Wilhelm Flügel, Dr. med. und eidgenössischer Oberfeldarzt, gesammelt von Herrn Dr. R. von Tscharner, eidgen. Stabsarzt."

(Das Bild wurde von der heute einzig noch lebenden Tochter Sophie Katharina Elisabeth Flügel, geb. 1824, geschenkt.)

Belp, den 1. Februar 1904.

Albrecht Flügel, Pfarrer.

Albert von Rütte.

1825–1903.

Albert Rudolf von Rütte wurde den 12. Juni 1825 geboren als Sohn David Sigmunds, dermaligen Pfarrers zu Sutz, und der Maria Sofie Adelheid geb. Gatschet. Er wendete sich an der bernischen Hochschule der Theologie zu, wurde 1849 ins bernische Ministerium aufgenommen und bekleidete von 1855 bis 1861 das Amt eines Pfarrers in Saanen, wirkte von 1862 bis 1867 als deutscher Pfarrer in Yverdon und von 1868 bis 1890

in gleicher Eigenschaft in Radelfingen bei Aarberg. Er war der Tochtermann von Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf), dessen Tochter Konstanze Sofie Cäcilie er am 3. Oktober 1855 zu Jegenstorf geheiratet hatte. Schon als Student der Theologie wendete er sich, auf Anregung von Prof. Dr. Rütimeyer, der Scientia amabilis zu, was ihn vielfach zu Exkursionen in die Alpen und Juragegenden des Kantons Bern veranlaßte. Als Pfarrer in Saanen hatte er Gelegenheit, öfters die dortigen Sennalpen als reiches Feld zu botanischen Untersuchungen zu begehen. Namentlich untersuchte er diejenigen Alpgegenden, welche hinsichtlich ihrer „milchreichen Pflanzen" ihm von den Älplern namhaft gemacht wurden; nicht minder untersuchte er auch die vom Alpvieh gemiedenen Pflanzen der Alpen. Als Frucht dieses Studiums der Alpenpflanzen entstand die in Schatzmanns Schriften einverleibte Abhandlung „Die Pflanzenwelt in den Alpen". Im Jahre 1864 beteiligte er sich an den Schatzmannschen Alpinspektionen des waadtländischen Jura, wo ihm die Bestimmung der Futterpflanzen zufiel. Später beschäftigte er sich mit dem Studium der Pflanzenwelt des bernischen Seelandes und machte noch in höherem Alter häufige Exkursionen in das bernische Alpgebiet, so 1896 in die Stockhorn- und Hohgantgebiete.

Seine „Pflanzenwelt der Alpen"[1]) gibt eine übersichtliche Darstellung der Alpvegetation mit sehr bemerkenswerten Beigaben über den ökonomischen Wert der einzelnen Futterpflanzengattungen und deren Spezies. Seine meist zutreffenden Urteile sind in der „Schweiz. Alpwirtschaft von Prof. Anderegg, Band I, Absch. V, die Pflanzenwelt im schweizerischen Alpgebiete" bei den einzelnen Futterpflanzen angemerkt. In der Abhandlung über die Futterpflanzen in den Alpen machte von Rütte auch die Anregung zur Errichtung sog. Musteralpen zur Beobachtung und Versuchen über die Futterergiebigkeit der Alpenpflanzen nach Qualität und Quantität, deren Einfluß auf die Milch und deren Produkte und Versuche über die Veredlungsfähigkeit der Alpenfutterpflanzen.

Über von Rüttes wissenschaftliche Bedeutung als Alpbotaniker spricht sich Herr Prof. Dr. v. Fischer in Bern in seinem Vorwort über „Die Flora von Bern" sehr rühmend aus. Pfarrer Albert von Rütte starb in Bern am 26. Februar 1903.

Prof. F. Anderegg.

---

[1]) Heft IV und V der „Schweiz. Alpwirtschaft" von Schatzmann 1863—1864.

Niklaus Friedrich Emanuel von Goumoens.

1790—1832.

Die hervorragendsten Glieder des aus der Waadt stammenden Geschlechtes v. Goumoens, das sich im Anfang des 17. Jahrhunderts in Bern einbürgerte, haben sich hauptsächlich als Militärs ausgezeichnet. Dies gilt namentlich auch bei Niklaus Friedrich Emanuel v. Goumoens, geboren zu Orbe am 19. April 1790, dem Sohne des bei Allenlüften am 5. März 1798 ermordeten Oberstleutnanten Sigmund Emanuel v. Goumoens und Enkel des Generalmajors Niklaus Theodor v. Goumoens, der sich als Chef eines bernischen Regimentes in den Feldzügen von 1793 und 1794 auf holländischer Seite ruhmvoll hervorgetan hat.

Für den schmerzlichen Verlust seines Vaters erhielt der junge Niklaus v. Goumoens Ersatz in der liebevollen Fürsorge, die ihm sein naher Verwandter, der nachherige Schultheiß Niklaus Friedrich v. Mülinen in Hofstetten bei Thun, wo er nach dem „Übergang" wohnte, angedeihen ließ. Frühe schon entschied sich Niklaus von Goumoens für die militärische Laufbahn. Sein edler Gönner verwendete sich für ihn, damit er, da während der Revolutionsstürme die Verbindungen der Schweiz mit den Niederlanden unter der Statthalterschaft des Hauses Oranien-Nassau unterbrochen waren, in die kaiserliche Ingenieurakademie zu Wien aufgenommen werden konnte. Im Jahre 1805 aber brach der große Krieg der Koalition der deutschen und slavischen Völker des Ostens gegen Napoleon aus, der die ganze romanische Welt unter seinem Szepter zu vereinigen drohte. Da verließ v. Goumoens, obschon erst im Alter von 15 Jahren stehend, die Schule, meldete sich als Freiwilliger im Regimente des Prinzen de Ligne an und betrat zum ersten Mal, als Fähndrich, den Schauplatz des Krieges, wo er sich wacker hielt und sowohl durch sein Betragen, als durch seine Fähigkeiten und durch treue Erfüllung seiner Pflichten die Zufriedenheit seiner Obern erwarb. Sodann im Jahr 1809, als Kaiser

Franz von Österreich seinem Staate wieder Ansehen zu verschaffen suchte und seine Heere an die Westgrenze, nach Oberitalien und in das österreichische Polen gegen Rußland, das damals mit Napoleon im Bündnis stand, aussandte, da finden wir ihn als Leutnant in Polen in den Gefechten bei Raszia und Jedlinska unter der Anführung des Erzherzogs Ferdinand. Bei Villanof jenseits Warschau entging er der Gefangennahme oder dem Tode nur dadurch, daß er sich, mitten im heftigen Kugelregen, in die Weichsel stürzte, um auf diese kühne Weise einer doppelten Gefahr glücklich zu entrinnen und sein Leben zu fristen. Er wurde hierauf zum Grenadierleutnant befördert.

Durch den im Oktober 1809 abgeschlossenen Wiener Frieden und die Vermählung der österreichischen Prinzessin Maria Luise mit Napoleon im März 1810 wurde Österreich der Bundesgenosse Frankreichs. Diese Umstände veranlaßten den jungen Schweizer, einen Dienst zu verlassen, welcher ihm ferner keine Gelegenheit zu bieten schien, gegen den Feind die Waffen zu führen, der so viel Unglück über seine Familie und sein ganzes Vaterland gebracht hatte. Das ehrenvolle Entlassungszeugnis, das ihm sein Oberst ausstellte, lautet:

„Der Lieutnant Niklaus v. Goumoens hat sich während einer Dienstzeit von fünf Jahren in meinem Regiment nicht allein die Freundschaft des ganzen Offizierkorps und die meinige, sondern auch die Hochschätzung seiner Obern erworben. Er zeichnete sich bei allen Anlässen aus, im Frieden durch seine Talente und ganz besonders während dem Kriege in Polen, wo er unter anderm bei einem Detachemente, um sich nicht dem Feinde ergeben zu müssen, mit Gefahr seines Lebens unter einem Kugelregen in die Weichsel sprang und deswegen von mir unter die Grenadiers versetzt wurde. Ich entlasse ihn ungern, da ich die Überzeugung hege, daß er uns bei längerem Verbleiben in unserm Dienste sehr nützlich und wegen seiner Einsicht und Tapferkeit ein vortrefflicher Kriegsmann werden würde.

Wien, den 17. Juni 1810.

Fürst de Ligne, Marschall.“

Sein Augenmerk richtete er auf Spanien, wo der Kampf gegen Frankreich andauernd fortgesetzt wurde und wo er seine Ausbildung in der militärischen Laufbahn weiterzuführen hoffte. Um dorthin zu gelangen, nahm er, da die Franzosen fast alle Seehäfen am Mittelmeere besetzt hatten, den Weg durch die Türkei, durchreiste Ungarn, Slavonien, Bosnien, Rumelien und erreichte nach Überwindung von tausenderlei Hindernissen endlich den Hafen von Salonichi. Hier traf er mit dem Erzherzog Franz (dem Bruder Ferdinands, unter dem er

in Polen gedient hatte) zusammen; derselbe wollte ebenfalls den Teil Europas verlassen, welcher sich dem Einfluß Frankreichs ergeben hatte. In seinem Gefolge schiffte sich Niklaus v. Goumoens nach Smyrna ein, besuchte mit ihm die Ruinen von Ephesus und Pergama und begleitete ihn über Malta und Sizilien nach Cagliari an den königlichen Hof von Sardinien. Von da wurde die Reise über Gibraltar nach Cadix fortgesetzt, wo er im April 1811 eintraf. Dieses letzte Bollwerk der spanischen Unabhängigkeit wurde eben von der Landseite her belagert und hart bedrängt. Während der Abwesenheit des Königs Ferdinand VII. von Spanien war hier eine Regentschaft eingesetzt worden. Der neuangekommene Krieger wurde sogleich in ihre Dienste aufgenommen und zum Hauptmann der Infanterie und Geschäftsführer zur Anwerbung neuer Truppen unter den Oberbefehlen des englischen Generalleutnants Karl Doyle ernannt. Dieser beförderte ihn zu seinem Adjutanten und behielt ihn bis zur Aufhebung der Belagerung um sich.

Seinem Wunsch entsprechend, noch ferner gegen die Franzosen im Felde zu dienen, begab er sich hierauf zu der englisch-spanischen Armee an den Küsten des Mittelmeeres. Hier wurde er beim Stab der Avantgarde, die unter dem Obersten (nachherigen General) Fr. Adams stand, angestellt und trug kräftig zur Verjagung des Feindes aus Valencia und Katalonien bei. Namentlich beteiligte er sich bei der Wiedereinnahme von Tarragona und der Festung Balaguer, sowie an den Gefechten bei Ordal und Villafranca. Am erstern Orte gelang es ihm, durch kluges Benehmen eine Avantgarde von 2400 Mann zu retten, die sich in der Nacht vom 12./13. September 1813 in ein Gefecht mit der Armee des Herzogs von Albufera eingelassen hatte. Da er bald sowohl mit der spanischen Sprache, als namentlich mit der englischen und spanischen Dienstübung vertraut war, so vermochte v. Goumoens wiederholt die wertvollsten Dienste zu leisten, die von seinen Vorgesetzten, besonders von dem würdigen Befehlshaber Sir Frederic Adams, richtig anerkannt wurden. Nachdem ihm bei Col d'Ordal sein Pferd unter dem Leibe getötet worden war, bemerkte er, daß ein kalabresisches, im englischen Dienst stehendes Korps und ein spanisches aus Mißverständnis aufeinander schossen, und lief in der Absicht, sie aus ihrem verderblichen Irrtum zu reißen, zweimal mitten durch ihre Reihen. Plötzlich bemerkte er französische Voltigeurs längs der von den Kalabresen gebildeten Schlachtlinie herankommen; um diese zu täuschen, riefen sie: „Wir sind Spanier!" Goumoens aber erkannte sie rasch als Feinde, rief den Kalabresen zu: „Gebt Feuer!

Es sind Feinde!“ und stürzte selbst auf diese, hieb einen nieder und brachte die übrigen zur eiligen Flucht. Die kräftige Salve der Kalabresen hatte den Rückzug des Feindes zur Folge, dessen Kriegslist mißglückt war. Der Vorfall war für die Kriegsoperationen in selbiger Gegend von nachhaltigen Folgen. Da der Befehlshaber Adams schwer verwundet war, so übernahm v. Goumoens das Kommando über die Truppen, führte diese sodann durch Bergschluchten und Seitenwege glücklich nach Tarragona und wurde hier mit Jubel empfangen.

Nach Beendigung des Feldzuges in Katalonien wurde v. Goumoens mit dem Rang eines Oberstleutnants beehrt und begleitete hierauf den englischen Lord William Bentink als Stabsoffizier nach Italien. Derselbe stellte ihm, als der Friede von Paris seinen militärischen Operationen auch in diesem Lande ein Ziel setzte, ein schmeichelhaftes Zeugnis aus, das in der Übersetzung lautet:

„Nikolaus v. Goumoens hat als Stabsoffizier unter der von Oberst Adams befehligten Avantgarde der englischen Armee in Katalonien gedient und sich dort stets als einer der verdienstvollsten Offiziere erzeigt. Ganz besonders hat er sich in dem Treffen bei Ordal in der Nacht vom 12./13. September 1813 hervorgetan, wo Engländer und Spanier, vom Chef bis zum gemeinen Soldaten, mit gleicher Bewunderung von seinem ebenso klugen als tapfern Benehmen sprachen. Man benutzte seine Kenntnisse auch bei der Wiederherstellung der Befestigungswerke von Tarragona. Er wußte sich fortwährend die Liebe und Hochschätzung seiner Obern sowohl als seiner Mitoffiziere und Untergebenen zu erwerben und zu erhalten.

Genua, den 6. Dezember 1814.

W. Bentink, General-Leutnant und Oberbefehlshaber der Truppen
S. B. M. am Mittelmeer.“

Längst hatte v. Goumoens gewünscht, auch seinem schweizerischen Vaterlande zu dienen. Die Gelegenheit dazu bot sich, als Napoleon im März 1815 von der Insel Elba, wohin er verbannt worden war, nach Frankreich zurückkehrte und die Mächte neuerdings gegen ihn zu Felde zogen. Auch die Schweiz stellte ein Heer auf, und v. Goumoens trat in ihren Dienst, indem die Tagsatzung ihn zum Chef des Generalstabes der ersten Division unter dem Kommando des Generals Gady ernannte. Die Gefahr, daß die Eidgenossenschaft ernstlich in einen Krieg verwickelt und vielleicht sogar den Schauplatz für die Entscheidungskämpfe abgeben werde, ging bald vorüber; aber v. Goumoens hatte doch gezeigt, was sich das Vaterland bei einem allfällig ernstern Anlasse von seinen Tugenden und erprobten militärischen Erfahrungen versprechen durfte.

Nach diesen Ereignissen begab sich v. Goumoens wieder ins Ausland. Seine ehrenvolle Vergangenheit und das Andenken an die Kriegsdienste seiner Vorfahren, besonders derjenigen seines Großvaters, verschafften ihm eine geneigte Aufnahme in den Niederlanden. Am 10. Januar 1816 trat er hier seinen Dienst als Major im Generalstab an, wurde aber schon im Monat März darauf beim Stab des Generalquartiermeisters angestellt. Seine Fähigkeiten wurden sogleich erprobt; er wurde in der Kommission, zur Ratifikation der Grenzen gegen Frankreich hin beschäftigt, und eine der großen Abteilungen, nämlich diejenige zwischen der Schelde und der Maas, ward seiner Leitung anvertraut. Wie überall, so erfüllte der wackere Schweizer auch hier seine Pflichten mit Eifer, Treue und Geschicklichkeit. In verschiedenen Eingaben an die Regierung teilte er seine gemachten, wichtigen strategischen Beobachtungen mit, und der König Wilhelm bezeugte ihm bei verschiedenen Anläßen seine besondere Anerkennung und Zufriedenheit. Als im Jahre 1819 im Generalquartiermeisterstabe die Zahl der höhern Offiziere von 15 auf 7 herabgesetzt wurde, konnte er, obschon Ausländer, seine Stelle beibehalten. Von da hinweg verweilte er bis 1829 in Gent, wo auch der Oberkommandant von Flandern und Generalquartiermeister Constant-Rebeque Wohnung genommen hatte. Zum Oberstleutnant im Generalstab befördert, lag ihm der ehrenvolle, spezielle Auftrag ob, die Fortschritte der militärischen Wissenschaften in Frankreich zu beobachten und darüber mit dem Prinzen Friedrich von Oranien als damaligem niederländischem Kriegsminister zu korrespondieren. Bereits war ihm eine bleibende Anstellung bei der niederländischen Gesandtschaft in Paris zugedacht, als im Juli 1830 in Paris die Revolution ausbrach, welcher bald auch die wildesten Empörungen in Belgien, namentlich in Brüssel, folgten. v. Goumoens wurde nach der Hauptstadt im Haag zurückberufen und dann zu der Armee abgesandt, welche unter den Befehlen der Söhne des Königs stand und die Ordnung in den südlichen Provinzen wieder herstellen sollte. Als er am 23. September als Abgesandter des Prinzen Friedrich nach Brüssel kam, um die Unterhandlungen mit den Führern der Volkshaufen zur Vermeidung unnötigen Blutvergießens einzuleiten, wurde er in treuloser Weise ergriffen und, obschon mit einem weißen Tuch als Parlamentärzeichen versehen, vom Pferde gerissen, mißhandelt und gefangen gesetzt. Erst am 18. Oktober erhielt er seine Freiheit wieder, kehrte nach dem Haag zurück und wurde bald neuerdings mit wichtigen Aufträgen betraut. Sein ebenso tapferes, als kluges und treues Benehmen bei diesen Vorfällen wurde

von allen Zeitungen belobt, und der König erhob ihn zum Obersten im Generalstab und erteilte ihm als Anerkennung das Ritterkreuz vierter Klasse des militärischen Wilhelmsordens. Nach einer diplomatischen Sendung nach London wurde er sodann auf die Zitadelle von Antwerpen beordert, wo der General Chasse befehligte. Durch seine musterhaften Eigenschaften gewann v. Goumoens bald auch das ganze Vertrauen dieses Befehlshabers. Dieser glaubte ihn nicht entbehren zu können und verlangte ihn zurück, als er im Mai 1832 ins Hauptquartier der holländischen Armee berufen worden war. Eben befand sich v. Goumoens in Tilburg, als die Kunde sich verbreitete, die Franzosen seien in Belgien eingerückt, und nun beschleunigte er seine Rückreise.

Es war am 2. Dezember, als v. Goumoens die Erlaubnis zur Rückkehr nach der Zitadelle erhielt, und schon am 3. befand er sich zu Berg op Zoom, um mit dem Artilleriekapitän v. Rappard die nicht gefahrlose Überfahrt zu wagen. Auf der Zitadelle feierten die Artilleristen das Fest ihrer Patronin, der hl. Barbara, und von der andern Seite ließen französische Belagerungsposten ihre zwölfzölligen Bomben nach ihnen hinüberfliegen. Doch gelang es v. Goumoens, sein Ziel zu erreichen, und bald begann er, mutig und unerschrocken wie er war, seine Mithilfe in der Verteidigung der Zitadelle. Alle Tage sah man ihn auf der sogenannten front d'attaque der Bastion, einem vorspringenden Werke, wo er sich der Gefahr aussetzte und den Soldaten, in deren Sprache er sich leicht und kraftvoll ausdrückte, durch Zureden und besonders durch sein eigenes Beispiel der Hingebung Mut und Begeisterung einzuflößen. Als er sich am 22. Dezember, wie er alle Tage tat, schon früh auf der Bastion in Tätigkeit befand, schlug eine feindliche Kanonenkugel durch die Schießscharte, zerschmetterte eine Laffete und ein Rad, von dem eine Felge dem Obersten, der eben hinter der Laffete stand, beide Schenkel entzweischlug und ihn mit Splittern überdeckte. In den Spital der Zitadelle gebracht, bewies er trotz seiner tötlichen Wunden die größte Ruhe und Geduld und ließ durch eine selbstgeschriebene Mitteilung dem Prinzen von Oranien bezeugen, daß er „nie bereuen werde, sein Blut für eine edle Sache vergossen zu haben." Am 28. Dezember stellte sich der Starrkrampf ein, und der Tapfere verschied in der darauffolgenden Nacht. Die ganze holländische Armee, der Generalstab, die königliche Familie, ja selbst die feindlichen Franzosen bewiesen ihm die Ehrfurcht, welche einem so braven und getreuen Soldaten, wie Niklaus von Goumoens einer war, gebührt. Sein Freund, der General Chasse,

bezeugte in seinem Rapport: „Seine Majestät verliert in ihm einen ebenso erfahrenen als treuen und braven Stabsoffizier, den wir alle und ich ganz besonders bedauern.“ An der feierlichen Bestattung der Leiche in Berg op Zoom nahmen, das Merkmal einer ganz besondern Auszeichnung, auch der Oberbefehlshaber der Festung, General van der Cappellen, und alle Offiziere der Garnison teil.

Später, im Frühjahr 1834, wurden die sterblichen Überreste auf den Gottesacker der Hauptstadt im Haag feierlich und auf öffentliche Kosten bestattet, nachdem die Verwandten in der Schweiz ihre Einwilligung dazu gegeben hatten, und sodann auf dem Ort der Ruhe ein prächtiges Denkmal in der Form eines Obelisken errichtet, der auf einem würfelförmigen untern Teile ruht. Die Seiten sind mit Insignien, Medaillen und Inschriften geziert. Von den letztern lautet die eine ins Deutsche übersetzt:

„Dem Andenken
des
Niklaus Friedrich Emanuel
von Goumoens

geboren zu Orbe in der Schweiz den 19. April 1790, Oberst im Generalstab der Armee der Niederlande, gestorben an den Folgen der Wunden, die er bei der Verteidigung der Zitadelle von Antwerpen, an der er freiwillig teilnahm, empfieng, am 29. Dezember 1832. Errichtet durch seine Waffenbrüder und seine Freunde.“

So ruht dieser Schweizer in fremder Erde. Nicht für das Vaterland zu sterben, war ihm vergönnt. Aber von ihm gilt doch das Urteil, das sein Waffengefährte, der Kapitän van Rappard, in einem Briefe kurz nach jenen Ereignissen in die Schweiz schrieb: „Das Andenken an den braven v. Goumoens verdient auf alle Zeiten geehrt zu werden. Wenige besitzen seine Kaltblütigkeit, und sein Mut konnte selbst ausgezeichneten Kriegern zum Muster dienen.“

Quellen: Biographische Skizze von N. F. E. v. Goumoens. Bern 1835, aus dem holländischen „Spektator“ übersetzt und herausgegeben von seinen Freunden (Thellung von Courtelary, Sammlung Bern. Biogr. Bd. 4, S. 253.) — „Allgemeine Schweizerzeitung“ von 1833, S. 40 und 47. — „Berner Taschenbuch“ 1853, S. 225. — Dr. Alb. Maag, Geschichte der Schweizertruppen im Kriege Napoleons I., 1807 bis 1814. Biel, 1893, S. 397—400. — Neujahrsblatt der Zürcher Feuerwerker.

Bern, im Februar 1904.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Alphons von Greyerz.

1813—1864.



Der Mann, dessen Lebensbild hier gezeichnet werden soll, reiht sich zwar nicht unter diejenigen ein, welche sich durch eine hervorragende Stellung oder augenfällige Taten ausgezeichnet haben. Es handelt sich mehr um den Bildungsgang einer tüchtigen Persönlichkeit, welche in ihrem Kreise mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit gewirkt und das, was sie geworden ist und geleistet hat, nächst Gottes Segen einer sorgfältigen Erziehung trefflicher Eltern, sodann aber einem rühmlichen Streben nach immer höherer Ausbildung und nach allem, was gut, wahr und schön ist, zu verdanken hat.

Alphons von Greyerz stammte väterlicherseits aus einem guten, alten Bernergeschlechte, welches seiner Vaterstadt eine Reihe tüchtiger Männer in Staat und Kirche gebracht hat. Sein Großvater Abraham war Pfarrer in Bümpliz, später an der Nydeck und endlich Dekan am Münster in Bern. Sein Vater Gottlieb, gewesener königlich bayrischer Oberförster in Günzburg und Augsburg. In den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts verließ der junge Forstmann seine Heimat und begab sich nach Deutschland, zunächst nach Ulm. Dort erhielt er einen ehrenvollen Posten im bayrischen Forstwesen, erst in Stoffenried, später in Günzburg an der Donau. Während seines Aufenthaltes in Ulm hatte der junge Forstkandidat den sächsischen Legationsrat Ferdinand Huber kennen gelernt, der später in Mainz in ein nahes Verhältnis zu dem berühmten Weltumsegler Georg Forster trat, wie auch zu dessen hochbegabter Gemahlin Therese, geb. Heyne, Tochter des namhaften Philologen in Göttingen. Huber heiratete nachmals die jung verwitwete Therese Forster, welche ihrem Gatten zwei Mädchen, Therese und Clara, geschenkt hatte. Diese wurde am 9. Mai 1805, dem Todestag Schillers, die Gattin des Oberförsters Gottlieb von Greyerz.

Dem Ehepaar wurde am 5. Juni 1813 in Günzburg der zweite Sohn Alphons geboren. Hier verlebte er unter vortrefflicher mütter-

licher Leitung seine ersten Kinderjahre, hier wurde die erste Liebe und Freude an der Natur in sein Herz gepflanzt. Als er 5 Jahre alt war, wurde sein Vater als Forstinspektor des Ober-Donaukreises nach Augsburg versetzt. Hier begannen die Schuljahre erst in der katholischen Vorbereitungsschule, wo der Lehrer die Liebe zur Geographie in ihm weckte. Mit dem elften Jahr ging es in die lateinische Schule, die aber ihrem Zweck wenig entsprach. 1827 rückte von Greyerz in das Gymnasium vor, wo indessen das wenige Gelernte womöglich noch vergessen wurde. Dafür entschädigten ihn die Ausflüge mit Vater und Geschwistern in Feld und Wald und mit Büchse und Waidtasche ins Forst- und Jagdrevier.

Im Elternhause fand sich nicht selten eine auserlesene Gesellschaft von gebildeten Herren und Damen zusammen. Hier lernte von Greyerz frühe die gefälligen Umgangsformen und empfing den feinen Sinn für Kunst und Literatur. Im Herbst 1828 wanderte er zu Fuß von Augsburg nach Bern, um dort im Frühjahr 1829 ins sog. obere Gymnasium einzutreten.

Bald sammelte sich ein Kreis von Gleichgesinnten. Man trieb Gymnastik, militärische Uebungen und Schlittschuhlaufen, in welch letzterem er es zu einer seltenen Fertigkeit und Eleganz brachte. Sein väterlicher Freund ward Herr Dr. med. Benoit; seine mütterliche Freundin Frau Amalie Isenschmid, geb. Bay. Hauptlehrer am Gymnasium war der treffliche Bernhard Usteri; mathematische Geographie lehrte Bernhard Studer. Selbst in der Malerei versuchte sich, und zwar nicht ohne Glück, von Greyerz, unter Anleitung von Niklaus König.

Im Frühjahr 1831 trat er in die untere Abteilung der damaligen Akademie, in die Philologie. Da hörte er die astronomischen Vorlesungen von Prof. Trechsel. Nebenbei ward Kunst und Literatur gepflegt. Am meisten Freude machten ihm die Schilderungen aus der schweizerischen Gebirgswelt und Bergbesteigungen mit ihren Schönheiten und ihren Gefahren.

Im Frühjahr 1832 wurde Friedrich Kortüm als Professor der Geschichte an die Akademie berufen; von Greyerz hörte während drei Jahren sämtliche Vorträge des ausgezeichneten Gelehrten über alte, mittlere und neue Geschichte.

Im dritten Jahre des philologischen Trienniums begannen die theologisch-propädeutischen Studien. Es wurden Religionsphilosophie und neutestamentliche Schriften gelesen; diese freilich ohne Erklärung,

nur in sprachlichem Interesse. Ihnen folgten die Anfangsgründe im Hebräischen von Professor Gottlieb Studer. Daneben trieb von Greyerz mit besonderer Vorliebe die edle Gymnastik. Er ward eine Zierde des Studententurnvereins. An drei eidg. Turnfesten, 1833 in Zürich, 1834 in Bern und 1835 in Basel, gehörte er zu den Lorbeerbekränzten. Mit Liebi, später Pfarrer in Ins und Moser, später Pfarrer in Hilterfingen, und mit Küpfer hatte er das Verdienst, den Anstoß gegeben zu haben, daß Bern während wohl 15 Jahren die Hegemonie an den eidg. Turnfesten behauptete.

Den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck machte auf den empfänglichen Jüngling der Zofingerverein. Hier schloß er Freundschaften auf Lebenszeit. Diesem Verein dankte von Greyerz die erste Anregung zu gründlichen Studien. Ebenfalls anregend wirkte auf ihn ein im Winter 1833/34 geschlossener Freundschaftsbund, dessen 8 Mitglieder aus allen 4 Fakultäten sich jeden Sonntagabend versammelten. Da wurden Aufsätze gelesen und kritisiert. Besonders nahe standen ihm Franz Hahn, stud. jur., Albert Haller, stud. theol., sein späterer Schwager, Eugen Bourgeois, stud. med., und Adolf Vandelier. Am 23. April wurde von Greyerz mit 7 Kommilitonen unter die Zahl der Theologie-Studierenden aufgenommen.

Im November 1834 feierte die studierende Jugend die Erweiterung der Akademie in eine Hochschule; von Greyerz hatte das Glück, die Prof. Lutz und Schneckenburger als Führer und Wegweiser zu haben, jenen mit seinem heiligen Ernst und dem echt christlichen, nach Wahrheit forschenden Geiste; diesen mit seinem tiefgründigen Wissen und seiner durchgebildeten Gelehrsamkeit. Als Vorübung zum praktischen Predigtamte wurden Vorträge über Bibelstellen gehalten, und von Greyerz fühlte sich bewogen, dem theologischen Triennium noch ein viertes Jahr zuzusetzen, ein Opfer an Zeit, welches ihm reichen Gewinn brachte. Am 7. August 1838 hielt er seine Probepredigt, welche die ungeteilte Anerkennung der Herren Examinatoren fand; ebenso die ihm leichter fallende Katechisation. Schon im Sommer 1837 hatte er einen Aufenthalt in Lausanne und Clarens gemacht, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Im Mai und Juni folgten endlich die schriftlichen Prüfungen aus dem exegetischen, dogmatischen und geschichtlichen Gebiet und im August die mündlichen Prüfungen, die er mit seinen zehn übrigen Examinanden ehrenvoll bestand. Am 5. September erfolgte die Konsekration. Am 24. Oktober 1838 beorderte ihn das Erziehungsdepartement als Vikar nach Wynau, wohin er am 8. November abging. Dort wartete ihm keine

leichte Aufgabe und keine angenehme Stellung, weder im Pfarrhaus, noch in der Gemeinde. Hier waltete ein unwürdiger, seinem Amte nicht gewachsener Geistlicher, dessen Familie in zwei feindliche Lager geteilt war; die Gemeinde selbst war unkirchlich und religiös indifferent. Da galt es klug und vorsichtig auftreten, und von Greyerz verstand es, das verloren gegangene Vertrauen wieder zu gewinnen und die abhanden gekommene Achtung vor dem Prediger- und Seelsorgerberuf durch fleißige Hausbesuche, namentlich aber durch seine Predigten wieder zu pflanzen. Besonders nahm er sich der Jugend und ihres Unterrichts an. Seine Treue und Gewissenhaftigkeit erwarb ihm die Achtung und Anerkennung der bessern Gemeindeglieder. Am 11. August 1839 hielt er seine Abschiedspredigt in Wynau. In diesen Winter fällt seine Verlobung mit seiner Verwandten Amelie Isenschmid, aber auch der Tod seiner Mutter.

In diesem Jahr erhielt von Greyerz ein Reisestipendium von 400 alten Franken. Er benutzte dasselbe im Spätsommer zu einer Reise nach Deutschland, zunächst nach Berlin. Hier ging im Winter 1839/40 ein reiches Leben auf. Der Wissensdurstige hörte die Vorlesungen von Ritter, dem großen Geographen, Geschichte bei Leopold Ranke und bei Vatke die Hegel'sche Richtung in der Theologie. Neben August Neander sah er mehr als einmal den damals noch rüstigen Nestor der Wissenschaft, Alexander von Humboldt, gestorben 1859. Im Frühling 1840 gings über die Hansestädte nach Bonn a. Rh. Da hörte er Theologie bei Nitzsch und Kunstgeschichte bei Walker. In Bonn kam ihm aus der Heimat die briefliche Mitteilung, daß er an Stelle seines Freundes und Promotionsgenossen Albert Immer in Burgdorf als Vikar erwartet werde. Ueber München und Augsburg nach Burgdorf, wo von Greyerz am 18. Oktober 1840 bei seinem Patron, dem bekannten Volksdichter und Pfarrer Gottlieb Kuhn ankam. Das Leben in Pfarrhaus und Gemeinde gestaltete sich sehr angenehm, und der Wegzug des Herrn Vikars im Herbst 1841 ward allgemein bedauert.

Es war nicht Ueberdruß am geistlichen Amte, was ihn bewog, sich um eine Lehrerstelle im burgerlichen Knabenwaisenhaus in Bern zu bewerben, sondern der Wunsch, bevor er zu einem bestimmten Pfarramt berufen würde, sich wissenschaftlich noch mehr zu befestigen, und der andere, seinem jüngsten Bruder Otto, dessen Uebersiedlung aus Deutschland ins Waisenhaus auf Herbst 1841 festgesetzt war, nahe sein zu können.

Schon ein paar Monate nach seinem Eintritt als Lehrer ins Waisenhaus erhielt von Greyerz einen Ruf als Pfarrverweser in Bleienbach. Aber auch dort war seines Bleibens nicht lange. Durch die Wahl des Herrn Funk als Pfarrer nach Bleienbach wurde in Burgdorf das Amt des zweiten Predigers und Lehrers an der höhern Stadtschule erledigt, eine Doppelstellung, welcher von Greyerz durchaus gewachsen war. Er wurde einstimmig als Nachfolger von Herrn Funk gewählt. Bis zur Abreise des Turnlehrers Adolf Spieß nach Basel im Frühjahr 1844 hatte er neben dem Unterricht in der Religion an der höhern Knaben- und Mädchenschule noch denjenigen in der deutschen Sprache bei den Knaben, später Geographie und Turnen, dieses bei Knaben und Mädchen zu erteilen. Im Juli feierte er seine Hochzeit mit Amelie Isenschmid. Bald sammelte sich wieder ein Kreis gleichgesinnter Freunde, unter ihnen Vikar Albert Immer, zu einer Lesegesellschaft, in welcher deutsche und fremde Klassiker gelesen und besprochen wurden.

Als Prediger war von Greyerz von 1842—1848 Kollege von Pfarrer G. Kuhn und seiner Vikare Immer und Dür. Seine Kanzelvorträge waren fließend und lebendig, ihr Inhalt wohl durchgearbeitet, der Ausdruck echt religiöser Ueberzeugungstreue. Als Prediger und Lehrer voll Glaubens, besaß er die Gabe, diesen auch andern mitzuteilen durch das Feuer seiner Ueberzeugung, wie auch durch seinen klaren bestimmten Vortrag. Auch an den Turnunterricht verwendete er großen Fleiß, wozu der ihm engbefreundete Spieß ihn mächtig anregte.

Die Krone seiner Lehrtätigkeit war aber der Unterricht in der Geographie. Dieses Gebiet beherrschte er vollständig. Seine Lehrgabe war bewundernswert durch die lebendige Anschaulichkeit, Bestimmtheit und Klarheit, durch die Gewandtheit seiner Sprache. Unter seinen Händen entstanden an der Wandtafel Flußgebiete und Gebirgszüge mit bewunderungswürdiger Raschheit, Sicherheit und Richtigkeit. So wirkte er bis 1856, nachdem er sich auch in Burgdorf durch seine Gewissenhaftigkeit und Liebenswürdigkeit die Anerkennung aller derjenigen erworben hatte, welche mit ihm in nähere Berührung kamen. Von Burgdorf aus lernte er auch den unter dem Namen Jeremias Gotthelf als Volksschriftsteller wohlbekannten Pfarrer Albert Bitzius in Lützelflüh kennen und verehren. Im Jahr 1856 wurde von Greyerz als Lehrer der Geographie, der Religion und des Turnens an die reorganisierte Kantonsschule nach Bern berufen. Auch in die neuen Verhältnisse der Hauptstadt lebte er sich rasch ein, auch hier die Ach-

tung und Anerkennung von Lehrern und Schülern sich gewinnend. Zu den genannten Fächern an der Kantonsschule kam später noch eine ähnliche Anstellung an der Einwohner-Mädchenschule, der sog. Frölich-Schule. Dem gesunden Mann im besten Alter, den kaum Jemand krank gesehen, schien noch eine lange und erfolgreiche Wirksamkeit beschieden. Es sollte nicht so sein. Am Tage vor Pfingsten, 14. Mai 1864, ward er heimkehrend aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft, in die er sich wenige Wochen vorher hatte aufnehmen lassen, von einem heftigen Fieberfrost befallen. Als Ursache desselben stellte sich bald ein äußerst heftiges Leiden am linken Arm heraus, eine sog. erysipelas gangrenosa, welche schon nach wenigen Tagen einen schlimmen Ausgang ahnen ließ. Dieses selten auftretende Leiden war die Folge von jahrelanger Ueberarbeitung und eines Grames, der das innerste Mark des anscheinend noch kerngesunden Mannes erschüttert hatte. Nach den ersten 8 Tagen erkannte er die Nähe des Todes, dem er ruhig, ja selbst freudig ins Auge sah. Er entschlief am Abend des 4. Juni 1864, am Tage vor seinem 52. Geburtstag. Dienstag, den 7. Juni ward seine irdische Hülle auf dem Monbijou-Friedhof beigesetzt, wo sein Freund, Prof. A. Immer, dem jüngern Freunde die tiefempfundene Grabrede hielt. Was von Greyerz Tüchtiges geleistet und geworden, verdankt er seiner Strebsamkeit, Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit. Sein Freund, Prof. Schnell, sagt von ihm: „Sein Umgang machte ihn zu einem gebildeten Mann im strengsten Sinne des Wortes; er war in jeder Beziehung ein äußerst liebenswürdiger Mensch. Es war nichts Gemeines an ihm, er war ein Muster von Anstand und guter Sitte. Nicht gelehrt, war er doch sehr instruiert, seine Unterhaltung belehrend und anziehend, seine Seelenstimmung heiter und erfrischend." Er selbst sagte von sich: „Jugendlich will ich bleiben, auch äußerlich, so lang es der Anstand erlaubt; innerlich, so lange ich lebe." Auch ihm gilt Göthes Urteil über Schiller: „Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Quellen: 1. W. Fetscherin: Alphons v. Greyerz, ein Lebensbild aus der Gegenwart. Berner Taschenbuch 1866. 2. Persönliche Erinnerungen.

Abländschen, den 28. Januar 1904.

Alphons von Greyerz, Pfarrer.

Emil Georg Leo von Greyerz.
1811—1869.

Emil von Greyerz wurde in Günzburg b/Ulm, einem kleinen schwäbischen Flecken, geboren. Man nannte ihn den ältesten Sohn seines Vaters, wiewohl ein kleiner Emil und ein größerer Walo vor ihm verstorben waren, beide im zartesten Kindesalter. Ob diese Todesfälle in Stoffenried oder in Günzburg stattfanden, ist aus den Familien-Papieren nicht ganz klar zu ersehen. Wahrscheinlich verteilen sie sich auf beide Orte.



Des zweiten Emil's Geburtstag fällt auf den 20. April 1811, sein Sterbetag auf den 11. März 1869 in Bern. Mit diesem zweiten Emil Georg Leo von Greyerz haben wir es zu tun.

Sein Vater Gottlieb von Greyerz war ein Bernburger. Sein Geburtsjahr ist der 29. März 1778. Sein Todestag fiel auf den 16. Mai 1855 in Bern. Er war ein Sohn des Pfarrers zu Bümpliz, dessen Grabtafel noch an der dortigen Kirchenmauer steht. Als Forstmann war er hauptsächlich im Ausland tätig, vorerst in Stoffenried und Günzburg. Er wurde jedoch anno 1820 als Forstinspektor nach Augsburg versetzt, um sich später in Bayreuth, dem jetzt weltbekannten Fleck Erde, anzusiedeln und sein forstmännisch tatenreiches Leben in Bern zu schließen.

Gottlieb von Greyerz' frischjunge, reizende Gattin war die Tochter des berühmten Gelehrten und Südpolseglers Georg Forster und einer geb. Heyne aus Göttingen, die — in zweiter Ehe in ganz Deutschland als eine der berühmtesten Frauen ihrer Zeit galt:[1]) Therese Forster-Huber, eine geistreiche Frau, die bei Cotta als erste Redaktorin der „Morgenblätter" tätig war.

[1]) Biographie von Prof. Ludwig Geiger, 1901.

Ihre Tochter nun, Clara von Greyerz, heiratete am 9. Mai 1805, kaum sechszehn Sommer zählend, den Forstmann Gottlieb von Greyerz. Die Trauung fand in Göppingen statt, und obschon die berühmte Frau Therese so sehr dazu gedrängt hatte, machte sie sich selbst in allerlei geistreichen Glossen Luft über die allzujunge Braut, die fast noch ein „Fetschkindel" sei. Nichtsdestoweniger war die Ehe eine sehr glückliche, wiewohl die Braut sozusagen von den Kinderschühlein in die Hochzeitspantoffeln sprang, kinderreinen Gemüts, ohne recht zu wissen, was sie tat. Dem Umstand ist wohl zuzuschreiben, daß die beiden Erstlinge so früh hinweggemäht wurden. Sie hatten zu wenig Lebenskraft, um zu gedeihen. Erst eine älteste Tochter, Molly, und Emil Leo, eröffneten den Reigen der lebensfähigen Geschwister. Ihre Reihenfolge ist nun nachstehende:

In Stoffenried (?) wurde 1805 ein erster Emil geboren, der nach 6 Monaten starb;
in Stoffenried 1808, geb. den 3. März Frl. Molly von Greyerz, gestorben in Bern 15. Januar 1899;
in Günzburg 1809—1910 (?) ein erster Walo von Greyerz, der sechsjährig wurde;
in Günzburg 1811 den 20. April Emil Georg Leo, der nachherige Forstmeister in Bern, † daselbst am 11. März 1869.
in Günzburg 1813 den 5. Juni Alfons von Greyerz, † als Lehrer den 4. Juni 1864 in Bern;
in Günzburg 1815 den 11. Oktober Walo von Greyerz, eidgen. Oberst und Forstinspektor in Lenzburg;
in Günzburg 1818 Adolf von Greyerz, kantonaler Oberst und Oberförster, † 2. April 1871 in Interlaken;
in Augsburg 1820, 18. März Ida von Greyerz, vermählt an Pfr. A. Haller am Münster zu Bern;
in Bayreuth 1829 den 29. November Otto Aimé von Greyerz, Pfarrer am heil. Geist, † zu Bern 16. Januar 1882;
in Bayreuth 1832 den 13. September Frl. Adeline von Greyerz, † in Bern den 2. Februar 1896.

Emil G. L. von Greyerz wurde von einem katholischen Priester getauft, weil kein protestantischer bei der Hand war. Er wuchs lebhaft und freudig heran; aber so gelehrt wie sein berühmter Großvater Georg Forster war er freilich als Knabe nicht. Reiten und Jagen, Schwimmen und Turnen gefielen dem gesunden Buben besser als Brüten über den Büchern; doch pflanzte man ihm einen gewaltigen

Respekt ein vor seiner gelehrten Großmutter Therese. Sie schärfte ihm ein, daß sein Großvater Forster Lehrer eines Alexander von Humboldt gewesen, und erzählte ihm, daß ihr zweiter Mann, Huber sel., mit dem Dichter Friedrich Schiller bei Dresden gemeinsamen Haushalt geführt hat. Ueber die Enkelknaben scheint Frau Therese, die Geistreiche, die Bekannte einer Staël und Mad. de Charrière, Protektorin eines aufstrebenden Rückert, ein sehr strenges Scepter geführt zu haben. Desto liebreicher war das seiner hochbegabten Mutter Clara, und der försterliche Sinn des Vaters führte den Aeltesten, später «Major domus» genannt, in die frischfröhliche Waldnatur und an die hübschen Donauufer.

Was Wunder, daß diese Gänge durch Feld und Wald in Emil den ersten Trieb legten zu seinem nachmaligen Beruf: der Forstwissenschaft. Sein Vater Gottlieb galt ja als Autorität in diesem Fache und brachte seinen Knaben manches dahin Einschlägige sozusagen spielend bei. Das praktische Leben war ihm ein reicheres Lehrbuch als mancher „alte Schmöcker", mit denen er erst später Bekanntschaft machte.

Erst 4 oder 5 Jahre alt war das frischjunge Bübchen, als es sein Vater auf eine, damals umständliche Reise in die Schweiz mitnahm. Der Stammhalter mußte doch dem Großvater väterlicherseits, dem vorgenannten Pfarrherrn zu Bümpliz, vorgestellt werden. Bei diesem Anlaß zeigte der Enkel schon einen bemerkenswerten Mut, eine Beharrlichkeit und eine heutzutage wohl seltene Kinder-Genügsamkeit. Ein Gast war zu Pferde gekommen; das Tier wurde zur Abkühlung im Pfarrhof herumgeführt und der Kleine, der für sein Leben gern im Sattel saß, daraufgesetzt. Die ungewohnte, zu leichte Last machte den Renner scheu; er ging durch und warf den winzigen Cavalier ab. An der Stirne verwundet und blutend, weinte Emil bitterlich, „aber nicht um der Wunde willen — sondern aus Furcht, nie mehr reiten zu dürfen!" Sein Vater verstand und würdigte diesen Kinderschmerz und setzte ihn sofort wieder auf's Pferd. Da saß er nun mit verbundener Stirn seelenvergnügt wie ein Prinz, als ob nichts geschehen wäre. Die weiblichen Anverwandten liefen herzu mit Kosenamen und Näschereien; er aber wollte nur „ein Schnifeli Brot und ein Stückli Käs" haben, wie er sich mit Mühe auf Schweizerdeutsch ausdrückte.

Wie gesagt, anno 1820 wurde Emils Vater, Gottlieb von Greyerz-Forster, mit seiner ganzen Familie nach Augsburg versetzt, wo er in bayrischen Diensten den Posten eines höchst angesehenen höheren Forstbeamten zur großen Zufriedenheit seiner Behörden versah. Dieser

Wechsel war ein Glück für die Kinder. Die Schulen waren hier besser, der Lehrplan vertieft; der Aelteste konnte von einem evangelischen, ehrwürdigen Dekan, namens Kraus, konfirmiert werden. Eine Version der Familienerinnerungen sagt, daß Emil am St. Annen-Gymnasium Mitschüler des Prinzen Louis Napoleon, Sohn der dort im Exil lebenden Herzogin St. Leu (Ex-Königin Hortense) war. Mündlicher Ueberlieferung zufolge suchte man Söhne besserer Familien, um sie gemeinschaftlich zu Hause mit Napoleon in einzelnen Fächern unterrichten zu lassen. Gewiß ist, daß Napoleon sein Mitschüler war und daß die beiden Mütter in Freundschaft verbunden waren.

Emil war mehr von dem Milieu entzückt, in dem der Prinz sich bewegte, als von dessen Charakter. Er nannte ihn einen „Heimtücker", der nicht offenes Spiel treibe mit seinen Kameraden. In dem Knaben lagen scheints bereits die Keime, die später bei seiner Thronbesteigung dahin gipfelten, daß er schließlich durch den Bruch seines Treuschwurs auf die höchste Machthaberstelle Frankreichs kam. Erfolg, dies Zauberwort bei neun Zehnteln der zivilisirten Welt, hatte bei dem männlich offenen Charakter eines Naturjungen, auch als er zum Manne reifte, keinen korrumpierenden Einfluß. Emil von Greyerz wollte nach der weltgeschichtlichen Affäre von Ham seinen prinzlichen Schulgenossen nie wieder sehen, wiewohl er verschiedene Male dazu aufgefordert wurde, auf dem Bahnhof Bern sich zu stellen, wenn Waffengenossen von Thun den durchreisenden „Kaiser der Franzosen" begrüßten. Er beobachtete dann wohl, an eine Schranke gelehnt, den über das Wylerfeld dahinsausenden Extrazug, sah mit Interesse den Adjutanten Fleury mit einem Stern auf der Brust sich hinauslehnen und erklärte seiner Umgebung, daß man diesen für den Milchbruder des Kaisers halte; aber letzterem die Hand zu schütteln nach umständlicher Vorstellung — das nicht! Emil blieb hinter seiner Schranke.

Dem edlen Waidwerk war der Förster in spe schon von grünster Jugend an feurig zugetan gewesen. Auffallend früh gab man dem kleinen Nimrod eine Flinte in die Hand. Schon im zehnten Jahr hatte er den ersten Rehbock erlegt, und wie ein Wunder staunte man ihn an, als er einst auf der Jagd drei Rehböcke an einem Tag traf. So übte er früh Auge und Hand und nahm auch als trefflicher Schütze später in der Schweiz an den ersten, ungemein patriotischen Schützenfesten teil. Er mochte damals schon Hauptmann der Scharfschützen sein.

Eine große Geschicklichkeit legte der junge Schüler von Augsburg an den Tag, um in dem dortigen alten Stadtgraben den Mardern

nachzustellen. Zu Dutzenden fing er sie und brachte schließlich so viele Felle zusammen, daß er der immer vielverlangenden Großmutter Therese einen Pelzbesatz für ihren Mantel schenken konnte. Diese außergewöhnliche Frau konnte selten ihre Enkel ruhig beim Spiel lassen oder bei zeitraubenden Beschäftigungen, stets trieb und jagte sie dieselben an, etwas Nützliches zu leisten. Zeit war bei ihr Geld, auch schon bei Kindern, — fast ein wenig verfrüht. —

Nicht nur das Fallenstellen und Schießen, auch das Schlittschuhlaufen liebten die Gebrüder Emil und Alfons außerordentlich, rein um des herrlichen Sportes willen. Plötzlich brach einst beim künstlichen Schlittschuhlaufen, das sie ganz à la Göthe betreiben wollten, indem sie Kreise und Lettern in das Eis fuhren, die demantglitzernde Eisdecke unter den Jungens ein. Mühsam, aber glücklich arbeiteten sie sich wieder empor. Triefend, halb erstarrt schlichen sie sich still nach Hause, sagten jedoch den Eltern vorläufig kein Wort, sondern legten sich sofort heimlich zu Bett, während die alte treue Lise, die langjährige, erprobte Kinderfrau und ein Inventarstück des Hauses, ihre Kleider an den Ofen hing.

Im 14. Altersjahr machte Emil mit Bruder Alfons eine Fußreise in's Württembergische, um Freunde ihrer Eltern zu besuchen. Natürlich trug der Aelteste die Büchse über der Schulter, um seiner Waidlust genug zu tun und den Gastwirten fette Rebhühner und andere leckere Bissen in ihre gastliche Küche zu liefern. War man doch damals noch ungemein lax punkto Pirschen und etwaigen Erlaubnißscheinen dazu, wenigstens in gewissen Gegenden.

Man nennt, wiewohl etwas unbestimmt, das Jahr 1828 als dasjenige, welches die unzertrennlichen Brüder Emil und Alfons mittelst einer erneuten Fußreise über Lindau und Zürich nach Bern brachte. Da sollten sie ihre Studienzeit durchmachen, Alfons als Theologe, — Emil - braucht man es noch zu sagen? — als Forstbeflissener. Er wohnte zuerst bei einer Verwandten, Frau Professor Wyß-Hunziker, dann im Hause des ebenso originellen als gütigen Dr. med. von Benoït, der einen großen, strengen, doch gütigen und in sittlicher Beziehung überaus heilsamen Einfluß auf seine Pflegbefohlenen ausübte. Dr. Benoït lebte sonnenhalb an der Kirchgasse, und sein Haushalt wurde von zwei wohl eingedrillten, untertänigen Mägden geführt, da er allein Haus hielt. Die „junge Luft" tat dem alten Herrn wohl, sowie die Sittenschule und Erfahrungen des Greisen den Studenten ausnehmend gutbekamen. Soldatisch gerade mußte man dem „Oncle Benoït" antworten, pünktlich Antwort geben auf das, was er gefragt hatte, kein

Tüpfelchen mehr oder weniger, keine Umschweife, keine Färbung! Dies erzog die Jungen zur Wahrheit, zur Ritterlichkeit gegenüber den Frauen, zur Herzenspietät und Dankbarkeit gegenüber grauen Häuptern. Der alte Herr von Benoït empfand auch seinerseits Geschmack an dem jungen Nachwuchs von Greyerz; denn es fand später auch der Bruder Adolf vorübergehend ein Heim bei diesem verehrten Greisen. Vor der Hand mußte Emil freilich dem gastlichen Hause Valet sagen, um von Bern nach Untersеen überzusiedeln. Damals hatte man noch keine besondere Forstschule, sondern man gab die Forstbeflissenen als Zöglinge zu theoretisch und praktisch tüchtig ausgebildeten Forst-Autoritäten in die Lehre. Eine solche war der Oberförster Kasthofer, Verfasser des Werkes „Die Lehre im Walde", einer der besten Jugendfreunde von Gottlieb von Greyerz, des Vaters von Emil, eine umsichtige, erfahrene Kraft, die den energischen und mutigen Jüngling in allem mächtig förderte.

In politischer Hinsicht allerdings gab es manche Zusammenstöße. Der nachmalige, konservative Forstmeister der Stadt Bern, Emil von Greyerz, dachte damals in seiner Jünglingszeit, in seiner Sturm- und Drangperiode begriffen, — sehr liberal — vielleicht mochten ihm die Ansichten seines Lehrers als zu eng erscheinen. Fest steht, daß ein gewisser Schlagschatten aus diesen Jahren auf Emils erste försterliche Tätigkeit fiel. Er vergaß zwar nie, was er seinem Lehrer an Dank schuldete für die rasch geförderte forstmännische Bildung; allein es waltete nicht immer die wünschenswerte Harmonie zwischen ihnen und wohl auch keine Wahlverwandtschaft des Gemüts, wie denn Kasthofer mit den ihm unterstellten Beamten selten gut auskam.

Oft und entzückt erzählte der junge Forstbeflissene später seinem Kreise von den Naturschönheiten des Oberlandes, die damals eigentlich erst anfingen, sich dem Publikum zu erschließen. Von den demantglitzernden Firnen der Jungfrau, von den schäumenden Fällen des Gießbaches, die er zuerst trachtete mit Schulmeister Kehrli künstlich zu beleuchten (durch Verbrennung eines Klafters von Tannenholz), von den herrlichen Wäldern des Abendberges, des Harders, des Rugens, und nicht zum letzten von der hundertjährigen Ceder des Libanon, die als eine Merkwürdigkeit im schönen Garten Kasthofers prangte.

Kaum 21 Jahre alt wurde der tüchtige junge Mann als Forstadjunkt von seiner Vaterstadt Bern angestellt. Gewiß, Emil war jung genug für diese Stelle; aber sein ritterlich-männliches Wesen, sein praktischer Blick, seine Freigebigkeit und Leutseligkeit gegenüber seinen Untergebenen, seine rastlose Arbeitslust —, das alles befähigte ihn zu

jedem schönen und nutzbringenden Tun. Später bekleidete er die Stelle eines Oberförsters des Mittellandes Bern.

Um's Jahr 1833 verlobte er sich mit Fräulein Caroline Fueter, des Münzmeisters Christian Fueter liebreizendem, schönen Töchterlein, welches erst 19 Sommer zählte. Der gewandte und witzige, junge Forstmann, der für jene Zeit als weitgereist galt, machte einen bedeutenden Eindruck auch in den geselligen Kreisen Berns, und so wandte sich ihm die Neigung der Vielumworbenen zu. Die Gemütsart Emils war lebhaft und nur bei Herausforderung zum Manneszorn auflammend. Er besaß ein reines Kindergemüt, gepaart mit einem eingezogenen Lebenswandel. Bei den Brüdern der umworbenen Braut hieß es einstimmig: Den möchten wir zum Schwager! — Rauhe Schale — edler Kern! Die Schale aber wurde durch den Umgang mit geistig hochstrebenden, intimen Freunden, wie des nachmaligen Prof. Mieschers aus Walkringen (zuerst in Bern, dann in Basel), erheblich abgeschliffen. Auch war er, obschon äußern Formen abhold, eine tiefreligiös angelegte Natur, ein regelmäßiger Predigtgänger, der Frömmigkeit zugetan, aber der Frömmelei und Sektirerei abhold. —

Aus dieser ausnehmend glücklichen Ehe entsprangen drei Kinder:

Emil von Greyerz, geb. 1835, † 1890,
Clara Adele von Greyerz geb. 1837, † 1899.
Lina Ida Bertha von Greyerz, geb. 1840.

Diese Kinder wurden alle in dem ihrem Großvater Fueter zugehörenden Hause an der Marktgasse Nr. 6 geboren. Später erwarb sich unser Oberförster, unterstützt durch die beträchtliche Mitgift seiner Frau, in den vierziger Jahren zum bleibenden Wohnsitz den schönen dunkelgrünen Breitenrain, der mit später angekauftem Terrain, wo nun die Johanniskirche steht, zirka 200 Jucharten hielt. Daneben besaß er ein kleines idyllisches Jagdgütchen zu Baggwyl bei Frienisberg und nachmals das ungleich größere St. Antoni im Freiburgischen. Letzteres erwarb er seinem alten Vater zu lieb, damit einer seiner Söhne nicht nach Amerika auszuwandern brauche. Emil verlebte in dem Erdgeschoß des geräumigen, alten Breitenrainhauses seine Tage in großer Eintracht mit seinem Major Domus. Auch er erfuhr Fortunas Schattenseiten. Zweimal war er momentan durch widrige persönliche und durch politische Anfeindungen stellenlos; aber die Schwäger halfen kräftig durch, und mit der Zeit verkaufte man Baggwyl und St. Antoni. Nach der aus Altersrücksichten erfolgten Resignation des Forstmeisters von Graffenried erhielt er dessen Stelle und bewirtschaftete nun mit seinen Unterförstern und Bannwarten eines der schönsten

Forstreviere von über 8000 Juchart, wovon einzig der große Forst als geschlossener Komplex 4000 Juchart faßte. Das war der rechte Spielraum für seine Tätigkeit, und auch der Nimrod kam voll zu seinem Recht. In die neu eingeführte Art der Wirtschaftspläne, der Schneißen, der Saatschulen lebte sich der rührige Mann ein, unterstützt von seinem Adjunkten R. von Wurstemberger aus Wittigkofen. Arbeit war unserm Forstmeister Bedürfnis und Erholung; daneben verstand er die Landwirtschaft der damaligen Zeit aus dem Fundament und studierte immer weiter.

In der ökonomischen Gesellschaft von Bern nahm er eine hervorragende Stellung ein, die sich durch öftere Einsendungen in das Organ derselben, sowie durch vielfache Eingaben an den Ausschuß kundgab. Im Jahre 1865 wurde er zu ihrem Präsidenten gewählt. Auch da brachte seine Tatkraft vielfache Anregung und frischen Aufschwung. Leider glaubte er sich durch seine amtliche Stelle genötigt, diese Ehrenstelle viel zu früh wieder aufgeben zu sollen. Ebenso lehnte er eine vertrauliche Anfrage, der ein Ruf ins Königreich Württemberg folgen sollte, und der ebenso sicher als glänzend gewesen wäre, nach hartem innerem und äußerem Kampfe ab, wiewohl ihm im Falle seines Ablebens eine reiche Pension zugesichert ward. Dies geschah infolge von deutschen Connexionen, und weil sein Vater am Hofe Bayerns noch sehr gut angeschrieben war. Frau uud Kinder redeten ihm zu, in der Schweiz zu bleiben und nicht nach dem verlockenden Hohenschwangau umzuziehen, um Beamter eines höchst schwer zu befriedigenden Gebieters zu werden. Schließlich lachte der vortreffliche Familienvater, der gegen seine schöne Bernerfrau ritterlich-aufmerksame Gatte, der zärtlich-freigebige Vater seiner drei erwachsenen Kinder, sich selber aus und sprach: „Ich bleibe im Lande und nähre mich redlich. Habe ich doch nicht vergeblich anno 1847 als Hauptmann in einer Scharfschützen-Kompagnie gekämpft, bei Belfaux bin ich doch im Jahre 1850 beim Münsingerzug ein aufrechter Pionier der konservativen Partei gewesen, hab ich doch die Reorganisation des Forsthaushaltes und die Verteilung der Burger-Renten durchgeführt, mehrere bernische Bannwartenwohnungen gebaut —, nein ich bin und bleibe Berner auf meinem Boden."

Noch war der Forstmeister von Bern auf dem Gipfel seiner Kraft und seines Wirkens. Längst hatte er im Kreise der Seinen seine Silberhochzeit gefeiert, da — ungeahnt und unerwartet traf ihn der Todesschlag. Sein Gemüt war wohl erschüttert durch den Tod seines Lieblingsbruders Alfons 1864; doch eine Kur in Ems und eine große

Deutschlandreise mit seiner ganzen Familie schienen ihn gestärkt zu haben. Allein anonyme Schmähbriefe wegen der Burgerrenten-Einteilung verletzten sein Gemüt. Männlich forderte er in einer Burgergemeinde dazu auf, ihm ein Mißtrauensvotum zu geben, und rief seine Feinde öffentlich auf. Niemand erhob sich. Dies aber nagte an seinem Herzen. Er hatte noch die Freude, seinen Sohn als Insel-, Blindenanstalts- und Gemeindeförster in seine Fußstapfen treten zu sehen. Frisch und arbeitsfroh sprang er am 11. März die Treppe herauf, immer 3 Stufen nehmend zum Mittagstisch. Den Prachtssonntag benützte er dann, um mit seinem Sohne und einem Bannwarten in's Dählhölzi zu gehen und da Faschinenarbeiten zu besichtigen. Unterwegs wurde ihm unwohl; er setzte den Weg gleichwohl fort und sprang noch über eine Barrière, die seine Begleiter zu Fuß umgingen, kehrte sich dann gegen die herrlichen Alpen — er rief: „Welch' eine Pracht!" — dann stöhnte er: „Haltet mich". — Sieben Minuten währte der Herzkrampf. Er starb an einem Herzschlag. Die Forstkommission ließ ihm an derselben Stelle einen Denkstein errichten mit den Worten des frommen Mönches Balbulus Notker: **Mitten in dem Leben wir sind vom Tod umfangen.**

Quellen: Aufzeichnungen von Herrn Pfarrer Otto von Greyerz. — Aufzeichnungen von Frau Pfarrer Haller. — Aufzeichnungen von Frl. Molly von Greyerz und eigene Familienerinnerungen.

Clarens, im Januar 1904.

L. von Greyerz.

Rudolf von Wurstemberger.

1825–1888.

(Mit Porträt.)

Rudolf von Wurstemberger war der zweite Sohn und das fünfte und letzte Kind des Obersten und Historikers Johann Ludwig Wurstemberger von Wittigkofen und der Sofie de Larrey. Am 18. Dezember 1825 im Wyßlochgut in der Schloßhalde bei Bern geboren, und am 11. Februar 1826 im Münster zu Bern getauft, wurde er schon in seiner frühesten Kindheit infolge eines Falles an einem Beine lahm, was während seines ganzen Lebens niemals mehr wieder völlig verschwunden ist und ihn auch daran verhindert hat, die militärische Laufbahn ein-

zuschlagen, für welche er große Lust und Neigung gehabt hätte. Den ersten Unterricht empfing er, wie sein Bruder Ludwig. im väterlichen Hause durch Hauslehrer, unter denen auch ein Herr Imhoff aus Basel war, sowie durch seinen Vater und seine Schwester Sofie, der nachmaligen Frau Dändliker. Auch ihn hielt der Vater mit unnachsichtlicher Strenge zum Lernen an, sogar am Sonnabend Nachmittag, wie er sich oft gegen seine Freunde beklagte. Wie er sich in seinen Freistunden mit seinen Geschwistern belustigte, ist in der Biographie seines Bruders Johann Ludwig auf Seite 72 hievor gesagt; außerdem spielte Rudolf leidenschaftlich gerne Soldaten mit den Knaben der Lehensleute, denen fleißig kleine hölzerne Schwerter gemacht werden mußten.

Indessen machte sein lahmes Bein seine Verbringung in ein orthopädisches Institut nach Würzburg notwendig. Fast ein ganzes Jahr mußte er dort, meist unter Obhut seiner Mutter, auf dem Streckbett zubringen, bis eine Sehnenoperation ihn soweit herstellte, daß er ohne Krücken gehen konnte. Von 1841—1843 besuchte er als Hospitant das Gymnasium in Würzburg, von 1843—1847 dasjenige von Stuttgart, wo er sein Maturitätsexamen bestand. Nach Bern zurückgekehrt, versuchte es sein Vater, ihn einige Zeit das Sachwalterbureau des Herrn von May besuchen zu lassen; doch sagte diese Beschäftigung dem jungen Manne nicht zu.

In den Jahren 1847—1849, die er in Bern zubrachte, war Rudolf von Wurstemberger ein eifriges Mitglied des von Alexander von Tavel und andern gegründeten „Berner Vereins“, der sich die Aufgabe gestellt hatte, bei der Jungmannschaft konservative Anschauungen zu pflanzen und zu erhalten. Aus dieser Zeit spricht es immerhin für ein sehr selbständiges, ruhiges und nüchternes Denken des jungen Mannes in politischer Beziehung, wenn er sich in seiner noch vorhandenen Korrespondenz mit seinem Freunde A. von Tavel eines abschließenden Urteils über die Vor- und Nachteile der Erhebung Berns zum Bundessitz enthält.

Indessen entschloß er sich nunmehr, statt einer bureaulistischen Karriere lieber die forstwirtschaftliche Laufbahn zu ergreifen. Zu diesem Berufe machte er von 1849—1851 eine zu seiner Vorbildung dienende praktische Forstlehrzeit bei dem herzogl. Ratibor'schen Forstinspektor von Ehrenstein in Rauden bei Sagan in Schlesien durch, besuchte sodann vom April 1851 bis März 1852 die königl. sächsische Forstakademie zu Tharandt und sodann noch im April 1852 auch diejenige von Neustadt-Eberswalde in Preußen. Aus dieser Epoche seines Lebens, an die er sich stets mit der größten Freude erinnerte, und die

für ihn das war, was für andere die unvergeßliche Studentenzeit ist, schreibt sich die während seines kräftigen Mannesalters oft zum Ausdruck gekommene Anhänglichkeit und Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Verhältnisse. Nachdem er sowohl das dortige als auch das bernische Forstexamen bestanden, wurde er in seiner Vaterstadt Bern zunächst Stadt- und Spitalförster und 1856 Stadtoberförster, in welcher Stellung er sich am 3. Oktober 1859 in der Nydeckkirche zu Bern mit Fräulen Katharina Charlotte Mathilde von Wattenwyl verheiratete, der Tochter des Herrn Ludwig Emanuel von Wattenwyl von der Schloßhalde und der Frau Eleonore Rosalie Charlotte geb. von Ougspurger. Die Ehe blieb kinderlos und wurde bereits nach nicht ganz sechs Jahren durch den Hinscheid seiner Gattin getrennt, die am 6. Januar 1865 infolge Darmverschlingung starb.

Als sein Vater zu Anfang des Jahres 1862 gestorben war, übernahm Wurstemberger das Wittiglofengut, welches er, nachdem er nach seiner Heirat erst kurze Zeit im dritten Stock des von Wattenwyl'schen Hauses — jetzt Nr. 24 an der Sonnseite der Marktgasse — Wohnung genommen hatte, von 1863 an auch während des Winters bewohnte. 1869 wurde er Stadtforstmeister. Als solcher stand er mit der feiner Studienzeit entsprechenden Fachkenntnis und größter Pflichttreue seinem Amte vor und erstrebte von ganzem Herzen das Wohl seiner Untergebenen und das Gedeihen der seiner Obhut anvertrauten Waldungen. Das letztere suchte er namentlich auch dadurch zu erreichen, daß er die bis in die Mitte der 70ger Jahre in ausgedehntem Maße betriebene Kahlschlagwirtschaft mit landwirtschaftlicher Benutzung des Bodens während mehrerer Jahre vor der Wiederaufforstung der Schläge aufgab, da dieser Betrieb, weil die Bodenkraft unverhältnismäßig ausnutzend, sich fast allerorts als irrationell erwiesen hatte. Auf seine Veranlassung fanden verschiedene zweckmäßige Erwerbungen zur Abrundung des Grundbesitzes der Burgergemeinde statt und wurden neue Bannwartenstationen errichtet oder doch zum Teil mit neuen Wohngebäuden versehen, wie z. B. diejenige an der Ecke der Neubrück- und Bremgartenstraße. In seine Amtsdauer fiel ferner die in den Jahren 1881 und 1882 durchgeführte Aufstellung eines neuen Wirtschaftsplanes, welche er leitete und überwachte und durch welche die Bewirtschaftung für eine längere Zeitdauer in ihren Grundzügen festgestellt wurde.

Nicht uninteressant ist zu vernehmen, wie von Wurstemberger als Forstmann über die schon in den 70er Jahren bestehenden, freilich erst über ein Jahrzehnt nach seinem Tode verwirklichten Projekte einer

direkten Eisenbahnverbindung Bern-Neuenburg bezüglich der forstwirtschaftlichen Interessen der Burgergemeinde dachte. Er hat seine Ansichten hierüber in einem kurzen Bericht an das Präsidium d. d. Bern 11. April 1874 [1]) niedergelegt, wie folgt:

„Die Linie Gümmenen-Laupen-Thörishaus berührt uns gar nicht, kann also hier gänzlich übergangen werden. Die Aarenlinie, mit Aareübergang bei Wyleroltigen, würde, wie ich vermute, dem linken Ufer folgen, dann zwischen Eimatte und Brünnen das Gäbelbachthal überschreiten und sich dann an die Freiburgbahn in der Gegend von Weyermannshaus anschließen.

„Bei dieser Linie wäre schon möglich, daß ein Tracé den westlichen Teil des Bremgartenwaldes berühren dürfte, wiewohl mir doch wahrscheinlicher vorkommen will, daß man entweder eine Kurve um die das Gäbelbachthal links begränzenden Höhen machen dürfte, um auf der Breite der Ueberbrückung etwas zu gewinnen, was in der Gegend von Brünnen geschehen könnte. Würde man dies wählen, so dürfte auch unser Wald intakt bleiben, indem, um bei Weyermannshaus einzuschwenken, ein Drängen mehr nach Süden wohl geboten sein wird.

„Sollte aber diese Voraussetzung nicht zutreffen und würde gar der Westsaum des Waldes entfernt werden müssen, so läge darin für uns die Ursache schwerlich ausbleibender Kalamitäten von sehr großer Tragweite.

„Möglicher Weise würde aber, nach der Karte zu urteilen, der Uebergang über den Gäbelbach weiter unten, d. i. oberhalb der Eimatte gesucht, dann in das rechte Bord tief eingeschnitten und in gerader Linie auf fast ebenem Terrain der Anschluß an die Freiburgerlinie beim Unterförsterhaus, wieder mittelst Einschnittes gesucht werden. Dies ginge mitten durch unsern Wald, wäre freilich sehr fatal, aber immerhin einem Angreifen des westlichen Saumes noch vorzuziehen.

„Die dritte Linie endlich, welche in der Gegend von Michelsforst das Gäbelbachthal zu erreichen und es wohl auch zu überschreiten hätte, könnte vielleicht eine Ecke des Spieles [2]) noch berühren, was, die allgemeinen Uebelstände der Besitzesstörung abgerechnet, keine Nachteile hätte. Wahrscheinlich aber scheint mir, da doch die Bottigenhöhe gewonnen werden muß, daß man dann so bald als möglich auf die südliche Berglehne, an deren Ausläufer das Förstli und weiter unten Buch liegt, werde gewinnen müssen, um in relativ kürzester Linie ohne außerordentliche (und mit einer [3]) Steigung, die sich sehr gut ausgleichen ließe,

[1]) Aktenstück auf der Burgerratskanzlei Bern, dem Verfasser dieser Biographie von Herrn Burgerkommissionssekretär Alb. von Tavel-von Erlach behufs Einsichtnahme freundlichst zugestellt.

[2]) Der Spielwald.

[3]) Die Worte „und mit einer" sind im Manuscript oben über der Zeile zwischen den beiden Worten „außerordentliche" und „Steigung" hineingeschrieben, ohne daß jedoch an der Satzkonstruktion auch nur das geringste geändert ist.

das Bümplizfeld zu erreichen. Würde man dieses Tracé wählen, so halte ich dafür, es wäre nicht unmöglich, daß solches unseren Förstlibezirk durchschneiden würde. Besondere Uebelstände hätte dies aber kaum.

„Von den uns allfällig berührenden Projekten glaube ich, wäre das letztere für uns noch am wenigsten ungünstig, während dasjenige durch oder längs des Bremgartens, schon um der teilweise sehr großen Einschnitte willen, von mir mit weit größerer Besorgnis betrachtet würde."

Soweit von Wurstemberger in seinem Gutachten. Wohl darf an demselben der Umstand bemerkenswert scheinen, daß er darin gerade dasjenige Projekt als die Interessen der Burgergemeinde am wenigsten schädigend bevorzugen möchte, das dem später wirklich ausgeführten am nächsten kommt, während seine Nachfolger das jetzt bestehende Bahntracé als diesen Interessen im höchsten Grade zuwiderlaufend erklärt haben. [1])

Schon in den letzten Jahren seiner Amtsführung tauchten die Tendenzen auf, die Holzverteilung an die Nutzungsberechtigten aufzuheben und durch eine Geldrente zu ersetzen. Er verhielt sich denselben gegenüber durchaus ablehnend, wenn er auch die Nachteile des bestehenden Systems gewiß erkannt haben mag und sonst deren Hebung oder Milderung mit den zulässigen Mitteln stets anstrebte. Erst nach seinem Rücktritt kamen auch jene Tendenzen zur Verwirklichung.

Aus Gesundheitsrücksichten sah er sich indessen genötigt, auf 1. Juli 1887 seine Entlassung als Forstmeister zu nehmen, nachdem er 31 Jahre im burgerlichen Forstdienst zugebracht und während dieser ganzen Zeit seinem Amte mit gründlicher Fachkenntnis und größter Pflichttreue vorgestanden hatte. Doch nicht lange sollte sich von Wurstemberger der wohlverdienten Ruhe erfreuen. Schon im folgenden Jahre traf ihn, den damals eben in der Mitte seines 63. Altersjahres stehenden, am 17. Juni 1888 ein Schlaganfall, und ein zweiter solcher machte am Sonntag den 19. August des genannten Jahres um $^1/_2$12 Uhr mittags seinem Leben ein Ende. Am Nachmittag des darauffolgenden Mittwoch, 22. August, wurde er auf dem Schoßhaldenfriedhofe zur ewigen Ruhe bestattet. Ein aufrechtstehender als Spitzbogen gestalteter Grabstein nennt Namen und Daten, darunter den Spruch Joh. 14, 19.: „Jesus spricht: Ich lebe und ihr sollt auch leben." Wenige Schritte von Wurstembergers Grab befindet sich dasjenige seines bekannter als er gewordenen Landmannes, des Dichters Ludwig

[1]) Mitteilung des Herrn Burgerkommissionssekretärs von Tavel-von Erlach vom 30. Dezember 1903.



Ferdinand Schmid (Dranmor), und so sehen wir hier zwei Berner, deren Lebensanschauungen und Lebensideale so weit auseinander gingen, als dies beinahe nur überhaupt möglich ist, im Tode räumlich nahe miteinander vereinigt. Dagegen schläft Rudolf von Wurstemberger getrennt von seinem auf dem Bremgartenfriedhofe ruhenden Bruder Hans Ludwig, mit dem er, wenn auch ihre beiderseitigen Ansichten selbst in der Politik sich durchaus nicht immer deckten, doch im ganzen und großen jedenfalls mehr übereinstimmte als mit seinem jetzigen stillen Nachbarn.

Im burgerlichen Sädelbachwalde erinnert einer der dort befindlichen Gletscherfindlinge ebenfalls an Forstmeister von Wurstemberger, wie es auch für seine Kollegen Gruber, von Tavel, von Greyerz und Zeerleder der Fall ist.

Das von ihm während 25 Jahren bewohnte Wittigkofengut kam nach seinem Tode laut seines Testamentes vom 2. Juni 1888 an seine Haupterben, die Geschwister Karl Rudolf von Sinner und Fräulein Sophie Johanna von Sinner, Kinder seiner jüngern Schwester Louise Wilhelmine, die ihm bereits am 20. Oktober 1880 im Tode vorausgegangen war. [1])

Rudolf von Wurstemberger war nach seiner äußern Erscheinung mittelgroß, von kräftigem, gedrungenem Körperbau, womit sein zeitlebens etwas hinkend gebliebener Gang einigermaßen kontrastierte. Zu diesem Nachteil kam noch, daß er im Herbst 1863 auf einer Jagd infolge Unfalles mit einer Schußwaffe die Hälfte des Zeigefingers der rechten Hand verloren hatte. Allein weder das eine noch das andere konnte verhindern, daß er ein eifriger und schneidiger Jäger war, dem es z. B. hinsichtlich der Vertilgung des Raubzeuges nicht darauf ankam, seinen Wagen innerhalb des Stadtbezirkes anhalten zu lassen, um nach den schädlichen Krähen zu schießen. Sein Gesicht zeigte eine frische und gesunde Hautfarbe, von der sich sein martialischer, rotblonder Schnurrbart wohl abhob, seine Augen waren grau-grün und eher ins dunkle spielend. Trotz seines kräftigen und robusten Körperbaues litt er mitunter an Rheumatismen und Kongestionen, wogegen

[1]) Nachdem die Geschwister das Wittigkofengut gemeinschaftlich etwas über zehn Jahre besessen und bewohnt halten, und Herr Rudolf von Sinner am 25. September 1899 daselbst gestorben war, verkaufte Fräulein Johanna von Sinnee das Gut durch Akt vom 25. April (eingeschrieben 15. Mai) 1900 an Herrn Gottfried von Wurstemberger-Haag (Been Geundbuch Nr. 225, S. 259—265), dem übrigens schon im Testament des Forstmeisters ein Vorkaufsrecht eingeräumt worden war.

er Kuren in Baden [1]), Ems und Weißenburg machte, die ihm meist gut bekamen. Mit denselben wechselten in gesunden Jahren gelegentlich Reisen nach Deutschland ab, auf welchen er seine dortigen Studienfreunde und sonstigen Bekannten besuchte. Unter denselben ist namentlich der preußische Oberst von Coffrane zu nennen, der kurze Zeit nach dem Kriege von 1870 auch seinerseits in's Wittigkofen zu von Wurstemberger auf Besuch kam. [2])

Bezüglich des Charakters hatte Rudolf von Wurstemberger von seinem Vater dessen Geradheit, Aufrichtigkeit und unbedingte Wahrheitsliebe geerbt. Er hatte in seiner Jugend auch klassische Bildung erhalten und sprach geläufig französisch und etwas englisch. Der Verfasser hat ihn auch gelegentlich als äußerst liebenswürdigen, mitteilsamen und gebildeten Gesellschafter in Erinnerung, als er noch von Altersbeschwerden verschont war. Ganz besonders hatte seine Sprechweise etwas ungemein korrektes, vornehmes und distinguiertes, das gerade beinahe am meisten hervortrat, wenn er den einheimischen Berner Dialekt sprach, eine Tatsache, die dem Verfasser und manchem seiner Bekannten und Verwandten oft an Wurstembergers Persönlichkeit angenehm aufgefallen ist. Mit seinem Bruder Hans Ludwig, der sich politisch mehr betätigte als er, stimmte er im ganzen und großen zwar völlig überein, mochte aber dennoch hie und da etwas von ihm abweichen, insofern als er, Rudolf, gelegentlich im einzelnen wohl etwas praktischer, nüchterner und weniger doktrinär war als jener. Beide Brüder hatten in ihrer Jugend, wie die Familientradition ging, gelegentlich unter der Vorherrschaft ihrer so reich begabten Schwester Sophie, der nachmaligen bekannten Frau Dändliker, etwas zu leiden, indem dieselbe mitunter ein Regiment über die beiden Brüder geführt haben soll, das nicht immer nur aus sanfter christ-

---

[1]) Der Verfasser erinnert sich, gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in Baden im Gasthof zum Schiff (damals noch der daselbst sehr bekannten Witwe Brunner gehörend, nunmehr im Besitze von Herrn W. Amsler und seit diesem Frühjahr „Quellenhof" genannt) im Juli 1871, der freilich nur einen Nachmittag und eine Nacht dauerte — es war auf einer kleinen Sommerferienreise nach dem Rheinfall — den Forstmeister erstmals näher kennen gelernt zu haben.

[2]) Als während dieses Besuches einmal zwei Neffen von Wurstembergers zu ihrem Onkel (dessen überzeugte deutsche Sympathien im deutsch-französischen Krieg natürlich nicht besonders versichert zu werden brauchen) in's Wittigkofen kamen, mußten sie den beiden Herren die Wacht am Rhein singen, „was mehr begeistert als schön ausfiel", (Mitteilung von Herrn Albert von Tavel-von Erlach vom 10. Februar 1904).

licher Schwesterliebe bestand. [1]) Dennoch stand er später mit ihr und und seinem Schwager Dändliker immer auf gutem Fuße.

Am politischen Leben nahm er, wie schon bei Schilderung seiner Jünglingsjahre angedeutet, stets lebhaften Anteil, ohne aber dabei aktiv aufzutreten, da seine Lebensaufgabe auf einem anderen Gebiete lag und er sich derselben ungeteilt hingab. Sowohl seine Verhältnisse als seine Ueberzeugung wiesen ihn auf die äußerste Rechte; besonders charakteristisch an ihm war seine Abneigung gegen jedes Vermitteln und Paktieren, ja sogar nur gegen jede Konzession an die Gegenpartei. Für die Vertreter einer solchen Vermittlungspolitik hatte er den originellen Ausdruck „Mehlamseln"; ja, einen hochangesehenen und sehr verdienten — übrigens auch von der Gegenpartei geachteten — Parteigenossen, welcher ihm gelegentlich den Gegnern mehr entgegen zu kommen schien, als sich nach Wurstembergers Meinung mit einem grundsätzlichen Handeln vertrug, nannte er deswegen geradezu einen „Schwachmathikus". [2])

In seinem Amte war Wurstemberger streng, aber gerecht. Freilich soll sich seine Strenge seinen Untergebenen gegenüber mitunter sogar bis zu einer gewissen Härte gesteigert haben. Er mochte dies vielleicht oft zur Aufrechthaltung seiner unbedingten Autorität dem Forstpersonal gegenüber für notwendig halten, auch findet wohl dieser Zug an ihm eine Erklärung in der spartanisch-strengen, ja oft selbst harten Erziehung in seiner Jugend.

Quellen; Mitteilungen von Bekannten und Verwandten des Verstorbenen. (In forstwissenschaftlicher Hinsicht von Herrn alt Forstmeister Zeerleder). — Das Material der Burgergemeinde. — Eigene Erinnerung.

Bern, den 19. April 1904.

R. von Diesbach.

---

[1]) Hiezu vergleiche die Broschüre: „Reben am Weinstock. V. Oberst Otto von Büren, von Samuel Oettli", Seite 9, Zeile 7 von oben: „L. (udwig) W. (urstemberger) sollte zu mir kommen, aber S. (ophie, die spätere Frau Dändliker) sein Plagegeist und seine Schwester zugleich, verhinderte es."

[2]) Aeußerung von Wurstembergers gegen den Verfasser; übrigens stand der Forstmeister mit seinem Urteil über den Betreffenden hinsichtlich bestimmter Fälle durchaus nicht einzig da.

Jakob Egger.
1821—1904.

Der bernische Schulmann Jakob Egger wurde am 12. Mai 1821 in Aarwangen geboren. Von 5 Kindern einer armen Familie war er das jüngste und wurde, kaum 4 Jahre alt, schon eine Waise. Seine Großeltern mütterlicherseits nahmen sich nun seiner an und schickten ihn zuerst in eine von einem alten französischen Militär und dessen blinder Frau geleitete Privatschule, später aber in die Dorfschule, der von 1832 an der nachmalige Schulinspektor Jakob Schürch [1]) vorstand. Im Jahr 1835 brachte ihn sein Pate und Onkel, der Handelsmann und Fabrikant Samuel Egger, in der berühmten Fellenbergschen Anstalt in Hofwyl unter, wo er bis ins Frühjahr 1837 blieb und den Unterricht in der Realschule empfing. Den Sommer dieses Jahres verlebte er in Iferten und zwar in der Anstalt, die einst durch Pestalozzi gegründet und geleitet worden ist und die nachher dessen Nachfolger im gleichen Geiste fortzusetzen bemüht waren, aber dabei mehr versprachen, als sie halten konnten.

Ohne pädagogisch-methodisch in richtiger und ausreichender Weise vorbereitet zu sein, übernahm nun der junge Mann, um seinem guten Onkel „aus den Kosten zu kommen" und sein Brot selbst zu verdienen, die Führung der eben ledig gewordenen gemischten Schule zu Mumenthal bei Aarwangen, die 70 Kinder und 10 Schulstufen zählte. Mehr als die Zubereitung des zu lehrenden Stoffes und das methodische Verfahren, in dem er sich zuerst hauptsächlich dasjenige seiner frühern Lehrer vor Augen hielt, gab ihm die Aufrechthaltung der Disziplin zu tun. Die praktische Betätigung in dieser komplizierten Schule, eigenes Nachdenken und Fleiß und Treue im Berufe schufen ihn während der vier Jahre, die er in Mumenthal zubrachte, zum rechten Schulmeister, der er sein Leben lang gewesen ist.

Durch die Vermittlung eines in Iferten gewonnenen Freundes, des Theologiestudenten Johann Straßer, spätern Pfarrers zu Lauenen und Langnau, erhielt der nach wissenschaftlicher Fortbildung und Vervollkommnung dürstende Jakob Egger im Jahr 1841 eine Stelle in der „Bildungsanstalt der Gebrüder Paulus auf dem Salon bei

[1]) Siehe Sammlung bern. Biogr. Bd. I.

Ludwigsburg" in Württemberg. Diese Anstalt stand früher zu Kornthal im württembergischen Neckarkreis, wo auch Karl Schenk, der nachherige Bundesrat, Edmund von Fellenberg, der hervorragende Geologe und Archäologe, und andere Schweizer einen Teil ihrer Bildung erhielten. Sie war 1819 von streng lutherischen Männern gegründet worden und genoß den Ruf einer pietistischen Anstalt, in der die Erziehung und der Unterricht sich auf den Ernst des Wortes



Gottes gründeten. Als eine Art Gymnasium teilte sie sich in eine realistische und literarische Abteilung und zählte zirka 100 Schüler. Egger schlug sich zu den Realisten und war halb Schüler, halb Lehrer. Um nämlich einen Teil der Pensionskosten abzuverdienen, erteilte er, der als Zögling etwa 30 wöchentliche Unterrichtsstunden empfing, „um des Brotes willen" noch zirka 20 Privatlektionen im Französisch und im Klavierspiel, eine Tatsache, die nicht bloß eine starke körperliche Konstitution, sondern auch eine ungewöhnliche Willenskraft voraussetzt. Aber er selber bekannte später, „daß ihm diese Energie ohne

Gottes fühlbare Hilfe unbegreiflich wäre". Mit diesem Bekenntnis ist auch seine religiöse Stellung angedeutet, der er stets treu blieb und zu der schon frühe seine Großmutter, eine geborne Joubert, aus einer französischen Hugenottenfamilie stammend, den ersten Grund gelegt hat.

Nach zweijährigem Aufenthalt auf dem „Salon" bestand Egger das württembergische Staatsexamen als Reallehrer mit Ehren und wurde dann als Lehrer der Mathematik in der Anstalt angestellt, blieb aber in dieser Stellung bloß zwei Jahre. Im Herbst 1845 kehrte er in die Heimat zurück, erteilte in Bern Privatunterricht, besuchte Vorlesungen an der Hochschule und war als Nachfolger seines bereits genannten Freundes Straßer einige Monate am burgerlichen Waisenhause tätig. Im Frühling 1846 jedoch kam er als Lehrer an die Sekundarschule in Aarberg. Hier wirkte er von da an sieben Jahre lang mit großem Erfolg und beteiligte sich auch sonst lebhaft an der Förderung des Schulwesens in weiten Kreisen, besonders als bei Anlaß der Verfassungsrevision im Jahr 1846 auch für die bernische Volksschule ein Ruck vorwärts getan werden sollte. Der kantonale Lehrerverein hatte folgende Preisaufgabe ausgeschrieben: „Beurteilung des gegenwärtigen Zustandes unseres Volksschulwesens und Angabe und Begründung dessen, was zur Hebung desselben nach den Prinzipien des wahren Fortschritts durch die Gesetzgebung getan werden sollte". Egger ging mit großem Eifer und mit Sachkenntnis an deren Lösung und hatte den besten Erfolg. Von sechs eingegangenen Arbeiten sprach ihm der am 11. und 12. Juli 1847 in Thun versammelte kantonale Lehrerverein auf den Antrag des Preisgerichtes, dem u. a. Theodor Müller, „der Veteran von Hofwyl", angehörte, den ersten Preis zu. (Den zweiten Preis erhielt Chr. Blatter, gew. Lehrer in Murten, später in Sumiswald.) Durch diese Arbeit zog Egger die Aufmerksamkeit der Behörden, namentlich des Erziehungsdirektors Johann Schneider auf sich, der ihn zum Schulkommissär eines der 80 Kreise, in die der Kanton damals eingeteilt war, nämlich desjenigen von Seedorf, sowie zum Mitglied der Patentprüfungskommission ernannte. An der Sekundarschule Aarberg war neben Egger der nachmalige verdiente Direktor der landwirtschaftlichen Schule auf dem Strickhof bei Zürich, Johannes Dängeli aus Guggisberg, tätig. Diesem seinem Freunde und verdienten Erzieher hat Egger in der „Sammlung bernischer Biographien", Bd. I, ein literarisches Denkmal gestiftet. Die Sekundarschule Aarberg nahm einen erfreulichen Aufschwung. Als sie im August 1884 ihr 50jähriges Jubiläum beging, nahm Egger

als Kommissionspräsident daran teil und verfaßte den Bericht und die Geschichte der Schule, der dann veröffentlicht wurde. (Aarberg bei J. Bürgi 1884.)

Im Herbst 1852 erhielt Egger einen Ruf an das Lehrerseminar Münchenbuchsee, das unmittelbar vorher durch die konservative Regierung eine vollständige Umgestaltung erfahren hatte. Er nahm, obwohl mit dem Vorgehen der Regierung nicht einverstanden, die Wahl an weil ihm dadurch Gelegenheit geboten ward, seinem Lieblingsfache der Mathematik, eingehender leben zu können und weil er sich nach erfolgter Besprechung mit dem an Stelle Grunholzers gewählten Seminardirektor Heinrich Morf in den zu beobachtenden Grundsätzen eins wußte. Die neue Stelle trat er im Frühjahr 1853 an und arbeitete sich mit der ihm eigenen Energie in die nicht leichte Aufgabe ein. „Mit einem wahren Feuereifer“, wie er selbst sagt, warf er sich nicht bloß auf sein Lieblingsfach, die Mathematik, sondern auch auf verschiedene Zweige der Naturkunde, Schweizergeschichte, Buchhaltung u. a. m. Namentlich machte er die Arithmetik und die Geometrie zu seinem unablässigen Studium und Operationsfeld. Im Herbst 1853 erschien von ihm der „Versuch einer Verteilung des Lehrstoffes im Rechnen auf die 10 Schuljahre der bern. Volksschule“ (Bern bei K. J. Wyß). Ganze Stöße Hefte mit methodisch gegliederten Aufgaben und Darstellungen für den Rechnungsunterricht nach den verschiedenen Seiten hin wurden ausgearbeitet. Im Jahre 1858 erschien sein Hauptwerk: „Methodisch-praktisches Rechenbuch für schweizerische Volksschulen und Seminarien, sowie zum Selbstunterricht“ (Bern bei K. J. Wyß), das bis 1886 sechs Auflagen erlebte. Auch seine „Geometrie für gehobenere Volksschulen, Seminarien, niedere Gewerbe- und Handwerkerschulen“ fand, wie jenes Werk, die verdiente Verbreitung und Anerkennung. Später erschienen auch Uebungsbücher für den geometrischen Unterricht an Sekundarschulen: Geometrische Formenlehre, Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie.

Eggers Wirksamkeit am Lehrerseminar Münchenbuchsee dauerte bloß 3½ Jahre. Dasselbe besaß die Sympathien der Lehrerschaft des Kantons aus mehrfachen Gründen nicht und wurde oft und scharf angefeindet. In den politischen Kämpfen, die in jenen Jahren mit der größten Bitterkeit geführt wurden, drängte sich Egger nie in den Vordergrund, sondern hielt sich mit stets gleichem Eifer an seine Berufspflichten und trug ein Wesentliches dazu bei, daß das damalige Seminar mit seinen reduzierten Lehrkräften und der kurzen, bloß zweijährigen Studienzeit der Seminaristen doch verhältnismäßig gute Leistungen aufwies.

Im Frühjahr 1854 fusionierten die zwei großen politischen Parteien des Kantons, die sich seit Jahren zum Schaden des Ganzen und insbesondere auch der Schule aufs heftigste befehdet hatten. Die Erziehungsdirektion leitete der gemäßigt radikale Dr. med. Samuel Lehmann. Nach vergeblichen Anläufen, welche seine Vorgänger Johann Schneider (zum Unterschied von Dr. Joh. Rud. Schneider gewöhnlich „Schneider älter" genannt), Jakob Imobersteg, August Moschard und Alphons Bandelier, genommen hatten, um im Schulwesen gesetzgeberische Reformen einzuführen, machte sich Lehmann mit lobenswertem Eifer daran, die weitausschauende Aufgabe ihrem Ziele entgegenzuführen. Um einen möglichst klaren Boden zu schaffen, auf welchem mit um so mehr Sicherheit gebaut werden könne, ließ derselbe das reichhaltige statistische Material, das die 80 Schulkommissäre liefern konnten, sichten und zu einer möglichst klaren Uebersicht des ganzen Schulwesens verarbeiten. Da Erziehungsdirektor Dr. Lehmann nie Lehrer gewesen war, so zog er nebst andern besonders den erfahrenen Schulmann Egger herbei, und dieser leistete ihm in der Erstellung der gewünschten umfassenden Schulstatistik die besten Dienste. Eine übersichtliche Darstellung derselben hat Egger in seiner „Geschichte des Primarschulwesens im Kanton Bern" im Jahr 1879 gegeben. Zu den Beratungen der gesetzgebenden Behörde über die neue Grundlage, auf welche das Volksschulwesen abgestellt wurde, lieferte Egger das zuverlässigste Material. Es folgten im Jahre 1856 rasch nacheinander das Organisationsgesetz, das Gesetz über die Sekundarschulen und eines über die Kantonsschulen (Bern und Pruntrut), einige Jahre nachher die Gesetze über die ökonomischen Verhältnisse der Primarschulen und eines über die letztern selber.

Diese gesetzgeberischen Reformen hatten 1856 zur Folge, daß die Einrichtung der Schulkommissariate fallen gelassen und diejenige der Schulinspektoren geschaffen wurde. Von den sechs Inspektoratsbezirken, in die der Kanton zerfiel, erhielt nun Egger das Seeland, umfassend die Aemter Aarberg, Nidau, Büren, Erlach, Biel und Neuenstadt mit damals 191 Schulen, welche Zahl aber bald auf weit über 200 stieg. Als später infolge des neuen Schulgesetzes von 1870 der Kanton 12 Inspektionsbezirke erhielt, fielen ihm Laupen, Aarberg, Büren und Fraubrunnen und eine zeitlang auch Erlach und Nidau zu, so daß er in diesem Fall nicht weniger als 260 Schulen zu beaufsichtigen hatte. Erst von 1871 hinweg ging für ihn diese Zahl auf 141 zurück, indem ihm bloß noch die Schulen der Amtsbezirke Aarberg, Büren und Laupen zugewiesen wurden.

Außer seiner Haupttätigkeit als Schulinspektor reichte Eggers Kraft noch für manche andere Arbeit aus. Er hatte nach seiner Wahl im November 1856 seinen Wohnsitz von Münchenbuchsee nach Aarberg verlegt. Hier wurden ihm verschiedene Beamtungen übertragen. So war er Präsident der Sekundarschule, der er früher als Lehrer angehört hatte, ferner Mitglied der Primarschulkommission und des Kirchgemeinderates, Präsident der Kommission der Taubstummenanstalt Frienisberg. Auch gehörte er dem Vorstand der kantonalen Schulsynode, den Patentprüfungskommissionen für Primarlehrer und für Sekundarlehrer, ebenso der Lehrmittelkommission für die Primarschulen an. Die Lehrmittel im Rechnen, welche die bernischen Schulen während beinahe drei Jahrzehnten im Gebrauch hatten, sind fast alle von ihm verfaßt worden, wozu er von der Erziehungsdirektion jeweilen den Auftrag erhielt. Auch an der Erstellung anderer Lehrmittel war er beteiligt, so namentlich an dem Lesebuch für Mittelklassen, das bis 1877 in den Schulen benutzt und von seinem Nachfolger wenigstens nicht übertroffen worden ist. In demselben hat er die naturkundlichen Stücke und den grammatischen Anhang bearbeitet, während die andern Bestandteile von seinen Kollegen, den Inspektoren Joh. Staub[1]) und J. Schürch, herrührten und von ihrer praktischen Einsicht Zeugnis ablegten.

Egger war eine ausdauernde, starke Natur, und wie er, gleich einem südafrikanischen Bur, an seinem religiösen Glauben festhielt, so vermochte er wie jener auch körperliche Strapazen auszuhalten, die ihm heute seltener noch, als ehemals, jemand nachmachen wird; so kam es z. B. vor, daß er in Aarberg den Morgenzug kurz vor 7 Uhr verfehlte, jedoch um 9 Uhr, indem er zu Fuß über Frienisberg und Maikirch eilte, zu der auf diese Stunde anberaumten Sitzung einer Kommission in Schulsachen im Stiftgebäude zu Bern rechtzeitig eintraf.

Im Herbst 1894 trat das neue, gegenwärtig noch geltende Schulgesetz in Kraft, nach welchem u. a. auch die Einteilung des Kantons in Inspektionsbezirke eine Aenderung erlitt und Egger im 9. Kreise die, Aemter Aarberg, Laupen und Erlach zugeteilt erhielt. Die Regierung wählte ihn einhellig wieder, und er begann trotz der 74 Jahre seine Schultätigkeit mit neuem Eifer. Doch fühlte er bald, daß seine Kräfte für die schweren Aufgaben nicht mehr völlig ausreichten. Auf den 1. Mai 1895 reichte er deshalb seine Demission ein. Am 4. Mai

[1]) „Siehe Sammlung bern. Biographien“ II.

veranstalteten die Behörden, Freunde und Kollegen, Lehrer und Lehrerinnen, Schüler und Schülerinnen von nah und fern eine erhebende Jubiläums- und Abschiedsfeier und brachten ihm ihren Dank und ihre Anerkennung für seine Verdienste dar. Bald nachher verlegte er seinen Wohnort von Aarberg, wo er, die Zeit seines Wirkens am Seminar abgerechnet, seit 1846 gewohnt hatte und wo ihm das Bürgerrecht geschenkt worden war, wo er sich aber doch seit dem Tode seiner Gattin (28. Mai 1893) einigermaßen vereinsamt fühlte, nach seinem ursprünglichen Heimatort Aarwangen in den Kreis seiner Verwandten. Hier lebte er nun in stiller Zurückgezogenheit, aber immer noch sein Interesse an den Angelegenheiten der Schule und des öffentlichen Lebens bekundend. Als ihm der Schreiber dieser Zeilen und ein anderer Freund, Oberlehrer Em. Widmer in Bern, Eggers Schüler, im Frühjahr 1900 daselbst einen Besuch abstatteten, fanden sie den bald 80jährigen Greis verhältnismäßig noch recht rüstig. Unter heitern Gesprächen über Vergangenes und Gegenwärtiges begleitete er sie auf einem Rundgang durch das stattliche Dorf und machte sie auf alle Merkwürdigkeiten aufmerksam. Als die Rede u. a. auch auf den Unterricht im Seminar vor bald einem halben Jahrhundert gelenkt wurde und W. eine bestimmte Rechnungsstunde in die Erinnerung zurückrief, in der nicht alles völlig glatt ablief, sagte Egger sofort, welches der Rechnungsfehler gewesen sei; so treu war ihm das Gedächtnis geblieben. Die Augen waren zwar schwach geworden und versagten den Dienst beim Lesen. Recht froh bin ich, sagte er, über den Vorrat an tröstenden und erbaulichen Liederversen und Bibelsprüchen, die ich früher auswendig gelernt habe und die ich nun öfters im stillen wiederhole. Seinen Zustand betrachtete er als „eine etwas unangenehme Zwischenzeit". Seinen religiösen Standpunkt hat er, wie schon bemerkt, in seinem ganzen Leben nie verleugnet und den „alten Glauben, wie ihn die Bibel lehrt", gelegentlich auch offen bekannt, so in seinen Schriften „Der Dorfschulmeister" (1862), „Die Schöpfung der Welt im Lichte der Offenbarungsurkunde und der neuern Naturforschung" (Bern, K. J. Wyß 1872) und „Reden und Ansprachen" (Bern, Dürrenmatt-Egger, 1894) und besonders in seinem selbstverfaßten „Lebensabriß" von 1898. Mit Nachdruck spricht er hierin allen „Pantheisten, Materialisten und Anarchisten" Wert und Berechtigung völlig ab. In der Förderung und Befestigung des „Glaubens an Jesum Christum als den Sohn Gottes und an ein persönliches ewiges Leben" erblickte er die Hauptaufgabe der Schule, für deren Entwicklung er selber so lange, so viel und so nachhaltig gearbeitet hat.

Am 12. März 1904 ging der um das bernische Schulwesen verdiente Mann zur ewigen Ruhe ein.

Achtundfünfzig Jahre seines Lebens hat Egger mit nie ermüdender Kraft und Hingebung dem Dienste der Schule und zwar vornehmlich der bernischen Volksschule gewidmet. Welch eine Summe von Arbeit! Welch schönes Beispiel und Vorbild treuer Pflichterfüllung und eines nie wankenden Glaubens an die Zukunft, an den Wert der durch Religiosität geweihten Volksbildung!

Bern, Ende März 1904.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Alexander Wildermett.

1737–1800.

Alexander Wildermett, Sohn des Bürgermeisters und späteren bischöflichen Meyers von Biel, Alexander Jakob Wildermett,[1]) und der Maria Katharina Elisabeth Thellung von Courtelary, wurde am 12. September 1737 in Biel geboren und brachte seine ersten Jugendjahre im väterlichen Hause zu, in welchem Bildung und Reichtum in glücklicher Weise vereinigt waren. Sein Vater, nach dem Tode seiner Oheime einziger männlicher Sprosse des Geschlechtes der Wildermett, war infolgedessen alleiniger Besitzer und Nutznießer der sehr beträchtlichen Familiengüter geworden. Außer seinen Häusern in der Stadt, an der Schmiedengasse, am alten Kornmarkt, vor dem Untertor, besaß er die Mühle in Mett, Landsitze in Vingelz, in Pieterlen und im Jorat hinter Ilfingen. Dazu kamen noch die einträglichen fürstlich-bischöflichen und die Bellelay'schen Lehen. Die ersteren bestehend aus Mühle, Sägewerk und Drahtzug in Friedlinswart, letztere aus ähnlichen industriellen Etablissementen in Bözingen. Der Ertrag der letzteren war bestimmt zur Vermehrung der großen Familienbibliothek, die in dem Bürgermeister Alexander Jakob einen verständnisvollen Förderer fand. Namentlich die historischen Studien waren in der Familie in hohen Ehren gehalten. Der Herr des Hauses fand trotz seiner vielen amtlichen Stellungen und seiner Privatgeschäfte, zu welchen außer buch-

[1]) Band IV der Sammlung bernischer Biographien pag. 286–297.

händlerischen Unternehmungen seit 1749 der Betrieb einer Indiennefabrik gehörte, Muße genug, eine äußerst gründliche, drei Foliobände umfassende Geschichte der Stadt Biel und eine Monographie des Bielersees, zu verfassen und eine wertvolle Urkundensammlung anzulegen, die in älteren Reisebeschreibungen als Merkwürdigkeit der Stadt Biel mehrfach erwähnt wird.

Die Erziehung, die Alexander und sein um zwei Jahre jüngerer Bruder, Jakob Sigmund, im elterlichen Hause fanden, war eine äußerst sorgfältige. Deutsche Präzeptoren erteilten den beiden Knaben den ersten Unterricht. 1745 starb die Mutter, erst 24 Jahre alt, worauf eine ledige Schwester derselben während einigen Jahren das Hauswesen führte. 1749 kamen die Brüder auf drei Jahre in das Pfarrhaus Madiswil zu dem trefflichen Pädagogen Dekan Franz Ludwig Sprüngli, wo sie in Philosophie, Latein und Griechisch unterrichtet wurden. 1753 bis 1755 hielt sich Alexander in Lausanne bei Professor Pavillard auf, wo er Jus und die schönen Wissenschaften studierte, und beschloß seine Studienzeit in Bern bei Professor Altmann, in dessen Hause er während drei Monaten verweilte.

Anfangs Juni 1756 nach Biel zurückgekehrt, übergab ihm sein Vater die Geschäfte der Bellelayschaffnerei, um ihn im Verwaltungssache praktisch ausbilden zu lassen. 1758 erhielt er als Hauptmann das Kommando der zweiten, aus der Mannschaft von Bözingen, Vingelz und Vauffelin bestehenden Kompagnie der Bielermiliz. Am 20. Mai 1760 fand in der Kapelle des Siechenhauses seine Trauung statt mit Margaretha von Treytorrens aus Yverdon. Im folgenden Jahre aus Gesundheitsrücksichten zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Montpellier genötigt, wurde er nach seiner Rückkehr Mitglied des Großen Rates, 1763 Stubenmeister der Zunft zum Wald und 1768 Stadthauptmann der dritten Auszügerkompagnie. 1769 erhielt er die Stelle eines Bellelayschen Schaffners und 1772 diejenige eines Salzdirektors und Mitgliedes des kleinen Rates. Seit 1778 Venner, wurde er 1782 nach der Resignation seines Vaters dessen Nachfolger als bischöflicher Meyer von Biel, Landvogt von Ilfingen und Oberamtmann auf dem Tessenberg und erhielt die Würde eines Hofrates.

Seine Stellung brachte ihm aber mehr Beschwerden als Annehmlichkeiten. Unter der Bürgerschaft von Biel sah man die steigende Macht der Wildermettschen Familie nicht gerne, und es fehlte dem bischöflichen Meyer in der auf ihre Rechte eifersüchtigen Stadt nicht an offenen und geheimen Gegnern. Besonders schwierig wurde seine Stellung nach dem Ausbruch der französischen Revolution. Am

20. April 1792 hatte Frankreich dem Kaiser den Krieg erklärt, und einige Tage später besetzten französische Truppen die Stiftslande. Zur Flucht genötigt langte in der Nacht vom 27. auf den 28. April der Fürstbischof, Johann Sigmund von Roggenbach mit einigen Getreuen in Biel an und bezog seine bescheidene Residenz an der Obergasse. Aber auch hier sich nicht sicher fühlend, verreiste er am 5. Dezember desselben Jahres mit seinem Hofstaat nach Konstanz, nachdem er die Regierung der ihm noch verbleibenden Landesteile Erguel, Münster, Neuenstadt und Biel einer Regentschaft übertrug, welcher die Herren Landvogt Imer, Schaffner Niklaus Heilmann und Meyer Alexander Wildermett angehörten. Im Namen dieser Regentschaft, die ihren Sitz in Pieterlen aufgeschlagen hatte, verfaßte Wildermett eine Flugschrift an die Gemeinden des Erguel, in welcher er sie zum Gehorsam gegenüber dem Fürsten aufforderte und vor revolutionären Grundsätzen warnte.[1]) Aber dieser Schritt hatte nicht den gewünschten Erfolg, indem nur das untere Erguel der Proklamation Folge leistete, während die oberen Gemeinden sich für die Unabhängigkeit aussprachen. Auch in Biel sank das Ansehen des Meyers, dessen Gewalt immer mehr an den Bürgermeister, den Rat und die Bürgerschaft überging.

Der nach dem Tode des nach Konstanz geflüchteten Fürsten zu dessen Nachfolger gewählte Bischof, Franz Xavier von Neveu, der seine Residenz in Offenburg aufschlug, bestätigte zwar die Regentschaft, aber dieses Kollegum sah bald ein, daß an Herstellung des fürstlichen Ansehens nicht mehr zu denken sei. Am 2. August 1796 legte Wildermett dem geheimen Rate den Entwurf einer Transaktion zwischen dem Bischof und der Stadt Biel vor, nach welcher der Fürst ersucht werden sollte, dem Meyer, Bürgermeister und Rat von Biel, die Regierung den in der helvetischen Neutralität begriffenen und von den Franzosen noch nicht besetzten Landesteile zu überlassen. Falls aber der Bischof bei dem abzuschließenden Frieden nicht wieder in seine Stiftslande eingesetzt würde, so sollte er die Stadt Biel gänzlich unabhängig erklären und ihr die Landesteile Erguel, Münstertal, Tessenberg und Neuenstadt eigentümlich übertragen. Dieses für Biel vorteilhafte Projekt war eine der letzten Kundgebungen Wildermetts. Aber die Okkupation und Revolutionierung des Bistums durch die Franzosen nahm ihren unaufhaltsamen Fortgang. Am 16. Dezember 1797 wurde im französischen Hauptquartier in Sonceboz die

[1]) Avertissement que le conseil provisoire de Régence, pour le Département d'Erguel, adresse aux communantés du Pays. Druckort ungenannt 15 Seiten.

Absetzung des Meyers Wildermett ausgesprochen und als sein Nachfolger der französische Bürger Louis Bresson gewählt. Zwei Adjutanten wurden nach Biel abgeordnet, welche die sofortige Verhaftung Wildermetts und die Beschlagnahme der fürstlichen Güter verlangen sollten. Diesem Begehren wurde nun allerdings nicht entsprochen. Aber als am 5. Februar 1798 die Franzosen in Biel einzogen, ließen sie ihn ihre Ungnade in empfindlicher Weise fühlen. Alexander Wildermett wurde sofort arretiert, während seine Papiere in Biel und Pieterlen durchsucht und unter Siegel gelegt wurden. Auch die ökonomische Einbuße, die er durch die Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse erlitt, war für ihn und seine Familie eine sehr empfindliche.

Er sollte seinen Sturz nicht lange überleben. Am 1. März 1800 starb er. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhofe zu Pieterlen, wo eine einfache Grabplatte auf der Südseite der Kirche die irdischen Ueberreste des letzten bischöflichen Meyers bedeckt.

„Er besaß eine rednerische Gabe in hohem Grade, die ihm in seinem Leben oft zu gut gekommen ist. Seine Leutseligkeit und besonders die Gnade, seinen Feinden zu vergeben, ja ihnen den Frieden anzubieten, wenn das Recht schon auf seiner Seite stand oder er der weit mächtigere war, um sich zu rächen, wenn er gewollt hätte, zeichneten ihn besonders aus". In seinen späteren Jahren unentwegter Verfechter der alten Ordnung, scheint er in seiner Jugend vom Geiste der Aufklärung nicht unberührt geblieben zu sein. Als im Herbst 1765 J. J. Rousseau sein Asyl auf der Petersinsel verlassen mußte, bot ihm Alexander Wildermett eine Freistätte in seinem Hause an. Freilich dauerte Rousseaus Aufenthalt im Wildermettschen Hause kaum zwei Tage, zog doch der Flüchtling es vor, die von Herrn von Vauxtravers ihm zur Verfügung gestellte Wohnung im Landsitz Rockhall zu beziehen, wo er sich sicherer fühlte.

Ein großer Tag für die Familie Wildermett war der 24. September 1776, an welchem dem tagsvorher unter großem Gepränge eingetroffenen Fürsten Friedrich von Wangen-Geroldseck von der Stadt und der Landschaft gehuldigt wurde. Dem Vater Alexander Jakob fiel als Meyer die Hauptrolle bei den Feierlichkeiten zu, aber auch die beiden Söhne waren durch ihre Stellung in hervorragender Weise mitbeteiligt, Alexander als Stadthauptmann und sein jüngerer Bruder als Stadtschreiber, als welcher er später einen äußerst ausführlichen Bericht über diese festlichen Tage verfaßte, wie sie Biel vorher und nachher nicht mehr wieder gesehen hat.

Im August des Jahres 1784 empfing Alexander, der seinem Vater in der Würde eines Meyers nachgefolgt war, den in Biel durchreisenden Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder Friedrich des Großen, und wurde von demselben nach Neuenburg eingeladen. Diese Bekanntschaft mit dem hohen vielvermögenden Herrn sollte für die Familie Wildermett von großer Bedeutung werden, datieren doch von da her ihre Beziehungen mit dem preußischen Hof, die noch Jahrzehnte fortdauern sollten.

Alexander Wildermett war zweimal verheiratet. Am 6. November 1782 starb seine erste Gattin, Margaretha von Treytorrens, eine Frau von seltener Herzensgüte. „Ihre so große Freundlichkeit und Leutseligkeit und unermüdete tätige Liebe gegen alle Menschen und besonders gegen die Armen, hat ihr Andenken bei den fremdesten Menschen bis in die spätesten Zeiten erhalten. Sie übte auch so lange sie gelebt des morgens und abends das tägliche Hausgebet mit ihrem Ehemann, Kindern, Knechten und Mägden auf den Knieen und vermahnte ihre Kinder vor ihrem Ende, Gott und seinem Wort bis an's Ende ihres Lebens treu zu bleiben.“ Als rettender Engel erschien sie oft an den Krankenbetten der Armen. Sie, die vornehme Dame, in deren Hause fürstliche Besuche nicht selten waren, hatte es zu einer solchen Selbstüberwindung gebracht, daß sie armen Kranken ihre Geschwüre aufschnitt, selbst Krebswunden wusch und verband, und öfters kam es vor, daß sie frierend und in etwas sonderbarem Aufzuge nach Hause eilte, weil sie unterwegs dürftige Frauen mit ihren eigenen Kleidern beschenkt hatte. Sie hinterließ ihrem Gatten elf Kinder, von denen aber einige in den ersten Lebensjahren starben. Aus seiner zweiten 1788 geschlossenen Ehe, mit Fräulein Marie Anna Calame, der Tochter des Bürgermeisters von Locle, gingen vier Kinder hervor. Unter den Söhnen und Töchtern Alexander Wildermetts haben sich mehrere durch ehrenvolle Laufbahn und Tätigkeit ausgezeichnet.

Katharina Wildermett, geboren 1763, wurde 1793 Erzieherin der Kinder der Fürstin Branicka, Hofdame der Kaiserin Katharina II. und Nichte des allmächtigen Ministers Fürst Potemkin. Sie erwarb sich das volle Vertrauen der Kaiserin, an deren Hof sie sich aufhielt. Wegen Kränklichkeit genötigt, Rußland zu verlassen, kehrte sie, von der Kaiserin reich beschenkt, und mit Geleite und einem bequemen Reisewagen versehen, in ihre Heimat zurück und starb im November 1795 in Pieterlen, wo sie ihre letzten Lebenstage zugebracht hatte.

Henriette, geboren 1776, verheiratete sich 1798 mit dem französischen Brigadegeneral S. Ruby, starb aber schon 1803 in Paris.

Maria Margaretha, geboren 1777, an Geist und Charakter außergewöhnlich hervorragend, sollte eine ebenso glänzende als ehrenvolle Laufbahn zurücklegen, der in dieser Sammlung ein besonderer Platz gehört.

Josef Alexander, geboren den 15. April 1764 in Yverdon im großväterlichen Hause, schien einer schönen Zukunft entgegen zu gehen, hat aber den durch die Revolution erfolgten Umschlag auf die empfindlichste Weise erfahren müssen. Einen Teil seiner Jugend brachte er als Schüler in der unter der Leitung des Dichters Pfeffel stehenden Militärschule in Colmar zu. Von 1783—85 studierte er in Göttingen die Rechte. Nach Abschluß seiner Studien unternahm er längere Reisen nach Deutschland, brachte einige Zeit an dem Hofe des Prinzen Heinrich in Reinsberg zu und wurde in Potsdam von dem schon schwerleidenden Friedrich II. empfangen. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er 1785 Offizier des in englischen Diensten stehenden Regimentes Ersquine, das aber bald abgedankt wurde, 1787 Hauptmann der Bielerartillerie, 1798 Stubenmeister der Zunft zum Wald, nachdem er schon ein Jahr vorher als Nachfolger seines Vaters zum Bellelay'schen Schaffner ernannt worden war. Am 2. Januar 1792 hielt er seinen Zunftgenossen eine patriotische antirevolutionäre, durch den Druck weiterverbreitete Rede, die ihm die Abneigung der namentlich im Erguel stark vertretenen französisch gesinnten Elemente eintrug. Nach dem Einzug der fränkischen Truppen in Biel wurde er sofort von zwei Kommissären und Füsilieren arretiert, während seine Papiere in Beschlag genommen wurden. Dasselbe Mißgeschick widerfuhr ihm im folgenden Jahre während eines Aufenthaltes in Marseille, wo er am 7. Juni verhaftet und fast vier Monate in Haft behalten wurde. Wohl mit Unrecht schrieb er diese Verhaftung den Denunziationen des eidgenössischen Direktoriums und namentlich des Direktors Bernhard Friedrich Kuhn zu. Bei dieser Gelegenheit fiel den Franzosen sein Briefwechsel mit Lavater in die Hände, über Gegenstände metaphysischer Art, insbesondere über die Unsterblichkeit der Seele. Eine in einem der Briefe Lavaters stehende Aeußerung, die Franzosen seien nichts als eine wohlorganisierte Räuberbande, wurde gegen Josef Alexander dahin ausgebeutet, als stehe er mit den Feinden der Republik in Verbindung. Nach den bitteren Erfahrungen, die er seit dem Umschwung zu kosten bekam, ist es nicht verwunderlich, daß

ein Bericht aus seiner Feder über den moralischen und religiösen Zustand im ehemaligen Bistum nach der Revolution, der kürzlich durch den Druck veröffentlicht wurde, sehr pessimistisch lautet. [1])

Er starb, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 25. Februar 1819 auf seinem Landsitz in Pieterlen.

Friedrich Wildermett, geboren den 14. Dezember 1766, wurde in der berühmten Klosterschule in Bellelay erzogen, wo er zur katholischen Konfession übertrat. Von 1784—86 studierte er in Straßburg die Rechte, wo er wieder zur väterlichen Kirche zurückkehrte. Mit seinem Vetter Sigmund trat er im August 1786 als Hauptmann in die preußische Armee ein und trat in nahe Beziehungen mit dem späteren König Friedrich Wilhelm III., der ihn um seiner militärischen Tüchtigkeit willen hoch achtete. Als Major machte er den Krieg gegen Frankreich mit, starb aber schon im November 1793 vor Valenciennes an der Ruhr.

Seiner Gattin, Hermine von Borken, hinterließ er ein erst drei Monate altes Söhnchen, Carol, geboren den 24. Februar 1793. Noch fast Knabe trat er in preußische Dienste und machte als Adjutant in der Garde zu Fuß den russischen Feldzug mit. 1813 zeichnete er sich in der Schlacht von Großgörschen aus und erhielt wegen seiner bei der Erstürmung einer französischen Batterie bewiesenen Tapferkeit das eiserne Kreuz II. Klasse. Unter General York, dessen Adjutant er wurde, beteiligte er sich an den Hauptkämpfen des Jahres 1814 und erhielt vor Paris das eiserne Kreuz I. Klasse und den russischen Wladimirorden, machte den Feldzug von 1815 mit und trat 1816 in den Generalstab. 1824 kehrte er als Major auf kurze Zeit in seine Vaterstadt zurück. Er muß um diese Zeit den preußischen Dienst quittiert haben und in die russische Armee eingetreten sein, wo ihm Dank seiner Tüchtigkeit und der Beziehungen seiner Familie mit dem russischen Hofe eine glänzende Laufbahn offen stand. Aber sie war von kurzer Dauer. Im Januar 1829 gelangte die Nachricht nach Biel, daß Carol Wildermett im russischen Hauptquartier zu Adrianopel an einem bösartigen Fieber gestorben sei. Ein am folgenden Tage eingetroffenes Kondolenzschreiben von der Hand der russischen Kaiserin an die Familie Wildermett bestätigte die Todesnachricht.

[1]) Veröffentlicht im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1904.

Johann Philipp, geboren den 29. Oktober 1775, verheiratet 1795 in erster Ehe mit Henriette de Treytorrens von Yverdon, in zweiter Ehe 1810 mit einer Fräulein Rocaens aus Marseille, trat zur katholischen Kirche über und erscheint in diplomatischer Stellung in der Umgebung Carls von Artois, der ihn mit einer Mission an die Alliierten und an den Berliner Hof betraute. Sein gleichnamiger Sohn bekleidete die Stelle eines Präfekten von Oran in Algier unter Louis Philippe und starb in Südfrankreich im März 1881. Mit ihm endigte der von dem letzten bischöflichen Major der Stadt Biel abstammende Zweig der Familie Wildermett.

Quellen: Wildermett'sche Familienpapiere im Besitz von Frau Schneider-Wildermett in Biel.

E. Bähler, Pfarrer in Thierachern.

Johann von Sacconay.

1646–1727.

(Mit Porträt.)

Johann von Sacconay stammte aus einem ursprünglich französischen adeligen Geschlechte, das sich in der Waadt niedergelassen hatte und hier die Herrschaft Bürsinel besaß. Geboren am 23. September 1646, widmete er sich dem Militärwesen und wurde ein einsichtsvoller, tapferer Kriegsmann. Er betrat die Heldenbahn als 18jähriger Jüngling 1664 in Frankreich, wo er in das Regiment Salis eintrat. Schon in den ersten Jahren seines militärischen Lebens erwarben ihm sein in Schlachten und Belagerungen bewiesener Mut und verschiedene kriegerische Taten einen großen Namen. Wenige Schweizer, so groß auch die Anzahl der Tapferen aus diesem Volke von jeher und zu allen Zeiten gewesen ist, haben sich durch einen solchen erhabenen Mut und Tatendrang angekündigt, wie er. Nur da, wo der Kampf am hitzigsten war, bei Bestürmungen von Schanzenwerken und von Ueberrumpelungen feindlicher

Posten gefiel sich der kühne entschlossene Sacconay. So zeichnete er sich namentlich aus am 17. August 1674 in der Schlacht bei Seneffe im Henegauischen, wo der Prinz von Condé den König Wilhelm III. von Oranien aufs Haupt schlug, sowie im März 1677 bei der Belagerung von Valenciennes an der Schelde und nachher in dem Regimente Stuppa, in welches er sich aufnehmen ließ, in Sizilien und Calabrien, in Flandern und anderwärts.

Obgleich er mehrmals in blutigen Kämpfen verwundet wurde, schien ihm dennoch der Tod auf allen den vielen Schlachtfeldern auszuweichen. Im Februar 1680 trat er mit Marie le Cordelier de Chenevière, aus einer alten adeligen Familie der Languedoc und protestantischer Religion, in die Ehe. Infolge des Widerrufes des Ediktes von Nantes durch König Ludwig XIV. im Jahr 1685 war die Familie seines Schwiegervaters, des Herrn zu Verneuil, wiederholten barbarischen Verfolgungen ausgesetzt, weshalb von Sacconay sie in sein stilles Bürsinel im Waadtlande brachte. Beinahe wäre ihm durch Louvois in Frankreich der Prozeß gemacht worden; nur das Dazwischentreten des Generals Stuppa verhinderte weitere Maßnahmen.

Die fortgesetzten Religionsverfolgungen ließen ihn im November 1693 die französischen Dienste quittieren. Doch trat er nicht von seiner militärischen Laufbahn ab. Im Gegenteil warb er 1694 mit Einwilligung der bernischen Regierung ein Regiment von 1600 Schweizern protestantischer Religion, die er zuerst zum Prinzen Eugen von Savoien, nachher aber in den Sold Wilhelms III. von Oranien (seit 1689 König von Großbritannien) führte, und an deren Spitze er sich in mehreren Feldzügen sehr vorteilhaft hervortat. Es wird von ihm berichtet, daß er in den 18 Schlachten und 10 Belagerungen, denen er beigewohnt, überall durch bewundernswerten Heldenmut und Biedersinn sich ausgezeichnet habe. In der Beurteilung der Bewegungen des Feindes sei er so erfahren gewesen, daß er sein Regiment durch Zeichen aufmerksam machen konnte, wenn die Schüsse bald losgingen, damit die Leute sich bückten. Nach den kriegerischen Ereignissen in den Niederlanden, wo er an den Belagerungen von Kaiserswerth und Venlo, von Lüttich, Hüy, Limburg 2c. tätigen Anteil nahm, wurde er im November 1704 zum Brigadier befördert und zum Kommandanten der Festung Bergen-op-Zoom ernannt. Da indessen seine Gemahlin erkrankt war, ein Urlaub zu deren Besuch ihm aber verweigert wurde, so nahm er im Dezember 1705 seinen gänzlichen

Abschied und eilte in die Heimat, nach Bürsinel zurück, wo er am 3. Januar 1706 anlangte, aber seine Gemahlin nur mehr als Leiche antraf.

Im folgenden Jahre erhielt der Brigadier von Sacconay eine ehrenvolle Berufung durch den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, der ihn zum Generalinspektor seiner Truppen anzustellen wünschte. Allein von Sacconay war entschlossen, dem Dienst in der Fremde ganz zu entsagen und im Vaterlande zu bleiben, umsomehr, als er sich bald darauf mit Luise von Chandien-Chabot in zweiter Ehe vermählte.

Im Frühjahr 1708 erteilte ihm die bernische Regierung den Grad eines Generalmajors und übertrug ihm das Kommando über ein Korps von 6000 Mann, die in den Wirren des Erbfolgestreites ins Neuenburgische einrückten, um die Freiheit der Stimmabgabe zu Gunsten Friedrich I. von Preußen zu unterstützen.

Als sodann im Frühling 1712 der Toggenburger- oder zweite Vilmergenkrieg ausbrach, wurde der bewährte Brigadier von Sacconay zuerst Oberbefehlshaber der Truppen, welche bei Moudon und Lucens sich sammelten und die bei der zweideutigen Haltung Freiburgs sowohl die anstoßenden Grenzen der Waadt decken, als auch eine allfällige Vereinigung der Freiburger mit den Wallisern, ja vielleicht sogar einen Einfall Savoyens verhindern sollten. Bei Übertragung dieser Aufgabe drückte ihm der bernische Rat in schmeichelhaften Ausdrücken sein volles Vertrauen aus. Der Kriegsrat empfahl ihm namentlich, gegen Freiburg nichts Feindseliges vorzunehmen, es wäre denn, daß er angegriffen würde. Etwa drei Wochen später wurde Sacconay zum Mitglied des Kriegsrates und zum Generalleutnant befördert und ins Hauptquartier nach Lenzburg beordert, während ihn im Waadtland der Oberst Anton Lombach ersetzte. Die erste feindliche Unternehmung der Berner galt am 21. Mai dem Städtchen Mellingen. Der Generalleutnant von Sacconay rückte mit einer Heeresabteilung über die Bünz und nahm im Sturm die von den Luzernern unter Oberst von Fleckenstein besetzten Höhen des sog. Maiengrün, warf sie in die Flucht nach Bremgarten hin und eroberte ihre Kanonen. Am folgenden Tag übergab sich das Städtchen ohne Schwertstreich, und bald nachher nach kurzem Kampf auch Bremgarten. Hierauf galt es, die Stadt und Veste Baden, wo eine Besatzung von 1000 Urnern lag, zu erobern. Über 5000 Mann stark rückte Sacconay am 31. Mai vor und bedrohte den Ort auf dem linken Ufer der Limmat, während einige zürcherische Truppen jenseits standen. Der kaiserliche Botschafter, Graf Trautmannsdorf,

hatte die Stadt nicht verlassen, obgleich ihn die Belagerer dazu aufforderten. Als nun aber Kugeln und Bomben das Dach seines Hauses zerschmetterten, verlangte er Einstellung der Feindseligkeiten. Von Sacconay sandte seinen Adjutanten, den Major Abraham Davel, an ihn ab, um mit ihm zu unterhandeln und zugleich die feindlichen Verteidigungsanstalten wohl zu beobachten. Als er durch die Schilderung der bernischen Kriegsmacht auch Furcht in die Gemüter der Belagerten geworfen hatte, übergab sich Baden, und schon am 1. Juni kam ein Vertrag zustande. Die Stadt unterwarf sich auf Gnade und erhielt die von den Bernern bewilligten Zugeständnisse, namentlich auch die ungestörte Religionsfreiheit unter dem Vorbehalt der Erbauung einer reformierten Kirche außerhalb der Stadt.

Nach diesen Ereignissen führte von Sacconay die bernischen Truppen, während die Zürcher das Reußtal hinaufzogen und sich auf die zwecklose Niederbrennung von Häusern und Scheunen im Zugergebiet beschränkten, in das bernische Hauptlager zwischen Mellingen und dem Maiengrün zurück, um von hier aus weitere Vorkehren zu treffen. Da der Obergeneral Tscharner wegen Krankheit das Feld verlassen mußte, so wurde Sacconay an die Spitze des Heeres gestellt, bis der von der höchsten Behörde neu erwählte Feldoberste Niklaus von Diesbach seine Aufgabe übernahm. In den Versammlungen des Feldkriegsrates, wo der Venner Frisching den Vorsitz führte, hatten auch die beiden Generalleutnante von Sacconay und Friedrich Mai (gew. Landvogt in Trachselwald), sowie der Generalmajor Manuel das Recht der Mitberatung. Der Feldherrndienst aber beruhte ganz vorzüglich auf dem Generalleutnant von Sacconay, welcher tatsächlich den Befehl führte und mit den Truppen die Beschlüsse des Feldkriegsrates vollzog. Zu einem größern kriegerischen Zusammenstoß kam es zwar nicht sofort, sondern es folgten nun die langwierigen Unterhandlungen der Gesandten beider streitenden Parteien in Aarau, was der guten Stimmung unter der Mannschaft wenig zuträglich war und nicht geringe Anforderungen an die Klugheit der Offiziere stellte.

Um die Mitte des Monats Juli noch glaubte und hoffte man im bernischen Lager, es werde bald ein allgemeiner Friede verkündet werden können. Deshalb wünschte von Sacconay zur Erledigung persönlicher Angelegenheiten nach Hause zurückzukehren, weil «un méchant homme en Angleterre à qui j'avais Confiès la meilleure et la plus grande partie de mon Bien le quel ayant abusé de ma trop grande Confiance me met au bord de la totale ruine

de moy et de ma nombreuse famille» ꝛc. Der Kriegsrat und namentlich dessen Präsident von Erlach waren gewillt, den Urlaub zu erteilen, und empfahlen ihn dem Rat in Bern. Am 22. Juli erklärte dieser jedoch, „wegen bedenklicher Umständen sei doch seine Person zu den vatterländischen Diensten von Nohtwendigkeit“. Zugleich anerboten sich Schultheiß, Klein und Große Räte, der Sache des Herrn von Sacconay durch den englischen Gesandten Stanian sich annehmen zu wollen, „daß Eüch in Engellandt Eüwerer anliegenheit Hand gebothen werde“. Gleich nachher brach der Krieg neuerdings aus, und von Sacconay eilte auf den Kampfplatz, wohin ihn die Pflicht rief.

Nachdem endlich am 18. Juli zu Aarau ein Friede verabredet worden war, verlegte der bernische Kriegsrat aus politischen Gründen, um nämlich das zugerische und schwyzerische Landvolk zur Annahme und Beobachtung des Friedens zu veranlassen, das Lager südwärts nach Muri. Es geschah dies gegen den ausgesprochenen Rat des Generalleutnants von Sacconay. Die nächste Folge war die erneute Erregung des katholischen Volkes und der Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Es folgte am 19. Juli der Ueberfall des bernischen Postens bei der Sinser Brücke und darauf die Schlacht bei Vilmergen, wo Sacconay ein Wesentliches zum Siege der Berner beitrug.

Am 21. Juli beschloß der Feldkriegsrat, eine rückgängige Bewegung auszuführen und das Hauptlager von Muri nach Vilmergen zu verlegen. Hier begann am frühen Morgen des 25. Juli der Hauptkampf in diesem Kriege. Als das katholische Heer bereits heranrückte, hielten die bernischen Führer, zu Pferde sitzend, Rat, ob in der frisch bezogenen Stellung die Schlacht anzunehmen sei, oder ob man weiter rückwärts an den Maiengrün ziehen wolle. Die Ansicht des Generalleutnants von Sacconay, dem Gegner Stand zu halten, behielt dabei die Oberhand. Sogleich schickten sich die Heeresabteilungen an, dem kühn heranrückenden feindlichen Haufen zu begegnen. Bis über den Mittag hinaus gingen die beidseitigen Bewegungen hin und her, ohne daß an irgend einem Punkte eine Entscheidung fiel. Allein bald drang aus einem Walde eine Schar Luzerner und Zuger den Bernern, in deren vorderſten Linie Neuenburger und Genfer standen, in die Flanke, während ein anderes Korps unter dem Obersten Pfyffer die Fronte ins Wanken brachte und aus den feindlichen Reihen bereits der Siegesruf erscholl, daß „die Berner fliehen“. In diesem entscheidenden Augenblicke gelang es dem Generalmajor Manuel, in die

bedrängten Bataillone die Ordnung rasch herzustellen und wiederum vorzurücken. Den heftig entbrannten Kampf entschied hier nun der tapfere Generalleutnant von Sacconay, welcher den rechten Flügel befehligte und beim Anblick des Bedrängnisses auf dem linken Flügel sogleich vier seiner Bataillone in schiefer Richtung über das Feld gegen die linke feindliche Flanke aufmarschieren ließ. Dabei stieß er auf das dort stehende Geschütz der Feinde, griff ungesäumt mit eigener Hand an, schlug mehrere Artilleristen zur Erde und bemächtigte sich der Kanonen. Erst als ein Schuß von dem dahinterstehenden Fußvolk ihn in die Schulter traf, trat er vom blutigen Kampfplatze ab, um sich verbinden zu lassen. Da jedoch der wilde Streit noch hin- und herwogte, setzte er sich wieder zu Pferd, wurde aber nochmals getroffen und sah sich nun genötigt, das Schlachtfeld zu verlassen. Man brachte den Schwerverwundeten nach Lenzburg zur ärztlichen Pflege, indessen das Bernerheer den hartnäckigen Kampf mutig fortsetzte und einen großen, entscheidenden Sieg erfocht.

In Bern herrschte darüber und wegen des nun ermöglichten Friedensabschlusses große Freude. Den Heerführern wurde der Dank durch besondere Zuschriften zum Ausdruck gebracht. Diejenige an den Generalleutnanten von Sacconay ist vom 28. Juli und lautet in der Hauptsache also:

„Wir habend vor allem anderen demjenigen, von deme einzig der Sieg kommt, Unseren unterthänigsten Dank erstatten, benebens aber nit underlassen sollen, denen so hierbey das meiste erstatten, Unsere Dankgenemigkeit in specie zu bedenken. Wie nun Ihr Unser geliebter General Lieutenant hierzu mit der bewürkenden Gnad Gottes alles äußerste beygetragen und auch selbsten verwundet worden, Als habend Wir neben Erstattung Unseres Dankes Euch hierdurch zu versichere nit umbgehen wollen, daß Wir diesere Eüwere dem Stand und Vatterland geleistete so getreuwe Dienste in keinen Zeiten in Vergeß stellen werdind; da übrigens Wir Unsere Condolenz wegen in diesem so harten Streit empfangener Wunden Hierdurch bezeugend und den Allerhöchsten anflehend, daß Er alle anwesenden Mittel zu Eüwerer genesung segnen und Eüch, Unsern geliebten Gl. Lieutenant, fürderlich wiederumb in völligen Gesundheits Stand sezen wolle, alß Wir Eüch solchem nach Gottes gnädigem Machtschutz wohl Erlaßend.

Dat. 28. July 1712. Schultheiß, Klein u. Gr. Räht."

Am 25. August sodann wurde ein förmlicher Fest- und Danksagungsbettag abgehalten, an welchem die schwerverwundeten und noch nicht hergestellten Krieger freilich nicht teilnehmen konnten.

Der Generalleutnant von Sacconay genas erst im Januar des folgenden Jahres und erschien dann zum ersten Male in der Versammlung des Rates der 200, in welchem ihm Rät und Burger eine Ehrenstelle eingeräumt und ihn am 21. September auch in das vollständige altregimentsfähige Burgerrecht aufgenommen und zum Zeichen dafür das Barett mit einer goldenen Kette samt einer Denkmünze zugeschickt hatten. Zum besondern Dank und zur Anerkennung ihrer Verdienste an dem glücklichen Ausgang des Krieges wurden die Bildnisse der vier hervorragendsten Heerführer, Niklaus Tscharner, Samuel Frisching, Johann von Sacconay und Rudolf Manuel gemalt und in der Bibliothek der Stadt öffentlich aufgestellt.

Im Jahr 1722 erhielt von Sacconay die Verwaltung der Landvogtei O r o n im Waadtlande. Ein waadtländischer Bürger, Oberst Benjamin Portaz aus Lausanne, begrüßte ihn beim Antritt dieses Amtes in schwungvollen, dichterischen Zeilen. Nach Ablauf seiner Periode ließ sich von Sacconay im November 1728 in Lausanne nieder, wo er bald darauf, am 27. Juli 1729, im Alter von 83 Jahren das Zeitliche segnete, einen Sohn, Marc Karl Friedrich, hinterlassend. Dieser war Mitglied des bernischen Großen Rates, Landvogt zu Peterlingen und Oberst eines Milizregimentes in der Waadt. Mit ihm starb das Geschlecht von Sacconay aus.

Quellen: Histoire militaire de la Suisse etc., par M. May de Romainmotier. Lausanne 1788, Bd. 8. — Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern, von Anton v. Tillier. Bern 1839, Bd. 5. — Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert, von Markus Lutz. Aarau 1812. — Dictionnaire biographique etc., von Alb. de Montet. Lausanne 1878. — Msst. in der Stadtbibliothek in Bern, Hist. Helv. III. u. XI. — Bildnis nach dem von Handmann erstellten schönen Gemälde in der Stadtbibliothek, Photographie desselben von Völlger in Bern.

J. S t e r c h i, Oberlehrer.





Johann Rudolf Schneider.

1804—1880.



Johann Rudolf Schneider war geboren in Meyenried am 23. Oktober 1804 als das 6. Kind des Wirtes und Gerichtsäßen Johann Schneider und der Anna geb. Schluep von Rütti. Seine Mutter starb frühe. Neben der Wirtschaft zur „Galeere" an der damals stark benutzten Wasserstraße Iferten-Solothurn betrieb der Vater in dem fast alle zwei Jahre von der Aare und der Zihl überschwemmten Meyenried etwas Landwirtschaft und dazu das Seilerhandwerk. Bis zu seiner Admission im Jahre 1820 besuchte der begabte und fleißige Ruedeli Schneider die Stadtschule von Büren, welche Ortschaft nur eine gute halbe Stunde vom Dorf Meyenried entfernt war. Das landesübliche Welschlandjahr verbrachte er in les Ponts im damaligen Fürstentum Neuenburg. Zuerst sollte der Jüngling das Bäckerhandwerk erlernen, dann als Lehrling in die Apotheke Fiala in Nidau eintreten, um später Arzt zu werden. Beides zerschlug sich und so sehen wir ihn, 17jährig, im elben Bauernkittelein schon als Student der Medizin an der Akademie in Bern, wo ihn der vorgeschriebene vierjährige Kurs zum Arzte ausbilden sollte. Zum Eintritt in diese Fakultät war als Vorbildung nur vorgeschrieben orthographisch und grammatikalisch richtig Schreiben, Rechnen in den vier Spezies, den gemeinen und Dezimalbrüchen und die Rudimente der lateinischen Sprache, welch' letztere er sich wohl beim sog. Provisor in Büren, der meist ein Kandidat der Theologie war, erworben haben mochte. An dieser Akademie traf Schneider bei fünfzig Mediziner, und als Professoren Trechsel für Mathematik und Physik, Bernhard Studer für Mineralogie, Brunner für Chemie, Mohl für Botanik, Ith und Hans Schnell für Physiologie, Meckel für Anatomie, Hermann für Geburtshilfe, Tribolet

für Chirurgie und Isenschmid für Verbandlehre. — Schneider wurde bald Mitglied des jungen Zofingervereins. Die äußere Frucht der ersten Studienjahre war 1824 eine goldene Preismedaille für eine Arbeit über das Impfwesen. Von 1825—1827 studierte Schneider in Berlin, Göttingen und Paris. Die Reise nach Berlin führte ihn teils zu Fuß, teils in der Postkutsche über Freiburg, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Gießen, Göttingen und Magdeburg. In Berlin, wohin unterdessen sein früherer Lehrer Meckel gezogen war, erhielt er auch Eintritt in Professorenkreise.

Zurückgekehrt machte er 1825 sein Staatsexamen und kaufte, nicht ohne Bedenken, da sein bescheidenes Vermögen aufgezehrt war, die Apotheke in Nidau, wo er seine Praxis eröffnete. Diese war bald eine befriedigende, so daß er es im Jahre 1832 wagen durfte, einen eigenen Hausstand zu gründen; er verehelichte sich am 28. April mit der neunzehnjährigen Fräulein Lucie Marie Dunand aus Genf, deren Vater in Chaux-de-fonds ein blühendes Uhrengeschäft betrieb. Es war dies eine überaus glückliche Wahl. Schneider hatte damit eine ebenso liebenswürdige als verständnisvolle Lebensgefährtin gefunden, die ihm über so manches Ungemach, das ihm später im privaten und öffentlichen Leben wartete, hinweg half. Neun Kinder, zwei Söhne und sieben Töchter, entsprossen dieser glücklichen Ehe.

Es konnte nun nicht fehlen, daß der beliebte junge Arzt auch bald in das neu erwachte politische Leben hineingezogen wurde. Im Jahre 1832 hatte sich aus dem Schooße des damaligen politischen „Schutzvereins" ein kleinerer Ausschuß zusammengetan, welcher sich die Juragewässer-Korrektion gegen die wachsende Versumpfung des Seelandes zur Aufgabe stellte und zu seinem Präsidenten Dr. Schneider wählte. Damit sollte diesem seine Lebensaufgabe, der er sich nun mit bewunderungswürdiger Geduld und Energie hingab, gestellt sein. Zu diesem Zwecke fand im März 1833 eine große, von 120 angesehenen Männern aus verschiedenen Gegenden und Kantonen besuchte Versammlung in Murten statt. Im Jahr 1835 veröffentlichte Schneider seine bahnbrechende Broschüre „Gespräche über die Überschwemmungen im Seeland der westlichen Schweiz, und über die Mittel zur Austrocknung und zum Anbau seiner Sümpfe und Mööser". Von da an blieb Schneider in allen Vereinen und später in den verschiedenen Behörden die stetige, nie ermüdende Triebkraft zur Ausführung der Juragewässer-Korrektion. Unterdessen hatte sich Schneider auch in die hochgehenden Wogen der Tagespolitik geworfen. Nach dem Vorbild des italienischen Flüchtlings Mazzini, der sich meist in Grenchen auf-

hielt und das „junge Europa“ gegründet hatte, schwärmte die jüngere fortschrittliche Generation in der „jungen Schweiz“ für Verwirklichung ihrer Grundsätze. Energisch protestierten ihre Gründer gegen die Zuschiebung, daß sie unter einer in Paris residierenden Centralleitung ständen, und eröffneten ihr Programm in ihrem in Bern, im Sommer 1835 bei Fischer erscheinenden Organ, welches so ziemlich die gleichen Postulate enthielt, welche im Jahr 1846 in der kantonalen Verfassung und 1848 und 1874 in der Bundesverfassung ihre Erfüllung fanden. —

Als Gründer erschienen da unter anderen die später wohlbekannten Männer: Advokat Hubler, Alex. Funk, Ulrich Ochsenbein und dann auch Dr. Schneider, welchem vor allem die Sorge für die Finanzen überlassen wurde. Mitarbeiter war auch der kurz vorher in Biel eingebürgerte Lehrer Ernst Schüler; als Übersetzer erscheint der Flüchtling Mathy, später badischer Staatsminister; er war wohl auch im geheimen Mitarbeiter, wurde aber nach wenig Wochen ausgewiesen. Ein guter Teil der in der „jungen Schweiz“ enthaltenen Abhandlungen betrafen das volkswirtschaftliche Gebiet und waren wohl von Schneider redigiert.

Um diese Zeit waren aus aller Herren Länder politische Flüchtlinge, ruhige und ungebärdige, wahre und falsche, in der Schweiz zusammen gekommen, welche den Behörden viel zu schaffen machten. Gerade zu europäischer Berühmtheit gelangte der sog. Conseil-Handel, bei welchem Anlaß es dem Dr. Schneider und dem Fürsprech Ulrich Ochsenbein gelang, den genannten Conseil im Stadthaus zu Nidau als Polizeispion und agent provocateur zu entlarven und festnehmen zu lassen, wodurch das falsche Spiel des französischen Gesandten Montebello und des Polizeiministeriums in Paris im In- und Ausland zu allgemeiner Kenntnis kam. Unterdessen war Schneider Mitglied des großen Rates geworden. Schon im Dezember 1833 war er vom damaligen Wahlkollegium der Sechzehner, einer Großratskommission, welche als letztes Rudiment der sich selbst ergänzenden Zweihundert im alten Bern in die 31er Verfassung herüber genommen worden war, in diese Behörde berufen, wo er sich sofort der Linken zugesellte. Er nahm aber bald wieder seinen Austritt und ließ sich erst nach einem Jahr, diesmal vom Wahlkreis Büren, in den großen Rat wählen. Hier kam er bald in die „Sechzehner“. Im März 1837 brachte Schneider die Juragewässer-Korrektion zur Sprache, worauf eine Großratskommission bestellt wurde, an deren Spitze Schneider stand. Diese Kommission bestand aus Reg.-Statthalter Müller von Nidau, Oberstleutnant Kohler von Büren, der aber bald

seinen Austritt nahm und durch Ulrich Ochsenbein ersetzt wurde, Oberst Buchwalder von Delsberg, und Gutsbesitzer Zehender von Gottstatt. Am 28. November 1837 referierte Schneider in weitausholender allseitiger Weise. Entscheidendes wurde aber noch nichts beschlossen. Sechs Tage vorher war bei Anlaß einer Partialerneuerung der Regierung Schneider mit relativem Mehr als der fünfte in diese damals 17 Mitglieder zählende Behörde gewählt worden, neben ihm Tavel, alt Schultheiß Tscharner, Schneider von Langnau, Regierungsrat Geiser von Langenthal und später Forstmeister Kasthofer. —

In dieser Behörde wurde unserm Schneider sofort das Vizepräsidium des Departements des Innern und das Präsidium des Sanitätswesens übertragen. Im übrigen beanspruchte er gar nicht eine politisch führende Rolle zu übernehmen, sondern überließ sie damals gern einem Neuhaus und später einem Ochsenbein und Stämpfli. So wie Schneider schon bald seinem ersten Auftreten im großen Rate in betreff der schwächlichen Haltung eines Schultheißen Tscharner und der Schnelle gegenüber den Zumutungen der fremden Diplomatie Opposition gemacht hatte, so stellte er sich bei Anlaß des bekannten Napoleonhandels im Jahre 1838 energisch auf Seite derjenigen, welche dem von der französischen Regierung gestellten Ausweisungsgesuch nicht entsprechen wollten. Neben ihm nahmen die Kollegen Neuhaus, Fetscherin, Jenner, Stockmar, Geiser, Schneider älter, Kasthofer und Langel, unterstützt vom damaligen Nationalverein, in dessen Vorstand auch Schneider sich befand, die gleiche Haltung ein. Bei Anlaß der im November abgehaltenen Hochschulfeier erhielt er vom Senat die Ernennung zum Doktor honoris causa. Etwas später war es auch, daß ihm die Stadt Nidau um seines Wirkens für die Juragewässer-Korrektion willen das Bürgerrecht schenkte. Bald folgte auch seine Wahl in die Staatswirtschaftskommission und ein Antrag von seiner Seite auf Revision des Zivil- und Staatsrechts, eine damals sehr delikate Frage, da die Meinungen im alten und neuen Kanton über diesen Punkt weitauseinander gingen, weil jeder befürchtete, der andere wolle ihm seine bisherige Gesetzgebung aufdrängen. Das Mißtrauen gegen Stockmar von Pruntrut, des eifrigen Vertreters seines Landesteils, ging damals soweit, daß man ihn deshalb separatistischer Umtriebe für schuldig hielt und, ohne ihn zum Worte kommen zu lassen, ohne weiteres aus dem Regierungsrat stieß. Unterdessen hatte Schneider unverdrossen auf dem Gebiete des Armen- und Gemeindewesens, des Gewerbewesens, für Handel und Industrie, sowie auf dem Gebiete des Sanitätswesens Vorarbeiten gemacht. Ende 1837 hatte die von

Schneider präsidierte Entsumpfungskommission ihre Anträge für den großen Rat formuliert. Sie bestanden darin, daß die Korrektion nicht nur auf den Kanton Bern beschränkt werde, sondern das ganze Gebiet der Juragewässer in sich begreifen solle, was für eine gründliche Lösung der Frage trotz aller damaligen und späteren Schwierigkeiten unbedingt notwendig war. Zu diesem Zwecke sollte eine Aktiengesellschaft gegründet, der Perimeter festgesetzt, später die Aktiengesellschaft durch das gewonnene Land entschädigt, ein Expropriationsgesetz erlassen und endlich die noch unbestimmten Kantonsgrenzen auf dem großen Moos ausgemarkt werden. Im September 1839 fand in Ins eine größere Versammlung statt, in welcher angezeigt werden konnte, daß von den von der Vorbereitungsgesellschaft vorgesehenen 1200 Aktien 902 abgesetzt seien. In der hier stattfindenden Konstituierung wurde Schneider zum Direktionspräsidenten gewählt. Der durch diese Aktienemission von 50 Fr. zu Stande gekommene Gründungsfond von über 40,000 Fr. war für die dem Unternehmen nötigen Millionen freilich ein minimer Beitrag; damit war aber die Gesellschaft nach Innen und Außen konstituiert und wurde von den Regierungen anerkannt. Nun konnte man auch an die Ausarbeitung definitiver Pläne gehen und hier zeigte sich der radikale von La Nicca vorgeschlagene Plan einer Ableitung der Aare mit ihrem Geschiebe in den Bielersee, welche allein deren alle Jahre zunehmenden Flußbetterhöhung in der Ebene zwischen Aarberg und Büren und die zunehmende Rückstauung der Zihl gegen den Bielersee verhindern konnte, gegenüber den palliativen früheren Plänen, nämlich bloße Korrektion der bestehenden Wasserläufe, als der rationellste. Er war nicht ganz neu, denn schon in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts hatte ein bescheidener Zivilgeometer, Hauptmann Lanz von Bern, gleiches vorgeschlagen. Letzterer war es auch, der um die gleiche Zeit den gleichen Vorschlag für die Linthkorrektion machte, und dann 20 Jahre später vom bekannten Escher von der Linth als Ingenieur verwendet wurde. (Lanz starb aber schon im Jahr 1803.) Das gleiche Korrektionsprinzip war übrigens schon vor Jahrhunderten von den Mönchen des Klosters Interlaken mit der Ableitung der Lütschine in den Brienzersee, sowie im Jahr 1711 mit derjenigen der Kander in den Thunersee erfolgreich ins Werk gesetzt worden.

Ende 1839 war auch die erste Nummer der hauptsächlich von Schneider ins Leben gerufenen „Vierteljahrschrift“ erschienen. Sie enthielt Artikel über Forstwesen, Rendite der Juragewässer-Korrektion, Verkehrsfragen im Seeland, Burgerrechtsverhältnisse und Verfassungs-

revision. Was letzteren Punkt betraf, so hatte sich die 31er Verfassung ausdrücklich für sechs Jahre unrevidierbar erklärt, so daß erst 1837 Revisionspunkte ernsthaft in Frage gestellt werden konnten. Schon damals hatte Schneider folgende Vorschläge veröffentlicht: Revision auf dem Gesetzgebungsweg, direkte Wahl des großen Rates ohne Wahlmänner, Herabsetzung der Regierungsräte von 17 auf 5 und deren Wahl durch das Volk, Ausschluß der Beamten aus dem großen Rat, direkte Einkommensteuer u. s. w. Im Departement des Innern hatte Schneider, während Neuhaus durch die stürmischen Wogen der Tagespolitik energisch das Steuer führte, immer fleißig gearbeitet. War auch unter der rührigen Bevölkerung des Seelandes die Armennot nie so drückend gewesen, so hatte Dr. Schneider in den Dörfern desselben mit eigenen Augen genugsam gesehen, welches Elend, Krankheiten in den ärmeren Haushaltungen zur Folge hatten. Er arbeitete daher an einem Entwurfe, nach welchem Kreisärzte geschaffen und die Kredite der Notfallstuben erhöht werden sollten. Als er im November 1840 dem großen Rate vorschlug, den Ärzten in den abgelegenen Landesteilen Wartgelder auszusetzen und dafür den bescheidenen Kredit von 4000 Fr. verlangte, meinten einige Großräte schon, dies führe zur Spekulation und zum Geltstag des Staates, und wenn man die Armen gut pflege, so habe man bald nichts mehr als Arme ꝛc. Das Dekret wurde mit 71 gegen 59 Stimmen zurückgewiesen. In einer Umschau über die bernischen Regierungsmänner, welche der freisinnige „Verfassungsfreund“ anfangs des Jahres 1840 brachte, hieß es nach einem lobenden Urteil über den energischen Neuhaus von Dr. Schneider „er „sei ein menschenfreundlicher tätiger Mann, der zur radikalen Gruppe „gehöre, dem man aber mehr Offensive gegen Mängel und Gebrechen, „die er erkenne und mißbillige, wünsche“. Was konnte aber Schneider nach obigem mit einer solchen Großratsmehrheit erlangen?!

Am großen, Epoche machenden Freischießen in Solothurn (1840) bestieg er auch die Rednerbühne und brachte sein Hoch dem freiheitlichen einigen Geist des Grütli, der nicht bei bloßen Worten bleibe, sondern zur Tat schreite.

Am 1. Januar 1841 wurde Bern Vorort und unter dem Tagsatzungspräsidenten Neuhaus als erstem Gesandten, neben Anton Tillier als zweitem, Schneider dritter Gesandter des Standes Bern. Als mit Schluß des genannten Jahres die Amtsperiode des Schultheißen Neuhaus zu Ende ging, trat der geistig und körperlich altersschwache alt Schultheiß Tscharner an dessen Stelle; sein von der Opposition aufgestellter Gegenkandidat war Dr. Schneider gewesen.

Für das Jahr 1843 wurde Schneider zweiter Tagsatzungsgesandter und saß als solcher neben Neuhaus, als erstem Gesandten, an der Tagsatzung in Luzern. Die aargauische Klosterfrage bildete das Haupttraktandum. Während Neuhaus die parlamentarische Rolle übernahm, besorgte Schneider die Korrespondenz und die Berichterstattung an seine Regierung zu Hause. Der Kanton Aargau, dessen Großratsmehrheit im ersten Zorn über den Freien-Ämteraufstand (1841) sämtliche Klöster als staatsgefährlich aufgehoben hatte, hatte sich schließlich herbeigelassen, die Frauenklöster wieder herzustellen. Die Tagsatzungsmehrheit mit 12²/₂ Stimmen gab sich mit diesem Beschluß zufrieden; sechs katholische Stände aber protestierten dagegen und wollten die Klosterfrage nicht ruhen lassen. Zu gleicher Zeit begannen im Bad Rothen bei Luzern die heimlichen Konferenzen der katholischen Stände, welche schließlich zum Sonderbund führten.

Nun kamen in den Jahren 1844 und 1845 die Freischaarenzüge, an denen, wiewohl mit den Vorbereitungen bekannt, Schneider weder tätig noch ratend teilnahm. Nach dem unglücklichen Ausgang derselben kam die Reihe an den für die Werke der Humanität stets hülfsbereiten Schneider. Sofort stellte er sich an die Spitze des Hilfskomitees für die verwundeten und gefangenen Freischaaren. Nach deren Freilassung half er an der Befreiung des im Kesselturm gefangenen und zur Deportation in eine sardinische Festung verurteilten Dr. Steiger.

In dieser stürmischen Zeit war die 17 köpfige Bernerregierung immer mehr auseinander gekommen. Die einen zog es nach der konservativen „Burgdorferpartei“, die andern hielten zur radikalen „Freischaarenpartei“, unter letzteren auch Dr. Schneider. Diese entsprach seinen Grundsätzen und Bestrebungen um so mehr, da unterdessen der Gedanke einer Revision der 31er Verfassung im Sinne der von ihm schon 1837 aufgestellten Postulate als Programm in den Vordergrund trat. So kam dann die 46er Verfassung, zu deren Vorberatung Schneider schon in der Kommission zugezogen worden war, zustande. Schneiders Übertritt in die 46er Regierung machte sich daher sozusagen von selber. Als Direktor des Innern wurde ihm so ziemlich alles überwiesen, was nicht gerade in den andern Direktionen Platz fand, so Armen-, Gesundheits-, Gewerbe- und Gemeindewesen und sogar Entsumpfungen. In den verhängnisvollen Jahren 1847 und 1848 war Bern Vorort. An der im Sommer 1847 des erstgenannten Jahres vom ersten Gesandten und Präsidenten Ochsenbein eröffneten Tagsatzung saß Schneider als zweiter Gesandter und Vizepräsident und als dritter der 26 jährige Stämpfli. —

Nachdem im Juli die Aufhebung des Sonderbundes beschlossen worden war, sprach Schneider in der Tagsatzung die prophetischen Worte: „Europa steht am Vorabend großer Ereignisse. Italien, Deutschland und Frankreich werden deren Schauplatz sein; früher oder später wird die Schweiz ihre Nachwirkungen fühlen. Welche Stellung könnte sie dann einnehmen, wenn sie in ihrem Innern die Einheit nicht hergestellt hätte! Es liegt daher im höchsten Interesse der Eidgenossenschaft nach Innen und Außen, daß die Ordnung zurückgeführt und die Beschlüsse der Tagsatzung vollzogen werden".

Während den kriegerischen Ereignissen des Monats November 1847, in welcher Zeit Ochsenbein als Oberst der bernischen Reservedivision im Felde stand, war Schneider als Vizepräsident des Vorortes an der Spitze der eidgenössischen und auch kantonalen Geschäfte. Kaum hatte nach Freiburg auch Luzern kapituliert, so kamen die kleinen Kantone ebenfalls um Kapitulation ein, infolgedessen Schneider den Auftrag erhielt, sich als eidgenössischer Kommissär nach Unterwalden zu begeben, um dort in aller Form von den Landsgemeinden den Rücktritt vom Sonderbund und nach Auflösung der bisherigen Behörden eine Neukonstituierung der Regierung zu erwirken. Sein Kollege war Fürsprech Bruggiser von Wohlen und Sekretär Professor Dr. Herzog. Die Tagsatzung hätte zu diesem halsstarrig konservativen Völklein keinen bessern Friedensapostel senden können, als den versöhnlichen und doch grundsatzfesten Schneider. In Stans und Sarnen mußte sich die Regierung provisorisch erklären und beförderlichst die Landsgemeinden zusammen berufen, um durch diese die von den eidgenössischen Kommissären gestellten Forderungen annehmen zu lassen. Am 8. Dezember fand in feierlichem Aufzuge auf dem Landenberg die von etwa 3000 Bürgern besuchte Landsgemeinde von Obwalden statt; dem Zuge der Bundesweibel mit rotweißem Mantel und Bogenhut voran schritten hintendrein ebenfalls mit Bogenhut, Degen und in Amtskleidung die eidgenössischen Kommissäre. Nach der Eröffnung mit dem üblichen Gebet wurde einstimmig der Rücktritt vom Sonderbund beschlossen, eine neue verbesserte Verfassung angenommen und eine neue Regierung bestellt. Da trat vom Landammann unerwartet zum Reden aufgefordert Schneider auch vor, entblößte sein Haupt und sprach:

„Unglückliche Misverständnisse haben zwischen den eidgenössischen „Brüdern obgewaltet. Wer sie herbeigeführt, wer sie in seinem Privat„interesse ausgebeutet, darüber zu reden, ist hier nicht der Ort. Alles „möge vergessen sein. Aber das muß ich erklären, daß ihr vielseitig

„hintergangen worden seid. Wir wollen keine gewaltsamen Angriffe „der Kantonalsouveränität und ihrer Rechte und Freiheiten. Es gibt „keinen Sonderbund mehr, es gibt nur einen Bund aller Eidgenossen, „der alle mit gleicher Liebe umfaßt. Gott erhalte das Vaterland".

Nun drückten sich vor versammeltem Volk der eidgenössische Kommissär und der Landammann unter allgemeiner Rührung die Hände. Auch Tränen sah man über die gleichen Männerwangen rollen, an denen wenig Tage zuvor die Stutzerkolben zum Schutze auf die heranrückenden Eidgenossen angeschlagen waren; denn die Unterwaldner waren bei Gislikon scharf ins Feuer gekommen. In Stans wurden am 12. Dezember die gleichen Landsgemeindebeschlüsse gefaßt. Schließlich mußte noch der Modus der Bezahlung der Kriegskosten geordnet werden. Schmerzlich berührte es die Kommissäre, daß sie im Laufe ihres dortigen Aufenthaltes beim Verkehr mit den Landleuten verspüren mußten, wie sehr der gemein-eidgenössische Sinn abhanden gekommen war, und wie man noch nach vielen Wochen auf Intervention der fremden Mächte hoffte.

Waren nun auch im Innern die größten Schwierigkeiten gehoben, so hatten die Großmächte mit ihren Zumutungen und Drohungen gegenüber der Schweiz fortgefahren. So schrieb Schneider am 20. Februar 1848 in sein Tagebuch: „Unsere Lage wird bedenklich. Sie kann erleichtert werden durch einen Ministerwechsel in Paris, der aber nicht sicher ist. Auf die Dauer kann sie sich aber nur durch eine Revolution oder durch einen Sieg der Italiener über die Östreicher verbessern, was auch unwahrscheinlich ist". Da kam am 27. Februar (1848) die Nachricht: „Louis Philipp gestürzt", und zwei Tage später: „Revolution in Neuenburg; die fürstliche Regierung ersucht den Vorort um Intervention". Schneider, welcher im Kanton Neuenburg Verwandte und viele Bekannte hatte, wurde mit Regierungsrat Migy sofort auch dorthin als Kommissär abgeordnet. Allein in Neuenburg war die alte Regierung schon durch eine republikanische ersetzt worden. Die Deputierten der neuen Regierung empfingen die Kommissäre daher mit den bezeichnenden Worten: «La royauté vous a demandé, la république vous reçoit.»

Um nun dem Neuenburgervolke die Anerkennung der Republik durch die Eidgenossenschaft und andererseits den eidgen. Kommissären die Stimmung des Landes so recht vor Augen zu führen, wurde eine offizielle Fahrt durch den Kanton angeordnet, bei welcher die Kommissäre unter allgemeinem Jubel, mit rotweißen Fahnen, Musik und Banketten und begeisterten Ansprachen begrüßt wurden. In Les Ponts, wo 30 Jahre vorher Schneider im Welschland gewesen war, rief beim Durch-

zug der Kommissäre ein Mütterlein aus der Menge: «Mais, c'est bien notre Roudeli!» —

Wenn so die größten Gefahren im Innern und im Verhältnis zum Ausland beseitigt waren, so ging es um so schlimmer im Schooße der Regierung selber, wo die bisherigen Parteiführer Ochsenbein und Stämpfli arg auseinander gekommen waren, ein übles Vorzeichen für die Erneuerungswahlen im Jahre 1850. Trotz aller Arbeit auf eidgenössischem Gebiet hatte Schneider noch Zeit finden müssen, als Präsident der im Jahre 1848 abgehaltenen schweizerischen Industrieausstellung zu funktionieren. Auch hatte er Jahre lang sich an der Leitung der damaligen sogen. Fröhlichschule oder Einwohnermädchenschule beteiligt. Unterdessen war die im Winter 1847/48 niedergesetzte Tagsatzungskommission zum Zwecke der Bundesrevision mit ihrem Entwurfe fertig geworden. Schneider war freilich nicht Mitglied gewesen; nichts destoweniger trug er wesentlich zum Zustandekommen des Art. 21 bei, mit welchem er seine Lebensaufgabe, die Juragewässer-Korrektion zum Ziele zu bringen hoffte. Der Artikel lautete nämlich: „Dem Bunde steht das Recht zu, öffentliche Werke auf Kosten der Eidgenossenschaft zu errichten oder die Errichtung derselben zu unterstützen und zu diesem Zwecke selbst das Recht der Expropriation geltend zu machen.“ Die Annahme des neuen Bundesentwurfes stieß nun auf ganz unerwarteten Widerstand. Schon der Umstand, daß eine Tagsatzungskommission und nicht ein vom Volke gewählter Verfassunsrat zur Revision berufen worden war, hatte viele Freisinnige mißtrauisch gemacht, und das Zweikammersystem mit den vielen föderalistischen Konzessionen hatten geradezu viele zur Verwerfung bestimmt. Im bernischen Regierungsrat wollten Stämpfli und Stockmar verwerfen und agitierten auch in diesem Sinn, Ochsenbein und Schneider wollten annehmen; letzterer hatte an der Tagsatzungsmisère genug bekommen und wollte sich mit dem Errungenen begnügen. Mit 5 gegen 3 Stimmen beantragte der Regierungsrat dem großen Rat Verwerfung; dieser aber nahm die Bundesverfassung mit 146 gegen 40 Stimmen an. Nach deren Annahme wurde Schneider im Oberaargau in den Nationalrat gewählt. Unterdessen hatte er gleichwohl Zeit gefunden, auf dem Bureau der Direktion des Innern eine rege Tätigkeit zu entwickeln. Die von der 46er Verfassung auf dem Gebiete des Armenwesens, wo die Staatssubvention von 400,000 a. Fr. mehr dem armentellpflichtigen Grundbesitzer als den Armen selbst geholfen hatte, eingeführte Reform hatte mit der Aufhebung der Unterstützungspflicht der Gemeinden und der Zuweisung an die Freiwilligkeit in dieser Zeit der Teurung mehr

Anarchie als Ordnung gebracht und hatte die Inangriffnahme eines neuen Armengesetzes dringend nötig, aber nicht um so leichter gemacht; dann arbeitete Schneider 1848 an einem Gemeinde-, einem Gewerbe-, einem Forst- und Moosentsumpfungsgesetz. Weiter handelte es sich damals auf der Direktion des Innern auch schon um staatliche Aufsicht über die Versicherungsgesellschaften und Ersparnißkassen, um Erfindungsschutz, um Ordnung der Auswanderung. Er arbeitete auch an einer Altersversicherung für Dienstboten, an einem Armenpolizeigesetz u. s. w. u. s. w. Da konnte Schneider mit Recht in sein Tagebuch schreiben: „Die Stelle eines Regierungsrates und Direktors des Innern ist eine fürchterliche Arbeitsanstalt".

Was die Juragewässer-Korrektion betraf, so konnte diese, trotz den sich wiederholenden Überschwemmungen, während diesen stürmischen Zeiten wenig gefördert werden. Gleichwohl arbeitete Schneider als Präsident der Vorbereitungsgesellschaft unverdrossen weiter. Nachdem das Projekt La Nicca von einer Kommission in- und ausländischer anerkannter Fachmänner einläßlich geprüft und von dieser einstimmig angenommen worden war, hatte am 10. November 1843 auch die 5. Generalversammlung der Vorbereitungsgesellschaft unter dem Präsidium Ochsenbeins dasselbe mit Begeisterung endgültig angenommen, auf welchen Beschluß hin der Kanton Bern eine Kommission niedersetzte und auf Schneiders Drängen hin ein Großratsdekret erließ (1847), nach welchem auch die andern beteiligten Kantonsregierungen für die nötigen Vorarbeiten angegangen wurden. Eine daherige interkantonale Zentralkommission mit neuen Experten kam schließlich im Jahre 1852 zu den gleichen Schlüssen wie die Generalversammlung von 1843.

Im Mai 1850 hatte in Bern ein vollständiger Regierungswechsel stattgefunden. Schneider wurde aus seiner bisherigen Tätigkeit abberufen und nahm seinen früheren ärztlichen Beruf, den er in Nidau bis 1837 ausgeübt hatte, in Bern wieder auf; wenige Monate später wurde er zum Inselarzt ernannt. 1859 wurde Schneider Präsident der medizinisch-chirurgischen Ärztegesellschaft des Kantons Bern, deren Mitglied er seit Jahren gewesen war. Ihm war es wesentlich zu verdanken, daß die Zahl der Betten in den sogenannten Notfallstuben von 16 im Jahr 1834, auf 245 im Jahr 1870 gewachsen war. Auch betrieb er eifrig den Neubau der Insel. Als Anerkennung für seine Bemühungen im Sanitätswesen des Kantons Bern hatte ihm die obgenannte Ärztegesellschaft ein Ehrengeschenk in Form einer silbernen Fruchtschale zukommen lassen.

War Schneider von 1850 an auch nicht mehr Mitglied der Regierung, so gaben ihm seine Stellen als Großrat und Nationalrat gleichwohl Boden, um für die Juragewässer-Korrektion wirksam zu arbeiten. In den 50er Jahren waren wegen der Finanzklemme die Partialprojekte, weil billiger, immer wieder in den Vordergrund getreten, und dies nicht nur im Kanton Bern, sondern auch in den anderen beteiligten Kantonen. Um dieser Reaktion entgegenzutreten, wurde auf Schneiders Anregung hin im Jahr 1854 der Nationalrat zum Beschluß veranlaßt „der Bundesrat möge sich der Juragewässer-Korrektion annehmen", und dieser Beschluß im Jahr 1856 wiederholt. Im Jahr 1858 nahm sich dann die neue Bernerregierung der Sache wieder energisch an, so daß den auf Grund des Planes La Nicca einig gewordenen Kantonen Bern, Waadt, Freiburg und Solothurn in den Jahren 1863 und 1867 eine Bundessubvention bis auf 5 Millionen für das auf 15 Millionen berechnete Unternehmen zuerkannt wurde. Damit kam die Sache endlich in Gang.

In diesem Stadium des Unternehmens hatte man es besonders den Regierungsräten Weber (später Gotthardbahndirektor, 1828—1878), Stockmar, älter (1797—1864) und J. Kummer (geb. 1828, gew. Versicherungsdirektor) zu verdanken, wenn dasselbe in der Regierung und im großen Rate der Verwirklichung entgegengeführt wurde.

Im Jahr 1859 hatte sich Schneider zu seinem Unglück mit einem großen Teil seines Privatvermögens an dem Ostwestbahnunternehmen, welches den Jura und das Seeland mit Bern, dem Emmenthal und Luzern verbinden sollte, beteiligt und im Vertrauen auf die Direktion seinen bekannten guten Namen als Präsident des Verwaltungsrates hergegeben. Er sollte es bitter büßen, da er nachher als unschuldiges Opfer der schwindelhaften Geschäftsführung, welcher sich die Direktion schuldig gemacht hatte, mit in den politischen und finanziellen Krach hineingezogen wurde. Da erwahrte sich noch einmal, was ihm sein Freund Weingart schon 20 Jahre früher geschrieben hatte: „Man muß Sie dreimal hintergehen, bevor Sie den Glauben an die Ehrlichkeit eines Menschen verlieren".

Unterdessen war eine neue Generation herangewachsen; ohne daß eine besondere Agitation gegen Schneiders Kandidatur sich kund gegeben hatte, wurde er bei den Nationalratswahlen des Jahres 1866 zu Gunsten des jungen Eggli († 1895 als Reg.-Rat) übergangen, worauf er auch im gleichen Jahr seinen Austritt aus dem großen Rate nahm. —

Noch in zwölfter Stunde war trotz der gesprochenen Bundessubvention Opposition gegen den La Niccaschen Plan aufgetreten, und

waren billige Partialprojekte empfohlen worden, welche bei den mit recht beträchtlichen Summen beitragspflichtigen Grundeigentümern bereitwillig Anhänger fanden. So erschien im Jahr 1864 General Ochsenbein, früher, wie schon erwähnt, ein eifriger Befürworter des La Niccaschen Projektes, auf einmal mit einer oppositionellen, allgemein verbreiteten Broschüre, unter dem auffallenden Titel: „Die Versumpfung des Gebietes der Juragewässer durch den Plan La Nicca, und die Entsumpfung durch den General Ochsenbein". Nach diesem Plane sollte die Aare in ihrem bisherigen Laufe, freilich etwas korrigiert, belassen und, was die Zihl und die Broye betraf, diesen ein vertiefter und breiterer Wasserlauf geschaffen werden. Durch sachverständige Gegengutachten wurde diesem neuen Hindernis sofort entgegen gearbeitet. Doch mußte es sich Papa Schneider gleichwohl gefallen lassen, an einer in der Nähe von Nidau von den Anhängern des Ochsenbeinschen Projektes zusammen berufenen Versammlung noch persönlich insultiert zu werden. Trotzdem gingen die nunmehrigen Behörden ans Werk. Die Ausführungsdekrete wurden erlassen, die Detailpläne mit der Kosten- und der Arbeitsteilung zwischen den Privaten und Kantonen festgestellt, so daß am 17. August 1868 der erste Spatenstich getan werden konnte. Gerade 10 Jahre später, auch am 17. August 1878, floß zum erstenmale Aarewasser durch den Hagneckkanal in den Bielersee. Zehn Jahre vorher hatte sich Schneider gelobt, bis zu diesem Zeitpunkt keine Zigarre mehr rauchen zu wollen. Er hat das Gelübde gehalten. Jetzt zündete er wieder eine an. Eine einfache Feier von Seite der Behörden, an welcher dann der unermüdliche Förderer des großen Werkes, Dr. Schneider, sowie dessen technischer Schöpfer, Ingenieur La Nicca, nicht fehlen durften, bezeichnete diesen für alle Zukunft denkwürdigen Tag. —

Anderthalb Jahre nachher lag Schneider nach monatelangem Leiden auf dem Sterbebette und ging am 14. Januar 1880 zur ewigen Ruhe. —

Quellen: Tagebücher und Privatkorrespondenz von Dr. J. R. Schneider. Zeitgenössische Großratsverhandlungen und Tagesblätter. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft 1830—1848; das Seeland der Westschweiz und die Korrektion seiner Gewässer. Bern, Krebs 1881 u. a. m.

E. Bähler, sen. in Biel.

Maria Margaretha von Wildermett.

1777—1839.

Die nachfolgenden dürftigen Mitteilungen über Margaretha von Wildermett können nur ein mangelhaftes Bild der in jeder Hinsicht hervorragenden Persönlichkeit ergeben, der diese Zeilen gewidmet sein sollen. Ein verhängnisvolles Geschick hat über dem schriftlichen Nachlaß der im Jahre 1839 Verstorbenen gewaltet, und auch nicht den geringsten Rest davon übrig gelassen. Man wird sich somit begnügen müssen, die da und dort über Margaretha Wildermett erhaltenen Notizen zusammenzufügen, um wenigstens die äußern Umrisse ihres Lebens zu erhalten.

Geboren den 23. Februar 1777 als die Tochter des späteren bischöflichen Meyers Alexander Wildermett und der Margaretha von Treytorrens, verlor sie ihre Mutter schon im fünften Lebensjahre. Wahrscheinlich erst nach dem 1800 erfolgten Tode ihres Vaters trat sie eine Stellung an im Hause des Grafen Dönhof in Berlin als Erzieherin seiner Kinder. Sie verließ am 20. März 1805 diese Familie und folgte einem an sie ergangenen Rufe an den königlich preußischen Hof, wo ihr die Erziehung der damals sechsjährigen Prinzessin Charlotte anvertraut wurde. Zum engsten Familienkreise Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise hinzugezogen, verweilte sie während 10 Jahren — es sind die so schicksalsreichen Jahre 1805—1815 — in der königlichen Familie, deren unbedingtes Vertrauen sie sich durch ihre hohen Charaktereigenschaften erworben hatte. Als ihre Schülerin sich am 13. Juli 1817 mit dem damaligen russischen Großfürsten und späteren Kaiser Nikolaus verheiratet hatte, behielt die junge Fürstin ihre mütterliche Freundin und Erzieherin bei sich und zog sie an ihren Hof im Anitschkowschen Palais zu St. Petersburg. Von Zeit zu Zeit unternahm Margaretha Reisen nach dem preußischen Hofe oder zu ihren Verwandten in die Schweiz, von wo sie im Jahre 1826 zur Kaiserkrönung nach Moskau verreiste. Ihr Verhältnis zu der Kaiserin und der Kaiserin-Mutter blieb ein äußerst herzliches. Ihre Freunde am russischen Hofe unterließen es denn auch nicht, sie mit Ehrenbezeugungen reichlich zu bedenken. Nicht nur wurde sie Inhaberin mehrerer hoher Orden, sie erhielt sogar den Rang eines Generals der russischen Armee, wenn auch natürlich ohne Kommando. Mit ihren fürstlichen Bekannten unterhielt sie eine rege Korrespondenz. Leider sind diese für die Zeitgeschichte wichtigen Dokumente nicht mehr vorhanden. Besonders enge befreundet war Margaretha Wildermett mit der

Großfürstin Helena Paulowna, Gemahlin Michaels, des Generalobersten der russischen Armee. Diese durch ihre Geistesgaben wie ihre Herzensgüte ausgezeichnete Fürstin, eine geborne württembergische Prinzessin, stattete im Jahre 1828 der gerade in Biel weilenden Fräulein Wildermett einen Besuch ab und überhäufte sie mit Beweisen der Freundschaft und Anhänglichkeit, zum nicht geringen Erstaunen ihrer Mitbürger.

Ihre letzten Lebenstage brachte Margaretha Wildermett meist auf ihrem Landsitze im Beaumont[1]) bei Bern zu. In ihrem Salon verkehrte ein gewählter Freundeskreis. Daß bei der mit zwei Fürstenhöfen lebhaft korrespondierenden, geistig lebhaften Dame das Gespräch auch auf das Gebiet der Politik überging, ist nicht verwunderlich. Es ist etwa vorgekommen, daß angeblich abfällige Urteile ihrer fürstlichen Bekannten über schweizerische Verhältnisse aus ihrem Salon in die Oeffentlichkeit drangen und ihren Weg selbst in die Presse fanden, so daß sich Fräulein Wildermett einmal veranlaßt sah, in der Zeitung derartige indiskrete Mitteilungen richtig zu stellen. Sie starb nach langem Krankenlager im Alter von 62 Jahren am 11. März 1839 und wurde am 13ten auf dem Monbijoufriedhof bestattet.

In den letzten Zeiten ihrer Krankheit hatte die Kaiserin von Rußland, welche ihrer Erzieherin immer noch mit kindlicher Liebe zugetan war, alle durch die ärztliche Behandlung der Fräulein von Wildermett verursachten Kosten übernommen und sorgte in ausgiebiger Weise dafür, daß die sorgfältigste Pflege der Schwerkranken zu teil wurde. Diese Fürsorge der Kaiserin für ihre ehemalige Erzieherin erstreckte sich nach deren Tode selbst noch auf die recht zahlreiche Dienerschaft, die sie in ihren letzten Lebensjahren umgab. Sie wurde auf wahrhaft fürstliche Weise für ihre Dienste belohnt, ja selbst mit lebenslänglichen Pensionen bedacht. Auch dieser Zug bestärkt uns in dem Eindruck, daß das Verhältnis zwischen der Kaiserin und ihrer Erzieherin ein überaus herzliches war, und daß Margaretha von Wildermett sich der Ehre würdig erzeigt hatte, an der Tochter einer Königin Luise Mutterstelle zu vertreten.

Quellen: Wildermettsche Familienpapiere im Besitz von Frau Schneider-Wildermett in Biel. Memoiren von A. Perrot 1805—1868 im Besitze des Verfassers. Schweizerischer Beobachter 1839.

E. Bähler, Pfarrer in Thierachern.

---

[1]) Das Gut hieß auch die Weißensteinmatte; dasselbe kam am 18. Mai 1839 an eine öffentliche Kaufsteigerung. Laut der betr. Publikation enthielt es: 1 Lehenhaus mit Dependenzen, samthaft brandversichert für 12,000 L.; ferner sind als dazu gehörig genannt zwei laufende Brunnen und an Erdreich 27 Juch. Die Matte ist jetzt vollständig überbaut und bildet ein schönes städtisches Quartier.

Sigmund Heinrich Wildermett.

1765—1847.

Es ist eine eigentümliche Fügung, daß aus der Familie Wildermett nicht nur der letzte fürst-bischöfliche Meyer, sondern auch der erste und letzte französische Maire der Stadt und Landschaft Biel hervorgegangen ist. Ersterer ist Alexander Wildermett, letzterer sein Neffe Sigmund Heinrich, dessen lange wechselvolle Laufbahn so eng mit den Schicksalen Biels verflochten ist, daß sie es wohl verdient, in der Sammlung bernischer Biographien zur Darstellung zu gelangen.

Sigmund Heinrich Wildermett, Enkel des Meyers, Bürgermeisters und Geschichtsschreibers Alexander Jakob Wildermett und Sohn des damaligen Stadtschreibers Jakob Sigmund Wildermett und der Rosina Wyßard, wurde am 5. August 1765 auf dem väterlichen Rebgut in Vingelz geboren und am 18. desselben Monats in der Kirche zu Sutz getauft. Sein Vater ehemaliger Offizier im französischen Regiment von Eptingen und als solcher tapfer kämpfend in der Schlacht von Korbach verwundet, hatte eine etwas abenteuerliche Laufbahn hinter sich, war aber seit seiner Verheiratung in ein ruhigeres Geleise gelangt. Noch nicht zwei Jahre alt verlor Sigmund Heinrich am 22. April 1767 seine Mutter und wurde daher von den Dienstboten des Hauses und seit 1769 von seiner Stiefmutter Anna Elisabeth Bourgeois von Yverdon erzogen, die aber schon 1781 durch den Tod ihrer Familie entrissen wurde, nachdem sie 1774 einer Tochter Luise das Leben geschenkt hatte.

Kaum 10 Jahre alt kam Sigmund nach Zürich in das Haus des bekannten Johann Heinrich Waser, der, nachdem er von seiner Pfarrstelle an der Kirche zum hl. Kreuz wegen seiner heftigen Anklagen gegen die Obervögte entsetzt worden war, mit zwei Söhnen und einer Tochter ein Erziehungsinstitut eröffnet hatte. Gerade in diese Zeit fiel in Zürich die Vergiftung des Abendmahlsweins in der Münsterkirche vor. Da Pfarrer Waser die Schlüssel der Kirche und der Türme, deren einer ein Observatorium enthielt, besaß, wurde ihm später diese Tat, wohl mit Unrecht zur Last gelegt. Der Aufenthalt in diesem Hause erwies sich für Sigmund nicht als vorteilhaft. Er erhielt fast keinen Unterricht, weil Waser, mit seinen Lieblingsfächern Geschichte und Statistik beschäftigt, keine Zeit fand sich mit dem Knaben abzu-

geben. Seine Mitarbeit an dem Schlözer'schen Briefwechsel nahm ihn fast ausschließlich in Anspruch. Diese Arbeit, zu welcher er wichtige Dokumente der städtischen Archive entwendet hatte, sollte die furchtbare Katastrophe über ihn herbeiführen, die im Jahre 1781 mit seiner Hinrichtung endigte.

Eine angenehme Unterbrechung erfuhr sein Aufenthalt in Zürich durch seine von Biel aus angeordnete Deputation als Junker in Begleitung seines Vaters zur neuen Bundesbeschwörung zwischen Frankreich und der Schweiz, die in Solothurn stattfand. Sigmund blieb daselbst ganze acht Tage und erhielt vom französischen Hofe eine goldene Medaille. Nach Zürich zurückgekehrt blieb er nur noch kurze Zeit im Waser'schen Hause. Ein neuer, besser geeigneter Pensionsort fand sich in der Familie des trefflichen Johann Conrad Pfenninger, damals Helfer am Oethenbach. Von hier aus verkehrte Sigmund oft im Hause des in nächster Nähe wohnenden Lavater, der damals gerade mit der Abfassung der Physiognomik beschäftigt war und mit seinem Herzensfreunde Pfenninger einen regen Verkehr unterhielt. Anfangs 1779 nach Hause zurückgekehrt verreiste Sigmund im Oktober desselben Jahres nach Colmar in die Pfeffel'sche Militärschule, wo er mit seinem Vetter Josef Alexander, der sich schon dort befand, zusammentraf. Nach einem dreijährigen Aufenthalt daselbst kam er im September 1782 wieder nach Hause. Am 21. Juni 1784 erhielt er das Patent eines Unterleutnants im Dragonerkorps der Stadt und verreiste im Juli desselben Jahres nach der Universität Straßburg, wo er mit seinem Vetter Friedrich zwei vergnügte Jahre zubrachte. Neben seinen juridischen Studien verkehrte er öfters mit den Offizieren des dort stationierten fürstlich-bischöflich Basel'schen Regimentes von Reinach, unter welchen sich einige Bieler befanden. Im März 1786 nach Biel zurückgekehrt, fanden die beiden Vettern Offiziersstellen in dem von Oberst Müller von Amsoldingen im Auftrag Friedrichs II. errichteten Schweizerregimente, und zwar Friedrich als Hauptmann und Sigismund, obwohl erst 22 Jahre alt, als Major.

Im August 1786 verreisten beide von Basel zu Schiff nach Wesel, wo sie längere Zeit untätig bleiben mußten, da die Bildung des Regimentes sich verzögerte. Nach dem Tode Friedrichs des Großen beorderte sein Nachfolger das Regiment nach Magdeburg, wo es neu organisiert und in leichte Infanteriebataillone umgeschmolzen wurde, in welchem nicht nur Schweizer, sondern auch preussische Landeskinder als Offiziere und Soldaten dienten. Um diese Zeit entspannen sich Mißhelligkeiten zwischen Oesterreich und Preußen. Ein Teil der

Armee, worunter das Bataillon Wildermetts als Avantgarde, marschierte sofort nach Berlin ab und von da nach der Grenze. Durch Sachsen, über Sagan, Glogau, Hirschberg vorrückend, besetzten die preussischen Truppen das Riesengebirge und die Schneekoppe, mit Ungeduld von zwei dort stationierten Kavallerieregimentern erwartet. Zwei Monate blieb die Wildermett'sche Kompagnie in diesem Grenzgebiet, bis der Waffenstillstand von Reichenbach dem Kriege ein Ende machte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde Wildermett der dortigen Garnison zugeteilt, in welcher er bis Ende 1789 verblieb. Seit Anfang 1790 wieder in Magdeburg, fand er, wie vorher in Berlin, dank seiner gesellschaftlichen und musikalischen Talente Zutritt in gebildete vornehme Kreise. Aus diesem nicht gerade kriegerischen aber vergnüglichen Dasein rief ihn die Nachricht von dem am 4. April 1791 erfolgten Hinscheide seines Vaters nach Hause. Es warteten seiner daselbst schwierige Aufgaben. Die Succession bestand aus Domänen, Grundstücken, Zehnten, Bodenzinsen, die teils Substitutions-, teils Fideikommisgüter des männlichen Stammes waren, teils der Familienstifte angehörten, so daß die Ausmittlung der auf seine Stiefschwester Luise fallenden Erbschaftsquote keine leichte Aufgabe für ihn war[1]). Dazu kam noch, daß das Haus vor dem Oberthor, in welchem sein Verwandter, Friedensrichter Dachselhofer, eine Fayencefabrik betrieb, durch eine Feuersbrunst bedeutend beschädigt wurde, so daß für den zu Hause genügsam Beschäftigten von Wiederaufnahme seiner militärischen Carriere in Preußen keine Rede mehr sein konnte.

Bald nach seiner Zurückkunft nach Biel wurde er vom Rate zum Oberinspektor über die sämtliche Pannermiliz von Biel und Erguel ernannt, und beauftragt die Grenzbewachung gegen Frankreich zu organisieren. Als das aus französischen Diensten entlassene bernische Regiment von Wattenwyl ins Erguel abkommandiert wurde, hatte Wildermett mit dessen Chef, dem Oberst von Büren, die nötigen Verteidigungsanstalten zu treffen, welche aber, auf die Versicherung der Franzosen, daß das Erguel nicht besetzt werde, wieder eingestellt wurden.

Als Angehöriger einer adeligen, mit dem Fürstenhofe in enger Verbindung stehenden Familie, hatte er durch die Revolutionierung des Bistums durch die Franzosen in ökonomischer Beziehung empfind-

[1]) Louise Wildermett verheiratete sich 1797 mit Jean Henri de Blonay und starb 1804 auf ihrem Landsitze in Valeyres-sous Rances. Sie hinterließ drei Kinder: 1. Frederic Louis, geb. 1798, gest. 1868; 2. Anna Elisabeth Henriette, geb. 1800, gest. 1801, und 3. Anna Louise Charlotte, geb. 1802, verheiratet mit Maximilian de Saussure, gest. 1880.

lich zu leiden. Im Gegensatze aber zu seinem Oheim, dem bischöflichen Meyer Alexander und dessen Familie, die aus allen Kräften der Revolution entgegen arbeiteten, blieb Sigmund von den neuen Ideen nicht unberührt. Den Winter 1795/96 verbrachte er in Paris. Da die von ihm in Biel um eine Kleinigkeit angekauften Assignaten gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt in die Höhe stiegen und den vollen Kurs erreichten, kostete ihn der Aufenthalt daselbst nichts.

Nach dem Einrücken der Franzosen in Biel wurde den Bürgern von dem provisorischen Meyer Bresson der Rat erteilt, die definitive Einverleibung mit Frankreich zu verlangen. Am 7. Februar erhob die Versammlung der Gemeindebürger diesen Vorschlag zum Beschluß, in der Hoffnung, dadurch Befreiung von den Kriegskosten zu erlangen. Sigmund Wildermett sollte die Akten dieses Beschlusses persönlich dem Direktorium übergeben. Aber der französische Geschäftsträger Mengaud in Basel verweigerte ihm dem Reisepaß, nahm ihm seine Depesche ab, angeblich um sie selber an das Direktorium zu senden, und Wildermett mußte unverrichteter Dinge wieder nach Hause zurückkehren.

Nach der Vereinigung Biels mit Frankreich fand Wildermett in dem neuorganisierten Staatswesen bald die Verwendung, die seinen Talenten und seinem Verwaltungsgeschick entsprachen. Durchaus Realpolitiker, hielt er es für keine Verleugnung seiner Familientraditionen, sich in das fait accompli zu finden. Zudem glaubte er seiner Vaterstadt einen Dienst zu erweisen, wenn er mit fester Hand die ihm angebotenen Zügel ergriff. Auf Anordnung des Generals Schauenburg übernahm er schon in den ersten Zeiten der französischen Occupation die Organisation des Milizwesens in Biel und Erguel. Um dieselbe Zeit wurde er durch Volkswahl zum Präsidenten der Munizipalität des Kantons Biel ernannt, zu welchem außer der Stadt das ganze Unter-Erguel von Sonceboz bis Reiben, Neuenstadt und der Tessenberg gehörten. Die alte Regierung war am 20. März 1798 endgültig aufgelöst worden und Biel war von diesem Tage an offiziell mit dem französischen Departement du Mont Terrible mit Pruntrut als Hauptstadt vereinigt. Leider mußte Wildermett als einer der fünf Administratoren des Departements seinen Namen unter die berüchtigte Proklamation vom 9. Prairial des Jahres IV (28. Mai 1798) setzen, in welcher die Anhänger der alten Ordnung vils intriguans, perfides agitateurs betitelt wurden und wo es unter anderem heißt: «Vous êtes Français et vous resterez Français; vous ne partagerez pas le sort des Suisses aveuglés». Unterdessen war am 9. November 1799 das Direktorium gestürzt und am 24. Dezember durch das Konsulat ersetzt

worden. Die Departementaladministrationen wurden aufgehoben und an ihrer Stelle Präfekturen organisiert. Man fand das Departement du Mont Terrible sei viel zu klein, um die Unkosten seiner Verwaltung bestreiten zu können, und so wurde der eine Teil davon, das ehemalige Fürstentum Montbéliard dem Departement du Doubs, der andere Teil mit Biel und dem Jura, dem Departement du Haut-Rhin, mit Colmar als Sitz einverleibt. Die Gemeinden Biel, Ilfingen, Pery und Pieterlen wurden der Unterpräfektur Delsberg zugeteilt und bildeten den Kanton Biel. Zum Oberhaupt dieses Kantons und zugleich als französischer Maire der Stadt wurde vom ersten Konsul Sigmund Wildermett ernannt.

Als er im Dezember 1799 sein Amt antrat, fand er bedenkliche Zustände vor. Nach der skandalösen Verschleuderung der Gemeindegüter durch die Bürgerschaft selber war die Gemeinde ökonomisch vollständig ruiniert. Die Beschaffung der zur Bestreitung der öffentlichen Verwaltung notwendigen Mittel war eine der ersten Aufgaben Wildermetts, der er sich mit großer Energie, wenn auch nicht ohne Willkür entledigte. Es ist unbedingt sein Verdienst, daß die Administration während der französischen Occupation eine durchaus tüchtige war und daß trotz des geringen Einkommens der Gemeinde verhältnismäßig vieles geleistet wurde. Seine Bemühungen richteten sich namentlich dahin, die Teilung des Gemeindegutes wieder rückgängig zu machen, was ihm aber nur teilweise gelang und ihn aufs bitterste mit den hauptsächlichsten, nunmehrigen Inhabern desselben verfeindete. Auch die Einführung eines Octroi und einer Vermögenssteuer war sein Werk, Neuerungen, die zur Wahrung des finanziellen Gleichgewichtes unbedingt notwendig, nicht aber geeignet waren, ihn seinen Mitbürgern populär zu machen. Ebensowenig fand die ebenfalls von Wildermett durchgesetzte Anlage des sogenannten Mahlwaggutes oberhalb der Stadt, in welchem eine landwirtschaftliche Armenschule eingerichtet wurde, Billigung der Bewohnerschaft. Sigmund Wildermett, eine ziemlich autoritäre selbstherrliche Natur, kehrte sich wenig an die durch sein Regiment hervorgerufene Mißstimmung, sondern regierte kräftig aber willkürlich nach seiner Weise weiter. Auch äußerlich trat seine Selbstherrlichkeit auffallend hervor. Ehrerbietig und scheu wichen seine Mitbürger auf die Seite, wenn der Meyer mit seiner Ehrenwache sich auf der Straße blicken ließ. Um den Munizipalrat, der ihm beigegeben war, kümmerte er sich wenig, berief ihn immer seltener und zuletzt gar nicht mehr zusammen und legte weder Rechnung noch Büdget vor. Mag man diesen Despotismus auch mißbilligen,

so ist hinwiederum die persönliche Integrität Wildermetts über allen Zweifel erhaben. Er selber begnügte sich mit einer ganz geringen Besoldung, die in keinem Verhältnis stand zu den hohen Repräsentationskosten, die er zu übernehmen hatte. Als Mitglied des Departementalwahlkollegiums wurde er nebst andern Mitgliedern dieser Behörde mit dem Marschall Lefebvre nach Paris abgeordnet, um dem Kaiser Napoleon zu seiner Thronbesteigung die Glückwünsche des Oberrheins darzubringen. Auch wohnte er der Krönung des Kaisers bei und beteiligte sich an allen zur Ehre dieses denkwürdigen Ereignisses veranstalteten Festlichkeiten. Besonders häufig waren seine Reisen und Aufenthalte in Colmar und Pruntrut, den Sitzen der Präfektur und Unterpräfektur. Die Gunst, deren er sich von Seiten der französischen Regierung zu erfreuen hatte, trug begreiflicherweise auch nicht zu seiner Beliebtheit bei der Bevölkerung seiner Vaterstadt bei, die sich immer mehr von dem Meyer trennte. Man betrachtete ihn als einen Beamten, der nur die Interessen des Staates, nicht aber das Wohl der Gemeinde im Auge habe. Wo sich ein Anlaß darbot, ließ man ihn später das Mißfallen an seiner Verwaltung fühlen. Endlich ging auch der Haß auf ihn über, welchen die kaiserliche Regierung ganz besonders in den letzten Jahren durch die unerhörte Geld- und Menschenpresse sich allmählich bei dem Volke zugezogen hatte.

Der Einmarsch der Alliierten im Dezember 1813 machte dem Regiment des französischen Meyers ein Ende. Der Druck, unter dem die Bürgerschaft geseufzt, hörte auf, aber damit auch die gesicherte Ordnung und feste Verwaltung.

Sigmund Wildermett zog sich ins Privatleben zurück und widmete sich namentlich der Bewirtschaftung seines Grundbesitzes. Immerhin schenkte er den politischen Zuständen seiner Vaterstadt ein reges Interesse. In den ersten Zeiten für den Gedanken einer Kreierung eines aus den ehemaligen fürstlichen Stiftslanden zu bildenden Kantons mit Biel als Hauptstadt eingenommen, kam er schließlich zum Resultat, daß ein Anschluß Biels an Bern am ehesten befriedigende Aussichten gewähre und legte seine Gedanken hierüber in einer Flugschrift nieder [1]). Da er in derselben die Haltung der nunmehrigen provisorischen Regierung einer peinlich scharfen Kritik unterwarf, zog er sich deren leidenschaftlichen Angriff zu, dem er in einer zweiten Druckschrift

---

[1]) Sie findet sich wörtlich abgedruckt in der von seinen Gegnern verfaßten: Antwort auf eine gegen den Magistrat der Stadt Biel gerichtete Druckschrift. Geschrieben im Brachmonat 1815. Bern bei Frau Wittib Stämpfli. 35 Seiten.

würdig aber bestimmt entgegentrat[1]). Besonders unerquicklich war für ihn der Streit, den die Stadt mit ihm wegen der von ihm versäumten Rechnungsablage führte. Erst 1824 kam eine Einigung zustande, nach welcher Wildermett der Stadt 3460 L. zurückzuerstatten hatte.

Sigmund Wildermett lebte während einigen Jahren gänzlich zurückgezogen[2]). Aber seine Tüchtigkeit und seine auch von den erbittertsten Gegnern nie bestrittene persönliche Integrität ließen ihn bei seinen Mitbürgern doch nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen. 1828 bekleidete er die Würde eines Amtsstatthalters und von 1831 bis 1834 diejenige eines Gerichtspräsidenten. Als Präsident des Chorgerichtes fiel ihm eine wichtige Rolle zu bei der Organisation der am 1. Juni 1828 abgehaltenen Feier zum Gedächtnis der Reformation. An den politischen Kämpfen, die dem Umschwunge von 1831 vorangingen, beteiligte sich Wildermett wenig. Immerhin gehörte er zu den sechs Bürgern, die am 31. Juli 1831 gegen die neue Verfassung stimmten. Seit 1834, nach seiner Demission als Gerichtspräsident zog er sich gänzlich von der Oeffentlichkeit zurück. Doch sollte er noch Zeuge sein der politischen Kämpfe der vierziger Jahre. Er starb am 28. März 1847 im Alter von 81 Jahren 7 Monaten und 23 Tagen.

Sigmund Wildermett hatte sich am 10. März 1801 mit Fräulein Catharina Rengger verheiratet, aus welcher Ehe fünf Kinder hervorgingen[3]), von den eines schon in den ersten Lebensjahren starb. Trübe Erfahrungen sind ihm in seinem Familienleben nicht erspart geblieben.

---

[1]) Berichtigung und Widerlegung der Druckschrift, so von drei Mitgliedern der jetzigen Regierung der Stadt Biel unterzeichnet und in der Mitte letzten Augusts ausgestreut worden ist von Sigm. H. Wildermett, ehemaliger Meyer der Stadt. Bern bey Ludw. Albrecht Haller, Obrigkeitl. Buchdrucker 1815.

[2]) Wildermett lebte meist in seiner Stadtwohnung, Schmiedengasse Nr. 8, neben dem Hause seines Rivalen und persönlichen Gegners J. F. Heilmann. Der an der Façade angebrachte Wappenschild trug wohl einst das Wildermettwappen.

[3]) Seine Kinder sind:

1. Sigmund Heinrich, geb. 11. Dezember 1801, gest. 5. Mai 1883. Gründer des Kinderspitals in Biel; siehe den betreffenden Artikel in der Sammlung bernischer Biographien. Band V, Seite 265.

2. Eduard Alexander, geb. 26. Februar 1803, gest. 15. März 1806.

3. Constance Josefine, geb. 25. August 1804, verheiratet 1822 mit Herrn Albert Verdan, gest. 1887.

4. Alexander Adolf Eduard, geb. 4. Januar 1807, besuchte das Gymnasium in Biel und trat nach Absolvierung desselben in ein Handlungshaus in Frankfurt. Von 1825—29 Leutnant in niederländischen Diensten verlor er seine Stelle wegen Auflösung des Regimentes. Versuche, seine militärische Carriere in Neapel fortzusetzen, schlugen fehl, dagegen gelang es ihm eine Offiziersstelle in Batavia zu erhalten. In seine Vater-



Meyer Wildermett gehört zu den markantesten Gestalten des alten Biel. Eine vorzügliche Bleistiftzeichnung hat das Bild seiner äußern Erscheinung der Nachwelt überliefert.[1]) Er erscheint auf derselben als der geborne Präfekt, mit energischen Zügen und stolzer Haltung. Was ihm offenbar fehlte, war die Gabe, Sympathien in den Herzen der Andern zu erwecken. Selbst ein so unparteiischer Historiker und Zeitgenosse wie Dr. C. Blösch, obwohl seinen Vorzügen als Administrator durchaus gerecht, kann eine gewisse Abneigung gegen ihn nicht ganz verbergen. Seinen Mitbürgern vollends blieb er ein innerlich Fremder. Aeußere Zeichen der Ehrerbietung wurden ihm allerdings nicht versagt, aber die Scheu, die man vor dem unnahbaren, seiner geistigen Ueberlegenheit wohl bewußten Herrn empfand, hörte sogar nach seinem Tode nicht auf, ja sie übertrug sich auf die Stätten, die er in seinem Leben bewohnt hatte. Es ist daher nicht unbillig, wenn wir ihm selber das Wort zu seiner Rechtfertigung erteilen.

„Daß einer langen Verwaltung immer Fehler können vorgeworfen werden, daß man auch mich in verschiedenen Umständen der Nachläßigkeit beschuldigen könne, daß ich der guten Absicht mehr anvertraute als der Vorsicht angemessen war, bekenne ich aufrichtig. Der Unparteiische aber bedenke die häufigen Veränderungen der Konstitutionen und Gesetze, das immerwährende Abwechseln der oberen und unteren Staatsdiener und Beamten aller Art, mit denen ich in beständiger Verbindung sein mußte, endlich die Nichtigkeit des Einflusses eines Maire in allen Regierungsbefehlen, wo er bloß Vollzieher derselben war, so wird auch vieles davon zu verzeihen und zu entschuldigen sein. Jedermann weiß, daß meine Familie die einträglichsten und

---

stadt zurückgekehrt fand er den Tod durch Ertrinken in der Madretschschüß im November 1836.

5. Karl August, geb. 26. Dezember 1810, studierte die Rechte zuerst praktisch auf den Amtsschreibereien von Büren und Saignelégier, später auf den Universitäten Bern und Berlin, wandte sich aber der Bewirtschaftung seiner Güter und dem Betrieb der Mühle in Mett zu. Im öffentlichen Leben trat er wenig hervor und lebte zurückgezogen zuerst in Mett und später in dem Familiensitze an der Juravorstadt, dessen einziger aber um so vornehmerer Schmuck, das prachtvolle Gartenportal aus der Klosterkirche von Bellelay stammend, noch heute die Aufmerksamkeit des Kunstkenners auf sich zieht. Am Bundesfest in Bern am 21. und 22. Juni 1853 befehligte er als Kommandant das bielerische Kontingent. Verheiratet mit Fräulein Fanny Neuhaus starb er kaum ein Jahr nach ihrem Hinscheide am 21. September 1888 ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, als der letzte seines Geschlechtes. Die Grabstätten der beiden Ehegatten befinden sich auf dem Friedhofe von Mett.

[1]) Im Besitz seiner Enkelin, Frau Schneider-Wildermett in Biel.

zugleich auch die ehrenvollsten Stellen der alten Ordnung verlor und daß für mich selbst beträchtliche Bodenzinse und Zehnten ohne Ersatz abgetan wurden. Sind das etwa die Beweise der schändlichen Tat, die man mir aufbürden will? Bin ich von der Regierung bezahlt oder durch geldreiche Stellen entschädigt worden? Hat sich etwa mein Vermögen vermehrt? War meine Person, mein Eigentum nicht mit den nämlichen Abgaben belastet wie die Eurigen?"

Auf seine Tätigkeit als französischer Beamter, der seine Unterschrift zu mancher Kundgebung erteilen mußte, die er nicht billigte, fuhr er fort „Als Bürger, als Magistrat blieb ich der Regierung, unter die mich das Schicksal versetzte, gehorsam, und wenn je die angezeigten Proklamationen mit meiner Unterschrift bezeichnet waren, so ist zu betrachten, daß ich mich den Oberbefehlen nicht entziehen konnte, auch nicht Gewalt hatte, den Strom der mächtigen Begebenheiten zu hindern."

Daß er die Vereinigung Biels mit Bern herbeiwünschte, begründet er mit dem Hinweise auf die Notwendigkeit einer festen Ordnung und Justizpflege, welche Güter er weder in dem damaligen Provisorium noch in einem neuen aus lauter heterogenen Elementen mühsam zusammengeflickten Kanton mit Biel als Hauptstadt genügend garantiert sah. „Uebrigens gebührt mir die Entscheidung nicht; sei sie welche sie wolle, so kann unser künftiger Zustand nur bessern, nur vorteilhafter sein, und so bewundere ich tief im Staub eine höhere Leitung, die das Schwert der Gerechtigkeit solchen Händen anvertrauen wird, die Fähigkeit und Gewalt haben, dasselbe für unser wahres Beste zu führen und zu leiten."

Quellen. Wildermett'sche Familienpapiere im Besitze von Frau Schneider-Wildermett in Biel. — Memoiren von A. Perrot im Besitze des Verfassers. — C. A. Blösch, Geschichte der Stadt Biel, Biel 1855. — G. Blösch, Chronik von Biel, Biel 1875.

Ed. Bähler, Pfr. in Thierachern.

Sigmund Heinrich von Wildermett.

1801—1883.

Auf dem hochgelegenen Friedhof von Pieterlen, der sich mit der Pfarrkirche und seinem geheimnisvollen Buchsbaumwald über den Dächern des dichtgedrängten Dorfes am Juraabhang erhebt, zieht ein in die Kirchenmauer eingelassenes Grabmal in gothischem Stile den Blick der Besucher auf sich. Es deckt die sterbliche Hülle des Barons Sigmund Heinrich von Wildermett, die neben derjenigen seiner ihm vorangegangenen Gattin ihre Ruhestätte auf diesem Friedhof gefunden hat, dem an stimmungsvoller Romantik wohl kein zweiter im weiten Bernerlande gleichkommt.

Sigmund Heinrich von Wildermett, Sohn des gleichnamigen französischen Meyers von Biel und der Katharina Reugger, geboren in seiner Vaterstadt am 11. Dezember 1801, verbrachte seine erste Jugendzeit im Elternhause, bezog 11 Jahre alt das Liceum von Colmar, und vollendete seine Studien von 1815 bis 1817 in Bern, wo er zuerst bei Oberst Hopf und später bei Prof. Hünerwadel Pension bezog.

Im Jahre 1818 verreiste er nach Berlin, wo er durch Protektion der am Hofe angesehenen Fräulein von Wildermett, seiner nahen Verwandten, eine Stelle als Kadett im zweiten Garderegiment zu Fuß erhielt und bald zum Leutnant avancierte. Nachdem er zu den Gardedragonern übergetreten war, nahm er 1834 als Rittmeister seinen Abschied und zog sich in das Wildermett'sche Familienschlößchen bei Pieterlen zurück, wo er sich mit Fräulein Esther Schneider verheiratete. Diese Ehe blieb kinderlos.

Auf seinem Landsitze, seit 1674 im Besitze der Familie, lebte Sigmund Wildermett seinen Liebhabereien, zu denen neben Geselligkeit und Jagdsport die Malerei und das Bauen gehörte.[1]) Er hat nie aufgehört an seinem einfachen Landhause bauliche Veränderungen vorzunehmen, bis es schließlich zu dem mittelalterlichen Schlößchen umgewandelt war, das jetzt mit seinen Zinnen und Türmchen einsam am Fuße der mächtigen Felswand trauert, über welcher der dunkle Hochwald zum Jurakamme emporsteigt.

---

[1]) Die Räume des Wildermett'schen Kinderspitales enthalten eine große Anzahl seiner meist Landschaften und Jagdstücke darstellenden Oelgemälde.

Während seines Lebens war freilich das Schlößchen selten leer von Gästen, zu welchen besonders seine ehemaligen Waffenkameraden aus der Garde gehörten. Besonders häufig verkehrte er mit den royalistischen Kreisen von Neuenburg und seinen Standesgenossen in Solothurn und Bern, wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gerne gesehen und viel besucht.

In seiner Vaterstadt Biel sah man ihn allwöchentlich, wo er in einem der Gasthöfe zu Mittag speiste, Geschäfte besorgte und alte Bekannte grüßte. Gegenüber seinen Mitbürgern in Pieterlen trat er mitunter etwas autoritär auf, was aber dem guten beidseitigen Einvernehmen keinen Eintrag tat. Politisch gehörte er der konservativen Partei an, und nicht ungern besuchte er etwa die Versammlungen seiner Gesinnungsgenossen vor wichtigeren Wahlen und Abstimmungen. Seine etwas epikureisch angehauchte Lebensphilosophie räumte dem Genusse keinen untergeordneten Platz ein, war er doch durchaus Lebemann, aber ein freundlicher und freigebiger. Das erfuhren nicht zum wenigsten seine Gemeindegenossen, deren Kinder er alljährlich am Weihnachtsfeste reichlich beschenkte, wie auch die preußischen Verwundeten vom Kriege 1870/71, zu deren Pflege er seine ganze Jahrespension, die er seit seinem Austritt aus dem Heere bezog, verwendete. Auch die Kirche von Pieterlen erfreute sich seiner Fürsorge. Nicht nur leitete er den Umbau derselben, sondern schmückte auch ihr Inneres mit schönen Glasgemälden aus, schenkte ihr einen kleinen Schatz an Tauf- und Abendmahlsgeräten von reicher und geschmackvoller Ausführung und stiftete einen beträchtlichen Fonds zu ihrer Instandhaltung.

In den letzten Jahren wurde es einsam um den alten Herrn. Seine Gattin starb am 7. Juli 1873. Keine Kinder belebten die Räume des Herrenhauses. In dieser Vereinsamung mag ihm der Gedanke aufgestiegen sein, durch Gründung eines Kinderspitals noch über den Tod hinaus der Jugend Wohl zu fördern.

Baron Sigmund Heinrich von Wildermett starb am 5. Mai 1883. Drei Tage später wurde er unter großem Geleite zu Grabe getragen.

Nach seiner äußern Erscheinung war Wildermett der Typus eines vornehmen Landjunkers. In seiner Konversation bediente er sich der hochdeutschen Sprache. Wer je den bis an seine letzten Tage rüstig und elastisch einherschreitenden hochgewachsenen Herrn gesehen, konnte das sympathische Bild seiner ritterlichen, schönen Persönlichkeit nicht wieder vergessen.

War auch der wohlwollende freigebige Sinn des Verstorbenen nicht unbekannt, so erregte es doch allgemeine Ueberraschung, als nach

der Testamentseröffnung sich die Nachricht verbreitete, daß die letzte Willensäußerung des Erblassers die Verwendung fast seines ganzen Vermögens zur Gründung eines in Biel zu errichtenden Kinderspitals bestimmte.

Nachdem das Legat durch Zinsanhäufung während 20 Jahren und durch Verkauf von Liegenschaften von 500,000 auf 1,000,000 Fr. angewachsen war, wurde der Bau des Spitals in Angriff genommen und im Herbst 1903 beendigt und bezogen.

Sollte auch der Epheu den einfachen Grabstein auf dem Friedhof zu Vieterlen allmählich überwuchern und den Namen und Wappenschild dessen verdecken, der darunter schlummert, so wird der heitere geräumige Bau, der hoch über der Stadt Biel am Bergeshange herrlich gelegen, hinausleuchtet in die schöne Landschaft am Jura und tausenden von Kindern zum Segen gereichen wird, es verhüten, daß der Name Wildermett je vergessen werde.

Ed. Bähler, Pfr. in Thierachern.

Johannes Erb.

1635—1701

Das 17. Jahrhundert genießt nicht gerade einen guten Ruf. Als Zeitalter der Hexenprozesse, der konfessionellen Schärfe und Engherzigkeit und des sich immer mehr zuspitzenden Absolutismus, kommt dasselbe besonders da übel weg, wo man es liebt, mit einigen Schlagwörtern und in mehr bequemen als richtigen Formeln, die doch so komplizierte Physignomie einer Geschichtsepoche oder eines Volkes auszudrücken. Und doch weist, um nur von unserer engern Heimat zu reden, dieses verrufene Jahrhundert Züge auf, denen man rückhaltslose Bewunderung nicht versagen kann. Wir erwähnen als besonders hervorragend das überaus kräftige Salidaritätsgefühl gegenüber den bedrängten Glaubensgenossen von nah und fern, das sich in einer weitgehenden, unermüdlichen Opferwilligkeit äußerte, sodann eine in allen Schichten des Volkes zu Tage tretende Leidensfähigkeit und Tapferkeit in den vielen Heimsuchungen jener Zeit. Namentlich letztgenannter Zug tritt in dem Leben des einfachen bernischen Landpfarrers hervor, dessen Angedenken nachstehende Zeilen gewidmet sein sollen.

Johannes Erb, Samuels und der Maria Hächler, wurde 1635 in Thun geboren und wuchs in dieser seiner Vaterstadt in bescheidenen Verhältnissen auf[1]). Ueber seine Jugendjahre fehlen alle Nachrichten, und auch sein Studiengang läßt sich nur annähernd ermitteln. Außer der Akademie von Bern besuchte er auch ausländische Hochschulen. Entscheidend für seine Geistesrichtung war ein längerer Aufenthalt in England, wo besonders Jeremy Taylor, der weitherzig-irenische Theologe und Schriftsteller, und Richard Baxter, der bekannte, noch immer gelesene Verfasser der berühmten Erbauungsschrift „The Saints everlasting rest" großen Einfluß auf seine Denkweise und seine spätere Ausübung des geistlichen Amtes ausübten. Seine Studien hatten das ihm zugefallene, geringe väterliche Erbe — „Armütli" nennt es in einem Berichte an die Obrigkeit der ihm wohlgesinnte Landvogt Steck von Unterseen — bald aufgezehrt, und so sah er sich wiederholt genötigt, den Rat von Thun um Unterstützungen zu ersuchen, welche ihm in bescheidenem Maße auch gewährt wurden[2]).

Obwohl noch ohne Pfarrei, verheiratete er sich am 7. März 1664 in der Kirche von Amsoldingen mit Rosina Christen, aus welcher Ehe zwei Kinder hervorgingen, die aber schon frühe starben. Im Jahr 1667 wurde er zum Pfarrer von Grindelwald erwählt, das damals bei 1200 Seelen zählte und zu den beschwerlichsten Gemeinden des Bernerlandes gehörte. Ueberdies sollte ein außerordentliches Ereignis ihm bald genug die allerschwersten Prüfungen auferlegen.

Es war im Anfang des Jahres 1669, als die Sterblichkeit in der Gemeinde Grindelwald in auffallender Weise zunahm, und zwar infolge einer ansteckenden, sich rasch verbreitenden Krankheit. Die

---

[1]) Die Familie Erb aus Oeyen im Diemtigenthal stammend, wohl zu unterscheiden von der jüngern, seit dem 18. Jahrhundert in Thun eingebürgerten Familie dieses Namens, war schon im Anfang des 14. Jahrhunderts nach Thun gezogen und zu einigem Ansehen gelangt. Mehrere Glieder dieser Familie widmeten sich dem Kirchendienste. Johann Erb starb 1601 als Pfarrer in Thurnen, nachdem er seit 1549 in fünf verschiedenen Gemeinden das Pfarramt versehen hatte. Kürzer aber ehrenvoller als die Laufbahn dieses unstäten Mannes, der sogar einmal seines Amtes entsetzt worden war, ist die zweier jüngerer Glieder der Familie: Johann Erb 1606 Helfer in Thun, nach dreijährigem Pfarrdienst in Diemtigen 1612 jung verstorben, und Jakob Erb, der seine Laufbahn 1626 als Provisor in Thun begann und 1628 unmittelbar nach seiner Wahl nach Diemtigen daselbst von der Pest dahingerafft wurde.

[2]) Ratsmanual von Thun, 15. August 1659. „Johann Erb dem Studenten 20 Kronen an seine Studien." —

eodem 30. Januar 1666. „Johann Erb dem Studenten 15 Kronen auf 3 Jahre lang mit Einsetzung zweyen Bächern."

Obrigkeit durch den Landvogt von Unterseen von dieser Epidemie benachrichtigt, stellte eine Untersuchung über das Wesen dieser Krankheit an. Es war die asiatische Pest, die aus dem Aargau den Weg in das entlegene Bergthal gefunden hatte. Die Thalschaft wurde sogleich von der Außenwelt streng abgesperrt. Aber auch die Bitte des Pfarrers „um väterliche Handreichung an Speise und Trank, damit sie nicht hilflos verschmachten müßten," fand williges Gehör. In aller Eile wurde Erb in der Anwendung der nötigen Arzneien unterrichtet. Außerdem langten anfangs April zwei von der Obrigkeit bestellte Aerzte in Grindelwald an, die im Pfarrhause Quartier bezogen. Aber der Erfolg der ärztlichen Pflege war ein äußerst geringer. Am 15. April schrieb Pfarrer Erb: „Ach daß ich Wassers genug in meinem Haupt hätte, den leidigen Zustand meiner lieben Zuhörer zu beweinen! ach daß ich auch Fäderen genug hätte, Euch selbigen umbstendlich anzuzeigen! dann für gewüß und eigentlich die Hand Gottes sehr hart, hart auf uns liegt und sich ansehen lasset, als wann keim Mensch mehr übrig bleiben wollte. Es liegt bald mehr als das halbe Tal darnieder under dieser schmerzlichen Seuch und wird gewüßlich (wo Gott nicht wird seine harte, jedoch väterliche Hand zurückhalten) den Kranknen kümmerlich genugsam können nach nothdurft mit Rath und Fall beigesprungen und begegnet werden. Den 10. April sind 7 Personen, den 11. 14, den 12. 7, den 13. 2, den 14. 5, und den 15. April 5 Personen begraben worden, so daß sich die Zahl der Verstorbenen jetzt belauffet auf 128 Personen. Die Zahl der Kranknen ist mir ohnmöglich meinen gnädigen Herren zu vernambsen, weilen augenblicklich ganze Haushaltungen einfallen ja auch aussterben. Den 15. April bin ich gangen gan trösten, da hab ich an der Schonegg (da ein halb Dotzen Häuser beisammen sind) in Hans Gorners Haus angetroffen 5 dem Tode nachige Personen, in Melcher Jakobs Haus 4 Personen und so fortan in etlichen Häusern. Zu Vermehrung aber dieser Seuch muß nothwendig nicht wenig helfen die gar niederen Stuben, in welchen oftermalen 5 oder mehr Personen in grausamer Hitz, also daß mich oft bedunkt der Athem müsse mir gestehen, beisammen liegen."

Die Kalamität wurde noch vergrößert durch die Haltung der Bewohner von Grindelwald, die, einer dumpfen Resignation hingegeben, den Rat und die Hilfe der Aerzte verschmähten, ja durch eine immer drohendere Haltung diese zum Weggang nötigten. An dieser Haltung seiner Pfarrkinder war Erb nicht ganz unschuldig. In seinen Predigten konnte er sich nicht enthalten, diese Heimsuchung als Strafe Gottes darzustellen. Wenn nun seine Zuhörer daraus den Schluß

zogen, man dürfe sich dieser Züchtigung nicht entziehen, so dachten sie folgerichtiger als Erb, der nun doch mahnte, man solle sein Möglichstes tun, das Umsichgreifen der Seuche zu verhindern. Seit Ende Mai war Pfarrer Erb wieder allein, während die Krankheit immer noch zunahm. Anfangs Juni erkrankte auch er, genas aber wieder. Dagegen starb ihm am 25. Juni sein Söhnchen, während sein Töchterchen sich wieder erholte. In diesen schweren Heimsuchungen bewies Erb, der seinen Pfarrkindern Arzt und Tröster zugleich war, eine bewunderungswürdige Ausdauer und Hingebung. Die ganz außerordentliche Arbeitslast wurde ihm erst im Juni durch Gewährung eines Vikars etwas erleichtert.

Am 1. August war die Epidemie in Grindelwald erloschen. Die Zahl der Opfer betrug in nicht ganz sieben Monaten 788 Personen gleich 65% der damaligen Bevölkerung. Die über alles Lob erhabene Haltung Erbs steht in diesen Tagen nicht allein da. Sein Amtsbruder in Meiringen, Pfarrer Wyß, starb als das Opfer seines Berufs. Ihm folgte bald seine Gattin, ein Trüpplein Waisen hinterlassend, und schon nach einigen Wochen sein Stellvertreter im Amte. In Lauterbrunnen starben rasch hintereinander die Pfarrherren Lutz und König, in Adelboden Daniel Hummel und sein Nachfolger Daniel Benteli, in Aeschi innerhalb weniger Wochen Sulpitius Hünig, Johann Wetter und Samuel Demuth. Die bernische Geistlichkeit hat in diesen Tagen die ihr auferlegte Probe wohl bestanden. —

Pfarrer Erbs aufopfernde Tätigkeit war nicht unbemerkt geblieben [1]. Schon während der Schreckenstage in Grindelwald versprach die Obrigkeit sich seiner Dienste erinnern, und falls er der Krankheit zum Opfer falle, sich seiner Familie annehmen zu wollen. Als die Gefahr vorüber war, erinnerte sie sich ihres Versprechens und wählte ihn 1670 zum Pfarrer nach Oberburg bei Burgdorf. Mit dieser Versetzung war eine kleine Aufbesserung des Gehaltes verbunden, die ihm wohl zu gönnen war. Wie schon bemerkt, hatten die Studien sein geringes Patrimonium aufgezehrt, und seither hatte er nicht nur nichts einbringen können, sondern aus Notwendigkeit Schulden machen müssen. Seine Stellung in Oberburg war übrigens keineswegs eine leichte.

[1] Thunkapitelsakten 1669. „Johann Erb Pfarrer in Grindelwald, lag an der Pestilenz todkrank darnieder, ist aber jetzt Gottlob wieder genesen. Sein unverdrossener Fleiß in diesem daselbst nun lang gewährten elenden Zustand kann nicht genug gelobt werden.“ eodem 1670. „Johannes Erb hat des andern Tags in gehaltenem Kapitel eine feine gelehrte Predigt getan und was fendrigen Jahres ihm zum Ruhm und Trost nachgesagt worden, dasselbe continuirt auch heurigs Jahrs.“

Die Gemeinde hatte im Bauernkriege von 1653 schwer gelitten. Ihr Ammann Christian Wynistorf war mit zwei andern Bürgern hingerichtet worden. Wohl waren seither 17 Jahre verflossen, aber in der gedemütigten, durch harte Bußen stark mitgenommenen Gemeinde war die Erinnerung an das Erlittene noch immer lebendig. Auch muß zugegeben werden, daß der damalige Pfarrer, Dekan Zeerleder, der Vorgänger Erbs, durchaus nicht der Mann war, die erbitterten Gemüter zu besänftigen und Balsam auf die Wunden zu legen. Dagegen gelang es Erb bald, sich das Zutrauen seiner Gemeinde zu erwerben.[1]). Als bei Anlaß der Visitation im Jahre 1672 die Bewohner von Oberburg gefragt wurden, wie sie mit ihrem Pfarrer zufrieden seien, hieß es, die Gemeinde wünsche, daß er so wenig von ihr zu klagen hätte, als sie von ihm. Im folgenden Jahre gab sie ihm das Zeugnis: „daß er ihr den Weg zur Seligkeit tröstlich weise". Als erbaulicher Prediger war er weitherum bekannt, und besonders die sogenannte Unterweisung der Alten wurde von seinen Gemeindegenossen gerne besucht. Für die würdige Ausstattung der Kirche und des Gottesdienstes hatte er viel Verständnis. Im Jahr 1671 betrieb er den Bau der neuen, noch heute stattlich sich ausnehmenden festungsähnlichen Kirchhofmauer, 1673 erfolgte die Erstellung einer neuen Kanzel, 1675 die Stiftung eines Abendmahlstisches, der von dem kunstsinnigen Pfarrherrn mit neuen Abendmahls- und Taufgeräten ausgestattet wurde, und 1683 die Anbringung eines geschmackvollen Schalldeckels über der Kanzel. Auch des Kirchengesanges nahm er sich mit Eifer an, und es geschah etwa, daß alle Sänger vor das Chorgericht beschickt und gescholten wurden wegen ihres Unfleißes. Gleich den meisten seiner Amtsbrüder ließ sich Erb das Gedeihen der Schule angelegen sein. In dem ersten Jahre seines Pfarramtes in Oberburg bemühte er sich mit großem Eifer um den Bau eines neuen Schulhauses, womit er freilich bei seinen Gemeindegenossen nicht allgemeinen Anklang fand![2]) Auch die Verteilung von Büchern an die Schüler war sein Werk.

Bei all' seiner Freundlichkeit im Verkehr mit seinen Pfarrkindern hielt er doch auf Zucht und Ordnung, und es fehlte ihm nicht an einzelnen Widersachern, die wohl seine Strenge zu fühlen bekommen

---

[1]) Burgdorfer Kapitelsakten 1671. „hat einen sehr löblichen auch nützlichen Anfang gemacht by seiner Gemeind."

[2]) „Habe ich mich deßwegen heftig unwert machen müssen". Aeußerung Erbs, mitgeteilt in Pfarrer Schweizers Chronik von Oberburg, Burgdorf 1902.

hatten [1]). Eine schwere Heimsuchung war für ihn der Tod seiner Gattin und seiner einzigen Tochter. In seiner Vereinsamung sah er sich nach einer zweiten Lebensgefährtin um und verheiratete sich am 7. September 1694 mit Frau Susanna Walter geborne Clerc, Witwe des Siechenvogtes Isaak Walter. Mit seiner Gemeinde hatte er mitunter trübe Zeiten zu durchleben. Besonders empfindlich litt Oberburg durch die Wassernot vom 30. Mai 1679, bei welcher Katastrophe Pfarrer Erb einen Schaden von fast 300 ℔ erlitt. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens fast fortwährend kränkelnd, hinderte ihn dies nicht, neben den Geschäften seines Amtes, mit denen er es sehr ernst nahm und zu welchem seit 1685 noch dasjenige eines Juraten des Kapitels Burgdorf kam, auch als theologischer und asketischer Schriftsteller sich zu betätigen.

Schon 1673 gab er in Basel „Mutter Sünde" und eine Uebersetzung von Baxters „Ruhe der Heiligen" heraus. Diesen Schriften folgten „Die engen Kreuzpforbten", Schaffhausen 1674, „Taylors Leu aus dem Stamme Juda" Basel 1676, „Hochbewegende und tiefgesinnte Gedanken" Bern 1677, „Die Christliche Hauskirche" Basel 1680 und Baxters „Weg des Christentums" verdeutscht, Bern 1685. Dem Andenken eines verstorbenen Freundes und Amtsbruders sind gewidmet die beiden Schriften „Blaunerus Redivivus", Bern 1691, und „Jacob Blauner past. bernensis vita et mors", Basel 1695. Endlich entstammen noch seiner Feder eine Art Gedenkbuch für alle Tage unter dem Titel „Immer währender Kalender", und eine kleine 1695 erschienene Liturgie „Gebete für die Christliche Jugend zu Thun, Ein Ostergeschenk". Leider sind sämtliche Schriften Erbs bis auf einige Gelegenheitsgedichte verloren gegangen [2]). Doch läßt schon ihr Titel

---

[1]) Chorgerichtsmanuale von Oberburg 1687 Juli 29: „Die „wältsche Schneiderin", welche in der ganzen Gmeind über den Predikanten geschimpft und gesagt, er stamme von landesflüchtigen Eltern, sei ein Italiener, mit dem Teufel im Bunde, ein ehrloser widerwärtiger Mensch, wird mit 2 mal 24 Stunden schweren Kerkers bestraft". Ja, noch nach seinem Tode sah sich die Gemeinde veranlaßt gegen zwei Weibspersonen einzuschreiten, die behauptet hatten, der verstorbene Predikant gehe nachts um. Schweizer, Chronik von Oberburg, S. 55, 60.

[2]) Nachforschungen auf den Bibliotheken von Bern, Basel, Zürich, Lausanne, Genf, und Thun blieben ohne Erfolg. Im Besitze des Herrn Organist Scherer in Thun befindet sich Erbs „Herzliche Glückwünschung auff das Hochzeitliche Freudenfest des Ehrenhafften, Frommen und Wolberichten Jünglings G. Johannes Kutzen mit der Ehren und Tugendreichen Künschen und Züchtigen Jungfrowen Rachel Leenherrin". Bern bei Georg Sonnleitner 1657. Dieser Johann Kurz fiel im August 1680 einer Schiffskatastrophe auf der Aare mit mehreren andern Personen zum Opfer.

erkennen, daß ihr Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die damaligen berühmten englischen Erbauungsschriften einem deutschen Leserkreise zu übermitteln.

Daß gerade Jeremy Taylor, der heterodoxe feinsinnige, etwas katholisierende Theologe, und Richard Baxter, dessen praktische, milde Frömmigkeit die Calvinische Prädestinationslehre in ihrer Schroffheit abgelehnt hatte, seine Vorbilder und Lieblingsschriftsteller waren, läßt erkennen, daß Erb nicht mehr auf dem Boden der streng orthodoxen Formula consensus stand, sondern seiner Zeit vorangeeilt war, und zwar ohne irgendwie wegen seiner Sonderstellung angefochten zu werden.

Obwohl seit Jahren ferne von seiner Vaterstadt Thun lebend, bewahrte ihr Johann Erb seine Anhänglichkeit bis ans Ende. Dies bewies er durch seine leider vergeblichen Bemühungen um die Stiftung der dortigen Stadtbibliothek. Im Anfang des Jahres 1693 hatte er dem Rate seine Absicht mitgeteilt, seine beträchtliche Büchersammlung der Stadt Thun abzutreten unter der Voraussetzung, daß für die Aufstellung dieser Bibliothek und deren gehörige Instandhaltung Sorge getragen würde [1]). Das Anerbieten fand Anklang, aber es waren doch nur ihrer Wenige, die wie Dr. Rubin den Absichten des Donatoren entgegenkamen. Dem größern Teil der Bürgerschaft war es höchst gleichgültig, ob in Thun eine Stadtbibliothek zu Stande komme oder nicht, und zudem fehlte es Erb nicht an Widersachern, welche seine edlen Absichten verdächtigten. Die erwählte Bibliothekkommission begegnete auf Schritt und Tritt einem bald mehr passiven, bald bösartigen Widerstand und brachte es nicht einmal dazu, daß der angebotenen kostbaren Bibliothek ein Raum zur Verfügung gestellt wurde. Pfarrer Erb in seinem schönen Enthusiasmus bemerkte anfangs nicht einmal, wie schmählich man ihn in Thun behandelte. Am 9. März 1696 schrieb er seinem Patenkinde Pfarrer Rubin nach Wattenwil: „Vergangene Woche habe ich ein Buch gekauft um 4 Mütt Dinkel, deßgleichen hat Thun nicht gesehen, kommt von Augsburg und habe eurer Bibliothek einverleibt, ist gewiß etwas wares. Ich möchte daß ihr jemand schicken würdet das Karton abzuholen". Im selben Jahre schickte er eine Sammlung geographischer Werke und meldet bei dieser

---

[1]) Ratsmanual 23. März 1693. „Es haben MHH. erkandt daß ein Bibliothek in dieser Burgerschaft zu volg Herrn Prädikant Erbs Proposition solle ausgereicht werden". Commission, Venner Rubin, Herr Berner, Herr Dr. Rubin, Herr Lanzrein und ich (Ratsschreiber Jakob Bürki), welche Nachdenken haben sollen, welche und wie viele Bücher dahin zu khaufen seyen und an welchen Orth die Büecherey am komlichsten könnte aufgericht werden".

Gelegenheit, er habe wieder neue Bücher gekauft und für die Jugend von Thun gesorgt. Endlich gingen ihm aber auch die Augen auf und, entmutigt durch den ihm entgegengebrachten Undank, sah er sich genötigt, auf seinen Lieblingsplan zu verzichten. Nicht besser erging es nach Erbs Tode seinem Freunde Dr. Rubin, der 1706 den Versuch des Verstorbenen vergeblich erneuerte. Die Bibliothek kam wieder nicht zu Stande. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts gelang es zweien um die Geschichte ihrer Vaterstadt Thun verdienten Bürgern, Dr. J. Rubin und Altratsherr Heinrich Koch, dem ehemaligen Patronatsherrn von Thierachern, die Bibliothek ins Leben zu rufen, die später durch die Schenkungen des Herrn Landamman Lohner und anderer Gönner bereichert als richtige Fundgrube für die Geschichte Thuns und des Oberlandes bekannt ist. Freilich fehlte es auch damals nicht an solchen, welche die Gründung einer Bibliothek nur ungern sahen. Daß selbst in gebildeten Kreisen dieser Unternehmung Vorurteile entgegengebracht wurden, zeigt das Beispiel eines aus Thun gebürtigen Professors an der Akademie Bern, der, um Bücher für die zu gründende Bibliothek angegangen, eine Bibel und einen Heidelberger Katechismus sandte mit der Bemerkung „das sei genug für die hiesige Burgerschaft."

Pfarrer Erb war aber nicht nur Besitzer einer großen, kostbaren Bibliothek.[1]) In einer Zeit, da das Sammeln von Kunstgegenständen die Sache einiger seltener Liebhaber war, hatte er ein eigentliches Museum zusammengebracht, von dem wir heute gerne wüßten, was es enthielt. Seine Bibliothek und die Sammlung verschenkte Erb seinen Freunden; den größten Teil vergabte er seinem Patenkind, Pfr. Jakob Rubin in Wattenwil. Unter den Kunstgegenständen, die er erhielt, befinden sich zwei Porträte, Pfarrer Erb und seine zweite Gattin darstellend und der sogenannte hohe Bonstettenbecher.

Diese Weltaufgeschlossenheit ist ein schöner, erfreulicher Zug in seinem Charakter. Derselbe Mann, der in den Tagen der Not sein Leben für seine Pfarrkinder aufs Spiel setzte und der in seiner Amtsführung ein Muster pastoraler Würde war, hatte sich hinwiederum eine solche Unbefangenheit und Frische des Geistes bewahrt, die ihm erlaubten, auf den verschiedensten Gebieten stets neue Anregungen und geistige Genüsse zu finden. Seiner Vaterstadt hat er mehr gegeben,

---

[1]) Ein Exlibris aus der Bibliothek Erbs befindet sich in der Sammlung des Herrn Organist Scherer in Thun. Dasselbe enthält das Wappen Erbs, auf einem Dreiberg ein Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen, darüber drei gestielte Blätter und die Devise: „Der Herr ist mein ERBtheil. Psalm XVI."

als er von ihr empfing. Uneingedenk des erfahrenen Undankes, gedachte er ihrer in seinem Testamente und beschenkte ihre Schule mit einem schönen Legat von 200 ℔, nachdem er schon 1693 diese Anstalt mit einer Schenkung von demselben Betrage bedacht hatte. Johann Erb starb im August des Jahres 1701, als der letzte seines Namens.[1])

Bedeutend an Geist und Charakter, war dieser liebenswürdige, gelehrte und fromme Mann eine Zierde der bernischen Kirche und ein treuer Sohn seines Volkes, dem er in schwerster Zeit mit Trost und Rat und Einsetzung des eigenen Lebens zur Seite gestanden ist. Er hat voll und ganz der Losung nachgelebt, die an seiner Kanzel zu Oberburg noch heute zu lesen ist.

Aut mors aut vita decora.

Quellen. a) Gedruckte: H. Türler, die Pest im Oberland im Jahre 1669 Bern, K. J. Wyß 1893. — K. Schweizer, Chronik von Oberburg, Hasli J. Beyer 1902. — Leu, Helvetisches Lexikon Band VI. S. 384 und 385, und Holzhalb, Supplement-Band II S. 148. L. Fr. Lohner, die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher, Thun, J. J. Christen, S. 216 und 432.

b) Ungedruckte: Akten des Thuner- und Burgdorferkapitels im bernischen Staatsarchiv. Thuner Ratsmanuale im dortigen Stadtarchiv. Kollektaneen der Herren Landammann Lohner und Pfarrer Schrämli in der Stadtbibliothek von Thun. Gefl. Mitteilungen der HH. Organist Scherer und Bibliothekar Dr. Huber.

Ed. Bähler, Pfr.

Johann Rubin.

1648–1720.

Die Stadt Thun bietet im 17. und 18. Jahrhundert das Bild eines blühenden und wohlgeordneten Gemeindewesens dar. Die günstige Lage am Eingang des Oberlandes und bedeutender Besitz an Waldungen und Ländereien machten Thun zu einer der ansehnlichsten Landstädte des Bernergebietes. Das Machtbewußtsein und Hochgefühl der Bürgerschaft äußerte sich auf unzweideutige Weise in ihrer selbstbewußten Haltung gegenüber der bernischen Staatsgewalt. Die Venner der Stadt — unter ihnen besonders

[1]) Die noch im 19. Jahrhundert in Thun blühende, jetzt in ihrem Mannesstamm ebenfalls erloschene Familie Erb, ist nicht identisch mit derjenigen des Pfarrers von Grindelwald und Oberburg, sondern erst später in Thun eingewandert.

Johannes Lanzrein (gest. 1694) — hielten mit großem Nachdruck darauf, daß die Rechte Thuns gewahrt wurden, und die Stellung des Schultheißen, wie der bernische Vogt genannt wurde, war trotz des herrlichen Sitzes auf dem weitausschauenden Schloßberg nicht immer eine leichte.

Andererseits war die Haltung der Bürgerschaft gegen ihre eigenen Herrschaftsleute außerhalb der Stadt, wie gegen die ländlichen Nachbarn überhaupt, eine herrische und wenig entgegenkommende. Oft sahen sich die Landgemeinden genötigt, in Bern Recht zu suchen gegen die kleine, aber in ihrer Machtausübung keineswegs schüchterne Munizipalstadt.

In erfreulicherer Weise äußerte sich das Gedeihen Thuns durch den in seinen Mauern verbreiteten ansehnlichen Wohlstand, der sich nicht etwa nur im behaglichen Lebensgenuß seiner Besitzer, sondern in einigen, allerdings wenig zahlreichen Familien, auch in verfeinerter Sitte, ja in der Pflege von Kunst und Wissenschaft geltend machte. Als einer der namhaftesten Vertreter des „gebildeten" Thun im 17. und 18. Jahrhundert erscheint der Doctor medicinae Johann Rubin.

Seine Familie — seither ausgestorben und wohl zu unterscheiden von dem noch heute in Thun blühenden Geschlechte gleichen Namens — stammt aus Unterseen und erlangte 1618 durch Peter Rubin das Bürgerrecht der Stadt. Dessen Sohn Jakob Rubin, geboren 1619, gelangte bald zu großem Wohlstand und galt als der reichste Thuner. Im Jahr 1655 ließ er eine gewaltige, noch heute erhaltene Scheune an der Ringmauer bauen und kaufte von der Stadt das ehemalige Scharnachthalhaus um 23,000 ℔. Von 1656—1659 bekleidete er das Amt eines Seckelmeisters und von 1667—1675 dasjenige eines Venners. Seine Vaterstadt erfreute er zu wiederholten Malen mit reichen Schenkungen, wogegen seine Kargheit gegen die französischen Refugianten übel abstlicht.[1]) Er starb im Jahre 1708 und hinterließ zwölf Kinder, worunter mehrere Söhne.

Johann Rubin, der älteste Sohn des Venners Jakob und der

---

[1]) Laut Ratsprotokoll vom 10. November 1686 weigerte sich Venner Rubin, die ihm auferlegte Exulantensteuer zu bezahlen. Uebrigens stand Venner Rubin in seiner Weigerung nicht allein. Noch größer war die Renitenz der Bürger Ende der 90er Jahre, als es galt, die piemontesischen Flüchtlinge zu unterstützen. Man erhält den Eindruck, daß die vorangegangenen Steuersammlungen die Freigebigkeit der Bürgerschaft auf eine etwas starke Probe gestellt hatten. Daß man aber doch diesen Widerstand als etwas Ungehöriges betrachtete, beweisen die strengen Strafen, mit welchen gegen die Renitenten eingeschritten wurde.



Anna Hartschi, wurde 1648 in Thun geboren. Seit 1669 studierte er, nachdem er die bernische Akademie besucht hatte, auf den Universitäten Marburg und Leiden Medizin, unternahm mehrere Reisen nach England und Frankreich, nach deren Beendigung er mit seinem Freunde Salomon Hottinger in Basel sich die Doktorwürde erwarb. Dieses frohe Ereignis, das am 19. März 1772 stattfand, wurde von den Freunden und Bekannten Rubins durch die Herausgabe einer kleinen Sammlung von Gratulationsoden und Sonnetten gefeiert. Unter den Dichtern und Gratulanten erschienen Paul Jalon von Metz und Johann Jakob Rothpletz aus Aarau mit lateinischen Oden, Johann Preiswerk mit einem französischen Sonnett und Vincenz Langhans von Bern mit einer griechischen Hymne.[1]) Im selben Jahre absolvierte sein jüngerer Bruder Jakob seine theologischen Studien, die er in Basel unter Antistes Gernler, in Genf unter Franz Turettini, in Zürich unter Heidegger, in Utrecht unter Burmann und in Marburg unter Curtius und zuletzt in Bern unter David Wyß betrieben hatte, und die er mit einer scharf polemischen Dissertation «De Justitia Christi Activa et Passiva» beschloß.[2]) Johann, der Mediziner, der einen Teil seiner Studienzeit mit seinem Bruder auf denselben Universitäten wie dieser zugebracht hatte, fügte der Dissertation desselben einen poetischen „Brüderlichen Nachklang" bei, die den Schluß derselben bildet, und mehr seiner freundlichen Teilnahme als seiner poetischen Begabung Ehre einlegt.[3])

In seine Vaterstadt Thun zurückgekehrt, verheiratete er sich im November 1672 mit Margaretha Rennen, der erst 15jährigen Tochter des 1663 auf seinem Landsitz in Thierachern verstorbenen Hans Rudolf Rennen, mit ihrer vielumworbenen jüngern Schwester Katharina, die letzten Sproßen dieses alten angesehenen Geschlechtes. Durch diese Heirat wurde Dr. Rubin Besitzer des Rennen'schen Stammsitzes auf der Egg

---

[1]) Einige Fragmente dieser Sammlung befinden sich im Besitze des Herrn Organist Scherer in Thun. Die Ode des Paul Jalon erschien separat auf einem reichornamentierten und mit Umrahmung versehenen Folioblatt bei Jakob Bertschi in Basel.

[2]) Von ihm sind ferner erschienen: Disputatio de Termino vitae, Marburg 1771, während seine «Notae elenchticae in Novum Testamentum» ungedruckt blieben. Als Dichter stand er, nach dem von ihm erhaltenen wenigen Proben zu urteilen, bedeutend höher als sein Bruder Johann. 1686 zum Pfarrer von Wattenwil erwählt, bekleidete er dieses Amt bis 1730. Seit 1687 mit Rosina Müller von Bern, der Tochter des Pfarrers von Gerzensee verheiratet, starb er 1731. Aus dieser Ehe gingen neun Kinder hervor.

[3]) Gedruckt in Oktav, 52 Seiten, in Bern bei Georg Sonnleitner.

zu Thierachern, sowie Inhaber eines Drittels des dortigen Zehntens.[1]) Zudem besaß er die Alp Bumbach hinter Schangnau und stand an Reichtum und Grundbesitz unter seinen Mitbürgern obenan. Bei Anlaß seiner Verehelichung gaben die Freunde des Hochzeiters eine kleine Sammlung von Gratulationsgedichten heraus. Diese „Herzenswünsche von etlichen guten Freunden zur Bezeugung ihrer Trewwolmeynenheit übergeben", 12 Oktavseiten umfassend und gedruckt in Basel bei Johann Rudolf Genath, enthalten Beiträge von Andreas Imhoff, Johann Jakob Rothpletz, Jeremias Meyer, Pfarrer Jakob Rubin und zwei ungenannten Poeten, bei deren Lektüre man sich stark verwundern muß über die Naivität, mit der die anzüglichsten Wünsche und Anspielungen von den Gratulanten dargebracht und von der ohne Zweifel durchaus anständigen, hochwürdigen Hochzeitsgesellschaft entgegengenommen wurden.

Dr. Rubin brachte den größten Teil des Jahres in seiner Stadtwohnung zu, hielt sich aber auch öfters auf der Egg in Thierachern auf. In diesem Dorfe lebte auch seit 1698 während mehrerer Jahre sein Schwager, Oberst Johann Fankhauser, der spätere Sieger von Villmergen, der, nach ruhmvoller militärischer Laufbahn in den Niederlanden und in Spanien unter den Fahnen Ludwigs XIV. in seine Heimat zurückgekehrt, sich mit Magdalena Rubin, einer jüngern Schwester Johanns, verheiratet hatte.[2])

In seiner Vaterstadt Thun übte Dr. Rubin bis an sein Lebensende den ärztlichen Beruf mit großem Erfolge aus und tat sich als medizinischer Schriftsteller hervor. So veröffentlichte er 1673 in Basel seine «Dissertatio de Jatrographia», 1698 seine „Arzneikunst eines Vaters an

---

[1]) Die Familie Rönnen oder Rennen (Renno) tritt schon im 14. Jahrhundert in Thierachern auf. Mehrere Glieder dieses Hauses erscheinen als Vögte von Strättlingen. Namentlich unter Rudolf Rennen, der 1533 einen Teil der Herrschaft von Strättlingen kaufte und ansehnlichen Grundbesitz erwarb, gelangte die Familie zu großem Ansehen und erwarb in der Folge das Burgerrecht zu Thun. Außer dem Scharnachthalhaus daselbst und einer Mühle besaßen die Rennen den 1592 neuerbauten Landsitz auf der Egg zu Thierachern, der 1763 durch einen Neubau ersetzt wurde. Rudolf, Ulrichs Sohn und Enkel des oben erwähnten Rudolf, geboren um 1570, bekleidete die Stelle eines Venners von Thun; er starb 1646, nachdem er sich zu seinem Schwiegersohn, Landvogt Zeender in Romainmotier, zurückgezogen hatte. Die Familie schien sich in den Nachkommen seines ältern Bruders Burkart Rennen, 1590 Ammann zu Thierachern, gestorben 1592, erhalten zu können, erlosch aber 1663 mit dem Tode seines Urenkels Johann Rudolf Rennen, Vater der Margaretha, verehelichte Rubin und Katharina, verehelichte Wild.

[2]) Ratsmanuale von Thun.

seinen Sohn", ein zweibändiges Werk mit einem Anhang «Nota ad officinam pharmaceuticam Ollingarianam.» Großes Vergnügen bereitete er seinen Mitbürgern durch seine Tätigkeit als dramatischer Dichter. Am 11. Mai 1680 ließ er im Bächihölzli durch die Thunerjugend „Die zehn Jungfrauen" aufführen, wofür ihn der erfreute Rat am 27. Mai mit einem Geschenke von 50 % belohnte. 1696 dirigierte er an der sogenannten Kinderostern auf der Allmend die Aufführung zweier von ihm verfaßten Komödien und zwar auf seine Kosten „zur Lehre, Nuz und Ergözung der Bürgerschaft."

Leider sind diese beiden Theaterstücke „Donna oder die Wollust" und des „Erzvater Jakobs Flucht", sowie das obengenannte Schauspiel „Die zehn Jungfrauen" nicht mehr aufzufinden.[1]) Wir sind daher außer Stand gesetzt, die Bedeutung Rubins unter den dramatischen Dichtern der Schweiz im 17. Jahrhundert festzustellen. Jedenfalls war er ein vielseitiger Mann, der sich auf allen möglichen Gebieten versuchte. Daß ihm auch die Gabe erbaulicher Poesie zu Gebote stand, beweist seine 1692 in Bern gedruckte „Anmuthige Hertz-Stärkung einer Gott zu loben ergebenen Seele, in allerhand neuen Gesängen." Seiner Vaterstadt leistete er als Mitglied des Rates in verschiedenen Stellungen treffliche Dienste. 1693 wurde er zum „Redner" erwählt. Als solcher hatte er alle Petitionen und Anträge der Bürger entgegenzunehmen und dem Rate hierüber zu referieren. Indessen legte er auffallend früh, schon 1701, alle seine Aemter nieder, um sich ausschließlich der ärztlichen Praxis zu widmen. Möglicherweise hängt dieser Rücktritt auch damit zusammen, daß Dr. Rubin, wie gewisse Anzeichen darauf hindeuten, von der damals in Thun um sich greifenden pietistischen Bewegung nicht ganz unberührt geblieben ist. Sein Lebensabend wurde durch verschiedene Ereignisse getrübt. Dr. Rubin war ein entschiedener Gegner des Kanderdurchstiches, dessen Folgen er für seine Vaterstadt für durchaus verderblich hielt. Seine 1710 erschienenen

[1]) An der Aufführung von 1780 waren die Rollen folgendermaßen verteilt:

Johanna von Erlach (von Schadau), Anna Müller, Jahanna Delosea (des Pfarrers Tochter), Salome Lanzrein, Katharina Koch: die fünf klugen, Margaretha Koch, Barbara Stähli, Maria Henning, Verena Stähli und Anna Anneler: die fünf thorechten Jungfrauen, Johann von Erlach (von Schadau), Heinrich Müller, Rodalf Lohner und Kaspar Suter: Herolden. David Lehnherr, Hochzeitlader, Jakob Lohner und Rudolf Henning: Oehlkrämer. 1696 war die Besetzung der Rollen falgende:

David Jakob Rubin, Jakob Tremp, Johannes Wenger: Herolde. Samuel Wannenmacher: Jakob, Wilhelm Bürkhi: alt Vater Esau. Johannes Dezi, Kaspar Kocher, Jakob und Melchior Werdtmüller: Trabanten. Jakab Schaller, Hieronimus Erzinger: zwey Bauern.

Gedichte über die Einleitung der Kander in den Thunersee sind ein eifriger, aber vergeblicher Protest gegen dieses große Werk, das sich in der Folgezeit doch als segensreich erwiesen hat. Vielen Verdruß erlebte er auch bei seinen vergeblichen Versuchen, die Gründung einer Bibliothek herbeizuführen. Doch der härteste Schlag seines Lebens war die Schiffkatastrophe auf der Aare vom 12. Juli 1718. Bei Anlaß einer Vergnügungsfahrt der Thunerjugend scheiterte ein mit dreizehn Personen bemanntes Schiff an einem Pfeiler der seither beseitigten Pulverturmbrücke. Außer dem Steuermann, einem Musikanten und einer Schifferin ertranken sämtliche Insassen des Bootes, meist junge Leute im Brautstande aus den angesehensten Familien der Stadt. Unter ihnen befand sich Dr. Rubins 25jähriger jüngster Sohn Samuel und seine 19jährige Tochter Katharina. Seinem Schmerze gab der betrübte Vater in seinen „Trauergedichten über einige in der Aare Ertrunkene", Ausdruck.[1]) Diese Lieder sind sein Schwanengesang. Er starb 1720 im Alter von 72 Jahren, nicht ohne noch in seinem Testamente seinen wohltätigen Sinn durch ein Legat von 1000 ℔ für die Armen seiner Vaterstadt bewährt zu haben.[2])

---

[1]) Von ihm rührt wahrscheinlich die Inschrift her auf dem noch erhaltenen neben der Turmhalle der Kirche von Thun angebrachten Grabplatte zum Angedenken der Opfer der Katastrophe. Sie lautet:

Mit Wehmut hier ach Läser liß
Die Trauergeschicht worum ist diß.
Ein Schiff umkehrt wurd in den Aar'n
Darinn 13 Jungleut warn
Ertrunken 10 sind davon
Hier sind begraben 7 nun
3 Söhn, 4 Töchtern, tugenthafft
Beysammen von der Burgerschafft
Ein Jugend schön und wohlgewehnt
Die nützen und ergötzen könnt
Im Leben hier, doch alles Gut
Ist was der Höchst regiert und thut
Der nahm sie durch den Leidenslauf
Zu seiner Gnad im Himmel auf
Die waren taufst, zuvor bereit
Durch Christum auch zur Seligkeit
12. Juni 1718.

Auf dem Rande der Platte stehen die Namen der hier Beigesetzten. Es sind: Samuel Rubin, Abraham Wertmüller, Gabriel Koch, Anna Katharina Koch, Rosina und Magdalena Hartschi, Katharina Rubin.

[2]) Der Grabstein von reicher Barokornamentik findet sich in der Turmhalle der Kirche zu Thun abgebildet auf Blatt 7 des ersten Bandes der „Bernischen Kunstdenk-

Seine Gattin überlebte ihn um 25 Jahre. Ihr Todestag ist der 11. Februar 1745. Aus ihrer Ehe waren elf Kinder hervorgegangen, sechs Töchter und fünf Söhne. Von den letzteren starben drei in jungen Jahren und auch von den beiden Ueberlebenden starb der ältere unverheiratet und aus seiner Heimat verbannt, während der jüngere, 1684 geborne Johann Rubin, seines Berufes Apotheker und Major im Oberländerregiment in kinderloser Ehe lebte. Er starb 1757.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in Dr. Johann Rubin seine Familie den Höhepunkt erreicht hatte. Zwar nahm sein Großneffe Dr. J. Rubin 1720—1785 in seiner Vaterstadt Thun eine angesehene Stellung ein und machte sich verdient durch die 1779 erschienene Herausgabe der „Handveste der Stadt Thun", sowie durch die Abfassung einer Geschichte von Thun, die ungedruckt geblieben ist, wie auch noch andere Söhne und Enkel seiner Brüder ehrenvolle Stellen bekleideten und die Traditionen des Hauses hochhielten. Aber bald darauf mußte auch diese Familie das Gesetz der Vergänglichkeit an sich erfahren und zwar noch bevor sie in ihrem letzten Sproßen ausstarb.

Quellen. Gedruckte: Leu, Helvetisches Lexikon und Holzhalb Supplement. Ungedruckte: Ratsprotokolle, Tauf- und Eherodel im Archiv Thun. Kollektaneen und Genealogien von Landammann Lohner und Herrn Organist Scherer in Thun, erstere auf der Stadtbibliothek daselbst. Gefl. Mitteilungen der Herren Scherer und Dr. Huber.

E. Bähler, Pfr. in Thierachern.

mäler", Bern, K. J. Wyß, 1902. Die Inschrift lautet: Johannes Rubin Medicinae Doctor, Burger der Stadt Thun lebte auf Erden LXXII Jahre.

Gott ließe mich die Kunst der Leibsartznegen wissen. Der Seele war ihr Arzt aus Gottes Wort bekannt. Der Tod hat meiner Kunst den schwachen Leib entrissen. Die Seele lebt vergnügt in ihres Arztes Hand 1720.

Karl Howald.

1796—1869.

„Ich erinnere mich, die freundliche Lage des sonnigen grünen Abhangs mit seinen Seeufern in den schönsten Träumen meiner Kindheit als meinen dereinstigen Wohnort gesehen zu haben." — So schrieb seiner Zeit der spätere Pfarrer von Sigriswyl in sein Tagebuch. Der Traum ward zur Wirklichkeit.

Karl Howald, des Andreas und der Anna Barbara geb. Krebs Sohn, von Graben, Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, wurde geboren den 31. März 1796 in Bern. Bei seinem Berufe als Schreiblehrer, später als Substitut auf dem Kantonsschulkommissariat, im Beginne seiner Wirksamkeit mitten in die Revolutions- und Teuerungsjahre hineingestellt, hat Andreas Howald in redlichem Streben und eisernem Fleiße die vielfachen Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden gewußt und sich eine geachtete Stellung erworben. Zwei seiner Söhne widmeten sich dem geistlichen Stande, zwei wurden Aerzte. Die sorgfältig abgefaßte Rechnung über die Erziehungskosten seiner Kinder weist die unglaublich geringe Summe von etwa Fr. 15,183 auf. Da galt es Haushalten. Ein offenkundiger Gottessegen waltete über der bescheidenen Haushaltung im damaligen No. 67, jetzt No. 8 an der Gerechtigkeitsgasse.

Karl Howald trat als achtjähriger Knabe in die Kantonsschule, die grüne Schule, ein, schritt unter den Lehrern Bay, Ris und Sprüngli durch alle Klassen in das obere Gymnasium und wurde, 1814, nach bestandener Prüfung in die Akademie befördert. Den Konfirmandenunterricht hatte er von Prof. Hünerwadel empfangen. Als akademischer Bürger studierte er unter den Professoren Risold, Schärer, Trechsel, Wyß, Döderlein und Jahn die philosophischen Wissenschaften in brüderlicher Vereinigung mit seinen Freunden Gaudard, später Helfer am Münster, Schärer, Pfarrer an der Nydeck, Studer, Pfarrer in Thun, Baumgartner, Pfarrer in Nidau, und Weibel, theol. Freunde fürs Leben. Als im Jahre 1817 die Teuerung der Lebensmittel auf einen hohen Grad gestiegen war, führte die deklamatorische Gesellschaft der Akademie, deren Präsident er war, unter der Leitung der Professoren Meisner, Döderlein und Wyß zum Besten der Stadtarmen auf dem Theater Wallensteins Lager und Wilhelm Tell von Schiller auf in Verbindung mit der damals blühenden großen Musikgesellschaft

Den Wachtmeister im erstern und Landvogt Geßler soll er mit vollendeter Virtuosität wiedergegeben haben. Mit natürlicher Rednergabe ausgerüstet, bezeugte er auch in späteren Jahren ausgesprochene Vorliebe für klassische Dichtung, wie er auch für das Orgelspiel großes Talent an den Tag legte, schätzbare Eigenschaften für den spätern Geistlichen.

Als freiwilliger Feldjäger trat er 1815 dem akademischen Freikorps bei.

Daß dem vorwärtsstrebenden, für hohe Ideale schwärmenden Gemüte des Jünglings der hemmende Kollegienzwang nicht besonders zusagte und die schlaffe Behandlung mehrerer Lehrfächer die Lust am Studieren nicht gerade förderten, ist begreiflich. Mehr sprachen ihn die Vorlesungen der Prof. Leresche und Monnard in Lausanne an, wo er sich in der Stellung des Hauslehrers bei einer Berner Familie längere Zeit aufhielt.

Nach gemeinschaftlich mit neun andern Theologen bestandenen Prüfungen wurde er in das Predigtamt erwählt, den 14. August 1821, und erhielt die feierliche Konsekration unter der Handauflegung des Herrn Dekan Risold am 18. August 1821.

Kaum sechs Wochen nachher wurde ihm von der Stadtverwaltung das Pfarramt der Insel und des Aeußeren Krankenhauses übertragen. Mit dem 1. Oktober 1821 trat er diesen wichtigen Dienst an. Ungemein lehrreich und ermunternd stand ihm in dieser neuen Stellung die echt brüderliche Freundschaft der beiden französischen Stadtprediger Schaffter und Galland, sowie die väterliche Liebe des Herrn Pfarrer L'Orta an der Nydeck zur Seite. Aus ihrem reichen Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen gaben sie ihm Stoff zur Bearbeitung für Predigten. Diesen würdigen Männern hat er nächst Gott vieles zu verdanken, daß er von diesem Zeitpunkte an den Beruf des christlichen Predigtamtes nicht von dem gemeinen Gesichtspunkt des Broterwerbes aus, sondern vom höhern Standpunkte des göttlichen Auftrags des Herrn selbst angesehen hat.

In das Zentralkomitee der bern. Bibelgesellschaft aufgenommen, dessen Präsident der ehrwürdige hochbetagte Herr Pfarrer Wyttenbach, Prediger an der Heil. Geistkirche war, besorgte er das Sekretariat während eines Zeitraumes von zehn Jahren.

Eine von der Inseldirektion gespendete Gratifikation benutzte er 1825 zu einer Erholungsreise nach Paris, wo er bei Herrn Galland im Missionshause freundschaftliche Aufnahme fand. Da war der für die Kunst begeisterte junge Mann so recht in seinem Elemente. Mit

Wort und Schrift hat er seine Eindrücke für spätere Zeiten niedergelegt. — Von großem Werte war ihm die Bekanntschaft mit dem ehemaligen helvetischen Minister Stapfer, an den er empfohlen worden war. Im Hause des Herrn Galland traf er auch mit Tholuck zusammen. L'appétit vient en mangeant. Schon im Herbste 1826 hatte die Inseldirektion die Gewogenheit, einen zweiten Urlaub zu einer Reise nach Süddeutschland zu bewilligen, der namentlich zum Besuche ausgezeichneter Prediger verwendet wurde. Aber alle guten Dinge sind drei. Ratsherr von Lerber und Inselverwalter Wyttenbach brauchten keine besondere Ueberredungskunst zu entwickeln, um das Projekt einer Reise nach Rom zur Verwirklichung gelangen zu lassen.

Am 13. September 1827 fand die Abreise von Bern statt. Am 5. Oktober wohnte der Inselprediger der Gedächtnisfeier der Krönung Leo XII. bei und sah den Pontifex in der sixtinischen Kapelle im Glanze und Farbenreichtum seines Hofstaats. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen in Rom und Umgegend ging's nach Neapel und auf den Vesuv. Leider verhinderte ein widerwärtiger Wind die Rückkehr auf dem Meere nach Livorno. — Eine mit geistreichen Illustrationen ausgestattete Reisebeschreibung gibt Zeugnis von den mächtigen Eindrücken, die der geschichts- und kunstkundige Wanderer in sich aufgenommen hat, Eindrücke, die derselbe noch in spätern Jahren zu verwerten sich gelegentlich bemüßigt fand.

Welcher Gegensatz, als er in Bern kaum angelangt von dem Verhörrichteramte angesprochen wurde, als Stellvertreter des hochbetagten Herrn Pfarrer Wyttenbach eine zum Tode verurteilte Kindsmörderin, Barbara Liechti von Landiswyl, von dem Richterstuhl an der Kreuzgasse bis zur Richtstätte zu begleiten. Er kam dem „fürchterlichen“ Auftrag nach und hielt nach der Enthauptung die Standrede an das versammelte Volk.

Im Freundeskreise, der sich wöchentlich einmal bei dem Prediger in der Insel zu versammeln pflegte, und aus den befreundeten Stadtpredigern L'Orta, Schaffter, Galland und Gaudard, Karl von Rodt u. a. bestand, wurden kirchliche Angelegenheiten besprochen. Es war die Zeit des Réveil, der gegenüber der starren Orthodoxie einerseits und dem stark vertretenen Rationalismus andererseis seine volle Berechtigung hatte.

Die Veränderungen, welche die Dreißiger Jahre auch in gesellschaftlicher Beziehung im kirchlichen wie im bürgerlichen Leben Berns mit sich brachten, bestimmten den Inselprediger, sich für die durch den Wegzug des Pfarrers Lehmann nach Rapperswil erledigte Rangpfarrei

Sigriswyl zu melden; die Wahl durch den Regierungsrat erfolgte am 27. November 1833. Die Einpräsentation daselbst fand statt Sonntag den 15. Dezember 1833 durch den ehrwürdigen Herrn Dekan Gysi aus Thun, der über Jeremias 3, 15 predigte: Ich will euch Hirten geben nach meinem Herzen. Acht Tage darauf hielt der Pfarrer seine Antrittspredigt über Luk. 3, 4—6. Bei der Antrittspredigt wurden, gleich mit dem Beginn des Gottesdiensts, wie gewohnt Kinder getauft. Mit gedämpfter Stimme las der neue Pfarrer die Tauf-Liturgie; da sahen die Leute einander verduzt an; manche sagten: Was sollen wir mit einem solchen „luemen" Pfarrer? Aber nachdem er die Kanzel bestiegen hatte und die Stimme crescendo sich erhob, sahen sie sich einander wieder an und sagten: „Das ist Einer!"

Aber auch in anderer Beziehung begann das Leben des neuerwählten Pfarrers eine ganz veränderte Gestaltung zu gewinnen, indem er sich am 27. Christmonat 1833 mit Maria Elisabetha Sophie Dietzi von Bern verehelichte. Dieser Ehe entstammten drei Söhne: Karl geb. 14. Oktober 1834, Ludwig Rudolf geb. 18. März 1836 und Gottfried geb. 9. November 1840.

Seiner Wirksamkeit als Pfarrer der Berggemeinde Sigriswyl, seiner Tätigkeit in Kunst und Literatur werden wir hienach gedenken.

Fünf und dreißig Jahre gesegneter Wirksamkeit waren verflossen, als nach Ostern 1868 sich eine Lähmung der Sprechorgane geltend machte, der Beginn der Abnahme der Kräfte; der 28. November 1869 fand ihn im festen Glauben an seinen Herrn und Heiland, den er so freudig und unerschrocken bekannt hatte, entschlafen. Auf seiner Grabtafel an der Südseite der Kirche zu Sigriswyl stehen die Worte 1. Tim. 6, 12. Ein gütiges Geschick wollte es, daß die treue, edle Lebensgefährtin nach so vielen Jahren gemeinsamer Wirksamkeit im Pfarrhaus verbleiben durfte, bis auch sie nach kaum sechs Monaten am 2. Mai 1870 zur ewigen Ruhe einging. Auch sie ruht neben dem Verewigten in Sigriswyl. Ruth 1, 16.

Als Prediger hatte und bewahrte K. Howald einen bedeutenden Ruf; er wurde von Unbeteiligten den besten Kanzelrednern beigezählt. Es geschah nicht selten, daß Theologie-Studierende von Bern aus, namentlich unter dem trefflichen Professor K. Wyß, sich in der Predigt zu Sigriswil einfanden. Der Kirchenrat, welcher 1829 aus Anlaß der religiösen Bewegungen in Bern über verschiedene Geistliche der Hauptstadt Untersuchung zu führen hatte, berichtete über ihn: „Er scheint seinen vorzüglichen Ruf teils seiner durch eine gefällige Aktion und Deklamation unterstützten und allgemein verständlichen natürlichen

Redefertigkeit, teils den in seinen Predigten zuweilen vorkommenden kühnen Bildern und schneidenden Ausfällen auf mancherlei Verirrungen neuerer Zeit, teils endlich auch einer durch die ungemeine Tätigkeit und Betriebsamkeit, mit welcher er sich der Sache der Bibel- und Missionsgesellschaften annimmt, erworbenen persönlichen Zelebrität zu zu verdanken zu haben."

Originalität und eine gewiße Gewandtheit in Anwendung der Lichtpunkte, auf welche er auch als Kunstkenner Wert legte und die er seinem Freunde Galland in genialer Weise entlehnt hatte, machten seine Vorträge anziehend und verliehen ihnen bis in sein hohes Alter geistige Frische und Lebenskraft. Namentlich waren es auch seine drastischen Vergleichungen und Anwendungen biblischer Geschichten auf die heutige Zeit, in welcher er excellierte.

Ein eifriger Verehrer des Wandsbecker Boten und wie dieser mit volkstümlich derber Originalität eine fast mystisch tiefe Gemütsfülle verbindend, wendet er sich dennoch im lautredenden Bedürfnis scharfer Gedankenzucht von jener Richtung ab, welche das Gemütsleben mit einer künstlich erhitzten Einbildungkraft vertauscht und verwechselt: „Was zur Erbauung könnte das Christenherz finden in den Ausschweifungen der Phantasie, wenn wir sie wollten sich ergehen lassen in den unbegrenzten Sphären der Ideenwelt? Ganz sicher könnten Reden dieser Art des Beifalls vieler gewiß sein, aber ebenso gewiß zu leicht erfunden werden in der großen Feuerprobe, wo von jedem unnützen und eitlen Worte Rechenschaft gefordert wird."

Auch Schiller fand in ihm einen begeisterten Verehrer. Hatte er sich doch seit seinen Studienjahren eine kleine Bibliothek wertvoller Ausgaben des Dichterfürsten angelegt. An der Jahrhundertfeier des Geburtstags des Dichters 1859 in Bern, feierte er denselben mit patriotischer Begeisterung. Freilich ist ihm aus pietistischen und Pfarrerkreisen Mißbilligung seines Auftretens nicht erspart worden.

Es war kein Kleines, in der vorwiegend radikalen Gemeinde 36 Jahre lang sich in seiner Stellung als Prediger und Seelsorger die unbedingte Hochachtung seiner Kirchengenossen zu sichern und zu erhalten. Seine Charakterfestigkeit, sein lauterer Lebenswandel, aber auch seine Hingebung an sein Amt und seine Gemeinde sicherten ihm ein dauerndes freundliches Andenken.

Schon in früher Jugend suchte aber seine Vorliebe für Kunst und Geschichte Betätigung auf diesem Gebiete. Begabt mit einem ausgesprochenen Talente für Zeichnen und Malen suchte er schon in sehr früher Jugend die Eindrücke, wie sie damals das bürgerliche

und gesellschaftliche Leben Berns darbot, mit dem Bleistift festzuhalten. Wir finden neben der Wiedergabe der städtischen Monumente, Münster u. s. w. die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen der Stadt, wie sie ihren täglichen Beschäftigungen nachzugehen pflegten. Für die Beurteilung der Zustände der ersten drei Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts können diese Skizzen ein wertvolles Material liefern. Es war aber auch eine für Kunst höchst anregende Zeit. Noch lebten F. N. König, Volmar, Löhrer, Lory, unterstützt durch Kunstkenner, wie Sigmund Wagner und reiche Kunstliebhaber. Abgesehen von vielfachen Studien nach der Natur, bildete er sich durch Kopieren guter älterer Meister. Eine größere Arbeit entstand im Jahr 1833 durch die Kopie des Manuelischen Totentanzes nach Wilhelm Stettler. Diese Arbeit leitete auf das Münster über und von da von selbst auf die Monumente der Stadt.

Der lebhaften Phantasie des Zeichners dienten indessen diese Bilder dazu, auf bernisch-historisch-topographischem Boden weitere Nachforschungen ins Leben zu rufen. Manche dieser Arbeiten hat er (ohne Nennung seines Namens) in Druck gegeben, meistens mit stark polemischer Tendenz gegenüber dem politischen und religiösen Radikalismus jener Tage, so daß ihm die Schilderung der alten Zeit, bei allem selbständigen Interesse, das er ihr bewahrt, doch gleichzeitig als Folie dient für die derbe und herbe Charakteristik der Gegenwart. Sein Name ist in dieser Beziehung gewissermaßen neben den eines Jeremias Gotthelf und Schädelin („Oberländer Anzeiger") zu stellen.

Als eine geniale Idee darf die Schilderung der Brunnen der Stadt Bern bezeichnet werden, deren Bedeutung er nicht nur für Alt Bern, sondern namentlich für die politischen, religiösen und sozialen Bewegungen seiner Zeit in populärer Weise nachzuweisen versuchte. Es darf als sein unbestrittenes Verdienst bezeichnet werden, Behörden und Bevölkerung auf diese charakteristischen Eigentümlichkeiten Berns aufmerksam gemacht und auch deren Erhaltung und Restauration veranlaßt zu haben.

Besondere Beachtung verdienen die Aufzeichnungen der mündlichen Ueberlieferungen und Sagen, die sich an die Person der Schweizerapostel Beatus und Justus und an die Mutterkirche von Einigen knüpfen.

Ein reichhaltiger Schatz für zeitgenössische vaterländische Geschichte sind die in der sog. Sigriswyler Chronik niedergelegten Aufzeichnungen, welche nebst den Erlebnissen einer Pfarrfamilie auf dem Lande eine Rundschau über die Ereignisse im Bernerlande namentlich aus den

1840/50er Jahre bieten und nicht so leicht in der neuern historischen Litteratur sich wieder finden.

Mögen auch durch die neuern Urkundenforschungen manche Angaben aus älterer Zeit der Berichtigung bedürfen und diverse politische und kirchliche Fragen vom Autor etwas einseitig beurteilt worden sein, der Sammelfleiß des Pfarres von Sigriswyl wird, wir sind dessen überzeugt, in späterer Zeit jedem, der sich mit vaterländischer Geschichte befassen will, willkommenes wertvolles Material bieten.

Gedruckte Abhandlungen.

Der Gerechtigkeitsgaßbrunnen zu Bern, 1845. Der Läufer oder Stadtherold des alten Bern im 46er Jahr des XIX. Jahrh. 1846. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater.

Der Mosesbrunnen auf dem Kirchplatz 1847. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater.

Der Kindleinfresser auf dem Kornhausplatz 1847. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater. Nachtrag zu demselben im Album des histor. Vereins 1858. S. 134—140.

Berchtold V., Herzog von Zähringen, der Erbauer Berns 1847. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater. Herausgegeben bei Anlaß der Enthüllung seines ehernen Standbildes auf der Münsterterrasse am 8. Mai 1847.

Frau Anna, ihr Standbild an der Marktgasse und die Stiftung des Inselspitals in Bern. Zum Gedächtnis an das Notjahr 1846/47 1847. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater.

Der Armbrustschütze auf dem Aarbergergaßbrunnen. Den Wehrmännern des Vaterlandes gewidmet 1848. Gedruckt bei C. A. Jenni, Vater.

Sankt Beat. Evang. Alpenbote. Jahrgang 1850. No. 19, 20, 22, 24, 25, 28, 31.

David und Goliath, Darstellungen und Vergleichungen aus der Geschichte und der in Bern befindlichen Denkmäler alter Zeit: Davidsbrunnen, Goliath und Heilig-Geist-Kirche. Mit dem siegreichen, denkwürdigen Kampfe des Berner Volks im Jahre des Heils 1850 wider den Lügen-Goliath unserer Tage 1851. Huber und Co., Bern.

Mechtild von Seedorf und die Schicksale ihres Ordenshauses. Eine Episode aus der bern. Klöstergeschichte. Berner-Taschenbuch 1852.

Die Schwalbe, ein Berner-Volksbuch. Erster (leider einziger) Jahrgang 1853.

Die Burg Nydeck an der Aare mit ihrer Umgebung. Berner-Taschenbuch 1853.

Das Dominikanerkloster in Bern von 1269 bis 1400. Neujahrsblatt 1857.

Bonerius, bern. Dichter im XIV. Jahrh. und dessen Edelstein. Im Intellig. Blatt 1858. No. 30, 51, 58 und 59. Schweiz, 2. Jahrg. 1859.

Das Bankett im unterbrochenen Sankt Michelsfest. Schweiz, 1. Jahrg. 1858.

Schillers Wilhelm Tell oder: Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt. Schweiz, 2. Jahrg. 1859.

Theobald Baselwind, Leutpriester zu Bern. Neujahrsgruß für 1860. Schweiz, 3. Jahrg. 1860. Festrede zur Gedächtnisfeier auf Theobald Baselwind.

Der Dudelsackpfeifer auf dem Storchenbrunnen in Bern. Berner Taschenbuch 1871.

Das unterbrochene Sankt Michelsfest. Berner-Taschenbuch 1882.
Ausgewählte Predigten aus dem Nachlaße von K. Howald, Pfarrer zu Sigriswyl. Huber und Co. 1870. Mit einer Vorrede von Vikar Trechsel, d. Z. Pfarrer in Gsteig b. J.

Manuskripte, in 4°, mit Illustrationen.

1. **Die Brunnen zu Bern**, in chronistisch historischer und ästhetischer Beziehung.
   - I. Band. Aeltere Geschichte 1842. Bern.
   - II. Band. Neuere Geschichte 1846. Kunstgeschichte. Charakterbilder.
   - III. Band. Die Brunnen der Nebenstraßen. Prof. Blauners Vorlesungen 1848.
   - IV. Band. Die Stadtbrunnen und ihre Umgebungen 1849. Bilder aus den Jahren 1830—1860.
   - V. Band. 1859. Der Schwende- oder vierröhrige Brunnen. Namentlich Episoden aus der Revolutionszeit 1798.
   - VI. Band. 1862. Histor. Bedeutung der Brunnen.

2. **Sammlung histor. Memoires, Notizen und Skizzen über Bern.**
   - I. Band 1839. Auszüge aus Tillier, mit Illustrationen.
   - II. Band 1839. Der Ostermontagumzug von 1798. Schultheiß F. N. von Steiger mit Illustr. nach Dunker.
   - III. Band 1840. Auszüge aus von Rodt, bern. Kriegswesen, Skizzen aus dem gesellschaftl. Leben. Brunnenstandbilder. Zeitglockenturm. Zünfte der Stadt Bern.
   - IV. Band 1841. Nydeck, Jubelfeier 1791. Stadtbrunnen. Nikl. Manueis Wandgemälde. Rathaus. Münster.
   - V. Band 1847. Nydeck. Der Golattenmattgaßbrunnen. Die ersten Tage Berns. Diverses. Tellbuch von 1448. Udelbuch von 1466, mit Initialen.
   - VI. Band 1849. Die Römerzeit. Unvollendet.
   - VII. Band 1850. Die keltische Zeit. Unvollendet.
   - VIII. Band. Das Wappenbuch von W. Stettler. Kopie mit Ergänzungen.
   - IX. Band 1851. Die obere Stadt. Christoffel. Prediger-Kloster.
   - X. A. Band 1855. Schutzheilige und Bruderschaften.
   - X. B. Band 1851. Klöster und Wallfahrtsorte auf dem Lande.
   - XI. Band 1851. Nydeck-Chronik oder das alte Bern.
   - XII. Band 1852. Nydeck-Chronik oder das alte Bern.
   - XIII. Band 1853. Nydeck-Chronik oder das alte Bern. Nydeck-Kirche.
   - XIV. Band A. 1855. Predigerkloster und Kirche.
   - XIV. Band AA. 1856. Das Dominikanerkloster. Der Edelstein von Bonerius mit Illustr. nach der Basler-Handschrift.
   - XIV. Band AAA. 1857. Der Edelstein des Bonerius.
   - XIV. Band B. Barfüßer Kloster und Kirche.
   - XIV. Band C. 1856. Insel Kloster.

XV. Band 1855. Der deutsche Orden. Die Leutkirche. Leutpriester Baselwind.
XVI. Band 1856. St. Beatus und Justus nach Volkssagen und Legenden. Mit zahlreichen Illustr.

7. Bändchen: Das Münster in Bern, mit Illustr. Begonnen 1830.
Chronik des Hauses No. 67, jetzt No. 8 Gerechtigkeitsgasse in Bern. I. Band 1856. II. Band 1843. III. Band 1850.

Der Totentanz von N. Manuel. Nach der Kopie von Wilhelm Stettler. 1 Band.
Gothische Kirchen. 1 Band.
Bernische Landkirchen. 1 Bändchen.

1 Band. Sigriswyler-Chronik. Aeltere Geschichte. 7 Bände. Sigriswyler-Chronik.

I. Band.	Aeltere und neuere Geschichte bis 1844.		
II. Band.	1844—1845.	V. Band.	1851—1854.
III. Band.	1846—1847.	VI. Band.	1855—1864.
IV. Band.	1848-1851.	VII. Band.	1865-1869.

1 Band. Chronistische Memoires über Einigen, Spiez, Oberhofen, die St. Columbanskapelle u. s. w., begonnen 1842.

3 Bändchen. Altes und Neues. Anekdoten, Sentenzen.

Karl Howald, Sohn († 1904).

Karl Howald.

1834-1904.

Am sonnbestrahlten Vormittag des 25. November 1893 wurde auf dem eben vollendeten Berner Münsterturm, 100 m über dem Erdboden, der Schlußstein des Helms gesetzt. Bei dieser Gelegenheit bezeichnete der damalige Präsident des Münsterbauvereins, Prof. Dr. Albert Zeerleder, in seiner in der Kirche gehaltenen Festrede den Hauptförderer des Werkes, Kirchmeier Karl Howald, als den würdigen Nachfolger des kunstliebenden Ritters Thüring von Ringoltingen, der, wie er, einst (im 15. Jahrhundert) „St. Vincenzen Gut und Geld verwaltete". „Ein gütiges Geschick",

rief der Redner aus, „schenkte uns den Mann, der, von unerschütterlichem Glauben an das Werk getragen, diesen Glauben auch andern mitzuteilen verstanden und mit unwiderstehlicher Beharrlichkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden, in jedem Stadium das erlösende Wort, die befreiende Tat zu finden gewußt hat: Es ist Karl Howald".

Dieser „neue Ringoltingen" wurde geboren am 14. Oktober 1834 in dem hoch über dem rechten Ufer des freundlichen Thunersees gelegenen Sigriswyl, wohin ein Jahr zuvor sein Vater, Karl Howald, zum Pfarrer erwählt worden war. Seine erste Bildung erhielt unser Karl Howald mit seinem nicht ganz anderthalb Jahre jüngern Bruder Rudolf daheim im Familienkreise, zuerst durch die Mutter, welche den beiden Knaben die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der biblischen Geschichte beibrachte, während der Vater sie in der Heimatkunde unterrichtete und ihnen zur Abwechslung auch im Zeichnen und Kolorieren, u. a. der schweizerischen Kantonswappen, Anleitung gab. Später, etwa im Alter von 9 Jahren, ging es an die Erlernung der lateinischen Sprache und zwar nach einem im Jahr 1823 zu Bern erschienenen Lehrbuch derselben. Im September 1844 bestand der kleine Karl in Bern mit Erfolg das Examen zur Aufnahme in die 6. Klasse des Progymnasiums. Er durchlief nun die bernischen Schulen, trat aber im Frühling 1852 aus und begab sich zunächst zur Erlernung der französischen Sprache nach Neuenburg. Aus dem „Welschland" zurückgekehrt, ließ er sich als Stud. jur. auf der bernischen Hochschule immatrikulieren und trat zugleich, um sich mit der Praxis des Notariatsfaches bekannt zu machen, in das renommierte Bureau Mey in der Hotellaube ein. Im Sommer 1859 erwarb er sich das Notariatspatent und gründete bald darauf in Verbindung mit dem Fürsprecher Hermann Kurz ein eigenes Sachwalter- und Notariatsbureau, das er aber nicht lange nachher selbständig und bis an sein Lebensende leitete. In der Besorgung der zahlreichen ihm anvertrauten Geschäfte, wie Verwaltungen und dergleichen, wird ihm eine pünktliche Genauigkeit und Treue nachgerühmt, und gegenüber seinen Klienten erwies er sich als ein erfahrener und zuverlässiger Berater und Freund.

Nachdem Howald sich im Jahr 1864 mit Maria Rosa Elise Bécheraz aus Rolle und Goumoëns (Waadt) ehelich verbunden hatte, erwarb er für sich und seine junge Gemahlin im folgenden Jahre das Burgerrecht der von ihm seit seinen jugendlichen Tagen geliebten Stadt Bern und ließ sich hier in die Zunftgesellschaft von Schiffleuten aufnehmen. Diese übertrug ihm bald verschiedene Beamtungen. So war er bis 1881 Sekretär und von da an bis zu seinem Hinschied Seckelmeister.

d. h. Verwalter desjenigen Zunftvermögens (Kapitalien und Liegenschaften, Zunfthaus an der Kramgasse), welches frei verfügbares Privateigentum der Zunft ist und nicht, wie das Armengut, zur Unterstützung dürftiger Angehöriger zu dienen hat. Unter den interessanten, von bedeutenden Berner Gelehrten verfaßten geschichtlichen Arbeiten über die bernischen Zünfte, die nacheinander von 1862 bis 1878 im „Berner Taschenbuch" erschienen sind, rührt diejenige über Schiffleuten von Karl Howald her. [1]) Die eingehende, gründliche und kulturhistorisch besonders wertvolle Darstellung zeugt von dem regen Interesse, ja, man darf wohl sagen, von der Hingebung und Liebe, die er zu der neuen Verbindung gefaßt hatte und die er ihr bis an sein Lebensende bewahrte.

Der Burgerschaft diente Howald auch in anderen Zweigen, so von 1874 an als Mitglied des verstärkten, dann (1888) des engern Burgerrates, und dieser wählte ihn „im Hinblick auf seine gründlichen Kenntnisse in der Altertumskunde und den bewährten Eifer für die Geschichtsforschung" in die archäologische Sektion der Bibliothekkommission. Hier verfaßte er u. a. einen „Kommentar zum Katalog", wahrscheinlich bei Anlaß der Errichtung des neuen historischen Museums; er wird unter diesem Titel in letztern als Manuskript aufbewahrt und ist eine von reichen Kenntnissen und Liebe zur Sache zeugende Arbeit. — Im fernern stand er der im Jahr 1820 vom damaligen „Burgerleist" gegründeten „burgerlichen Ersparniskasse" seit 1890 als Präsident vor, [2]) nachdem er ihr schon früher in verschiedenen Stellungen treue Dienste geleistet hatte.

Auf dem Felde des gemeinnützigen Wirkens stellte Howald jederzeit seinen Mann. So war er im Jahr 1872 mit Pfr. Viktor Groß, Pfr. Joh. Konrad Appenzeller, Adolf Gerster-Guichard und Dr. Albert Wyttenbach Mitgründer des „Asyl für Arme, Altersschwache und Unheilbare", gewöhnlich einfach Greisenasyl genannt, und diente dieser Anstalt in uneigennütziger Weise als Direktionssekretär bis zu seinem Tode. [3]) — Ebenso half er als Mitglied des

[1]) Berner Taschenbuch 1874.

[2]) Die burgerliche Ersparniskasse ist, abgesehen von der im 18. Jahrhundert durch die Regierung ins Leben gerufenen „Dienstenzinskasse", die erste und älteste Ersparniskasse des Kantons Bern.

[3]) Die Anstalt hatte ihren ursprünglichen Sitz im sog. Kirchbühl am Gurten, Gemeinde Köniz. Am 25. Oktober 1877 fand die Verschmelzung derselben mit der „Roschistiftung" der Gemeinde Bern statt. „Greisenasyl und Roschistiftung" sodann erhielten 1879 ein neues, gemeinsames Heim, indem das Tilliergut am Sandrain

„Vereins für kirchliche Liebestätigkeit" dem trefflichen Pfarrer und Menschenfreund Georg Langhans u. a. die Anstalt Bethesda (für Epileptische) in Tschugg ins Leben rufen, besorgte für sie das Kassieramt und stand sodann von 1894 hinweg als Präsident an der Spitze der Anstaltsdirektion. — Ebenso lieh er der Privatarmenanstalt der Stadt Bern seine Kräfte als deren langjähriger Sekretär und Kassier.

In den weiten, schönen Gefilden der Kunst und Wissenschaft betätigte sich Howald gerne und erfolgreich, bewegte sich aber dabei vorzugsweise innerhalb der heimatlichen Grenzen, d. h. er beschäftigte sich mit Gegenständen unseres Vaterlandes, besonders der guten alten Stadt Bern. Ihre Ehre war auch seine Ehre, und je mehr und je besser er ihre Vergangenheit kannte, desto inniger fühlte er sich in Liebe mit ihr verbunden. Dem historischen Verein des Kantons Bern gehörte er von 1855—1901, also fast ein halbes Jahrhundert lang an und förderte dessen patriotischen Zwecke. Längere Zeit saß er in dessen Vorstand und war Vereinskassier von 1876—1881. Im Jahr 1872 verfaßte er die Festschrift auf die Hauptversammlung der „Allg. geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz", nämlich einen „Commentar zum Stadtplan von 1583". Außer der bereits angeführten Darstellung der Schiffleutenzunft sind von seinen historischen Abhandlungen im Vereinsorgan „Archiv" abgedruckt: „Die älteste Topographie der Stadt Bern", „die Staldenkorrektion in Bern im 16. Jahrhundert", „Thüring Frickers Aufzeichnungen über bernische Finanzen", ferner im Berner Taschenbuch von 1872: „Die alte Leutkirche Berns", sowie von 1875/76: „Die Antonierkirche", von 1881: „Der Landschaftsmaler Stähli von Brienz" und von 1884: „Das Zehntausend-Ritterfenster im Münster zu Bern". Letztere Arbeit bildete den Gegenstand eines an der Hauptversammlung des Vereins zu Steffisburg gehaltenen Vortrages. Die Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums von 1879 enthält von ihm eine wertvolle Beschreibung der so ungemein interessanten stadtbernischen Brunnenstandbilder vom historischen und kunstgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Außerdem schrieb er eine Menge von Arbeiten kirchengeschichtlichen Inhalts und anderes mehr. Der bernischen Künstlergesellschaft und dem kantonalen Kunstverein gehörte er nicht bloß als einfaches Mitglied an, sondern diente letzterem seit 1873 und dem Kunstmuseum

---

erworben und zweckmäßig dafür eingerichtet wurde. In den von 1889—1891 erweiterten Gebäuden für zirka 100 Pfleglinge nebst Verwaltung und Dienstpersonal untergebracht (gefl. Mitteilungen von Herrn von Wurstemberger, Direktionspräsidenten.)

namentlich zur Zeit der Entstehung seines neuen Heims an der Waisenhausstraße und seit 1875 als Sekretär und Kassier.

Im Juni 1876 wurde die Erinnerung an die glorreiche Schlacht von Murten durch einen glänzenden Festzug an dem Orte gefeiert, wo 400 Jahre zuvor der Heldenkampf ausgefochten worden ist. Da Bern hauptsächlich daran beteiligt war, so konnte auch Howald nicht fehlen. Er war im Zentralkomitee tätig und trug mit seinen reichen Kenntnissen auf den politischen und kunsthistorischen Gebieten viel zum Gelingen des patriotischen Festes bei.

Als dann das Jubeljahr von 1891 heranrückte, war Howald ganz besonders beschäftigt. Es galt, die 700jährige Geschichte Berns, der Stadt, für deren Ehre er alles tat, durch würdige festliche Veranstaltungen, nämlich durch möglichst gediegene literarische Publikationen, sowie ein Festspiel, ein liebliches Jugendfest und vor allem durch einen packenden historischen Umzug darzustellen. Daß nun dieser letztere am dritten der herrlichen Festtage um Mitte August 1891 in vorzüglicher Weise gelang und tausende heimische und aus der Ferne herbeigeströmte Gäste erfreute und befriedigte, das war in der Hauptsache Howalds sachkundigen Vorarbeiten und trefflichen Räten im Organisationskomitee zu verdanken. Mit Recht hieß man ihn den „Erfinder des historischen Festzuges". [1])

Karl Howald hätte sich nach Intentionen seines Vaters in der Jugend der Theologie zuwenden und Pfarrer werden sollen. Allein mehrere Umstände wirkten zusammen, daß dieser Plan scheiterte. Gleichwohl ist er ein rechter Kirchenmann geworden und hat sich um die bernische Landeskirche wesentliche Verdienste erworben. Im Jahr 1873 wurde ihm das verantwortungsreiche Amt eines Kirchmeiers der Stadt Bern anvertraut, als welcher er die ganze Oekonomie sämtlicher reformierten Stadtkirchen zu verwalten und das Sekretariat der Kirchenverwaltungskommission, später auch des Gesamtkirchengemeinderates zu besorgen hatte. In seiner Hand liefen alle finanziellen und administrativen Angelegenhen derselben zusammen. Eine Menge Aktenstücke, darunter recht bedeutsame Verträge, Berichte, Rechnungen 2c., die er abfaßte, bezeugen seine Umsicht und seine ausgezeichnete Amtsführung. Wie anderswo, so kam er auch hier seinen Pflichten, die viel Mühe und Arbeit erforderten, mit ungewöhnlichem Geschick nach. Von der Münsterkirchengemeinde in die kantonale

[1]) Vergleiche „Festbericht" von 1891 und „Denkschrift" des historischen Vereins von 1896, Seite 156 und folgende.

bernische Kirchensynode gewählt, wurde er als Vertreter der „kirchlichen Mitte" in den Synodalrat berufen und ihm auch hier das Kassieramt übertragen. Im Rate fanden seine stets wohlerwogenen und schlicht und einfach vorgetragenen Ansichten in der Regel auch in Fragen von Bedeutung Anklang, weil man in ihm einen in und mit der Kirche lebenden, in ihr so recht aufgehenden Laien erkannte, der religiös dachte und ebenso handelte und außerdem über einen reichen Schatz des Kunstverständnisses verfügte, der sich ebenfalls freudig in den Dienst der Kirche stellte. Abgesehen von der Münsterkirche, der er unausgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, wurden während der Periode, da Howald das Kirchmeieramt inne hatte, teils durch ihn angeregt, teils in stets verständnisvoller Weise gefördert, mehrere städtische Kirchen erneuert und ausgebaut, so die Hl. Geist- und die Nydeckkirche, und neu entstanden die Johannes- und die Pauluskirche.

Das bedeutendste Werk aber, mit welchem Howalds Name ehrenvoll verknüpft bleiben wird, ist die Vollendung des St. Vincenzenmünsters. Beinahe 473 Jahre liegen zwischen der Grundsteinlegung am St. Georgstag den 11. März 1421 und der endlichen Krönung des ausgebauten Turmes durch Setzen des Schlußsteines auf der Spitze, 100 m über jenem, am 25. November 1893. Im 15. Jahrhundert, der kriegerischen, für Berns Dasein und Wachstum wichtigsten Periode war das Münster entstanden als „das Denkmal einer großen Zeit und einer großen Idee". Der Turm jedoch, gegen das Ende des genannten Jahrhunderts aufgeführt, blieb unvollendet. Wie Anshelm, dem trefflichen Chronisten, erschien dem Zeitalter der Reformation, das nun gebieterisch eine Kirchenvereinigung verlangte, das Münster samt dem unfertigen, stumpfen Turmviereck als „der steinern Götz". Die folgenden Jahre brachten es bloß noch zum Ansatz des Oktogons und zur Erstellung eines plumpen Ziegeldaches, der spottweise sogenannten Nebelkappe über diesen Turm. Und doch war und blieb das Vincenzenmünster „das schönste Denkmal der Gesinnung der Väter aus der Zeit der Größe Berns" oder wie Howald es bezeichnet: „ein sprechender Ausdruck lebendigen Christenglaubens namentlich in unserer Zeit".[1]) Den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dieses Denkmal zu vollenden. Ernsthafte Anregungen dazu brachte die Reformationsfeier von 1828, und von da an folgten in jedem Jahrzehnt Wünsche und Vorschläge in Zeitungen, durch Modelle und

[1]) Berner Taschenbuch 1872, S. 237.

Zeichnungen, sogar Anträge in den Räten u. s. w. Der Pfarrer Howald, Vater unseres Kirchmeiers Karl Howald, weckte in seiner 1847 erschienenen Schrift „Der Mosesbrunnen“ ebenfalls das Interesse für das Münster. „Wenn wir dieses Gotteshaus anschauen“, heißt es darin, „so geht es in unserer Seele auf wie Träume und Dämmerungen aus einer längst vergangenen oder wie Andeutungen und Weissagungen aus einer fernhin zukünftigen Zeit und läßt uns zugleich schmerzlich empfinden, wie arm unsere Gegenwart ist an jener unendlichen Tiefe und hohen Einfalt, die in solch kühnen Riesenwerken sich offenbarte. Wie fromm und stark, wie reich und groß muß ein Volk gewesen sein, das solche Kirchen baute und gern in niedern Hütten wohnte, wenn nur zur Ehre Gottes himmelan sich solche Paläste erhoben!“

Als der Vater Howald diese Worte schrieb, war der Sohn noch ein Knabe. Aber bald empfand auch dieser es schmerzlich, daß das schöne Werk nicht in der Vollendung dastand, wie die Vorväter es sich ausgedacht hatten. Das war wenige Jahre später der Fall, als er auf dem Bureau des Herrn Mey war, welcher auch des Kirchmeieramtes wartete, und in dessen Auftrag er im Münster öfters Geschäfte und Aufträge auszurichten hatte, und manchmal mag er dabei seines Vaters „Träume und Dämmerungen“ nachgefühlt haben. Schon damals und besonders, als er selbst Kirchmeier geworden war, sammelte er fleißig Notizen und Aufzeichnungen über das Münster und schenkte der Idee von dessen Ausbau alle Aufmerksamkeit. Das betreffende Material fand Verwendung in dem akademischen Vortrage, den Herr Prof. Ferdinand Vetter am 17. Dezember 1878 über „das Berner Münster in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ hielt. [1]) Dieser Vortrag, der nachher gedruckt wurde, schloß mit der Aufforderung: „Machs na“, d. h. er drängte auf die Vollendung hin und gab die erste nachhaltige Anregung zur Gründung des Münsterbauvereins. Daran schloß sich die Periode der Abklärung und der Vorarbeiten zum Ausbau. Sie dauerte bis 1886. Während dieser Zeit stand Howald scheinbar nur beobachtend im Hintergrunde, hielt aber doch die Fäden der Vorgänge in seiner Hand.

Es war in der Hauptversammlung des Münsterbauvereins vom 26. Juni 1886, als er zum erstenmal in eingehender Weise und öffentlich über den Münsterausbau das Wort ergriff. [2]) Von einer

[1]) Siehe Seite 23 daselbst, ferner die „Festschrift“ von Händcke und Müller, Seite 49 und 50 und Vorrede.

[2]) Protokoll des M. B. Vereins.

Unmöglichkeit des Ausbaues sei jetzt keine Rede mehr, sagte er, und die Ausführung sollte auf den Zeitpunkt der Jubelfeier von 1891 ins Auge gefaßt werden, immerhin werde man sich auf ein einfacheres Projekt, als das die hohe Summe von 600,000 Fr. erfordernde des Professors Beyer aus Ulm, der schon ein Jahr zuvor Untersuchungen am Turm vorgenommen hatte, beschränken müssen, obgleich zwar ihm dieses auch am besten gefalle. Howalds klare Auseinandersetzungen bewiesen damals, daß er die ganze Angelegenheit allseitiger, als es bis dahin bei den vielen begeisterten Freunden der Sache der Fall gewesen war, erfaßt und mit den technisch-finanziellen Fragen, die allerdings vorab eine wichtige Rolle spielten, auch die rechtliche Seite, nämlich die Beziehungen des Unternehmens zu den verschiedenen Behörden Berns in richtiger Weise erwogen hatte. Zwar lag damals das zu erreichende Ziel noch nicht völlig fest, und man wagte nur einen dahingehenden Beschluß zu fassen: [1]) es solle der Münsterturm in der Weise ausgebaut werden, daß Verstärkungen in den Fundamenten und Veränderungen im Innern der Kirche vermieden werden. Allein der Umstand, daß nach dem Antrage Howalds der Gemeinderat zur Mitwirkung angegangen wurde, hatte nun zur Folge, daß das niemals zu umgehende städtische Bauamt vom Gemeinderat den Auftrag zur Prüfung der Pläne erhielt, und diese technische Untersuchung schloß, entgegen dem vom Münsterbauverein beabsichtigten Vorgehen in bescheidenerem Maßstabe, mit dem Satz: Eine Erhöhung des Münsterturmes ohne Verstärkungen im Innern der Kirche ist unzulässig und wird von den Behörden nicht zugegeben! — Es schien, als stünden letztere den uneigennützigen Bestrebungen des Münsterbauvereins entgegen, [2]) während umgekehrt im Publikum, das auf eine baldige Inangriffnahme und rasche Förderung des Werkes hindrängte, ohne die vorhandenen Schwierigkeiten zu würdigen, spöttelnde Verse die Runde machten, wie:

„Üses Münster wei sie fertig baue,
Bravo, 's wär e prächtig schöni Sach;
's gäb e Turn, mi dörft ne wyt la gschaue,
Besser als das jetzig Chappedach!
Ja, si wei, si wei, si wei;
Aber si hei lahmi Bei!"

---

[1]) Protokoll des M. B. Vereins, S. 4.

[2]) Protokoll des M. B. Vereins, Seite 21.

„Hübschli, hübschli, nume nit ga spränge!
Gsatzlich, gsatzlich geit der Bärnerbär;
Aber wäger wird er's dürezwänge. —
Ja, i hundert Jahre de ungfähr. —
Hübschli, hübschli, nit pressiert,
Daß me nit dr Chopf verliert!" u. s. w.

Das waren die Zeiten mannigfacher Täuschungen und Entmutigungen, denen Howald wiederholt Ausdruck zu verleihen in den Fall kam. [1]) Gerade in diesen Tagen aber, wo „Sein oder Nichtsein" die Hauptfrage war, verloren die leitenden Persönlichkeiten, vorab Kirchmeier Howald, der bernischen Devise „Nit na la gwinnt" entsprechend, das Hauptziel um so weniger aus den Augen, als die Bevölkerung in- und außerhalb den Mauern der Stadt ein mehr und mehr steigendes Interesse an dem Werke kund gab. Die Hauptversammlung vom 26. Juni 1886 hatte Howald das Vizepräsidium und die Oberleitung des Finanzwesens anvertraut.[2]) Mit Ruhe und Umsicht, aber auch mit erforderlichem Nachdruck wurde weiter gearbeitet, die Unterhandlung mit dem Einwohnergemeinderat, den kirchlichen Behörden und dem Burgerrat fortgesetzt, oft persönlich von Howald, und in der Hauptversammlung vom 24. November 1887 konnte der Beschluß gefaßt werden: „Der Ausbau des Münsterturmes hat auf Grundlage der von Herrn Beyer erstellten Pläne nach der Ensingerschen Spätgothik zu geschehen".

Damit war nun endlich die Garantie für eine vollständig befriedigende Lösung gegeben. Die Sturm- und Drangperioden wichen denjenigen der freudigen Ausführung des schönen Werkes. Sechzehn von Howald verfaßte und publizierte Münsterbauberichte, den Zeitraum vom Beginn der Agitation bis 1903 umfassend, geben über den Gang desselben in jeder Beziehung genaue, sachliche Auskunft. Sie bilden nicht nur eine höchst wertvolle Geschichte der Entstehung des Bernermünsters in seiner vollendeten Gestalt, in der es sich heute dem Auge seines Bewunderers darstellt, sondern sind ein bleibendes Monument für ihren Urheber, weil aus ihnen zugleich so deutlich hervorgeht, daß Bern in seinem Kirchmeier Howald einen Mann besessen hat, dem die Ehre der Stadt weit über seinen eigenen Interessen stand. Seine besten Kräfte opferte er für sie auf und suchte durch sein Beispiel auch andere für das gemeine Beste zu begeistern.

[1]) Erster Jahresbericht Seite 14, 19.

[2]) Prof. Vetter trat als Präsident zurück. An seine Stelle kam Prof. Zeerleder. Der erste Kassier war Ernst Schädelin gewesen, der zweite Robert König, der Ende 1888, bis wohin er mitwirkte, zurücktrat.

Darum wies er in kritischer Stunde hin auf das Wort Friedrichs des Großen: „In allem, was Bern tut, ist Würde“ [1]), und auf das Wort am Ehrenpfeiler des ersten Münsterbaumeisters: „Machs na!“ Selbst ein Meister im Verständnis der kirchlichen Kunst, fügte er jedem seiner musterhaften Berichte über das Vincenzenmünster jeweilen auch einen solchen über das bei, was anderwärts auf dem Gebiete der kirchlichen Kunstbauten und der Verschönerung von Gotteshäusern geleistet worden ist, um dadurch zu immer neuer, immer treuerer Tätigkeit im lieben Bern anzuspornen.

Dieses sein patriotisch-künstlerisches Gefühl ging bei ihm parallel mit dem religiösen. Sein Wirken für die Kirchen unsrer Stadt und unsres Landes war das Endergebnis seiner festen, beständigen Ansicht, daß sie würdige Stätten bilden sollen, damit in ihnen das Evangelium unseres Herrn um so freudiger und nachhaltiger allem Volk verkündigt werde. Für seine lebendige Religiosität bilden viele Stellen seiner Münsterbauberichte deutliche Belege. Als es sich um die Festsetzung des Programms zur Feier der Schlußsteinlegung beim Münsterbau handelte, veranlaßte er es, daß bei dem Weiheakt in der Höhe dem Herrn, von dem alles Gedeihen kommt, laut die Ehre gegeben werde. [2]) Im Jahr 1898 hatte er das Mißgeschick, in dienstlichen Verrichtungen bei Besichtigung der obern Partien der Hl. Geistkirche das rechte Bein zu verletzen, worauf einige Zeit nachher anläßlich eines Aufenthaltes in Interlaken sozusagen unversehens an der schwachen Stelle ein Knochenbruch erfolgte. Ward auch in der Folge dadurch der Körper schwächer, so erlahmte dagegen nicht sein Geist. Mit gleichem Eifer, wie früher, erfüllte er alle seine übernommenen Pflichten, allerdings unausgesetzt treulich unterstützt von seiner zweiten, ihm im Jahr 1884 angetrauten, trefflichen Gattin Luise, geb. Ziegler, die ihm auch an seinem Lebensabend liebreich und hilfbereit zur Seite stand, bis sich seine Augen für immer schlossen.

An dem Kirchmeier Howald verlor Bern einen hingebenden, aufopferungsfreudigen Patrioten, in dessen von tiefem Ernst beseelten Charakter die Gewissenhaftigkeit und ein sich selbstvergessender Trieb zu gemeinnützigem Wirken den Grundzug bildeten. Solange das St. Vincenzenmünster steht und sein schöner, schlanker Turm himmelan strebt, kann und wird Bern seinen treuen Sohn nicht vergessen.

Bern, im Herbst 1904.

J. Sterchi, Oberlehrer.

[1]) Erster Münsterbaubericht, Seite 20, 23.

[2]) Siebenter Münsterbaubericht, Seite 42.

Friedrich Simon.
1828—1862.

Wenn der Unterzeichnete sich erlaubt, eine Biographie des talentvollen bernischen Malers zu entwerfen, so entledigt er sich damit einer Pflicht, die in Bern längst hätte erfüllt werden sollen. Bekanntlich gilt ein Prophet nirgends weniger, denn in seinem Vaterlande, und so waren es hauptsächlich Kunstfreunde anderer Schweizerkantone, welche sich für Friedrich Simon schon bei seinen Lebzeiten und auch nach seinem Tode in höherem Maße interessierten als seine eigenen Landsleute. So finden wir Simon in dem von der Genfer Künstlergesellschaft im Jahr 1903 herausgegebenen Prachtwerk «Nos anciens», wiewohl er nur wenige Jahre sich in Genf aufhielt. Der Neuenburgermaler Bachelin schrieb in der Bibliothèque universelle, Revue Suisse, September und Oktober 1889, eine herzliche und warme, hie und da ergreifende Biographie seines Jugendfreundes Simon, welche in freier Uebersetzung von Herrn Pfarrer Haas im „Bernerheim" Nr. 16, 17, 18 vom Jahr 1890 erschienen ist. Und endlich hat das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft von Zürich bereits im Jahr 1871 ein ausführliches Lebensbild Friedrich Simons veröffentlicht.



Friedrich Simon wurde in Bern den 2. Februar 1828 geboren, wo sein Vater den Beruf eines Notars und Sachwalters ausübte. Seine Mutter Françoise, geb. Robert, gebürtig aus Biel und Locle, war in ihrer Jugend eine Schülerin des Bernermalers N. F. König gewesen, welcher ihre künstlerische Begabung zu schätzen wußte. Leider starb sie schon im Jahre 1830. Friedrichs Jugendzeit ging still und ruhig vorbei. Glücklicherweise sind uns noch Zeichnungen aus seinen Knabenjahren erhalten. Was Simon auf der Straße, im Haus, auf dem Feld sah, wurde mit großer Leichtigkeit zu Papier gebracht. Die politischen Ereignisse der damaligen Zeit, die Kriege der dreißiger

Jahre, lustige Begebenheiten aus der Stadt Bern, kurz alles, wovon Simon hörte und was er selbst beobachtete, gab ihm Stoff zu Zeichnungen. Die originellste Darstellung seiner Jugendzeit ist die Wiedergabe des anno 1847 stattgefundenen Festzuges bei Anlaß der Einweihung der Nydeggbrücke. Auch die Beschreibung einer durch die Meyer'sche Stiftung ermöglichten Schülerreise der Realschule über den Gotthard nach den italienischen Seen wurde von Simon trefflich illustriert. Die Illustrationen befinden sich in der Bibliothek des städtischen Gymnasiums in Bern.

Als 13jähriger Knabe kam Simon auf den ingeniösen Gedanken, mit einem seiner Mitschüler, G. Henzi, eine jeden Samstag erscheinende Wochenschrift herauszugeben. Der wöchentliche Abonnementspreis betrug 2 Batzen und erhöhte in wohlverdienter Weise das Taschengeld der beiden Redakteure. Henzi übernahm den Text, und Simon besorgte die Illustrationen hiezu.

Zunächst wird in der „Zeitschrift" ein verzweifelter Heldenkampf eines Offiziers mit einer Schar Janitscharen illustriert. Dann folgen verschiedene Blätter über den Kriegszug der bernischen Truppen in's Aargau (1841): der Abmarsch des großen und kleinen Stabes von Bern, das Leben und Treiben der Soldaten in den aargauischen Klöstern, welches, wenn die Bilder der Wirklichkeit entsprochen haben, äußerst angenehm und „feucht fröhlich" gewesen sein muß. Ein urkomisches Bild stellt die Zuschauer im alten Bernertheater dar — von der Bühne sieht man nichts — der eine klatscht Beifall, der andere hat den Zwicker aufgesetzt und liest mit großem Interesse den Theaterzettel, der dritte hat nach der Beschreibung Henzis „seine Augen auf eine Dame gerichtet, welche diese Aufmerksamkeit nicht ungern sieht".

Unter der trefflichen Anleitung, welche Simon durch den Zeichnungslehrer der städtischen Realschule, Niklaus Senn[1]) erhielt, gelangte der Schüler bald auf die richtige Bahn. Später durfte er zu seiner Freude Privatunterricht bei Maler Dietler genießen. Im Frühjahr 1844 trat Simon in das höhere Gymnasium ein, wobei die Frage der Berufswahl an ihn herantrat. Wenn diese auf Simon allein beruht hätte, würde er sich sofort für die Künstlerlaufbahn entschieden haben; allein sein Vater als praktischer und nüchterner Mann wünschte sicherer zu gehen und entschied für den Beruf eines Apothekers. Simon willigte in den Wunsch seiner Eltern, und so finden wir ihn im Jahre 1845 in München als Lehrling in der Apotheke eines Herrn Widnmann,

[1]) Siehe Bernische Biographien III. Band.



der ein guter Freund eines Verwandten der Familie Simon war. München mit seinen prächtigen Museen und klassischen Kunstschätzen war nicht der passende Ort, um einen für die Kunst entflammten Jüngling dauernd an das düstere Laboratorium einer Apotheke zu fesseln. Schon im Mai 1845 schrieb Simon, welcher eine immer wachsende Abneigung gegen den Apothekerberuf in sich fühlte, seinem Vater nach Bern: „Dieses halb krämerartige, nur zum dritten Teil wissenschaftliche Studium, diese Trockenheit nur von Kleister und Gummi angefeuchtet, diese an nichts Interessantes, an nichts Erhabenes gebundene Lebensart kann unmöglich einen ebenso lebhaften, als wißbegierigen Jüngling befriedigen.“ Die in den Mußestunden entworfenen Zeichnungen kamen seinem Prinzipal und dessen Bruder Bildhauer Widnmann zu Gesicht, welcher Simons Talent sogleich erkannte und daher bei dessen Vater in Bern warm für ihn eintrat. So reiste Vater Simon schweren Herzens nach München, um noch einmal mit mehreren Künstlern den Berufswechsel des Sohnes zu besprechen. Wie freudig der junge Simon überrascht war, als sein Vater seinem Herzenswunsche zustimmte, sehen wir am besten aus der „Erklärung“, welche er ihm nach Bern mitgab und die folgenden Inhalt hat:

Geliebter Vater!

Gott weiß es, daß ich jetzt reblich die Regungen meines Herzens niederschreibe. Den 10. Juli habe ich die Pharmazie, welche mein Lebensberuf werden sollte, verlassen und mich zur Kunst gewandt. Durch eigene Anregung, aus freiem Willen habe ich diesen Schritt gethan. Kein Mensch hat mich besonders dazu überredet, am allerwenigsten du, teurer Vater. — Gott, so glaube ich es, hat mich dazu berufen; diesem Ruf werde ich folgen. — Mit dem größten Eifer und den besten Vorsätzen durchdrungen von der Kunst, deren hohes Ziel mir vorschwebt, in der Absicht meinen irdischen Beruf mit Fleiß und Ausdauer zu erfüllen, mit Vertrauen auf Gott, daß er mich durch die vielen Versuchungen glücklich zur Höhe eines wahren Künstlers führen und geleiten, meine Reinheit bewahren und mich mit Ausdauer und Stärke ausrüsten möge, bin ich bereit meine Laufbahn anzutreten.

Dieses feierliche Versprechen zeigt uns, wie ernst der erst 17jährige junge Mann an den Künstlerberuf herangetreten ist. Auch in einem Brief an seinen Oheim Georg Simon bespricht er die Ursachen und Umstände, welche ihn dazu bestimmt haben.[1])

---

[1]) Er schreibt hierüber: „Schon seit meiner frühesten Jugend war Zeichnen meine größte Freude, die Unterhaltung in meinen Freistunden zugleich eine Erholung und Bildung des Geistes. Mit Zunahme an Alter vergrößerte sich auch die Begierde, diesem Triebe zu folgen und die höchste Ausbildung desselben zu meinem Lebenszweck zu machen.

Fritz trat nun in die Kunstschule von München ein und studierte mit großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit. In seinen Freistunden zeichnete er für die „fliegenden Blätter“.[1]) Die etwas pedantische Lehrmethode gefiel ihm jedoch nicht und hauptsächlich auf Anraten des Berner Künstlers Walthard entschloß er sich, die Schule Menns in Genf aufzusuchen. Sein Vater bestärkte ihn in diesem Entschluß, um ihm Gelegenheit zu geben, sich die französische Sprache anzueignen. Simon hatte in München einen schweren Typhus durchgemacht, und seine Gesundheit war auch nach der Genesung empfindlich geschwächt. Zum Glück hatte er in München Freunde gefunden, welche ihm mit wahrer Liebe und Treue beistunden. Im Winter 1847 trat er in das Atelier von Barthelmy Menn in Genf ein, eines Schülers des ebenso als Kolorist, wie als Zeichner hervorragenden Ingres. Menn war Professor an der Genfer Kunstschule und erfreute sich zahlreicher Schüler, die bis zu seinem Tode die größte Hochachtung und Liebe zu ihrem Lehrer behielten. Hier arbeitete Simon während zweier Jahre mit überraschendem Erfolg. Nach Ansicht Bachelin's kam die Anleitung von Menn ihm in einer Hinsicht wohl zu statten: Menn hieß seine Zöglinge Ausflüge bis in Savoyergebiet machen, um Skizzen rasch aufzunehmen und so der lebensvollen Züge und Bewegungen, welche ihnen zu Gesicht kamen, mächtig zu werden. Diesen Uebungen verdankte Simon die Geschicklichkeit, mit welcher er fortan alle menschlichen und tierischen Gestalten so treu und fein zu charakterisieren verstand.

Von den Farben und ihren Gerüchen sträubte sich anfangs Simon's kränkliche Natur, und nur auf Anraten seiner Freunde ließ er sich bewegen zum Pinsel zu greifen. Nach zweijährigem eifrigem Studium in Genf begab sich Simon nach Paris in das Atelier des berühmten Schweizermalers Gleyre, und im Sommer 1850 finden wir ihn in Antwerpen zum Besuch seines Studienfreundes Gustav Müller.[2]) Dort

---

Lange Zeit mußte er unterdrückt werden; aber vernichtet wurde er nicht, so erwählte ich die Pharmozie auf Anraten einsichtsvoller Männer, allein ich muß es bekennen, großen Eifer für die Sache hatte ich nicht. Das Kunststreben vom Anblick der herrlichsten Wunderwerke aufgeweckt, begann sich wieder in mir zu rühren und zwar heftiger als je. Zum Anblick der Gemäldegalerien gesellte sich noch die steigende, aber unterdrückte Freude am Zeichnen und endlich der Umstand, daß Männer vom Fach mir den Schritt selbst anrieten.

[1]) Mitteilung des Herrn Bartelmy Bodmer in Genf.

[2]) Gustav Müller und auch dessen Bruder F. Müller, schon in München intime Freunde Simons, waren aus Schney, Herzogtum Koburg-Gotha gebürtig. Gustav Müller ist im Jahr 1903 in hohem Alter in Rom gestorben und hinterließ sein großes Vermögen zur Unterstützung armer italienischer und deutscher Kunstschüler.

studierte er speziell die holländischen Bilder, deren clair obscur wir oft in seinen spätern Genrebildern wiederfinden. Er kopierte daselbst ein Bild Teniers, womit er seine Eltern zu Neujahr überraschte. Das Gemälde befindet sich gegenwärtig noch im Besitze seines Bruders Notar Ad. Simon in Bern. Im Winter 1850/51 kehrte Simon wieder nach Paris zurück, wo er seine Studien fleißig fortsetzte; allein schon damals war seine schwache Konstitution Erkältungen unterworfen, die späterhin für ihn verhängnisvoll werden sollten.

Im Jahre 1851 reiste der junge Künstler nach Reignier, einem Dörfchen zwischen Genf und Annecy, das Simon schon von seinen früheren Ausflügen mit Vater Menn kennen gelernt hatte. Ein junger Engländer Arbalestier, früher Studienkamerad aus München, begleitete ihn. Im äußerst bescheidenen Wirtshaus wurde Quartier genommen. Tagsüber arbeitete Simon draußen in Gottes freier Natur; bald ist es der pflügende Bauersmann, den er malt, bald beschäftigt ihn das Treiben und Arbeiten vor der Hufschmiede. Das Pferd war stets das Lieblingsobjekt seiner Zeichnungen, in dessen Wiedergabe sich der Meister verriet. Wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit die Momentphotographie noch nicht existierte, wodurch der Künstler heute im stande ist, die Bewegungen des Pferdes im Schritt, Trab und Galopp festzuhalten, was ihm seine Aufgabe bedeutend erleichtert, so staunen wir vor Simon's Talent, die Fixirung der Gangarten des edlen Tieres so meisterhaft wiederzugeben. Die Genfer Ausstellung wurde 1852 zum erstenmal von Simon beschickt; eine ganze Reihe hübscher Genrebilder geben Zeugnis vom Erfolg der rastlosen Arbeit Simon's in Reignier: Der Wilddieb, der Hufschmied, der Postwagen bei Laternenschein, der Schlosser, das Pflugsgespann, Inneres einer Schmiede. Der „Wilddieb“ und der „Postwagen bei Laternenschein“ wurden von Regierungsrat James Fazy in Genf zusammen um 300 Franken angekauft. Nach dem Tode Fazy's kam der Wilddieb in die Hände eines Herrn Reinach, der das Bild an Maler Dumont in Genf und dieser später dem Museum Rath für die Summe von 1400 Franken verkaufte. Das Bild veranschaulicht den Wilddieb nicht auf dem Anstande, sondern in seinem Heim; er mustert sein Gewehr nach getaner Arbeit im halbdunkeln, niedern Zimmer, gemütlich sein Pfeifchen schmauchend; zwei Kinder stehen vor ihm und sehen mit Interesse zu. Ein höchst originelles Genrebild ist auch der Postwagen beim Laternenschein. Täglich fuhr die Genfer Nachtpost abends 9 Uhr mit vier Pferden bespannt zum Murtentor hinaus, und das Licht der Laterne am Sitz des Postillons befestigt, beleuchtete zunächst die Rücken

der kräftig trabenden Pferde. Auf dem Hinterdeck des Wagens hielt ein Hündchen Wache. Als Knabe schon hatte Simon während der kurzen Augenblicke des Vorbeifahrens die Beleuchtung sich eingeprägt. In Genf entschloß er sich, diese Abendpost als Stoff eines Gemäldes zu wählen. Gerade dieses Bild fand an der Ausstellung in Genf 1852 allgemeine Anerkennung. Es befindet sich gegenwärtig ebenfalls im Museum Rath.

Im Herbst 1852 veranlaßten ihn seine Verwandten den Winter in einem wärmeren Klima zuzubringen. Er wählte Hyères im Süden von Frankreich; und bis zu seinem Tod blieb dasselbe mit seiner milden, klaren Sonne sein Lieblingsaufenthalt. Simon wohnte im Hause seiner gütigen und auch literarisch gebildeten Tante, Fräulein Legrand, einer Tochter des im Bernermuseum mit der Komposition „Priamus vor seinem toten Sohne Hektor" — ehrenvoll repräsentierten Malers Legrand. Hier komponierte er nun sein erstes größeres Bild „Pferdewechsel auf der Poststation", von welchem Alb. Lugardon eine getreue lithographische Nachbildung geliefert hat. Der Postillon ist mit Anspannen der gewechselten Pferde beschäftigt; links stehen die ausgespannten ermüdeten Pferde. Der Postwagen nach Toulon hat vor einem alten Wirtshaus Halt gemacht, ein Kellner reicht einer englischen Familie im Coupé Erfrischungen dar, während im Hintergrund zwei rüstige französische Soldaten von einer alten Frau Abschied nehmen und verschiedene Männer sich mit Abladen von Gepäckstücken beschäftigen. Das Gemälde ist reich an wahrheitsgetreuen Figuren, zeichnet sich aber besonders durch die künstlerische Behandlung der Pferde aus. Im Frühjahr 1853 kehrte Fritz neugestärkt nach der Schweiz zurück und brachte den kommenden Sommer in Meiringen zu. Genfer, deutsche und italienische Künstler waren mit ihm daselbst in der heimeligen Pension Ruef vereinigt; verschiedene derselben waren musikalisch. Tags wurde tüchtig gearbeitet und abends zur Freude der übrigen Pensionäre Konzerte gegeben. Simon's Studienfreund, der Neuenburger Tiermaler J. Jacot Guillarmod, hielt sich damals auf dem Hasleberg auf zum Studium der Viehherden.[1]) Aus diesem Sommeraufenthalt in Meiringen stammen vier reizende Bilder, welche sämtliche als Geschenke in den Händen von Freunden und Verwandten sich befinden: Die „Dorfgasse in Meiringen", der „Obstgarten", die „Mühle" und „Spielende Kinder".[2])

[1]) Wir verdanken diese Mitteilungen Herrn Prof. Louis Favre in Neuenburg († 1904), welcher ebenfalls mit Simon mehrere Wochen in der Pension Ruef zubrachte.
[2]) Letzteres erhielt Favre als Geschenk.

Im Winter 1853/54 besuchte Simon die Stadt Rom, wo er mit großem Interesse die klassischen Werke der Museen und Kirchen studierte. Die lebende Natur interessierte ihn jedoch bald wieder mehr, und so finden wir seine Skizzenbücher angefüllt mit trefflichen Typen von Bauern, Bäuerinnen der römischen Kampagna, Lastpferden und magern Eseln, Hirten mit Schaf- und Schweineherden. Nur zwei Porträtstudien stammen aus dieser Zeit: Ortolana [1]), das treffliche Brustbild einer Italienerin, und das Portrait eines römischen Banditen, welches gegenwärtig die Witwe des Neuenburger Malers J. Jacot Guillarmod in St. Blaise besitzt.

Mit der Kunstkritik war es in den 50er Jahren in Bern, wo die politischen Parteien heftig aufeinanderplatzten und daher für ein richtiges Kunstverständnis wenig Zeit übrig blieb, schlimm bestellt und Bachelin schreibt über die Kritik, welche die Ortolana an der Ausstellung in Burgdorf über sich ergehen lassen mußte, folgendes: Eines Morgens legte uns Simon ein Zeitungsblatt mit dem Urteil über die Ausstellung in Burgdorf vor, worin sich die sonderbarsten und ordinärsten Stücke belobt fanden, aber für ihn selbst lediglich die abfertigende Notiz gedruckt stand: „Was schließlich den Herrn Simon betrifft, so wollen wir über ihn lieber kein Wort verlieren." Diese Kritikerleistung, sagt Bachelin, machte uns viel Spaß und noch lange darnach, wenn der Freund uns ein neues schönes Produkt vorwies, zollten wir ihm unser Lob mit dem famosen Worte: Was den Herrn Simon anbetrifft, so wollen wir über ihn lieber kein Wort verlieren.

Wenn Simon, wie schon bemerkt, von seiten seiner bernischen Mitbürger wenig Ermutigung zu Teil ward, so trug das abschätzende Urteil einiger Mitglieder der damaligen Künstlergesellschaft viel dazu bei. Auch die in Bern lebenden Kunstmaler waren ihm mit einigen Ausnahmen [2]) nicht hold. Um so mehr freute Simon das übereinstimmende Urteil seiner auswärtigen Studienfreunde, welche sein Talent erkannten und sich bemühten, Simon's Bilder zu Ehren zu bringen.

Den Sommer 1854 verbrachte Simon in Erlach am Bielersee. Die überaus liebliche, ruhige Gegend an der Zihl entsprach völlig seiner Natur. Dort fand er alte Freunde: A. Anker, Aug. Bachelin,

[1]) „Ortolana" wurde für die Lotterie der Ausstellung in Burgdorf 1855 angekauft und von Lehrer Flückiger in Rüegsau gewonnen.

[2]) Zu diesen Ausnahmen gehörten: Dietler, Senn, Walthard, Durheim und Anker.



J. Jacot-Guillarmod. Simon skizzierte fleißig im Freien, und wenn die Witterung ungünstig war, arbeitete er an einem anmutigen Bild „Inneres einer Bauernküche", welches er in Meiringen angefangen hatte. 1855 wurde dieses Genrebild an der Kunstausstellung in Bern zur Verlosung angekauft und kam in den Besitz der Familie von Wattenwyl-Ougspurger in Bern.

Der Winter 1854/55 trieb ihn wieder nach Hyères. Dort brachte er ein größeres Bild « La rencontre » zur Vollendung. Zwei italienische Hirten, der eine zu Pferd, der andere zu Fuß, treffen sich auf der Landstraße und benutzen die Gelegenheit, sich gegenseitig ihre Erlebnisse auszutauschen. Ferner malte er daselbst: „Das Innere einer Bäckerei". Für den Sommer 1855 bezog er abermals Quartier in Erlach, wo er u. a. ein größeres Bild „Der Schiffszug" komponierte. Ein schwer beladenes Schiff wird von sechs Pferden unter Obhut eines Fuhrmanns die Zihl hinaufgereckt. Dieses Bild kam in den Besitz der Künstlergesellschaft in Bern und befindet sich gegenwärtig im Kunstmuseum.

Es folgte darauf die „Hütte zu Vinelz", ein Bild, welches nach Ansicht Bachelin's dem Besten von Freudenberger und König gleichzustellen ist. Wie schon vor einem Jahr, traf Simon in Erlach seinen alten Freund Bachelin, mit dem er oft sonntägliche Wanderungen unternahm, auf denen er seine große Vorliebe zu den holländischen Kleinmeistern, besonders Ostade, auszusprechen pflegte. Den modernen italienischen und französischen Künstlern zollte er die höchste Bewunderung, meinte aber: „Die sind so groß, daß sie mich zu Tode drücken; mir ist weniger wohl bei den Helden und Heiligen, als bei den Rossen und Schafen vom Seeland und von der Provence."

Simon war zu bescheiden. Er hielt sich selbst für unvermögend im harten Kampfe durchzudringen. Horace Vernet,[1]) einer der bedeutendsten französischen Maler, sagte von Simon: « Ce garçon ne sait pas, combien il a de talent. »

Mit neuem Fleiß ging Simon im Winter 1855 in Hyères an die Ausführung eines größeren Genrebildes betitelt « La croix » oder „Armut und Reichtum". Französische Soldaten auf ihrer Rückreise aus dem Krimkrieg — einige davon invalid — und kräftige, junge Handwerksbursche sind an der Heerstraße um ein hohes steinernes

[1]) Horace Vernet besaß zu Hyères ein prachtvolles Landhaus und interessierte sich in liebenswürdigster Weise um Simon. Als letzterer krank wurde, suchte ihn Horace Vernet in seinem Zimmer auf; ja er stellte ihm sogar sein komfortables Wohnhaus zur Verfügung.

Kreuz gelagert und ruhen sich ermüdet von den Strapazen der angestrengten Märsche aus.

Da fährt ein von einem reitenden Postillon geführter vierspänniger Wagen vorbei. Man sieht sogleich, daß es reiche Leute sein müssen, die zum Winteraufenthalt nach der Riviera ziehen. Auf dem Rückenbock sitzt ein Groom, welcher, seiner Stellung bewußt, die ermüdeten Wanderer nicht eines Blickes würdigt, während diese der eleganten Extrapost begehrenswerte, melancholische Blicke zuwerfen. Dieses Bild wurde erst im August 1856 beendet; es hat dem Künstler viel Zeit und Mühe gekostet. Die Skizzenbücher und die vielen kleineren auf das „Kreuz" Bezug nehmenden Studien geben uns einen Begriff von der Arbeit und dem Fleiße Simons. Er selbst schrieb hierüber anfangs Mai 1856 an seinen Freund Bachelin von Hyères aus:

„Ich weiß es, daß meinem Bilde die wünschbare Frische fehlen wird; aber ich werde mit gutem Gewissen behaupten dürfen, Alles, was mir menschenmöglich ist, darauf verwendet zu haben. Fällt es schlecht aus, dann wird es doch ganz als mein eigenes Produkt gelten; an jedem Pinselstrich werden etliche Tropfen aus meinem Herzen und von meiner Gesundheit haften; es ist ein Stück meiner selbst, und ich lasse ergebenst die strengste Kritik über mein müdes Haupt ergehen. Ich habe nachgerade gelernt, mich zu bescheiden; denn ob ich auch bei jeder Einzelheit mich redlich bedacht und bemüht habe, muß ich doch notgedrungen bekennen, weit hinter Allem, was ich mir geträumt habe, zurückgeblieben zu sein. Dennoch bleibe ich wohlgemut; zwar koste ich des Künstlers Leiden reichlich durch, aber sie passen einmal zu mir, und so lasse ich mich getrost von der Strömung weiter treiben, ohne mich um fremde Kritiker zu bekümmern."

Dieses Bild wurde in Neuenburg, wo Simon verschiedene Freunde besaß, ausgestellt und für die Verlosung angekauft. Ein Deutscher Namens Frankefeld war der glückliche Gewinner. Als dieser vernahm, daß der „Wildbieb" von Maler Dumont an das Museum Rath in Genf um den Preis von 1400 Franken verkauft worden war und daß das bernische Museum um den Ankauf mitkonkurriert hatte, bot er das „Kreuz" der bernischen Künstlergesellschaft um 3000 Franken zum Verkaufe an. Da es derselben darum zu tun war, ein Bild ihres Mitbürgers in Bern zu besitzen, willigte sie ein und kaufte das „Kreuz" für das Museum an, wo es sich noch befindet. Es geschah dieser Ankauf geraume Zeit nach dem Tode des Künstlers.

Im Herbst 1856 bezog Simon frühzeitig sein Winterquartier in Hyères und arbeitete dort an einem Genrebild „Inneres eines Schlachthauses", welches vom Künstler nach Paris gesandt wurde; er hat es aber niemals wiedergesehen. Ueber dessen Odyssee existieren

die verschiedensten Erzählungen, von denen aber keine den Stempel der Realität an sich trägt.

Den Sommer 1857 brachte Simon in Kerzers zu und nahm dort ein Bild in Angriff, welches unter dem Namen „Schlafendes Kind" bekannt und gegenwärtig Eigentum von Notar Ad. Simon in Bern ist. Dasselbe stellt eine Gruppe von Kindern unter dem schützenden Dach eines Landhauses in Kerzers dar, welche mit neugierigen Blicken ein schlafendes Schwesterchen im Kinderwagen besichtigen und im Begriff sind, letztern im Hof herumzuziehen, während die Mutter vor dem Hause mit Arbeiten beschäftigt über die Kinder ein wachsames Auge hält.

Im Winter 1857/58 zog Simon wieder nach seinem lieben Hyères, da für seine schwache Gesundheit ein Verbleiben im rauhen Winterklima der Schweiz nicht ratsam gewesen wäre. Das Produkt seiner künstlerischen Tätigkeit, welche leider immer mehr durch das Zunehmen seines Lungenübels beeinträchtigt wurde, bildete ein hübsches Genrebild, das dem Museum von Neuenburg angehört: «Les chevaux de relais en Provence.»

Im Frühling 1858 finden wir den Künstler in Genf. — Eines Tages wurde er in einer Barke auf der Ueberfahrt von Hermence nach Nyon von einem Sturmgewitter überrascht. Vollständig durchnäßt kam er in Nyon an und sah sich nun infolge der sich zugezogenen heftigen Erkältung auf Anraten der Aerzte genötigt, im Bade Weißenburg Heilung zu suchen. Inzwischen war durch Anfall einer ansehnlichen Erbschaft seine bisher prekäre finanzielle Lage etwas gebessert worden, so daß er aus Weißenburg an Bachelin schreiben konnte:

„Jetzt bringe ich es endlich dazu, für mich selbst schaffen zu dürfen; auch sehne ich mich recht sehr nach meinen lieben Tieren. Aufs Malen zu meiner eigenen Befriedigung verstehe ich mich nun wohl gut genug, und es fehlt mir weiter nichts, als eine solidere Gesundheit."

Indessen gelangte Simon nie mehr dazu, mit Leichtigkeit größere Arbeiten durchzuführen. Seine gebesserten Vermögensverhältnisse gestatteten ihm, den Winter 1858/59 in Rom zuzubringen, wo er mit dem Basler Stückelberg bei der liebenswürdigen Römerin Teresina Reinhard, Tochter des Künstlers Joh. Christian Reinhard, Quartier nahm.[1])

[1]) Als Stückelberg 1862 wiederum bei Signorina Teresina eingezogen war, schrieb er seinem Freund und Vetter J. J. Im-Hof: „Ich wohne wieder im alten Quartier, wo ich mit Freund Simon zusammengewohnt und zusammengehalten habe in Freud

In Rom sammelte Simon Studien für sein letztes größeres Gemälde „Osteria"; seine Skizzenbücher enthalten Schätze von meisterhaft ausgeführten Zeichnungen. Am 30. März 1859 schrieb er von Rom aus an Bachelin:

„Dieser Winter hat mir großen Gewinn eingebracht, nämlich künstlerische Belebung, besonders hinsichtlich der Komposition und erfreuliche Bereicherung an Skizzen, die — solchen Weihrauch mag ich mir wohl streuen — meiner Treu sich dürfen sehen lassen. Fortan werde ich mich ganz gemütlich für meinen bescheidenen Hausbrauch der Meisterschaft befleißen und mich keinen Pfifferling um die Kritik bekümmern. — Ich gedenke mit Juni mein Hauptquartier in Kerzerz aufzuschlagen und als durchaus zufriedener, verträglicher und philanthropischer Geselle bei meinen lieben Kindern und Hühnern die Kleinmalerei zu betreiben. Vivat Kerzers!"

Nach der Schweiz zurückgekehrt machte Simon sich nun an die Ausführung der Osteria. Dieselbe schritt aber infolge des sich stets verschlimmernden Krankheitszustandes Simon's nur langsam vorwärts, und erst mit Ende des Jahres 1860 war das Bild vollendet. Dasselbe versetzt uns um die Mittagszeit vor ein bescheidenes italienisches Wirtshaus (Osteria). Eine Freitreppe führt hinauf zur Eingangstüre. Im Hof findet sich eine Gruppe von italienischen Bauern mit ihren Frauen und Kindern; die schwerbepackten Lastesel nehmen hungrig das ihnen hingeworfene Futter und lassen sich durch die herumspazierenden Hühner nicht stören. Der Wirt scheint sich wenig um seine Gäste zu kümmern; er lehnt sich bequem über die Brüstung der Treppe und betrachtet mit Ruhe, was vor seiner Osteria vorgeht. Das Bild kam im Jahre 1861 an die Ausstellung nach Genf und errang dort zur großen Freude Simons die goldene Medaille. Das Erziehungsdepartement des Kantons Genf kaufte dasselbe sofort für die schöne Summe von 1000 Franken. Was an der Osteria besonders Anerkennung fand,

und Leid. Leute und Möbel sind dieselben geblieben, aber der, welchem vor drei Jahren der erste Morgengruß galt, der ist geschieden von der ewigen Stadt in eine noch ewigere; ob er dort wacht oder schläft, ich weiß es nicht." (Albert Geßler: Ernst Stückelberg, S. 51.) Ueber das Freundschaftsverhältnis Stückelbergs zu Simon finden wir in der genannten Biographie S. 41 die Notiz: Mit dem Berner Tiermaler Fritz Simon hatte Stückelberg den vertrautesten Umgang, und noch in seinem Alter sprach er von dem Frühverstorbenen, dessen Büste heute noch im Salon des „Erismannshof" steht, als von einem seiner Liebsten und von einem ganz hervorragenden Talente. Eine der außergewöhnlich guten Tierstudien Simons hatte Stückelberg immer im Schlafzimmer hängen und ein Skizzenbuch des Freundes bewahrte er als köstlicher Besitz bei seinen teuersten Erinnerungen, den Blättern aus den Sabinerbergen.

war die hübsche Gruppierung der einzelnen Figuren und die tadellose Zeichnung.

Im Sommer 1859 kehrte Simon nach Kerzers zurück. Im Herbst desselben Jahres treffen wir ihn in Bex, wo eine Traubenkur ihm wieder etwas Kräfte gab. Im Sommer 1860 begab er sich nach Bern in den Kreis seiner Familie, vollendete dort die Osteria und bezog hierauf sein altes Winterquartier in Hyères. Von dort aus schrieb er am 3. Januar 1861 an Bachelin:

„Ich wage mich nur noch an ein ganz kleines Stück. Geht es mir wieder ein wenig besser, dann werde ich mich beglückt fühlen, meine lieben Freunde und Genossen wieder zu sehen. Gegenwärtig aber, wo jedes gesprochene Wort mir die schmerzhaftesten Krämpfe zuzieht und die leiseste Spur von Tabakrauch mich zum Blutspeien bringt, darf man es mir nicht verargen, wenn ich sogar meine vertrautesten Freunde fliehe, weil gerade sie wider ihren eignen Willen die gefährlichsten Feinde werden können."

Wir finden in seinen Skizzensammlungen zwei letzte Entwürfe zu größern Bildern: „Jäger beim Mittagsmahle ausruhend" und die „Spinnende Großmutter". Der letztere Entwurf stellt eine alte Frau am Spinnrad dar, umgeben von vier spielenden Kindern. Zur Ausführung des Bildes kam Simon nicht mehr. Der letzte Brief an Bachelin stammt aus Thierachern bei Thun, wo Simon im August 1861 sich aufhielt.

„Ich bin, so schrieb er, in einem schrecklichen Zustand in Bern angelangt, unfähig zum Stehen und zum Sitzen, bis zum Skelett abgemagert und fast atemlos. Zudem habe ich seit drei Monaten das Gehör verloren und kein Mittel vermag es mir wieder zu geben. Ich bin hier (in Thierachern) bestens aufgehoben. Meine ganze Tätigkeit besteht in Nichtstun, Essen, Trinken und stundenlangem Schlafen und Träumen in einem Tanngehölz. Das Haus ist ordentlich besetzt mit gebildeten und wohlwollenden Leuten, von deren Unterhaltung ich aber natürlicherweise kein Sterbenswörtchen zu genießen bekomme. Außer andern angenehmen Gästen befinden sich hier zwei in Paris wohnende Schweizerfamilien, denen schon Bilder von mir zu Gesicht gekommen sind und die nun etliche meiner Zeichnungen zu kaufen wünschen. Ich ersuche dich daher, mir diejenigen, welche du noch zur Hand hast, zusenden zu wollen. Das Vergnügen, etwas an den Mann zu bringen, wird mir ja so selten zu Teil, daß ich die jetzt dargebotene Gelegenheit denn doch nicht unbenützt verpassen darf."

Der Brief schloß mit einem herzlichen Lebewohl an alle seine Freunde:

„Grüße mir von Herzen alle Freunde, gleichfalls deine Eltern, Brüder und Schwestern, grüße aber auch die Zihl, den Bully, Jolimont, Kerzers und nun Adieu!“

Im Herbst 1861 zog es ihn trotz der inständigsten Bitten seiner bekümmerten Verwandten wieder nach Hyères. Im Vorbeigehen besuchte er noch die Klinik eines Dr. Seiler in Genf, der durch eine elektrische Kur ihm Heilung zu bringen hoffte. Allein alles war umsonst.

Am 16. Januar 1862 ereilte ihn der Tod im Hause seiner Tante Legrand in Hyères, wohin auch seine Schwester, Frau König-Simon, geeilt war. Auf seinen Wunsch wurde er in Bern im Monbijoufriedhof beerdigt. Als im Jahre 1898 das Monbijouareal eine andere Verwendung finden sollte, wurden seine Ueberreste im Beisein seiner Familie nach dem Bremgartenfriedhof übergeführt.

Simon hatte als Künstler ein ganz eminentes Talent. Im Nu waren seine Zeichnungen entworfen. Wer seine umfangreiche Studiensammlung und seine Skizzenbüchern durchstöbert, wird die Ansicht Professor C. Brun's völlig teilen. [1]) Simon repräsentierte eine Gattung der Kunst, verschieden von derjenigen, welche in Bern die Geister anzog; daher fanden seine Bilder damals hier wenig Anerkennung. Er richtete sich in der Wahl seiner Kompositionen nicht nach der Mode der Zeit, sondern malte, was sein Herz erwärmte. Er hatte Freude am kleinen Alltäglichen: an Pferden, Schafen, Schweinen, Hühnern, kurz, was ihm auf der französischen Landstraße, in Erlach und Kerzers, in den Sabinerbergen begegnete, wurde in sichern kräftigen Strichen festgehalten. Zu den Pferden speziell hatte er eine leidenschaftliche Liebe. Seine Jugendideale waren: als Kutscher einen Postwagen zu fahren oder als Adjutant längs der Front von Bataillonen und Batterien durchzusprengen. Nicht so leicht, wie das Zeichnen ging ihm das Malen von statten. Er arbeitete nur zu ängstlich, zu gründlich im Interesse vollständiger Wahrheit. Unter dieser Gewissenhaftigkeit des steten Wiederübermalens verloren oft seine Bilder an Eleganz und Durchsichtigkeit. Auch in der Anwendung der Farben war er nicht immer glücklich, was sich nachträglich am Dunkelwerden und am Springen der Gemälde zeigte.

Wäre Simon gesund und stark gewesen, so hätte er es bei seiner

[1]) Die bildende Kunst in der deutschen Schweiz in Paul Seippels „Die Schweiz im IX. Jahrhundert“: An der Spitze der Genremaler steht der leider zu früh gestorbene Berner Friedrich Simon, in dem der Keim eines Meissonier lag.

Gründlichkeit und seinem rastlosen Fleiß zu einer hohen Stufe künstlerischer Vollendung bringen müssen.

Als Mensch war Simon ein liebenswürdiger Charakter, empfänglich für alles Bedeutsame; er schrieb leicht und gut. Sein unverwüstlicher Humor, der ihn auch während seiner langen Krankheit nie ganz verließ, gewann ihm viele Freunde. Doch hatte er oft Zeiten tiefer Entmutigung. Die scharfe, zuweilen ungerechte Kritik und die geringe Anerkennung seiner Gemälde boten ihm Grund hiezu. Gutmütig und ohne Neid und Egoismus freute er sich an den Erfolgen seiner Kollegen ebenso sehr wie an den eignen. Wie sehr er überall beliebt war, zeigt die von seiner Schwester uns mitgeteilte Tatsache, daß ein einfacher Fischer aus Kerzers nach Simons Tode zu der Familie des Verstorbenen nach Bern kam und eine Bestätigung der Nachricht aus deren Munde hören wollte. Als diese erfolgte, brach jener in Tränen aus und konnte sich nicht darüber trösten.

Wir geben unsern Lesern die Reproduktion des im Museum Rath in Genf befindlichen „Wildbieb", worüber Barthelmy Bodmer, der Kunstkritiker und Professor der Genfer Kunstakademie († 1904) folgendes schreibt:



Der Wilddieb, gemalt von Friedrich Simon
(Museum Rath in Genf)

« Le braconnier est un excellent morceau de peinture exécuté d'après nature; le sujet est d'un naturel qui vous prend; il faut admirer l'esprit et la sûreté de la touche, la beauté de la pâte, la variété et

la justesse des tons, la science des contrastes, l'harmonie de l'ensemble, la figure de la petite fille noyée dans l'ombre est d'un clair obscur savant; l'expression d'attention du braconnier et du jeune garçon supérieurement exprimée, le ton ambré et chaud de la lumière réjouit l'œil et l'on éprouve un véritable plaisir à considérer cette œuvre. Castagnary, le critique d'art, disait qu'elle était, par certains côtés, supérieure à Décamps; les comparaisons ne peuvent lui être redoutables et nous la placerions sans peur aux côtés des productions des maîtres de l'école hollandaise».

Datum der Vollendung	Gemälde von Fritz Simon	Gegenwärtige Besitzer
1852	1. Der Wilddieb	Museum Rath in Genf.
1852	2. Der Hufschmied	" " " "
1852	3. Der Postwagen bei Laternenschein	" " " "
	4. Landschaft	" " " "
	5. Studie eines unvollendeten Bildes	" " " "
1852	6. Das Pflugsgespann	Notar Ad. Simon-Bourgeois, Bern.
1852	7. Der Schlosser	Ed. des Gouttes, Genf.
1852	8. Inneres einer Schmiede	Frau Golay-Jacot, Neuenbg.
1853	9. Pferdewechsel auf der Poststation	Frau Ormond, Vivis.
1853	10. Am Brunnen in Meiringen	Frau Dr. W. Lindt-Simon.
1853	11. Spielende Kinder	Prof. J. Favre, Neuenburg. †
1853	12. Die Mühle	Frl. Elisabeth Simon, Bern.
1853	13. Der Obstgarten	K. Wäber-Schmid, Bern.
1854	14. Portrait eines römischen Banditen	Frau Jacot-Guillarmod, St. Blaise.
1854	15. Ortolana	
1854	16. Inneres einer Bauernküche	W. v. Wattenwyl, Bern.
1854	17. Der Hühnerhof	Rob. Stierlin, Luzern.
1855	18. Der Schiffszug an der Zihl	Kunstmuseum, Bern.
1855	19. Inneres einer Bäckerei	Notar Ad. Simon-Bourgeois, Bern.
1855	20. Das Zusammentreffen (la rencontre)	Frl. Jenny König, Bern.
1855	21. Die Hütte in Vinelz	" " "
1856	22. Das Kreuz oder Armut und Reichtum	Kunstmuseum Bern.
1857	23. Das schlafende Kind	Notar Ad. Simon-Bourgeois, Bern
1858	24. Ersatzpferde in der Provence	Museum von Neuenburg.
1859	25. Landschaft in Kerzers	Frau Bartelmy-Bodmer, Genf.
1860	26. Osteria	Erziehungsdepartement des Kantons Genf.

Quellen im Eingang angegeben.

Bern, im Herbst 1904.

Adolf Simon, Fürsprech.

Karl Grütter.
1832–1899.

Am 12. Juli 1801 wurde in dem oberaargauischen Kirchdorfe Seeberg dem „Zusijakob", d. h. dem ehrsamen Dorfkrämer und Dorfschneider Jakob Grütter ein ältester Sohn Jakob aus der Taufe gehoben. Derselbe ergriff den Beruf seines Vaters, machte als Schneidergeselle Wanderungen, die ihn bis nach London führten, und ließ sich schließlich als Schneidermeister in der Stadt Bern nieder. Sein praktisches Geschick, verbunden mit hellem Verstand und jovialer Gemütlichkeit, machte ihn bald zu einem der beliebtesten Handwerksmeister der Stadt und erwarb ihm eine ausgedehnte Kundschaft. Er verheiratete sich mit einer jungen, anmutigen Witwe, Anna Althaus geb. Staub von Rüderswyl, die ein sinniges Gemüt mit fleißiger Betriebsamkeit in sich vereinigte und neben den Hausgeschäften auch noch einen bescheidenen, aber gangbaren Spezereiladen an der Marktgasse besorgte.

Diesem Ehepaar wurde am 19. Mai 1832 ein erster Sohn, Karl, geboren, der spätere Pfarrer und Seminardirektor von Hindelbank. Seine Jugend und Studienzeit verbrachte der Knabe und Jüngling ausschließlich in Bern. Er durchlief als intelligenter, geweckter Schüler die sog. „grüne Schule" und widmete sich dann, gegen den Willen seines Vaters, der seinen Sohn lieber als Juristen gesehen hätte, aber im Einverständnis mit der Mutter, dem Studium der Theologie, neben welcher ihn besonders auch die Geschichte mächtig anzog. Im Jahre 1855 bestand er die Staatsprüfung mit dem besten Erfolg, vikarisierte hierauf in Rüegsau, Wynigen und Radelfingen, machte als Feldprediger den Neuenburger Feldzug mit und ging 1857 als deutscher Pfarrer nach Courtelary. Hier gründete er seinen Hausstand durch Vermählung mit Luise Ris von Burgdorf, welche sich in der „Fröhlichschule" in Bern auf den Lehrerinnenberuf vorbereitet hatte. Sieben Söhne und eine Tochter entsprossen mit der Zeit dieser Ehe, von denen der Vater zu seinem großen Schmerze den 2. Sohn im blühenden Alter von 20 Jahren als jungen Kaufmann in Sierra Leone durch das Fieber verlieren mußte.

Schon in Courtelary, wo Grütter 6 Jahre lang seines beschwerlichen, das ganze große St. Immerthal umfassenden Amtes waltete, wandte er seine besondere Aufmerksamkeit dem Schulwesen zu, indem er für geordnete Schulung und Unterweisung der zerstreut auf den

Jurabergen wohnenden Kinder vieler deutschsprechenden Bernerfamilien sorgte. Im Jahre 1863 siedelte er nach Maikirch über, von wo aus er als Mitglied der Patentprüfungskommission in regen Verkehr mit dem benachbarten Lehrerseminar in Münchenbuchsee trat, mit dessen Direktor H. Rud. Rüegg und dem Religionslehrer und Pfarrer Eduard Langhans er bald eng befreundet wurde. Sodann folgte er 1866 einem Rufe an die Kantonsschule in Bern als Lehrer für Religion, Deutsch und Geschichte, mit welcher Stelle zugleich das Amt eines Subrektors oder Schulverwalters verbunden war.

Das Jahr 1868 brachte Grütter diejenige Stellung, welche, ohne daß er sie gesucht oder sich darum beworben hätte, seinen Neigungen und Fähigkeiten so entsprach, daß er ihr bis an sein Lebensende treu verblieb, obschon ihm mehr als einmal andere, äußerlich betrachtet, höhere Stellungen winkten.

Das kantonale Lehrerinnenseminar in Hindelbank war mit der Demission seines bisherigen Leiters, Pfarrer und Direktor Heinrich Boll, im Jahre 1866 eingegangen. Als Boll 1868 auch von seiner Stelle als Pfarrer zurücktrat, beschäftigten sich die zuständigen Behörden mit der Frage, ob die staatliche Lehrerinnenbildungsanstalt wieder eröffnet und in ähnlicher Weise wie früher, d. h. in Verbindung mit dem Pfarramt, weitergeführt werden solle. Die Entscheidung fiel in diesem Sinne aus und Grütter wurde für den Doppelposten ausersehen und gewählt. Er war dafür, wie Schuldirektor Balsiger in seinem Nekrolog „Erinnerung an Seminardirektor und Pfarrer Grütter" sagt, wie geschaffen. „Die Natur hatte ihn ausgestattet mit einer rüstigen, kernfesten Gesundheit, mit jenen vielseitigen Gaben des Geistes, die im Verein mit einer gründlichen Bildung den praktischen Blick ins Leben bedingen und mit jenen Gaben des Gemütes, die ihn zum leutseligen Seelsorger seiner Gemeinde und zum verehrten und lieben Hausvater seiner eigenen zahlreichen und der größern ihm anvertrauten Familie machten. Wohl gab es der Pflichten und Aufgaben viele zu erfüllen; er erfüllte sie mit jener unwandelbaren Freudigkeit und Treue, die nur dem ganzen Idealisten eigen sind. In allem aber waltete ein kluger praktischer Verstand, der stets das Mögliche sicher erkannte und auch verwirklichte."

Es liegt nicht im Rahmen dieses kurzen biographischen Abrisses, die Geschichte der Entwicklung des Lehrerinnenseminars in Hindelbank, wie sie sich unter Grütters Leitung gestaltete, darzustellen. Wir verweisen hiefür auf die von ihm selbst verfaßte Schrift „Geschichte des Lehrerinnenseminars Hindelbank." Wie der neue Direktor seine Auf-

gabe auffaßte, erhellt am besten aus seiner Rede bei der feierlichen Eröffnung des Seminars am 22. Oktober 1868. „Zu der Berufstüchtigkeit einer Lehrerin gehören eine allgemeine Bildung, welche die wichtigeren Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens zu verstehen und beurteilen vermag, und die besondere Berufsbildung, die Einsicht in das Ziel des Lehrerberufes und der Erziehung überhaupt und die Kenntnis der zur Erreichung dieses Zweckes führenden Mittel und Wege. Das Seminar hat seinen Zöglingen beides, die allgemeine und die Berufsbildung, zu vermitteln, nicht die vollständige zu geben, was nicht das Resultat eines kurzen Seminarkurses, sondern eines ganzen langen Lebens ist, sondern die Schülerinnen zu befähigen, das Fehlende selbst zu ersetzen, die Mittel zu ihrer Fortbildung auszuwählen und mit Erfolg zu benutzen. Mit dem Wissen, so notwendig es ist, ist es überhaupt nicht getan. Wie nicht die kenntnisreichste, sondern die treueste Mutter die beste Mutter ist, so ist auch nur die treue, von heiligem Eifer für ihre hohe Aufgabe und von inniger, hingebender Liebe zu der ihr anvertrauten Kinderschar erfüllte Lehrerin eine gute Lehrerin. Und Aufgabe des Seminars ist es, in seinen Zöglingen diesen Eifer anzufachen, in ihnen das Bewußtsein zu wecken, daß der Lehrerberuf nicht um äußerer Vorteile willen ein schöner, sondern daß es ein Beruf der Selbstüberwindung und Hingebung ist und daß gerade hierin sein höchster Segen beruht." In diesem Sinne hat Grütter das Seminar geleitet bis zu seinem Ende. Maßvolles, aber gründliches Wissen, praktische Befähigung und Sicherheit in der Schulführung, vor allen Dingen aber Weckung des Pflichtbewußtseins und der Berufstreue, das waren die Ziele seiner Seminarerziehung. In seiner Direktionstätigkeit wurde er trefflich unterstützt von seiner gemütvollen, feinsinnigen Gattin, die als Hausmutter und Hüterin guter Zucht und Sitte mit ihm in innigster Harmonie zusammen wirkte. Ihr im Jahr 1875 erfolgter früher Tod traf ihn so schwer, daß er sich eine Zeit lang mit Rücktrittsgedanken trug. Zum Glück für ihn, seine Familie und das Seminar fand er in der seit der Eröffnung des Seminars mit ihm an der Anstalt wirkenden Hilfslehrerin Marie Isler eine Lebensgefährtin, die seinen Kindern zur zweiten Mutter wurde und die matronalen Obliegenheiten einer Seminardirektorin mit seltenem Geschick und treuester Hingebung erfüllte. Sie schenkte ihm ebenfalls mehrere Kinder, von denen 2 Töchter und 1 Sohn mit den 7 Kindern aus erster Ehe den Vater überlebt haben.

Das Seminar, an welchem neben dem Direktorenpaar als Hauptlehrer bis zum Jahre 1891 Bend. Schwab, von da an als dessen

Nachfolger Rud. Moser wirkte, nahm unter Grütters Leitung die gedeihlichste Entwicklung und erfreute sich bald im ganzen Kanton Bern und darüber hinaus eines ausgezeichneten Rufes. Man schätzte dessen Schülerinnen als nicht nur für die Schule, sondern für das Leben trefflich gebildete Lehrerinnen. Es wurde im Seminar großes Gewicht darauf gelegt, die Seminaristinnen nicht bloß für den Lehrberuf gründlich vorzubereiten, sondern sie auch in den hauswirtschaftlichen Arbeiten zu üben. Haus, Küche und Garten boten dazu mannigfache Gelegenheit. Grütter selbst erklärt, daß nach seiner Erfahrung diejenigen Seminaristinnen, welche die Hausgeschäfte mit der meisten Bereitwilligkeit, Lust und Anstelligkeit verrichteten, auch die besten Lehrerinnen würden. Daneben war es ihm Herzenssache, auch für angenehme geistige Erholung der Schülerinnen zu sorgen, wie denn das Seminar manche frohe Feststunde in seinen Räumen gesehen hat. „Ernste Arbeit des Geistes, gepaart mit praktischer hauswirtschaftlicher Beschäftigung und beides erheitert und belebt von Erholungsanläßen, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbanden", mit diesen Worten wird in Balsigers „Erinnerung" das Leben im Seminar Hindelbank unter Grütters Leitung in der Tat aufs zutreffendste gekennzeichnet.

Grütter war aber nicht nur ein guter Leiter und vorzüglicher Organisator, er erwies sich auch im Unterricht als ein Meister. Er lehrte Religion, Pädagogik, Deutsch und Geschichte. Sein Vortrag war klar und anschaulich, seine katechetische Kunst mustergültig, seine Lehrmethode immer auf gründliche, wissenschaftliche Erfassung und Beherrschung des Stoffes gerichtet. Im persönlichen Verkehr mit den Schülerinnen war er der wohlwollende Vater und Freund. Gleich weit entfernt von süßlicher Weichheit und pedantischer Strenge fand er in Unterricht und Umgang immer den richtigen Ton. „Sein witziger Humor war gepaart mit würdigem Ernst, sein herzliches Lachen vertrug sich gut mit der Gemessenheit seiner Manneswürde."

Der Einfluß Grütters auf das Schulwesen des Kantons Bern reichte jedoch weit über das Seminar hinaus. Als langjähriges Mitglied der Schulsynode und ihres Vorstandes, wie als Mitglied einer Reihe von Kommissionen arbeitete er unermüdlich an der Hebung der bernischen Schule. Sein Rat wurde gerne gehört und befolgt, weil er eine genaue Kenntnis der Schule und des Volkes mit idealem Sinn und klugem praktischem Verstande verband. Was er befürwortete, war immer wohlüberlegt, dem Fortschritte zugetan und durchführbar. Die Männer, welche zu seiner Zeit an der Spitze des bernischen Erziehungswesens stunden: Kummer, Ritschard, Bitzius, Gobat schenkten

ihm ihr volles Vertrauen, wie denn der letztere in seiner Gedächtnisrede bei der Beerdigung Grütters ausdrücklich hervorhob, daß er den Behörden stets ein zuverlässiger Ratgeber gewesen sei. Jahre lang war er Mitglied der Lehrmittelkommission für die Primarschulen und bis an sein Ende stand er an der Spitze der bernischen Jugendschriftenkommission, deren von ihm angelegter Katalog treffliche Dienste geleistet hat. Ein ganz besonderes Interesse wandte er fortwährend der Hebung und Förderung des weiblichen Handarbeitsunterrichtes zu. Das Arbeitsschulgesetz von 1878, das eine Reihe von Verbesserungen schuf, ist wesentlich sein und seiner zweiten Gattin Werk. Während zwei Dezennien war er auch Präsident der kantonalen Aufsichts- und Prüfungskommission für Arbeitslehrerinnen und hat als solcher eine Reihe von Handarbeitskursen in Hindelbank und im ganzen Kantou herum geleitet. „Er war so recht eigentlich der Patron des weiblichen Arbeitsunterrichtes!“

Auch seine nicht zahlreichen, aber gediegenen literarischen Arbeiten galten fast alle der Schule und ihren Gebieten (Biographie von „Heinrich Boll“ in Hunzikers „Geschichte des schweizerischen Schulwesens“. — „Geschichte des Lehrerinnenseminars Hindelbank“. — Referat über „Die Speisung armer Schulkinder“. — Beiträge für die Lesebücher der bernischen Primarschule u. a.)

Grütter war aber nicht nur Schulmann, er diente auch der Kirche seines Volkes mit voller Kraft und Hingabe. Er lebte in und mit seiner Gemeinde als hervorragender Kanzelredner, ausgezeichneter Jugendlehrer, treuer Seelsorger. Dem Schul- und Armenwesen seiner Gemeinde widmete er seine ganze Aufmerksamkeit und erzielte manchen schönen Fortschritt auf diesen wichtigen Gebieten des Gemeindelebens. Durch gesellige Veranstaltungen, durch häufige wissenschaftliche Vorträge weckte er das geistige Interesse seiner Mitbürger; es herrschte zwischen der Gemeinde und dem Pfarramt, samt der vom Pfarrer geleiteten Anstalt das herzlichste Einvernehmen. Im Pastoralverein von Burgdorf, dessen Sitzungen er nicht leicht versäumte, wirkte er aufs anregendste teils durch verschiedene wissenschaftliche Arbeiten auf theologischem oder pädagogischem Gebiete, teils durch seine klaren, prägnanten Voten in der Diskussion, teils durch seine geschickte Präsidialführung, welche er in den letzten sieben Jahren seines Lebens inne hatte. Auch in der bernischen Landeskirche als solcher spielte er keine unbedeutende Rolle. Er stand zur Zeit der Kämpfe um das Kirchengesetz unter den Vorkämpfen für eine zeitgemäße Neugestaltung der Kirche. Mit seinem Freunde Pfarrer J. Ammann in Lotzwil war er

in diesen Angelegenheiten ein Herz und eine Seele, beide stritten für eine demokratische Ausbildung der Landeskirche. Während zwei Perioden, 1882—1886 und 1890—1894 präsidierte Grütter die Kirchensynode als tüchtiger, geschäftskundiger Steuermann. Bei den Freunden seiner Richtung, welche in der theologisch kirchlichen Gesellschaft ihren Sammelpunkt hatten und die kirchliche Mitte repräsentierten, war er ein Mann des Vertrauens, der viel galt; aber auch bei den andern Parteien stand er in hohem Ansehen. „Oft fand er im Kampfe der Parteien das erlösende Wort. Seinen Einfluß verdankte er nicht nur seiner mächtigen Gestalt und Stimme, mit denen er das wogende Heer aufgeregter Geister beherrschte, auch nicht den vielen Freundschaften und der persönlichen Liebenswürdigkeit, sondern mehr noch der Geistesgegenwart, der Besonnenheit, der klaren Erfassung einer verworrenen Frage, der Schlagkraft des Ausdrucks, am meisten dem Vertrauen zu seiner lautern Gesinnung, bei der man nie zweifelte, daß sie das Beste wolle und das Gedeihen der ganzen Kirche und die Förderung des Reiches Gottes im Auge habe" (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1899 Nr. 6). „Seine Theologie war das praktische werktätige Christentum und eine besonnene Aufklärung, die Schritt zu halten wußte mit dem langsamen Tempo der innern Durchbildung der großen Masse" (Balsiger: „Erinnerung").

Wie Schul- und Kirchenmann, so war Grütter auch im besten Sinne des Wortes Volksmann. Die gemeinnützige Arbeit im Dienste des Volkslebens erschien seiner praktischen Natur als eine der wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten und mit Wort und Tat beteiligte er sich an derselben. Er wirkte bahnbrechend bei den Bestrebungen zur leiblichen Fürsorge für die schlecht genährte und schlecht gekleidete Jugend und trat mit Erziehungsdirektor Gobat energisch für die nun so wohltätig wirkende Speisung armer Schulkinder auf den Plan. Viele Jahre lang war er Mitglied der Mädchenerziehungsanstalt Viktoria bei Bern, wo er sich als ständiger Leiter der Jahresprüfungen und als praktischer Berater in den mannigfachen Anstaltsangelegenheiten ein bleibendes Andenken schuf. Mit Großrat Ferd. Affolter von Koppigen und andern gemeinnützigen Männern half er 1886 die Haushaltungsschule in Worb gründen, die sich die hauswirtschaftliche Heranbildung junger Mädchen zum Ziele setzt und deren rasches Aufblühen ihm zu besonderer Freude gereichte. Auch manches andere gemeinnützige Werk, welches für die materielle oder geistige Wohlfahrt des Bernervolkes eintrat, erfreute sich seiner tatkräftigen Mitwirkung.

In der Samstagsnacht vom 14./15. Januar 1899 wurde Grütter, nachdem er noch bis gegen Mitternacht gearbeitet hatte, im Bette von einem Schlaganfall getroffen, dem er acht Tage später erlag.



Begleitet von einer großen Trauerversammlung, wurde er am 21. Januar in Hindelbank zu Grabe getragen. Sein schlichtes Grabdenkmal trägt die Inschrift: „Dem liebevollen Gatten und Vater, dem treuen Hirten seiner Gemeinde, dem trefflichen Lehrer und Schulmann, dem warmen Freund und Förderer bernischer Volkswohlfahrt.“ Ed. Balsiger schließt seine „Erinnerung“ mit den Worten: „Als Mensch und Charakter war Grütter ein Mann von zuverlässigem, geradem Wesen, ein treuer Freund dem Freunde, furchtlos und friedlich, sicher seines Urteils und seiner Stellung im Widerstreit der Meinungen, darum auch vom Gegner stets geachtet. Er mied den Streit, aber bekämpfte mit blanker Waffe Irrtum und bösen Willen. So hat der verdiente Mann unter uns gelebt und für alles Gute und Menschenwürdige gewirkt, so lange es Tag war. Sein Name ist und bleibt verbunden mit manch einem schönen Werk der Menschenliebe; die bernische Schule wie die Kirche trauert um einen ihrer wägsten und tüchtigsten Freunde. Sein Andenken wird im Segen bleiben.“

Quellen: Ed. Balsiger: „Erinnerung an Seminardirektor Karl Grütter in Hindelbank.“ — J. Ammann: Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1899 Nr. 6. — Leichenreden von J. Ammann, Dr. Gobat, G. Ris, J. Witschi, W. Ziegler. — Eigene Erinnerungen.

K. Grütter, Pfarrer und Rektor in Burgdorf.

Jean Lecomte.

1500—1572.

Jean Lecomte, der im 16. Jahrhundert als Reformator und als Verfechter bernischer Interessen in der romanischen Schweiz eine erfolgreiche Tätigkeit entwickelte, war von Geburt Franzose. Geboren in Etaples, einer kleinen Hafenstadt der Picardie im Jahre 1500, und zum geistlichen Stande bestimmt, begann er seine Studien unter Matiorin Cordier am Collège de la Marche, setzte sie an der Pariser Fakultät fort und folgte seinem berühmten Landsmann, dem Humanisten Faber Stapulensis, nach Meaux, an den Hof des Bischofs Briconnet. Dieser Kirchenfürst versuchte, allerdings innerhalb des Rahmens der Kirche, eine Reformation in seiner Diözese anzubahnen. Als dieser Versuch mißlungen war, fand Lecomte eine einflußreiche Beschützerin von Margareta von Navarra, in deren Umgebung er sich längere Zeit aufhielt, bis ihn 1532 der Ruf ereilte, den in bernischen und neuenburgischen Landen wirkenden französischen Predigern Marcourt und Farel als Gehilfe an die Seite zu stehen. Im März 1532 übernahm er die Stellvertretung Farels in Murten, um dann im Auftrage des bernischen Rates als Prediger in Grandson eingesetzt zu werden. Sein Neffe, Nikolas Lecomte, der ihm in die Schweiz nachfolgen wollte, erreichte sein Ziel nicht. Bei Lyon verhaftet und nach der Festung Pierre le Seize gebracht, erlitt er daselbst den Feuertod.

Die Wirksamkeit Lecomtes in der von Bern und Freiburg gemeinsam regierten Vogtei war keine leichte. Abgesehen davon, daß die Mehrzahl der Bürger, unterstützt durch die Ordensgeistlichkeit zweier Klöster, sich zum alten Glauben bekannte, hatte kurz vorher Farels ungestümes Auftreten die Sache der Reformation aufs schwerste kompromittiert. Lecomte ging mit mehr Mäßigung vor. Rüstiger Prediger, eifriger Seelsorger, Verfasser eines Katechismus und einer Liturgie, arbeitete er rastlos an der ihm anvertrauten Minoritätsgemeinde, die er aus schwachen, wenig verheißenden Anfängen durch Klugheit und Festigkeit auf erfolgreiche Weise leitete. Immerhin wird man gut tun, von seiner Milde und Gelassenheit nicht zu viel Aufhebens zu machen. Obwohl Bern sein Uebergewicht über Freiburg aufs stärkste geltend machte, wenn es sich darum handelte, die Messe zu unterdrücken, tat

es ihm hierin nie genug. Er selber hat zum Bildersturm das Zeichen gegeben, als er am 31. Dezember 1536 in der Barfüßerkirche eine Altartafel zertrümmerte, welches Beispiel seine Gemeindegenossen nur zu trefflich befolgten. Diesem Bildersturm ist ein edles Meisterwerk zum Opfer gefallen. Es ist der von Niklaus Manuel und dem freiburgischen Bildhauer Hans Geiler 1517 vollendete Altar über der Grabesstätte der 1775 hingemordeten Besatzung von Grandson.

Seine Arbeit erstreckte sich weiter, als die Grenzen der Vogtei reichten. Namentlich nach der Eroberung der Waadt erweiterte sich seine Tätigkeit. Er führte in verschiedenen neuerworbenen Landschaften, wie in Yverdon und Umgebung, die Einführung der Reformation durch und beteiligte sich an mehreren Disputationen. Als Dekan der die Vogteien Grandson und Orbe umfassenden Klasse Orbe übte er das Kirchenregiment über diesen Kreis aus und war auch als theologischer und erbaulicher Schriftsteller tätig.

Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß ihm in seiner Wirksamkeit der Arm der Obrigkeit oft genug die letzte uud einzige Stütze war. Trotz seiner unermüdlichen Agitation wäre ihm die Reformation seiner Vogtei nicht gelungen, wenn nicht Bern von Freiburg die Bestimmung erzwungen und aufrecht gehalten haben würde, wonach die Predigt des Evangeliums in den gemeinschaftlichen Vogteien gestattet sein sollte, während die Messe in den Gemeinden, wo die Mehrheit sich für die Einführung der Reformation ausgesprochen hatte, auf alle Zeiten hinaus abgeschafft wurde. Fiel nun eine Abstimmung zu Gunsten der Messe aus, so wurde sie immer wieder aufs neue vorgenommen, bis sich endlich ein Mehr für die Reformation ergab, worauf dann sofort die Priester entfernt, die Kirchen von katholischen Kirchenzierden gesäubert, ihre Güter teils vom Staate eingezogen, teils zum Lebensunterhalt des reformierten Predigers bestimmt wurden. Auf diese Weise gelang es allmählich ein Dorf um das andere für die Reformation zu gewinnen, bis schließlich am 16. November 1554 auch in Grandson mit 54 gegen 44 Stimmen die Messe abgeschafft wurde. Doch tönten noch immer vom nahen Bonvillars die Meßglocken herüber, bis auch sie 1554 verstummten. In der Vogtei Echallens aber, wo Lecomtes persönlicher Einfluß sich weniger geltend machen konnte, blieb die Messe in einigen Ortschaften bestehen, obwohl auch hier die nämlichen für die Katholiken ungünstigen Verträge galten, wie in Grandson.

Nach der Einführung der Reformation in Grandson war die Anwesenheit Lecomtes anderswo nötiger. Er wurde nach Romainmôtier versetzt,

um dem daselbst immer noch unter der Bevölkerung stark verbreiteten katholischen Glauben entgegenzuarbeiten und blieb daselbst 13 Jahre, eine Unterbrechung von einem Jahre — Ende 1553 bis Ende 1554 — abgerechnet, während welchem er den Lehrstuhl für hebräische Sprache an der Akademie von Lausanne inne hatte. Indessen sehnte sich seine alte Gemeinde Grandson nach ihrem ersten Prediger und Seelsorger zurück, der auch seinerseits seinem früheren Wirkungskreis große Anhänglichkeit bewahrt hatte. Am 25. Juli 1567 wurde der 67jährige Mann wieder auf seinen alten Posten nach Grandson gewählt, das ihn und seine Nachkommen mit dem Bürgerrecht beschenkte. Doch die Gebrechen seines Alters zwangen ihn bald darauf zum Rücktritt. Am 18. Juni 1568 bestieg er zum letzten Male die Kanzel, um Abschied von seiner Gemeinde zu nehmen. Er starb am 25. Juli 1572 und wurde unter großer Teilnahme am folgenden Tage zur letzten Ruhestätte geleitet. Er hinterließ seine Gattin, Madeleine v. Martignier, vier Söhne und eine Tochter in ziemlich bescheidenen Verhältnissen. Elf Kinder waren ihm im Tode vorangegangen. Seine Nachkommen haben der Republik Bern nicht weniger als 20 Theologen geliefert, von denen sich die meisten durch Tüchtigkeit und Eifer für die Kirche auszeichneten und die Traditionen des Ahnherrn hochhielten. Ein Zweig der Familie, der schon im Beginn des 17. Jahrhunderts das Burgerrecht von Bern erwarb, nahm den Namen Graf an, und starb in den achziger Jahren des 19. Jahrhunderts aus. Ein anderer Zweig dagegen, der den Namen Lecomte führt, besteht noch heute in Diesse, wo mehrere Glieder der Familie das Pfarramt bekleideten und wo um die Kirche herum auf ihren Grabdenkmälern ihre Namen und Wappen zu lesen sind mit der Losung «Crux Christianorum comes».

Jean Lecomte gehört unstreitig zu den bedeutenderen Reformatoren der romanischen Schweiz. Allerdings hat seine kirchliche Stellung nicht nur von seiten der Altgläubigen, sondern fast ebenso sehr durch seine früheren Mitarbeiter Viret, Farel und namentlich durch Calvin, eine wenig günstige Beurteilung gefunden, die sich aus seiner eigentümlichen kirchlichen Stellung erklären läßt. Er gehört zu jener älteren Generation französischer Reformatoren, die lange vor dem Auftreten Calvins sich zu einem biblischen, praktischen Christentum bekannten und zu dem später sich ausbildenden calvinischen Dogma sich mehr oder weniger ablehnend verhielten. Dazu kam seine Parteinahme für Peter Caroli, einen scharfen Gegner Calvins, der den Reformator von Genf der nämlichen Irrlehre beschuldigte, um deren willen später Servet den Scheiterhaufen bestieg. Endlich hatte sich Lecomte offen als Anhänger

der bernischen Kirchenpolitik bekannt und versucht, die ihm unterstellten Kirchen dem Einflusse Calvins zu entziehen. Daher fiel er bei den Anhängern des Reformators von Genf in Mißkredit und bei der Nachwelt in eine unverdiente Vergessenheit.

Wir schließen diese das Leben des merkwürdigen Mannes nur in seinen Hauptzügen wiedergebende kurze biographische Skizze mit den Worten eines seiner Nachkommen, der sein Urteil über seinen Ahnherrn auf folgende Weise zusammenfaßt:

«Quoiqu'il ait été un de ceux qui ont le plus travaillé et avec le plus de succès à l'œuvre de la glorieuse Réformation, il est demeuré comme inconnu et sa mémoire comme ensevelie dans la tombe!

Comme l'étoile qui garde l'ours ne laisse pas d'être une des plus brillantes qui soient au pôle septentrional et de servir d'autant mieux à la conduite des mariniers, qu'elle est comme attachée à l'ours et qu'elle ne porte pas comme d'autres, sa lumière en diverses places du monde, en se couchant en un lieu et en se levant dans un autre, de même Jean Le Comte ne laisse pas d'être une des lumières du ciel de l'Eglise et une étoile des plus grandes et des plus lumineuses quoiqu'elle se soit particulièrement attachée au service de L. L. E. E. de Berne. Le bon ordre qu'il a par leur autorité, établi dans les Eglises qu'il a plantées en leur pays, ne laisse pas de servir encore aujourd'hui de guide aux pasteurs qui sont venus après lui conduire la nacelle du Seigneur, quoiqu'il n'ait brillé que dans la sphère de cet ours, je veux dire «cette puissante et illustre république».

Quellen: 1. Familienchronik betitelt: «Genealogia et fata de la famille Le Comte», in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus dem 18. Jahrhundert. — 2. Besson P. Jean Le Comte de la Croix, un réformateur peu connu, Berner Taschenbuch 1877. — 3. Vuilleumier L. «Quelqnes pages inédites d'un réformateur trop peu connu» Revue de Théologie et de Philosophie, Lausanne 1886. — 4. Bähler, Ed. Jean Le Comte de la Croix, ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der Westschweiz, Biel 1895. — 5. Bähler, Ed. Dreihundert Jahre im bernischen Kirchendienst, Kirchliches Jahrbuch der Schweiz 1901.

E. Bähler, Pfr., Thierachern.

Emanuel von Wattenwyl.

1693—1766.

Emanuel von Wattenwyl, geb. im Jahr 1693 zu Bern, trat frühe in den Dienst der Vereinigten Niederlande und verschaffte sich hier durch seine Tüchtigkeit rasch die Achtung seiner Obern und die Liebe seiner Untergebenen. Im Jahre 1734 wurde er Hauptmann im Berner Regiment Stürler, stieg von da an von Stufe zu Stufe, erhielt 1750 das Oberkommando des Regiments und den Titel eines Generalmajors. Er verließ indessen bald darauf den Dienst, indem er nach Bern zurückkehrte, wo er schon seit 1735 Mitglied des Rates der Zweihundert (Gr. Rat) war. Er verwaltete nun das Amt eines Vogtes in der nicht lange vorher gekauften ehemaligen Deutschordenskommende Köniz. Sein Hinscheid erfolgte im Jahre 1766. Er war zweimal verheiratet gewesen und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Ohne hervorragende Kriegstaten gehörte er zu denjenigen Bernern, welche es verstanden haben, durch Ordnungsliebe, Pflichtgefühl und guten soldatischen Geist die lobenswerten Traditionen der Schweizersöldner aufrecht zu erhalten und dem Vaterlande auch in der Fremde Ehre zu machen.

Quellen: Markus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812, S. 564. — May, Histoire militaire des Suisses, etc. Lausanne 1788. Bd. VIII, S. 220.

Dr. E. Blösch † (Allg. d. Biogr.)

Franz Rudolf von Weiß.

1751—1818.

Zum zweiten Mal veranlaßt, einen biographischen Versuch über diesen einst vielbesprochenen Berner zu entwerfen, hat der Unterzeichnete keineswegs die Absicht, früher Gesagtes[1]) zu wiederholen oder zu erweitern und damit ein Stück Zeitgeschichte zu schreiben; im Gegenteil gedenkt er sich der möglichen Kürze zu befleißen, soweit es die Aufgabe gestattet, mancherlei lautgewordene Urteile zu begründen oder richtigzustellen. Dabei möge die Bemerkung erlaubt sein, daß in der Sammlung der „Berner Biographien“ einige der bedeutendsten Gestalten der politischen Geschichte noch fehlen; Nikl. Friedr. v. Steiger, der letzte Schultheiß des alten Bern, hat bisher keinen Darsteller gefunden, ebenso sein berühmter Gegenpart, Karl Albrecht v. Frisching; diese zwei hätten einander gegenübergestellt werden müssen und zwar mit Benutzung der wichtigsten Akten oder sonstiger Hilfsmittel. Da nun diese Namen einstweilen außer Frage stehen, so ziemt es sich kaum, einen Parteimann von geringerem Maß oder Ruf in die Lücke zu stellen; nur in dem Falle möchte dies angehen, wenn sein Nachlaß erhebliche Mittel böte, die Gefahren und Kämpfe seiner Zeit mit einigem Gewinn für deren Verständnis zu beleuchten; diese Bedingung ist jedoch mit den bezüglichen Schriften von Franz Rudolf Weiß nur teilweise erfüllt, auch für die wenigen Wochen nicht, in denen er mit einer der bedeutendsten Rollen betraut war. Was zur Verfügung steht, darf freilich nicht übersehen werden; gibt es doch mancherlei Belege für einen mit oder ohne Schuld verfehlten Lebenslauf, der sich übrigens großenteils aus dem schroffen Wechsel der Zeitumstände erklären läßt. Wie vielerlei Hoffnungen und Berechnungen von Zeit- und Standesgenossen hat die Revolution von 1798 zunichte gemacht!

Da es sich wesentlich um die politische Geschichte handelt, so werden die Familienverhältnisse, worüber ohnehin nur dürftige Notizen vorliegen, nicht einläßlich behandelt. Am 6. Mai 1751 in Yverdon geboren, wurde Weiß auch dort, im Kreise seiner Mutter, Henriette

[1]) Es ist das Neujahrsblatt der Literar. Gesellschaft Bern für 1897 gemeint, wo namentlich die Schriften von Weiß mit einiger Umständlichkeit besprochen und gewürdigt sind.

Rufillon, erzogen, daher früh mit der französischen Sprache vertraut und zugleich vor manchen Dingen bewahrt, mit welchen die patrizische Jugend der Hauptstadt Zeit und Kräfte zu vergeuden pflegte; eine Neigung für höhere Bildung, eine Begierde nach literarischem Ruhm, mag ihn dann nach Frankreich, nämlich in Militärdienste (in dem Regiment Erlach, sp. Ernst), begleitet haben (1766), wo er neun Jahre blieb; in gewissem Sinne freiwillig, doch wie es scheint infolge persönlicher Reibungen, trat er aus, nachdem er 11 Duelle bestanden hatte. In das Jahr 1775 fielen überdies widrige Erlebnisse infolge einer Liebesaffäre, die ihm sogar eine Haft zuzog. Ob er dann in Preußen Dienst genommen und da seinen militärischen Rang erhöht habe, muß wegen Mangel genügender Angaben dahingestellt bleiben. Nahezu für ein Jahrzehnt fehlen uns Nachrichten über Berufstätigkeit und persönliche Angelegenheiten; nur aus seinen Schriften ergibt sich, daß er längere Zeit ein Wanderleben führte, mehrere europäische Länder bereiste und zwar, teilweise absichtlich, zu Fuß, einerseits (vermutlich) durch Knappheit der Geldmittel gedrängt, anderseits in der Absicht, desto freier Sitten und Zustände der bedeutendsten Völker beobachten zu können. In seinem bekanntesten Werke (Principes; s. u.) spricht er denn auch begeistert von dem Nutzen der Reisen, sichtlich aus eigener Erfahrung. Im Jahr 1781 finden wir ihn in Genf, das mit heftigem Bürgerzwist beschäftigt war; er scheint im Begleit der Berner Botschaft, die an einer Vermittlung teilnehmen sollte, dahin gekommen zu sein, aber durch seine Parteinahme für die „Repräsentanten" Anstoß erregt zu haben; er wagte das gebieterische Gebaren des französischen Ministers Vergennes, der in seinen absolutistischen Launen die Genfer Aristokraten beschützte und keinen Einfluß der Schweizer Bundesgenossen dulden wollte, zu rügen und die Nachgibigkeit Berns zu beklagen. Ungefähr gleichzeitig muß aber das erwähnte Abenteuer ihm Unerfreuliches (eine Haft in Aarburg) zugezogen haben, und im Heimatort gab es Mißgünstige, deren Verdächtigungen ihm das städtische Leben verbitterten, so daß er sich gern auf sein Landgut (in der „Enge") zurückzog und etwa meinte, es sei zwar das richtigste, die Menschen im allgemeinen zu verachten, aber doch ein Unglück, so weit zu kommen. Längere Zeit dürfte ihn nun die Ausarbeitung seines Hauptwerkes, der „philosophischen Grundsätze"[1]), gekostet haben, das in erster Auflage im Jahr 1785 erschien. Diese Auflage wurde

[1]) Principes philosophiques, politiques et moraux, par le major Weiss, de diverses académies. En Suisse (!). 2 vols. 8°. — (Später in 3 Bände verteilt, auch mit Porträt ausgestattet.)

ohne allen Zweifel in Bern, d. h. unter den Augen des Verfassers, gedruckt; für spätere übernahmen Genfer und Pariser Firmen den Verlag. Ueber das Werk selbst ließe sich eine Abhandlung schreiben; jedenfalls war es unbillig, wenn noch in jüngster Zeit ein Berner Schriftsteller es einfach als „oberflächlich“ abtun wollte. Nicht blos ist der Inhalt sehr mannigfaltig, wenn auch zum Teil willkürlich geordnet, und der Ton fast immer lebhaft, gefällig; gerade die freimütige Aussprache von Gedanken und Wünschen, die sich in persönlicher Erfahrung gebildet oder bewährt hatten, muß vielen Zeitgenossen zugesagt haben. So erklärt es sich, daß das Buch eine Reihe von Auflagen erlebte; eine zehnte soll noch 1828 erschienen sein; dazu kam eine deutsche Uebersetzung (1795—96), die es 1801 zur zweiten Auflage brachte. Eine englische wird von Michaud (Biogr. univers.) erwähnt. Eine Reihe günstiger Urteile in zumeist angesehenen Zeitschriften dürfte beweisen, daß das Werk in Deutschland Beachtung fand. Der Schweiz und der engeren Heimat ist darin eine Charakteristik gewidmet, die von tiefer Kenntnis und freiem Blicke zeugt; es mag dafür auf das Neujahrsblatt (S. 14—17; 19—21) verwiesen sein.[1])

Wie diese literarische Tätigkeit in Bern beurteilt wurde, entzieht sich leider einer Berichterstattung. Da die „Grundsätze“ schwerlich vor Ostern 1785 erschienen, so läßt sich nur annehmen, daß Verwandte und Freunde davon einige Kenntnis hatten und von der Bildung, der Beredsamkeit, der freien Geistesrichtung des jungen Mannes etwelche gute Wirkung erhofften und deswegen seine Beförderung in den Großen Rat, die „Zweihundert“ (oder den Conseil souverain), begünstigten. Mit ihm traten übrigens damals 93 andere, meist noch junge Bürger in das Kollegium ein. Bemerkenswert ist nun ein „Gebet“, zu dem ihn die erlangte Wahl veranlaßte; es enthält eine Reihe von Gedanken, die, mit andern Wahrnehmungen verbunden, Zweifel erwecken können, ob er in einer solchen Körperschaft die richtige Stelle fand. Bald traten auch mancherlei Erlebnisse ein, die ihm den Ent-

[1]) Anläßlich muß ich bemerken, daß Virg. Rossel, hist. littéraire de la Suisse romande, II. 368—70, als Schriften von Weiß nur die Principes erwähnt und bespricht und auch diese kurz und fast durchaus abfällig, indem er blos auf formelle Mängel eingeht. Systematik fehlt freilich zu sehr; das Werk war ja für „Weltmänner“ bestimmt, nicht etwa für Schulen irgendwelcher Stufe, und auch am Inhalt läßt sich manches aussetzen, so daß man dies und jenes geradezu tilgen möchte. Das Buch war 1785 (und weiterhin) schon verspätet, was hier nicht weiter zu erörtern ist. — Was die akademischen Mitgliedschaften betrifft, so fehlen darüber nähere Angaben; es muß hiebei daran erinnert werden, daß viele Körperschaften zu jener Zeit die Aufnahme nicht schwer machten.

schluß nahelegten, sich zurückzuziehen; er gab jedoch den Wünschen seines Vaters nach und blieb. Einige Zeit versah er als Amtsverweser die Obervogtei in Zweisimmen und zwar ohne Entgelt; seine Amtsführung scheint die Untertanen sehr befriedigt zu haben; dann erhielt er die ansehnliche Stelle eines Platzmajors, d. h. Stadtkommandanten (1787), die er mehrere Jahre lang bekleidete. Im Herbst 1789 verweilte er etliche Wochen in Paris, um den Gang der Revolution zu beobachten.[1]) Bald nachher geriet er wegen freier Aeußerungen in einem politischen Prozesse in Gefahr, von dem Großen Rate ausgeschlossen zu werden; doch siegte die Mäßigung in den bezüglichen Debatten so weit, daß der Ausschluß auf zwei Monate beschränkt, aber mit Hausarrest und einem Verweis verbunden wurde, der den empfindlichen Mann bitter kränkte.

Wir stehen bereits in der Zeit, wo die in ganz Europa verkündigten Grundsätze einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung die Inhaber der Regierungsgewalt erschreckten und ärgerten, aber in allerlei Fragen mehr oder weniger eifrige Verfechter fanden und in den schweizerischen Ratskörperschaften bisweilen heftige Redekämpfe erregten. In dieser Hinsicht stand vermutlich Bern voran; Größe und Reichtum seines Gebiets, glänzende Schöpfungen, Wohlstand der regierenden Geschlechter, politische Erfahrung der Behörden gaben dem „Stand", der die Republik bildete oder vertrat, ein starkes Bewußtsein von Ansehen, Verdienst und Würde, das auch die unreifsten Mitglieder zu erfüllen pflegte; um so weniger war man geneigt, den errungenen Besitz durch Vermehrung der Teilhaber, nämlich durch Aufnahme bisher ausgeschlossener „Burger" oder gar Neubürger in den Kreis der herrschenden Geschlechter, zu schmälern oder die hergebrachte Gewaltfülle der Obrigkeit zu beschränken. Aber auch ökonomische Interessen von Belang waren durch die französische Revolution gefährdet; viele Stadtbürger hatten sich an Geldgeschäften des Hofes oder großer Gemeinden beteiligt, um sich einträgliche Renten zu verschaffen, die eine glänzende Lebensweise zu sichern schienen; andere zählten auf Pensionen, namentlich aus Militärdiensten; nun stockten allmählich die Zahlungen oder wurden mehr und mehr in Papiergeld (Assignaten rc.) entrichtet, die sich bald zu entwerten begannen, und schließlich hörten

[1]) Michaud (s. o.) erwähnt eine Druckschrift, die 1789 (in Paris?) erschienen sein soll: Des deux chambres; Weiß spricht aber nirgends davon, obwohl er gelegentlich daran erinnert, daß er s. Z. Mitgliedern der Nationalversammlung dringend empfohlen habe, die englische Verfassung zum Vorbilde zu nehmen, worin bekanntlich manche seine Meinung teilten.

auch diese Eingänge auf; immer seltener floß französisches Gold und Silber ins Land, und der Handel mit Natur- und Gewerbeprodukten schrumpfte infolge neuer Gesetze sichtlich ein. Zu alledem kam einerseits die von Paris aus betriebene Agitation für den Umsturz der schweizerischen Aristokratie (1790 f.), anderseits die schnöde Behandlung der Schweizer Soldtruppen (Frühjahr bis Herbst 1792), die Nötigung zu militärischer Deckung der Grenzen, die Gefährdung Basels, die Eroberung Savoyens, die Anfechtung Genfs, sowie die Besitznahme bischöflich-baselscher Landesteile, zu schweigen von der zweideutigen Stimmung waadtländischer Städte, die durch wuchtige Strafmaßregeln (1791—92) nicht verbessert worden war. Ueberreichlicher Anlaß nicht bloß zu politischen und militärischen Vorkehren (die viel Geld verschlangen), sondern auch zu Meinungskämpfen, besonders im Großen Rat.

Daß an letztern auch Weiß teilnahm, ist nach beiläufigen Notizen nicht zu bezweifeln; leider gibt es über diese Diskussionen, an denen schließlich das Schicksal des Staates hing, keine erhebliche Aufzeichnungen. In dem Strafprozeß gegen die Waadtländer, die sich im Juli 1791 durch aufrührische Reden und Geberden vergangen hatten, übernahm Weiß die Verteidigung von zwei Beklagten, ohne viel zu erreichen; glücklicher meint er mit Vorstellungen über Verbote gegen französische Zeitungen gewesen zu sein, indem dieselben (zu Gunsten der städtischen „Leiste") gemildert wurden. Daß er auch die Absicht des gefeierten Schultheißen Steiger bekämpfte, der Verbindung der monarchischen Mächte beizutreten, um mit ihnen in Frankreich die alte Ordnung wieder herzustellen, kann ihm jedenfalls nicht zum Vorwurf gereichen, da ein solcher Plan in jeder Hinsicht verfehlt war.[1])

[1]) Daß N. Fr. Steiger sich mit den Häuptern der französischen Emigranten, speziell den Vertretern der Hofpartei und ihren Gönnern zu weit einließ, wird sich nicht mehr bestreiten lassen. Die Motive der schweizerischen Friedens- oder Neutralitätspartei sind s. Z. auch in Broschüren, nicht blos in Tagsatzungs-Instruktionen und Reden dargelegt worden. Wie gefährlich das Spiel der Partei Steigers war, haben in den jüngsten Jahrzehnten die vielseitig geführten Forschungen über die Politik der gegen das revolutionäre Frankreich verbündeten Mächte deutlich genug erwiesen. Diesseits vertraute man viel zu sehr auf den dynastischen Eifer der Höfe, auf deren militärische Macht, auf Berichte über die französische Volksstimmung; die lähmenden und zerrüttenden Spannungen der Kabinette kannte oder würdigte man nicht genug; man überschätzte auch die Leistungsfähigkeit der Schweiz, namentlich für einen anhaltenden Krieg, allzu sehr und brachte die innerpolitischen Wirkungen von Mißerfolgen nicht in Anschlag; von allerlei andern Bedenken und Umständen zu schweigen, die zum Teil an Handelsinteressen hingen. Damit ist die Verabsäumung von Anstalten zu kräftiger Abwehr von Angriffen, die nahezu allen eidg. Ständen zur Last fällt, keineswegs gerechtfertigt; sie hätten eben auch Opfer der Obrigkeiten erfordert.

Daß die Eidgenossenschaft, resp. ihre Vertreter in der Tagsatzung sich für Behauptung der Neutralität entschieden, war den Führern der Berner Kriegspartei höchst widerwärtig, und sie fuhren fort, in Verbindung mit Freunden in andern Ständen und mit fremden Agenten der Reaktion Pläne zu schmieden, die aber teilweise durch Uebereifer verraten und in Paris bekannt gemacht wurden. Dieselben gossen Oel in ein bereits lohendes Feuer, da der Rückzug der deutschen Heere (Okt. 1792) und verschiedene Erfolge der französischen Truppen die kriegerische Stimmung und die Begierde nach Eroberungen und einträglichen Befreiungsstaten sehr gesteigert hatten. Da es in der Schweiz überhaupt Feinde der neuen Republik gab, so erwachten in Paris Rachegelüste, welche das ganze Land bedrohten. Um Unglück abzuwenden, entschloß sich Weiß, im Einverständnis mit seinen Parteigenossen, nach Paris zu gehen; dem französischen Gesandten (Barthelemy) wurde davon Kenntnis gegeben, und derselbe empfahl Person und Zweck dem Minister mit Worten, welche zugleich den Ernst der Lage erkennen lassen. Da über diese Mission ungenaue oder ganz irrige Angaben (z. B. in der Biographie universelle, Michaud) verbreitet sind, so soll mit Benutzung der „Papiers de Barthelemy" vorerst bemerkt sein, daß er n i c h t als „Bevollmächtigter der Eidgenossenschaft" reiste und handelte, sodann daß er (am 21. Dez. 1792) den Gesandten Barthelemy (in Baden) besuchte, um ihm seine Motive zu eröffnen, und gleichen Tags nach Paris abging. Hier befand sich auch Peter Ochs von Basel, ebenfalls in politischen Geschäften; ob und wie sie zusammenwirkten, weiß man einstweilen nicht[1]); die Unterhandlung wurde übrigens durch Bewegungen innerhalb der neuen Behörden und den Wechsel der Meinungen und Ratschläge sehr erschwert und verzögert; ersichtlich war vor allem, daß Männer wie der Genfer Clavière, Brissot u. a. vor keinem Gewaltstreich zurückscheuten und daß ein Plan für rücksichtslose Behandlung der aristokratischen Stände entworfen war. Solchen Absichten trat nun Weiß mit einer beredten Flugschrift entgegen, die in kurzer Frist einen Neudruck erforderte, eine deutsche Uebersetzung erfuhr und glücklich durchschlug.[2]) Und diesen Erfolg verdiente die Schrift durch ihren offenen, entschie-

[1]) Es käme hier zunächst der Schriftennachlaß von Ochs in Betracht, der jetzt in Bearbeitung liegt; von Weiß liegen keine bezüglichen Papiere vor.

[2]) Coup d'œil sur les relations politiques entre la République française et le Corps helvétique. (Febr. 1793.) — Blick auf das politische Verhältnis rc. — (Eine andere, dem Inhalt nach ähnliche Schrift mit der Jahrzahl 1794 möchte ich einer Verwechslung mit der vorgenannten zuschreiben.)

denen Ton, ihren Reichtum an geschichtlich bewährten Tatsachen und Erfahrungen, ihre Warnungen vor blinden Umsturzplänen und Mißbrauch der Gleichheitsidee, durch beredte Darlegung der in der Schweiz überwiegenden und bis dahin betätigten Denkart, von welcher das republikanische Frankreich nichts zu besorgen hätte. Nach den bezüglichen Aufzeichnungen läßt sich behaupten, daß diese kleine Arbeit dem Vaterland einen ruchlosen Angriff ersparte. Der Verfasser durfte sich (späterhin) auf diesen Erfolg mit Fug berufen, und wenn er — zu Hause — in seinen Äußerungen vielleicht oft zu weit ging und Vorwürfe wegen Eitelkeit erntete, so waren andere Eitelkeiten auch bei seinen Gegnern zu treffen.

Bei den Osterwahlen von 1793 fiel ihm die Landvogtei Milden (Moudon) zu, deren Verwaltung er aber erst im Herbst anzutreten hatte. Zunächst leistete er in schwieriger Stellung Militärdienst in Basel, als Kommandant des Berner Kontingents für die Grenzdeckung, wenigstens 4 Monate lang. Inzwischen gaben Ereignisse im Unterwallis (11. Aug. f.), wobei die Neutralität verletzt worden war, neuen Anlaß zu Mißtrauen auf französischer Seite; um den Sachverhalt in beruhigender Weise aufzuklären, sollte Weiß abermals, jetzt im Namen der Regierung, sich nach Paris verfügen; doch wurde dieser Anstand auf anderem Wege gehoben.

Den Einzug des neuen Landvogtes (Anf. Nov.) feierten die Gemeinden des Amtes als ein besonderes Freudenfest; sie begrüßten ihn als „Engel des Friedens" und schmückten sein Fuhrwerk mit weißen Bändern und Eichenkränzen; es wurden sogar die Pferde ausgespannt und der Wagen zu dem hochgelegenen Schlosse (Lucens) von Menschen hinaufgezogen, und feurige Reden priesen das kluge und patriotische Benehmen des neuen Vogtes, im Gegensatze zu den Umtrieben der „österreichischen Faktion". Es ist ein französischer Späher, der von dieser Ehrung Kenntnis gibt; uns kann dabei die Deutung interessieren, daß das Volk mit den Franzosen Friede und Freundschaft halten wolle. So auffällige Vorgänge erregten aber natürlich Neid bei manchen Amtsgenossen und ihren Freunden, und anderseits ist kaum zu bezweifeln, daß sie dem Selbstgefühl des Begünstigten schmeichelten; er bildete nun in seiner Person gewissermaßen eine Partei und wurde von vielen mit besonderem Vertrauen beehrt, aber auch mißtrauisch beobachtet und in Frankreich selbst als heimlicher Feind verdächtigt. Hinwider zeigen Berichte des oben erwähnten Agenten, daß die neuen Genfer Behörden sich an ihn zu wenden liebten, um

mit Bern einen erträglichen Nachbarverkehr unterhalten zu können; mehrmals soll er nach Genf gereist sein, wo er, wie es scheint, seinem lebhaften Temperament in Vorwürfen und Drohungen zu leicht nachgab. Ueber die Verwaltung seiner Vogtei läßt sich in Kürze nicht mehr sagen, als daß er sich mit den Untertanen wohl vertrug.

Der Gang der Kriegsereignisse in Deutschland und Italien (1796 bis 97) bereitete der Schweiz ernste Gefahren, die man aber nur einseitig ins Auge faßte, statt Mittel und Wege zu suchen, um sich nachdrücklich gegen Gewalt zu verteidigen. Noch bildete der Gesandte Barthelemy, so gut es ging, den Vermittler; allein die Erfolge General Bonapartes steigerten die Begierden von Beamten, Zeitungsschreibern, Klubrednern und Spekulanten aller Art, wobei Rechtsfragen kaum mehr ernstlich erwogen wurden. Unter andern Plänen tauchte nun der vor Jahren verworfene wieder auf, das ganze Gebiet des Fürstentums Basel, die mit Bern, Solothurn und andern eidg. Ständen verbündeten Gemeinden und Landschaften inbegriffen, an Frankreich zu reißen. Bern erhielt davon Kenntnis und ordnete deswegen Weiß nach Paris ab (Sept. 1796); zunächst sollte der Besitz der neutral erklärten Gebiete gesichert, dann ein förmlicher Friedensvertrag eingeleitet werden. Weiß fand zwar günstige Aufnahme; allein der Einfluß eines unversöhnlichen Gegners, des Direktors Reubel, war schwer zu beseitigen, und zu Hause würdigte man die Lage der Dinge zu wenig, da mächtige Personen allzu beharrlich auf Umschläge in Frankreich oder Deutschland zählten und einzelne auch wohl einem Manne, dessen politische Tätigkeit ihnen widrig war, die Ehre eines Vertragsabschlusses nicht gönnen mochten; fürchteten sich die Häupter vor jedem Schritte, der zu einem förmlichen Verständnis mit dem Direktorium führte, weil sie glaubten, sich damit die Hände zu binden oder sich vor andern Mächten bloßzustellen, so bedachten sie zu wenig, daß die Gegenpartei ihre Absichten nicht preisgab und in ihren Ansprüchen durch verschiedene Umstände, namentlich Finanznot und Beutegier von Beamten, immer neu bestärkt ward. Ein Vergleich, der die Grenzdeckung wesentlich erleichterte, war denn doch sogar ein Opfer wert. Wie aber die Geheimräte den französischen Machthabern nicht trauen wollten, hatten diese leider auch greifbare Gründe, die Regierung Berns zu beargwohnen, da einzelne Mitglieder und vertraute Organe derselben die Umtriebe des englischen Gesandten (Wickham) in unziemlicher Weise zu fördern versuchten.

Von Paris ging Weiß nach London; was er dort zu besorgen hatte, berührt er nirgends[1]); er läßt nur englische Zeitungsartikel abdrucken, die ihn verspotteten oder verdächtigten, da seine politische Stellung kein Geheimnis war. Nach Paris zurückgekehrt, scheint er auf Umwegen für den Zweck seiner Sendung gearbeitet zu haben, indem er Mitglieder der gesetzgebenden Räte und andere Personen von einigem Einfluß zu gewinnen suchte, für die Wahl eines neuen Direktors den Gesandten Barthelemy empfahl und diesen durch General Montesquiou zu ersetzen riet; von der Wirksamkeit dieser Männer erwartete er eine Eindämmung der revolutionären Strömung, eine Besserung der innern Zustände Frankreichs und infolge derselben die Erhaltung des Friedens und erträglicher Nachbarschaft.

Aber seine Hoffnungen erfüllten sich nur darin, daß Barthelemy als Direktor wirklich gewählt wurde; doch war dessen Einfluß nicht lange spürbar, und bald wurde er nebst Carnot von der jakobinischen Mehrheit als offener Feind behandelt und schnöde verstoßen („18. Fructidor"). Unterdessen hatte sich Weiß in einem Briefe an General Bonaparte gewendet, der von Mailand aus die Schweiz mit ernsten Tätlichkeiten belästigte, den Berner Oligarchen eine Züchtigung androhte und eine Militärstraße durch das Wallis verlangte. Weiß wagte ihm vorzustellen, was vor und seit 1793 geschehen, um zu erweisen, daß die Neutralität von der Schweiz aus nicht verletzt worden; er betonte, daß das Volk im ganzen zufrieden sei, an seinen Obrigkeiten und am Frieden hange; er deutete die Vorzüge an, welche die aristokratische Verfassung (Berns) besitze, und forderte den General feierlich auf, die Grenzen der Schweiz zu achten. Daß diese Ansprache zum wenigsten nicht schädlich wirkte, ist aus dem späteren Verhalten Bonapartes gegen schweizerische „Repräsentanten" zu erkennen. Aber alle Hoffnungen, die man diesseits hegte, zerstörte der Staatsstreich vom 18. Fructidor, den der General selbst gefördert hatte, und der Friede von Campo Formio (17. Okt.) gab der Partei, die in Frankreich selbst Verfassung und Rechtsordnung mit Füßen trat, freie Hand zur Ausführung ihrer feindseligen Pläne gegen die „alte" Schweiz.

Zahlreiche Nachrichten über solche Absichten waren bereits den Vororten zugekommen; freilich wollte man ihnen nicht glauben und vertraute lieber auf Dinge, die sich nur zu bald als eitel erwiesen.

[1]) Da bereits von einer französischen Landung in England die Rede war, so konnte sich allerdings fragen, ob die Berner Kapitalien in London nicht vor einem Raubakt geschützt werden könnten.



Im Sommer hatte Bern, einem vertraulichen Rate von Barthelemy folgend, für die politischen Vergehen von 1791 an (s. S. 331) eine Art Amnestie erteilt; da aber der eifrigste Anwalt der Bestraften und Geflüchteten und der angeblichen ständischen Rechte der Landschaft Waadt, Friedrich Cäsar Laharpe von Rolle, der sich in Paris befand, von der Begnadigung ausgenommen war, so verschärften sich die Angriffe in französischen Tagesblättern und in Gesellschaftsgesprächen, und die vom Direktorium gestellte Forderung, den englischen Gesandten auszuweisen, verriet eine Stimmung, welche sich schwer begütigen ließ. Weiß erzählt, er sei von Paris her benachrichtigt worden, daß man die Schweiz revolutionieren wolle, und habe sich deswegen eilig nach Bern verfügt, um dem Großen Rat davon Kenntnis zu geben; da gleichzeitig einer hohen Person eine entsprechende Anzeige zugekommen war, so wurde beschlossen, zwei Mitglieder des Rates nach Paris zu senden (11. Okt.). Weiß lehnte eine Wahl dafür ab, „weil es nicht genug sei, zu gehen, sondern weil man auch zurückkommen müsse". Diese Begründung ist so zu verstehen, daß er fürchtete, nichts Bedeutendes mehr auszurichten, und dann Gefahr lief, zu Hause des Verrats bezichtigt und mißhandelt zu werden, oder auch so, daß er selbst in Paris, wo er von wahnwitzigen Spionen ja auch schon verschrien worden, verdächtig erschiene und wenigstens in Haft genommen würde; mit dergleichen Mitteln wurde tatsächlich bald nachher eine Botschaft von Biel (Neuhaus) stumm gemacht. Die Berner Gesandten (A. L. Tillier und Abr. Fr. Mutach) kamen wirklich zu spät; nach Chikanen über ihre Vollmachten forderte man sie zur Heimkehr auf. Hier ist nicht der Ort, auseinanderzusetzen, was sie in Paris taten oder versäumten; immerhin erkannten auch sie die Nähe der Gefahr noch nicht, und ihre Berichte wirkten um so schädlicher, als bei den leitenden Personen die verhängnisvolle Meinung waltete, die französische Regierung bedürfe des Friedens mehr als Bern, wobei man auf die Treue der Untertanen, die großen Verteidigungsmittel, die Hilfe der Eidgenossenschaft und anderes zählte. Freilich ist, der Sachlage gemäß, zuzugeben, daß ebensolche Meinungen in andern Kantonen bestanden, und daß gerade auch die Friedensfreunde sich über die Gesinnungen der französischen Machthaber täuschten oder täuschen ließen. Je unheimlicher aber die Verhältnisse wurden, desto bitterer und desto gefährlicher ward die Parteiung im Schoße der Behörden.

Von diesen Umständen lebhaft in Anspruch genommen, entschloß sich Weiß, durch eine Flugschrift teils klärend, teils ermutigend auf

die Zeitgenossen und besonders auf die Mitbürger zu wirken.[1]) Keiner seiner Schriften ist es so übel ergangen wie dieser; seit hundert Jahren hat sie wahrscheinlich niemand mehr durchgelesen, und so erklärt es sich, daß man sie ganz oberflächlich und falsch charakterisierte. Es ist zunächst festzuhalten, daß der Verfasser im Spätherbst 1797 die Ausarbeitung begann und sie etwa bis Neujahr vollendete, aber während des Druckes noch Einschaltungen vornahm, die sich auf Tagesereignisse bezogen.[2]) Auch hier hat man den Mangel eines richtigen Planes und eine überreichliche Fülle von verarbeitetem Stoff zu rügen, ein Gebrechen, das die Leser abschrecken mußte; dagegen soll nicht übersehen werden, daß gerade die geschichtlichen resp. biographischen Angaben wertvolle Fingerzeige enthalten. Schon eine Aufzählung der behandelten Dinge würde zu weitläufig werden; hier muß man sich auf einige der wichtigsten Punkte beschränken.

Einläßlich und eifrig, unterstützt durch eine löbliche Sachkenntnis, bekämpft der Verfasser Schriften von F. C. Laharpe, die in sehr einseitiger und gehässiger Weise bezweckten, die französischen Hetzpolitiker zu bestärken; in verschiedenen Gedankengängen wird gezeigt, daß die Schweiz im ganzen die Pflichten der Neutralität treu erfüllt habe, und den Franzosen zu bedenken gegeben, daß es ungerecht wäre, die „Nation" für die Gesinnungen oder Umtriebe weniger Personen haftbar zu machen. Diese unversöhnlichen Gegner der Revolution werden dabei auch als Feinde einer bessern Ordnung im Innern gekennzeichnet und ihre Gewohnheit, die Widersacher ihrer Sonderpolitik als Verräter zu schildern und zu verfolgen, mit Vorschlägen zu einer Verfassungsänderung (für Bern) bekämpft, welche die Uebermacht des geheimen Rates brechen, der Bürgerschaft größern Einfluß verschaffen, der Landschaft einigen Anteil an der Gesetzgebung gewähren und verschiedene andere Reformen einleiten sollte. Weiß war bei alledem nicht Revolutionär; oft genug hat er sich bestimmt und speziell über seine politischen Grundsätze ausgesprochen, um bezügliche Vorwürfe abzulehnen; wiederholt und in beredten Worten anerkennt er zahlreiche gute Seiten der damals bestehenden Ordnung und dringt blos auf Reformen und zwar solche, die durchaus berechtigt waren[3]) und in der Folge von andern erstrebt und erzielt wurden. Er hoffte, daß durch Befolgung

[1]) Réveillez-vous, Suisses, le danger approche. Lyon, Franey. 1! Bogen, 8°. (Jan. 1798).

[2]) Im Handel konnte die Broschüre kaum vor Ende Januar 1798 erscheinen.

[3]) Es darf beilaufig bemerkt werden, daß sie teilweise mit bezüglichen Gedanken Albr. v. Hallers übereinstimmten, ohne ihm entlehnt zu sein.

seiner Ratschläge eine gewaltsame Krisis mit ihrem Gefolge von Blutvergießen, Verbannungen, Plünderungen &c. verhütet, und prophezeite, daß durch erzwungenes Schweigen die Lage nur verschlimmert und der Staat tötlich geschädigt würde. Aber den Franzosen gegenüber führte er aus, daß sie die wahren, bleibenden Interessen ihrer Republik im Auge behalten und nicht neue Feindschaften erwerben und bewährte Freunde mißachten sollten; für den Fall aber, daß ein böswilliger Angriff geschähe, ermahnt er die Schweizer, sich unverweilt zu einigen, die dringend gewordenen Reformen schleunig vorzunehmen, fremden Einfluß abzuweisen und offenen Kampf für ihre Rechte nicht zu scheuen, zumal Feigheit nie zum guten führe.

Alle diese guten Meinungen kamen schon viel zu spät; dabei sollte man nur nicht vergessen, daß dringende Räte der Art, die seit Oktober 1797 an Häupter der Vororte gelangt waren, gar kein Gehör fanden; daß auch Joh. Müllers Winke und patriotische Predigten in jenen Kreisen Aerger erregten und die angesehensten Männer in diplomatischen Schreiben oder Botschaften eine Sicherung suchten, um von anderem zu schweigen, was die Zerrüttung der Eidgenossenschaft erkennen läßt. Damit ist Weiß für sein Unternehmen zum mindesten gerechtfertigt, und faßt man zusammen, was er tadelt, was er begründet und empfiehlt, so dürfte man behaupten, es seien unter den Zeitgenossen wenige zu finden, die ihm hinsichtlich politischer Einsichten gleichgestellt werden könnten. Mit den Besten zusammenzuwirken, durfte er wohl beanspruchen. Allein die Ereignisse drängten sich derart, daß nirgends mehr rechtzeitig geschah, was geschehen sollte.[1])

Die Gärung in der Waadt, die indirekte Kriegserklärung des Direktoriums an Bern und Freiburg, die vollständige militärische Besetzung des Fürstentums Basel, die Zumutungen der französischen Botschaft steigerten die Gefahr fast täglich. Die Abordnung einer „Standeskommission", die nur beobachten, Gesuche anhören und Bericht erstatten sollte, und der Versuch einer Beeidigung der militärdienstpflichtigen Mannschaften begünstigten nur die Aufregung und die

[1]) Da in dieser unglückschwangern Zeit so ziemlich alle Stützen versagten, auf die man sich verlassen hatte und noch glaubte zählen zu können, so wird eine genaue Prüfung der Lage, wie sie sich von Tag zu Tag veränderte, ein peinliches Geschäft, und jeder Versuch, diese oder jene Persönlichkeit für irgend ein Mißgeschick allein zu belasten, zu einer bloßen Anklage oder einem Parteiurteil. Politische und militärische Funktionen verwirrten sich eben so, daß nur zu leicht eine Lähmung, ein Zeitverlust oder eine nachteilige Entscheidung eintrat. Was hiernach über Weiß zu berichten ist, bildet nur ein Beispiel und einen Vorläufer von zahlreichen mißfälligen Ereignissen, wobei man die ganze Eidgenossenschaft in Betracht ziehen muß.

Arbeit der Umsturzmänner. Da bereits französische Truppen an den Grenzen standen, so lag der Entschluß nahe, sich zur Wehr zu setzen; um das Gewitter abzuwenden, bedurfte es aber der kräftigsten Schritte: Aufgebot der tüchtigsten Truppen, entschlossene Führung, Sammlung von Reserven, Sicherung eidgenössischen Zuzugs und rasches Handeln. Von allem dem geschah etwas, aber viel zu wenig. Der zuerst gewählte Befehlshaber (G. A. v. Erlach) lehnte den gefährlichen Ruf ab, zumal er im Waadtlande nicht beliebt war; jetzt nahm man seine Zuflucht zu einem populären Mann, dem Landvogt von Moudon (12. Jan. 1798). Auch er verhehlte seine Bedenken nicht, nahm aber das Kommando an, das er „so mindest schlecht als möglich" zu bekleiden versprach.[1]) Verfolgt man nur die bezüglichen Akten und seine eigenen Aufzeichnungen, so wird man finden, daß die Regierung ihn gar nicht unterstützte, wie es die Umstände erheischten, und daß er, zum Teil deswegen, viel Zeit mit Hin- und Herreisen, Erkundigungen, Audienzen, Korrespondenz ꝛc. zubrachte, deren Notwendigkeit sicher zu beurteilen schwer fällt. Einige Tatsachen dürfen hier jedenfalls nicht übergangen werden. Das am besten bestellte Zeughaus, das sich im Schlosse Chillon befand, hatten bereits die Aufrührischen von Vivis in ihre Gewalt gebracht, und es gelang nicht, diesen Streich rückgängig zu machen. Daneben ist zu beachten, daß die eidg. „Repräsentanten", die nach Lausanne gekommen waren, zur Anwendung von Gewaltmitteln nicht raten wollten. Das kundgewordene Vorhaben, das Schloß Lausanne für das „Volk" zu besetzen, vermochte übrigens Weiß durch ein Schreiben (17. Jan.) abzuwenden, was die Regierung förmlich billigte. In Nyon und Coppet hatte er Anlaß, wegen Schanzwerken mit dem französischen General (Menard) direkt zu verhandeln. Eben jetzt erhielt er von Paris aus vertrauliche Nachricht, daß das Direktorium die Schweiz in eine einheitliche Republik umgestalten wolle[2]) und 50,000 Mann bereithalte, um diese Absicht durchzusetzen; vielleicht aber lasse sich noch einige Frist gewinnen, und möglich wäre, daß durch etwelche Opfer (in Geld) oder Abtretung des Waadtlandes ein Ausgleich erzielt werden könnte; allein es falle schon schwer, sichern Rat zu geben. Als nun die Standeskommission endlich abreiste, stand der Kommandant allein, ohne politischen und militärischen Beirat,

[1]) Irrig hat man die in den „Principes" mitgeteilten Zeugnisse über den Militärdienst in Frankreich (S. 328) als Beweis für Einbildung auf besondere Talente gedeutet; über das weitere zu disputieren, dürfte unnötig sein.

[2]) Im Direktorium lag wirklich schon der von P. Ochs gefertigte Entwurf einer Einheitsverfassung, der dann noch verschlimmbessert wurde.

und seine Lage verschlimmerte sich noch dadurch, daß manche Bekannte, die er zu Hilfe nehmen wollte, ihre Dienste abschlugen, weil sie zu den Verschwornen gehörten oder sich nicht bloßzustellen wagten. Während er viele kleine Geschäfte selbst besorgen mußte, sollte er u. a. Anstalten für Lagerung ungeübter Truppen, bei harter Winterzeit, treffen, was wieder allerlei Verhandlungen erforderte. Nachdem er sich hatte überzeugen müssen, daß die Verteidigung an der Grenze (bei Nyon), die ihm von der Obrigkeit vorgeschrieben worden, zu schwierig sei, entwarf er einen andern Plan, den dann der Kriegsrat gebilligt haben soll. Auf die 18 in Morges liegenden Geschütze mußte er aber der obwaltenden Stimmung wegen bereits verzichten. In Yverdon gedachte er endlich (vom 22. an) die noch willigen Mannschaften zu sammeln; allein schon war durch eine im Dunkeln wirkende Agitation wenigstens die flache Landschaft für den Aufruhr gewonnen oder eingeschüchtert. Inzwischen hatte die Regierung beschlossen und begonnen, Truppen aus deutschen Aemtern in die Waadt zu senden. Dies wurde alsbald bekannt und reizte die zum Abfall geneigten Gemeinden zu Gegenmaßregeln; einerseits suchten sie Schutz bei dem französischen General, anderseits verbreiteten sie die Nachricht, daß das Vorrücken deutscher Mannschaften sofort die Franzosen zum Einmarsch veranlassen würde. Selbst der Landvogt von Lausanne schloß sich dieser Auffassung der Lage an und wagte von sich aus den heranziehenden Truppen den Befehl zum Stillstand zu geben. Weiß versäumte nicht, die Regierung über die stündlich wachsende Gefahr zu benachrichtigen, erließ aber noch am 23. Januar eine weitläufige Proklamation, die freilich nichts mehr gutmachen konnte. Um so mächtiger wirkte eine Kundgebung von G. Menard (23. Jan.), die den bestimmten Entschluß erklärte, Gewaltstreiche der Berner Regierung unverweilt zu rächen; im ganzen Lande mit größter Raschheit verbreitet, schüchterte sie auch Gutwillige ein und ermutigte natürlich die Gegner zum Aeußersten. Am 24. Jan. begann die Flucht oder die Vertreibung der Landvögte und anderer Beamten; in Lausanne vereinigten sich Ausschüsse der Gemeinden zu einer Vertretung der „Nation", 2c. Von dieser Versammlung wurde Weiß förmlich aufgefordert, mit seinen Truppen das Land zu verlassen, um demselben die Schrecken des innern und äußern Krieges zu ersparen. Nun empfahl er der Obrigkeit dringend, auf militärische Anstalten zur Behauptung der Landschaft zu verzichten, und begehrte seine Entlassung. Sein letzter Bericht (25. Jan.) bemerkt, in Paris seien vor einem Monat schon die Beschlüsse gefaßt worden, deren Ausführung nun zu erwarten stehe (was im wesentlichen richtig

war). Seinerseits sehe er voraus, daß sein Benehmen allen Parteien mißfallen werde, während er allen habe redlich dienen wollen. Dieses Mißgeschick wurde ihm alsbald reichlich zu teil; die abtrünnigen Waadtländer grollten ihm über seine Tätigkeit für Bändigung des Aufruhrs; in Bern aber meinten viele, nur er habe den Verlust der schönen Landschaft verschuldet. Eine einläßliche Auseinandersetzung dieser verschiedenen Vorwürfe muß hier umgangen werden. Ebenso arg spielte ihm alsbald der bekannte nächtliche Unfall in Thierens (25. Jan.) mit, an dem er doch völlig unschuldig war; den Franzosen bot derselbe nämlich den erwünschten Vorwand, in die Waadt einzurücken, und mit hartnäckiger Beflissenheit bezichtigten sie wochenlang den Berner General, sich am „Völkerrecht" vergangen zu haben; er säumte freilich nicht, sich der Wahrheit gemäß zu verteidigen; allein die Anklage war so bestimmt gefaßt und so laut verkündigt worden, daß sie auch in Paris ihre Wirkung übte, und dort mag sie ihm sogar Freunde entfremdet haben. Jedenfalls fiel er bei der französischen Regierung, die ihm wenige Wochen früher noch einen Sitz in dem geplanten helvetischen Direktorium zugedacht hatte, jetzt gänzlich außer Betracht.

Bald genug trafen ihn empfindliche Schläge, wie die meisten übrigen Landvögte, die nur mit Mühe und Gefahr ihre Person oder die Fahrhabe retten konnten, von der gewaltsamen Verkürzung ihrer Amtsdauer (mit mancherlei nachteiligen Folgen) abgesehen. Infolge eigentümlicher Unfälle erhielt Weiß nur einen kleinen Teil seines beweglichen Vermögens zurück, sodaß er seinen Verlust auf 30,000 Fr. (a. W.) berechnete; selbst in dem Landhause bei Bern erfuhr er Schädigungen. Noch Schlimmeres besorgend, begleitete er (Ende Februar) seine Familie über den Rhein, und da schon nach wenigen Tagen die Vaterstadt „überging", so fand er rätlich, einstweilen in der Fremde zu bleiben, zumal nichts versäumt wurde, ihn aller möglichen Verfehlungen zu zeihen; die von französischen Hetzaposteln (Mengaud u. a.) verbreiteten Lügen über mutwilliges Blutvergießen und Anfachung des Krieges fanden nur zu leicht Glauben, sodaß Weiß besondere Strafmaßregeln zu befürchten hatte. Alledem gegenüber stellte er in einer Flugschrift fest, daß die politischen Behörden, der Kriegsrat und sachkundige Offiziere sein Verhalten teilweise billigten, sogar belobten; freilich verstummten deswegen Neider und andere Gegner noch lange nicht. Der Klagen und Vorwürfe gab es damals, des ungeheuren Unglücks wegen, das Tausende betroffen hatte, eben genug.

In Waldshut beantwortete Weiß ein Schreiben der „Munizipalität" Bern, die ihn um einen Beitrag zu der von dem französischen Kommissär geforderten Kontribution ansprach, und begehrte, sein Burgerrecht beizubehalten. Dann zog er in die Gegend von Nürnberg, wo er ungefähr dritthalb Jahre verweilte.[1]) Die erzwungene Muße benutzte er zur Abfassung einer Denkschrift, die er in beiden Sprachen drucken ließ.[2]) Für seine Biographie wie für die Tagesgeschichte der besprochenen Zeit enthält dieselbe manche unentbehrliche Angaben; auch die Grundsätze, die er verschiedenartigen Urteilen entgegenhält, verdienen Beachtung. Wäre es nur bei dieser Kundgebung geblieben!

Des Lebens in der Fremde, wohl auch der Untätigkeit müde, scheint Weiß auf Ende des Jahres 1800 heimgekehrt zu sein, vermutlich in der Hoffnung, bei der veränderten politischen Lage wieder einigen Halt für sich und die Familie zu finden. Eben waren die helvetischen Zentralbehörden beschäftigt, eine neue Verfassung zu entwerfen, die mit der Zustimmung des französischen Konsuls Bonaparte eingeführt werden sollte. Da alle Parteien auf ein entscheidendes Wort dieses Mannes warteten, so wagte sich Weiß mit einer bezüglichen „Adresse" an denselben hervor (25. Jan. 1801), die er in beiden Sprachen drucken ließ. Die helvetischen Behörden, denen er sie mitteilte, nahmen sie aber unfreundlich auf, weil er einerseits von ihrer Schwäche sprach, anderseits den alten Stadtgemeinden wieder besondere Rechte einräumen, von allgemeinen politischen Grundsätzen nichts mehr wissen und nur „Mißbräuche" der früheren Ordnung beseitigen wollte, aber keine bestimmten Vorschläge zu machen wußte. Ein ähnlicher (offener) Brief an den französischen Gesandten Reinhard konnte das Urteil über diese Aeußerungen nicht ändern, zumal der letztere sich in gehässiger Weise an Umtrieben für einen Staatsstreich beteiligte. Auch in öffentlichen Blättern erntete der Verfasser nur spöttische Antworten.

Nur flüchtige Hoffnungen erweckten — ein Jahr später — die Wahlen, welche zur Einführung des Verfassungsplanes vom 27. Febr. 1802 (der sog. Reding'schen Verfassung) dienen sollten. In der „Urversammlung" der Gemeinde Bern erhielt Weiß, „alt Stadtmajor", mit 350 Stimmen die Stelle des zweiten „Wahlmanns"[3]); bei den

[1]) Seinen Besuch bei Joh. Georg Müller in Schaffhausen und die bezüglichen Verhandlungen übergehe ich; zu vergleichen ist dafür das Neujahrsbl. p. 81—82.

[2]) Du début de la révolution suisse, ou défense du ci-devant Général de Weiss contre ses détracteurs. Avril 1799. 128 pp. in 8°. — Zur Geschichte des Anfangs der schweiz. Revolution, 2c. 2c.

[3]) Als erster (von 16) war David Rudolf Bay, früher Regierungsstatthalter, erkoren worden.

weiteren Wahlgeschäften wurde er aber nirgends als einer der für die „Kantonstagsatzung" „wählbaren" Bürger bezeichnet; freilich wurden dann alle getroffenen Wahlen durch den Staatsstreich vom 17. April hinfällig, sodaß Weiß auch bei wirklich erfolgter Wahl für die Tagsatzung nichts hätte gewinnen können. Der letzte Akt seines politischen Lebenslaufs fällt in die Zeit der Berner „Standeskommission"; ihr Protokoll (24. Sept. 1802) erwähnt eine Zuschrift, worin er ihr seine Dienste anerbot; sie legte es aber einfach ad acta. Die durch die Vermittlung Bonapartes geschaffene Ordnung und die neuen Behörden des Kantons boten noch weniger Aussicht auf eine Verwendung im Staatsdienst.

Dem von allen Seiten verlassenen Manne blieb nichts übrig als sich völlig in das Privatleben, und zwar nach Yverdon, zurückzuziehen. Ueber dort betriebene Geschäfte, Studien, Wirksamkeit in engen Kreisen ist nichts bekannt geworden. Noch sah er einen Sohn (Beat Emanuel, geboren 1804) heranwachsen, an dessen Erziehung er ohne Zweifel einigen Anteil nahm (und der späterhin den Gesinnungen des Vaters Ehre machte). Er selbst, von politischen Anfechtungen gequält, verfiel dem Wahnsinn und endete sein Leben durch Selbstmord (1818, 21. Juli).

Dieser traurige Schluß eines bewegten, zeitweise zum Höchsten aufstrebenden Lebensganges darf doch nicht allzusehr das Urteil über das ersichtlich gewordene Wollen und Wirken bestimmen. Die letzten fünfzehn Jahre fielen eben in eine Zeit, wo ängstliches und kleinliches Denken die Regel und unbefangenes Prüfen der erlebten Wandlungen fast unmöglich war; so blieb denn Weiß ein Opfer feindseliger Stimmungen. Wie er diese unerfreuliche Stellung zu seinen Zeit- und Standesgenossen würdigte, ist bei seinem vieljährigen Schweigen schwer zu sagen; nur zum Teil, gewissermaßen vorgreifend, ist es oben angedeutet; aber augenscheinlich war er nicht stark genug, sich in die Rolle des Sündenbockes ruhig zu schicken und in höheren Gedanken einen Halt zu suchen. Wenn eine verstimmte Generation ihn über Gebühr mißkannte, so ist es dagegen Recht und Pflicht einer glücklichen, wenigstens ein redliches Streben nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse anzuerkennen.[1])

Quellen und Literatur: Die Schriften von F. R. Weiß; Biographie universelle (Michaud), Bd. 44, S. 440; Allgemeine deutsche Biographie, Bd. 41, S. 582—583 (von E. Blösch); Berner Taschenbuch 1853, (Biographien S. 119—120); Alb. de Montet, Dict. biogr. des Genev. et Vaudois, II. 639—40.

Dr. J. Strickler.

[1]) Für Weiteres ist allfällig das Neujahrsblatt S. 87—88 zu vergleichen.

Johann Jakob Moll.

1740(?)—1825(?)

Mit einem eigentümlichen Falle hat man es hier zu tun. Eine förmliche Biographie von Moll ist, wenigstens derzeit, nicht möglich, weil wichtige Angaben ohne bedeutende Umständlichkeiten nicht beigebracht werden könnten; allein die in Frage stehende Person hat so bemerkenswerte Belege ihrer Tätigkeit hinterlassen, daß ein Versuch gerechtfertigt ist, dieselbe einer völligen Vergessenheit zu entreißen.

J. J. Moll [1]), „Direktor der Manufaktur in Bosserville", bei Nancy, nennt in etlichen Zuschriften an helvetische Behörden die Schweiz sein Vaterland, bezeichnet Biel als seinen alten Heimatort und versichert mehrmals, daß er das Glück der Schweiz nicht weniger lebhaft wünsche als dasjenige Frankreichs, wo er sich aber offenbar eingelebt hatte [2]). Ueber seine Schicksale gibt er keine erhebliche Andeutungen; einmal sagt er, er sei nur „Arbeiter", erklärt indes gleichzeitig, „vor aller Welt", daß er keinerlei Aemter begehre und keine Geschenke annehmen würde. Was für eine Manufaktur er zu leiten hatte, läßt er nicht erraten. Bosserville ist heute noch ein Dörfchen von weniger als zweihundert Seelen; aber die Nähe von Nancy (1 Stunde) mag für sein Geschäft in Betracht gekommen sein. Aus zahlreichen Aeußerungen, besonders in Anmerkungen, ersieht man übrigens, daß er die politischen und sozialen Verhältnisse Frankreichs

---

[1]) Oefter nur M * * *, mit eigentümlichen Schnörkeln.

[2]) Seit dieser Artikel geschrieben worden, fand im Histor. Verein (17. März) eine bezügliche Verhandlung statt, in welcher von H. Staatsarchivar Prof. Türler mitgeteilt wurde, daß Moll im Jahre 1822 der Gemeinde Biel für einen wohltätigen Zweck eine Geldsumme anerboten habe; nun meldet derselbe Gelehrte („Bund" 1905, Nr. 164), daß diese Gabe angenommen worden und bereits zu einem beträchtlichen Kapitale angewachsen ist, und daß noch eine andere Stiftung erfolgte, die längst in erfreulicher Wirksamkeit steht. Mit diesen Daten ist die Heimathörigkeit Moll's aufs schönste belegt.

Die Lebenszeit betreffend ist eine Notiz nachzutragen, die freilich nicht zu genauen Angaben führt. Im Jahre 1801 zählte sich Moll zu den „rüstigen Greisen", die ihre Lebenskräfte nicht vergeudet haben; da er aber bis zirka 1825 gelebt zu haben scheint, so wird man seine Geburt in die Jahre 1740—45 verlegen müssen. Bestimmteres bleibt festzustellen.

vor und während der Revolution aufmerksam beobachtet und seine Kenntnisse nicht etwa bloß aus Zeitungen geschöpft hatte. Die revolutionäre Wirtschaft, die jahrelang die gewaltsamsten Störungen in Gewerbe und Handel verursachte, mißfällt ihm sehr, und der einseitigen, teilweise rohen Herrschaft der Gleichheitsfanatiker gibt er eine unermeßliche Schädigung des ganzen Landes schuld. Aus seinen persönlichen Wahrnehmungen und mancherlei Theorien der Zeit, die ihm nicht unbekannt geblieben sein können, ergaben sich ihm gewisse Grundlagen für eine neue politische Organisation, die er wenigstens in Schriften empfahl; die Kosten des Druckes scheint er seiner Autorehre geopfert zu haben.

Er erwähnt eine Denkschrift, die er am 30. September 1791 der ersten französischen Nationalversammlung übergeben habe, einen Nationalpalast betreffend, und vermerkt mit Befriedigung, daß dieselbe in das Staatsarchiv verwiesen worden sei. Näheres fehlt uns, und ich führe diesen Zug nur in dem Sinne an, daß Moll einigermaßen von Schriftsteller-Eitelkeit angesteckt gewesen sein möchte, wie viele größere und kleinere Zeitgenossen.

Nun vergehen 8 oder 9 Jahre, bis er wieder mit einem Opus hervortritt; aber in dieser stürmischen, öfter unheimlichen Zeit hat er, wie schon angedeutet, nicht bloß „gelebt", wie der viel berühmtere Siéyès, sondern auch die Menschen und die Ereignisse geprüft, Gedanken gesammelt, in Text und Noten geschieden und endlich sauber drucken lassen [1]).

In Frankreich war unterdessen — seit November 1799 — Napoleon Bonaparte als Regent aufgetreten und eine Verfassung eingeführt worden, welche dem „ersten Konsul" eine außerordentliche Machtfülle anvertraute. Dieses Staatsgebilde scheint Moll nicht ernst genommen zu haben; er wagte ihm sein eigenes System gegenüberzustellen und fertigte dem neuen Senat (am 18. Juli 1800) vorläufig ein Exemplar seines Werkes zu, [2]) mit dem Winke, daß er eine erhebliche Anzahl zu versenden geneigt wäre; nach wenigen Tagen erhielt er die Einladung, für jedes Mitglied des Senats ein Exemplar zu liefern, nebst der Anzeige, daß seine Schrift im Archiv deponiert werde; für ihn war dies ein großes Kompliment, das er nicht verschweigen

[1]) Es ist zu bemerken, daß Moll eine leidlich schöne Handschrift führte, aber mit der Orthographie nicht auf bestem Fuße stand, sodaß die Druckerei hierin viel zu bessern hatte.

[2]) Moyens de faire de la République française l'Etat le plus heureux et le plus agréable qui existe. Par Jean-Jacques M. * *. 70 pp. in-4°.

konnte. Am 21. August wendete er sich dann, unter Berufung auf seine Herkunft, auch an die helvetische Gesetzgebung (Gesetzgebender Rat), da er vermute, daß sie sich bald mit einer Verfassung zu beschäftigen habe. Das nach Bern gelangte Exemplar wurde am 1. September der zuständigen Kommission übergeben, der Absender aber wie es scheint nicht benachrichtigt. Am 5. September wiederholte er seine Zuschrift und meldete, daß sechs Exemplare in Basel der Post übergeben worden seien. Wie man diesseits das Opus beurteilte, ist nicht direkt bezeugt; ein indirektes Urteil liegt aber darin, daß sich augenscheinlich niemand der Ideen des Verfassers annahm.

Wir dürfen sie dennoch nicht übergehen, obwohl schon die Fassung des Titels ein weltfremdes Gespinnst verrät. Daß der Verfasser zunächst an Frankreich dachte, war nach seinen Verhältnissen natürlich, und ein wirkliches Verdienst, ein Erfolg seines Träumens und Rechnens, würde ihm doch auch in der Heimat nicht zur Unehre gereichen, wie ja namentlich die Leistungen von Schweizern in ausländischen Kriegsdiensten in unserer biographischen Literatur mit Beifall verzeichnet sind. [1])

Seine Betrachtungen leitet er mit der Versicherung ein, daß nur Intriganten (er meint wohl Sesseljäger etc.) und Lumpe seinen Plan verwerfen können, indem alle übrigen Klassen, selbst die entschiedensten Royalisten und die eifrigsten „Demagogen", dabei ihre Rechnung finden. Die Hauptsache liege in einer schicklichen Teilung der Nation in Schichten oder Stände, bei welcher sich ein Luxus entwickeln könne, der den Besitzlosen Arbeit und erträgliche Löhne verschaffe; je mehr sich der Luxus verfeinere, desto besser für diejenigen

[1]) Der Schweiz widmet er übrigens eine besondere Note (S. 1—2), wo er eine Denkschrift erwähnt, die er wenige Tage vor Robespierre's Sturz (d. h. vor 27. Juli 1794) allen Komitees des Nationalkonvents zugestellt habe und worin er bewiesen haben will, daß die (rein) demokratischen Republiken der Schweiz, deren Glück so viel gerühmt werde, keineswegs als Vorbild dienen könnten, indem es geradezu keine ärgere Verfassung geben könne, da die Bürger in Landsgemeinden oder sonst des Parteihasses wegen immerfort in Gefahr stehen, einander umzubringen. Auch in jeder andern Hinsicht sei deren Regiment für Reiche und Arme schädlich und widrig, zumal es Ehrenzeichen ausschließe, die doch das höchste Glück der Wohlhabenden bilden; die Reichen sehen sich dadurch zu einer unerträglich einförmigen Lebensweise genötigt, und so mangle dem Staat alle Abstufung, aller Reiz und Glanz, der ihm auch Ansehen verschaffen würde. Und weil aller Luxus verbannt sei, so finde der Arme wenig Gelegenheit zur Arbeit, führe ein elendes Dasein oder sehe sich genötigt auszuwandern; die unermeßliche Zahl von Schweizersöldnern im Dienste aller Mächte und von schweizerischen Arbeitern, auf die man überall stoße, beweise deutlich genug die Mängel dieser Verfassung. (Einigermaßen hatte damit der Verfasser bekanntlich Recht).

Arbeiter, die zu dessen Befriedigung dienen, indem sie dadurch selbst zu einem reichlichern Erwerb gelangen [1]). Mit dem Luxus verschwinden aber auch die Mittel zu Auszeichnungen und ebenso der Reiz zum Wetteifer; daher seien die Reichen unzufrieden; sie wünschen eine andere Ordnung herbei, z. B. einen König resp. einen Hof, und darum fehle noch der Friede im Innern, und die obwaltende Spaltung schwäche das Ganze, die Republik. Die bestehende Verfassung (welche?) bringe die erforderliche Abhilfe nicht; die vielgerühmten Menschenrechte, die Freiheit und Gleichheit seien vielfach mißbraucht worden, und bei den Wahlen sei man immer verschiedenen Gefahren ausgesetzt (was teilweise mit guten Bemerkungen beleuchtet wird). Das Treiben des Adels vor der Revolution vermag er übrigens auch nicht zu billigen.

Wir kommen endlich zum positiven Teil und folgen dabei (soweit tunlich) dem Gedankengang des Verfassers, müssen uns aber auf ausgewählte Züge beschränken. Eine wesentliche Grundlage bildet die Einteilung des Gebiets, bis auf die Gemeinden herab; es werden möglichst gleich stark bevölkerte Departements (zu etwa 300,000 Seelen),

[1]) Wie wichtig diese Frage für Moll war, mögen zwei Noten desselben bezeugen, welche beiläufig erkennen lassen, wie er sich in ökonomischen Dingen orientiert hatte (S. 4, 5):

(1) Il semble que tous les génies malfaisants se soient réunis contre la France et aient juré la perte de ce superbe empire; car il n'existe pas de peuples dans l'univers entier qui ait moins d'intérêt que lui d'adopter et en core moins de propager chez ses voisins la chimérique égalité sans échelons, vu qu'elle anéantit tout luxe quelconque, par conséquent tout goût recherché et toutes les modes nouvelles, qui, comme une mine naturelle et inépuisable, faisaient entrer dans ce superbe Etat, par une espèce de contribution forcée qu'elle imposait sur toutes les cours et sur tous les peuples de l'Europe, des sommes immenses tous les ans. L'objet de l'orfèvrerie seule se montait annuellement à plus de 60 millions et procurait une existence honnête à plus de 500,000 âmes, tandis que dans le moment-ci elle occupe à peine 100,000 âmes, de sorte que dans cette partie seule cette fameuse égalité cause non seulement le malheur de plus de 400,000 âmes, mais prive encore l'Etat d'une entrée de plus de 15 millions par an en numéraire effectif . . .

(2) . . . L'Angleterre nous présente une preuve frappante de la nécessité absolue du plus grand luxe et du maintien de presque tous les objets cités ci-dessus, puisque malgré 1° la perfection de son agriculture et de ses arts et sciences, 2° le grand nombre de ses églises et ministres du culte, 3° l'immensité des bras nécessaires pour maintenir et empêcher le dépérissement de son énorme marine, 4° le nombre presque incalculable de commis de toute espèce pour percevoir les droits sur presque tous les objets, elle a encore été contrainte d'établir des moyens de luxe extraordinaire (de défendre de porter des boutons de la même étoffe, etc.), pour procurer de l'occupation au grand nombre de mendiants qui lui restait encore . . .

Kantone rc. gewünscht; dann läßt sich eben die Hauptsache, die Gliederung der Nation in Klassen, desto leichter für Wahlgeschäfte, Auslosungen u. s. w. zur Anwendung bringen.

Die erste (unterste) Klasse bilden die Notablen; jeder unbescholtene Bürger von wenigstens 20 Jahren, der jährlich 15 Franken für das einzuführende Standespatent entrichtet, kann Aufnahme finden.[1]) Dafür wird er wahlfähig für verschiedene Aemter, erhält bestimmte Ehrenzeichen und kann ein Wappen und eine Livree führen. Zu der zweiten Klasse, den Tribunen, erwartet Moll etwa 3000 Aspiranten aus jedem Departement (also im ganzen ungefähr 300,000); hier kostet das Patent 50 Franken per Jahr; Wahlrechte und Ehren nach Verhältnis. Abgehende Mitglieder sollten aus den Notablen durch das Los ersetzt werden. Für den Rang eines Plebejers (dritte Klasse) sind jährlich 200 Franken zu entrichten. Auf ein Departement sind ungefähr 300 solche in Aussicht genommen; ihre Wahlfähigkeit reicht in die höheren Aemter hinauf. Von Patriziern, die jährlich 500 Franken opfern wollen, glaubt der Verfasser etwa 100 per Departement in Rechnung bringen zu dürfen. Wählbar sind dieselben für den Senat, das Direktorium (die Regierung) und gewisse andere Ehrenstellen. Die Klasse der Senatoren wird auf ungefähr 300 Mitglieder angeschlagen. Sie bilden eine wesentliche Abteilung der Gesetzgeber; eine andere wird dagegen auf die Zahl 1200 gebracht. Zu bemerken ist hier, daß die Gesetzgeber nur vier Monate in der Hauptstadt, ihrer Amtsgeschäfte wegen, sich aufhalten dürfen; die übrige Zeit des Jahres haben sie in ihrem Departement zuzubringen, aus mehrfachen Gründen. Für die Zensur und die Ersatzwahlen sind mancherlei Bestimmungen getroffen, welche ein gutes Ergebnis sichern sollen; z. B. waren für gewisse Wahlen nur 60jährige (und ältere) Notablen zugelassen. An der Gesetzgebung hätten sich übrigens fünf Behörden zu beteiligen; für Annahme oder Verwerfung der Gesetze sowie für die Behandlung von Beschwerden, Bittschriften oder Vorschlägen waren ebenfalls neue Wege bezeichnet.

Sehr einläßlich ist das Amt des Landesprimats, d. h. des Staatsoberhauptes, umschrieben, sodann dem Departementsprimat eine analoge, wenn auch untergeordnete Stellung angewiesen; der Glanz dieser Aemter konnte — und sollte — den Wetteifer, den Ehrgeiz wecken und spornen, für das Gemeinwohl engerer und weiterer Kreise

[1]) Moll nimmt an, es werden so ziemlich alle ehrbaren Bürger dieses Patent erwerben können und wollen, also diese Klasse die Nation vertreten; die Ausgeschlossenen sollten für den Staatsorganismus gar nicht in Betracht fallen.

zu wirken. Das Direktorium sollte aus 27 Mitgliedern bestehen, denen 9 Minister und überdies Ministerialräte beigegeben würden; zu alledem kam ein Staatsrat von 47 Köpfen. Die Gehalte sind reichlich bemessen, aber bei den Primaten ein beträchtlicher Teil für die Kosten der Repräsentation festgelegt. Die Verwaltung — der Departements, Distrikte, Kantone, Gemeinden — und das Gerichtswesen sind mit anscheinend zweckmäßigen Organen bedacht.

Ein wichtiges Kapitel bilden nun die Standeszeichen und Kostüme[1]), deren Beschreibung hier höchstens teilweise zulässig ist. Aber ebenso bemerkenswert ist die Rechnung über die Einnahmen aus den Standespatenten, die auf 44 Millionen Franken beziffert und durch die Ausgaben für die Besoldungen der verschiedenen Beamtenklassen aufgezehrt werden. Steuern und andere Opfer für den Staat, die Departements u. s. w. waren indes nicht vergessen, und zwar unter Belobung der indirekten Abgaben und mit einer Rüge des Staatsbankerotts, der die Gläubiger schwer geschädigt, zur Einschränkung ihres Haushalts gezwungen und so die Industrie gelähmt, die Besitzlosen der Not ausgesetzt habe. Auch an den Nationalpalast, in dem die Zentralbehörden vereinigt werden sollten, mußte noch erinnert werden.

Der Religion wird, ebenfalls mit einem polemischen Rückblick, eine kurze Betrachtung zu Teil. Moll bekennt, daß er die Abschaffung des Sonntags nicht bedaure, begründet aber den Wunsch, daß je am fünften Tag der Nachmittag und am zehnten der ganze Tag frei wäre (demi-fête; grande fête), und weist auf bezügliche Klagen der Arbeiter hin. Eine staatliche Ordnung findet er noch aus andern Gründen empfehlenswert.[2])

[1]) Des *Notables*, un ruban tricolore, passé dans la boutonnière, de dix-huit lignes de largeur; — des *Tribuns*, idem; de plus, une petite croix de Malte pendue au bout; — des *Plébéiens*, idem, et de plus, une pareille croix de Malte brodée sur l'habit; — des *Patriciens*, idem; mais la croix de Malte, brodée sur l'habit, beaucoup plus grande.

(Note dazu): Ces marques distinctives ont non seulement en vue le moyen de satisfaire tous les hommes aisés et de donner un air de gaîté et de magnificence à l'Etat, mais encore (et très particulièrement) celui de procurer le plus d'occupations et de moyens d'existence possible à tous les ouvriers et à tous les pauvres.

[2]) La religion, c'est-à-dire une religion nationale (obligatoire), est encore d'une nécessité absolue pour le commerce, vue que sans les temples (ou églises), où chacun est obligé de se rendre les jours de fête, les deux tiers de la Nation ne s'habilleraient point (c'est-à-dire, ne s'endimancheraient point), de sorte qu'il n'y aurait plus ni amour-propre de propreté, ni amour-propre d'une mise honnête, ce qui non seulement anime et vivifie tout, mais double encore la consommation de presque tous les objets de fabrication.

Dabei denkt der Verfasser auch an die Bedürfnisse von Leuten, welche wegen Altersschwäche, geringen Einkommens, Krankheit ꝛc. nur mit Mühe durchkommen; er will für solche in den Departements- und Distrikts-Hauptorten Pfrundhäuser (maisons de retraite) errichten, wo für 100, 200 oder 300 Franken jährlich Wohnung und Kost zu haben wären; die drei Klassen der Pensionäre sollten aber durch ihre Trachten unterschieden sein. (Es ist hiebei an die Mängel der Spitalpflege in Frankreich zu erinnern).

Sehr mißfällt unserm Philanthropen die Neigung der Landleute, sich nach den Städten zu ziehen; um der Entvölkerung der Landschaft entgegenzuwirken, empfiehlt er, die Findelkinder der Städte bei Bauern aufziehen zu lassen, die dann das Recht haben müßten, die Pfleglinge neun Jahre lang (vom 10. bis 18.) in ihrem Gewerbe zu verwenden; wollen solche sich später freimachen, so sind ihnen bloß zwei Anzüge und 50 Franken mitzugeben. Den Städten will Moll indes nicht wehe tun; nur findet er diejenigen unter und über 100,000 Seelen aus verschiedenen Gründen unangenehm, und er beschäftigt sich eben mit einem Musterplan für eine große Stadt, der das Schönste liefern soll, was man kennt. Den Klöstern wird nachträglich das Lob gespendet, daß man bei Abschaffung etlicher Mißbräuche viele Vorteile aus ihnen hätte ziehen können, z. B. durch unentgeltlichen Unterricht.

Indem ich von anderm absehe, bleibt mir nur übrig, den Schluß zu erwähnen, wo der Verfasser sich an die französischen Gesetzgeber und Konsuln wendet, um die Leitgedanken zu wiederholen und vorzustellen, daß durch die Annahme seines Planes der Royalismus erstickt, die Reichen gewonnen, die Armen vor Not bewahrt und befriedigt würden.

Der angekündigte Stadtplan scheint bis Ende 1801 fertig geworden zu sein.[1]) Man hat dabei zu bedenken, daß mancherlei Be-

---

Zugehörige Noten: 1. (Cet amour-propre) procure de plus le plaisir de voir toutes les fêtes des personnes que sans cette réunion générale (occasion certaine) on ne verrait peut-être jamais ou que par le plus grand hasard. — 2. Il n'y a pas de marchand qui, à cet égard (dans les endroits sans culte public), n'ait ressenti une diminution de vente de près de moitié, ce qui n'est pas étonnant, vu que pour paraître devant tout le monde, il n'y a personne qui ne cherche à se mettre en linge blanc et du mieux possible, tandis que sans l'obligation de cette réunion les deux tiers restent perpétuellement dans un état de mise et de malpropreté dégoûtante . . .

[1]) *Plan* d'une ville de cent mille âmes, c'est-à-dire *cahier* servant de suite au dit Plan, contenant le détail de sa forme générale, ainsi que celui de la forme particulière, chaque objet, son utilité, sa beauté et les agréments

rechnungen angestellt, komplizierte Zeichnungen ausgearbeitet, gestochen und durch einen Kommentar erläutert werden mußten. Zuerst wurde die französische Gesetzgebung mit diesem Geschenke begrüßt; am 6. Januar 1802 verwies es dieselbe in ihr Archiv. Dann versandte Moll ein Exemplar an Landammann Reding und den Senat (18. Februar) mit einem Schreiben, das auf zwei Abschnitte besonders verwies und den lebhaften Wunsch ausdrückte, daß die Schweiz, sein Vaterland, sich den Vorzug einer so schönen Hauptstadt verschaffen könnte, die in der Nähe von Luzern, d. h. in der Mitte des Landes, anzulegen wäre; sofern dies nicht gelänge, sollte wenigstens der Kanton Waadt einen entsprechenden Hauptort erhalten, und zwar in einer Lage, welche die schönste Aussicht böte (es wird dieselbe ziemlich genau bezeichnet); ein solches Werk, meint der Verfasser, müßte Fremde aus ganz Europa heranlocken, nicht bloß zu flüchtigem Genuß der Naturschönheiten und der einzigartigen Stadt, sondern zu längerem Aufenthalt; abermals beruft er sich auf den Beifall der französischen Gesetzgebung.

Der helvetische Senat war freilich mit einem Verfassungsplan beschäftigt, fand sich aber nicht zum Studium des neuen Projektes veranlaßt und legte dieses am 27. Februar, dem Tage der letzten Abstimmung über sein eigenes Produkt, zu den Akten. Ob Moll davon amtlich oder privatim Kenntnis erhielt, läßt sich nicht sagen; er muß jedoch bald vernommen haben, wie es der „Redingschen" Verfassung erging, und wie eine andere Versammlung berufen wurde, dem Lande endlich eine feste Ordnung zu geben. Zu Handen dieser „Notablen" sandte er sein Opus am 28. April dem Kleinen Rat, wobei er glaubte versichern zu können, daß die französische Regierung die Annahme einer Verfassung, wie er sie vorgeschlagen, nicht hindern werde, da er ihr voriges Jahr (d. h. wohl Ende 1801, s. o.) 481 Exemplare geschenkweise übermittelt habe! Der Kleine Rat besann sich indes nicht lange, das Geschenk seinerseits zu den Akten zu legen (8. Mai), wo es dann hundert Jahre lang unbesehen liegen blieb.

Der Verfasser ließ sich indessen nicht entmutigen; er arbeitete seinen Verfassungsplan in einzelnen Stellen um, ließ das Werk in einer Oktav-Ausgabe (97 Seiten) neu drucken, fertigte auch eine deutsche Uebersetzung aus (in Kleinigkeiten abweichend), die ebenfalls gedruckt vor-

et avantages qui en résultent, avec le moyen de pouvoir l'exécuter en très peu de temps, avec peu de fonds et aucunement à charge à l'Etat qui en adopte l'exécution. Par Jean Jacques M***. — 44 pp. in 4°.

Handschriftlich ist beigefügt Moll de Bienne.

liegt [1]), und sandte dem neuen helvetischen Senat — an eben dem Tage, wo dieser sich konstituierte (3. Juli) — 27 Exemplare der französischen Ausgabe zu. In einem ausführlichen Begleitschreiben bedauerte er, daß bei der kürzlich geschehenen Abstimmung (über die Verfassung vom 25. Mai) eine große Gleichgültigkeit und zugleich eine schroffe Parteiung sich kundgegeben hatten, stellte die Gefahr der neuen Lage vor und empfahl der Regierung, rasch 12—15,000 Mann Truppen aufzustellen, um Unruhige im Zaum zu halten; denn eben mit militärischen Kräften seien auch Geldmittel zu beschaffen [2]); dann wären beförderlich die neuen Wahlen zu treffen, und zwar zur Durchführung seines Planes, der viele gewinnen würde, während in Frankreich wie in der Schweiz die bisherigen Verfassungen viele nicht befriedigt hätten. Daß seine Vorschläge dort nicht befolgt werden, erkläre sich zunächst aus Rücksichten auf die fremden Mächte, die keinen Anlaß erhalten sollten, die Hinfälligkeit der geschlossenen Verträge zu befürchten; namentlich dem Minister Pitt müsse jeder Vorwand entzogen werden, daß die Franzosen alljährlich ihre Verfassung und ihre Eide ändern und daher kein beständiger Friede mit ihnen möglich sei [3]). Aber die Schweiz sei hierin

[1]) Mittel, ohne Eintrag der Grundsätze und Grundlagen der vollkammensten Gleichheit aus einer demokratischen Republik den glücklichsten und angenehmsten Freystaat zu machen. — Helvetien 1802. — 89 S. 8°.

[2]) Hier mag noch eine handschriftliche Ergänzung des Hauptwerkes Platz finden, die einigen Wert hat:

« Lors de la suppression des dîmes en France chacun s'attendait que le prix du blé diminuerait considérablement et que le pain serait à meilleur marché. On ne prévoyait pas que le paysan, devenu plus aisé et plus riche, ne se rendrait plus au marché que quand le prix de ses productions serait au taux qu'il désirait, de sorte que depuis cette époque, au lieu d'avoir le pain à meilleur marché, il est au contraire plus cher qu'il ne l'a jamais été. Et comme on a été obligé de remplacer le déficit de la recette des dîmes par la création et augmentation d'autres impôts, savoir le droit des portes et fenêtres, des barrières (presque à chaque pas) et le droit d'entrée et de consommation dans les villes (sur le vin, la viande et le bois etc.), les villes se trouvent infiniment plus malheureuses qu'elles n'ont jamais été, et de plus, presque toutes les manufactures anéanties, vu que le [plus haut] prix du pain, joint aux impôts exorbitants à la charge des villes, y augmentent considérablement le prix de la main d'œuvre, de sorte que non seulement les objets d'exportation ordinaire tombent totalement par leur excessive cherté, mais encore ceux de l'importation deviennent infiniment plus considérables que jamais, par l'impossibilité de pouvoir les faire aux mêmes prix que ceux . . . ? où ce genre de système n'est pas établi. » 213, p. 441.

[3]) Es ist gedenkbar, daß Moll von Paris aus — NB. nicht seitens der Regierung! — mit solchen Andeutungen vertröstet worden war, die er freilich leichtgläubig annahm.

völlig frei; sie möge nun nichts versäumen, um eine glückliche Ordnung zu begründen. In der letzten Druckschrift findet sich auch ein direkt an die Schweizer gerichteter Aufruf, worin angedeutet wird, wie sein System sich anwenden ließe; doch waren seine diesfälligen Andeutungen nicht geeignet, Eindruck zu machen.

Es bedarf keiner nähern Erörterung, warum die Gedanken Molls auch diesseits keinen Erfolg hatten; doch mögen einige Notizen über den Stadtbau willkommen sein. Der Plan füllt ein großes Folioblatt[1]); dazu gehört eine Broschüre von 44 Seiten in Quarto. Die Zeichnung bildet ein stark längliches Rechteck, das 16 möglichst gleichmäßig angelegte Komplexe enthält; die Mitte bildet ein elliptisch runder Raum, in welchem der Nationalpalast, von großen Gärten umgeben, untergebracht ist; aber jedes der 16 Karrés hat einen entsprechenden Lichthof. Die Stadt umschließt eine Allee mit vierfachen Baumreihen; auf Mauern, Tore, Straßen, Brunnen rc. kann man sich ohne Weitläufigkeit nicht einlassen; nur eine Inhaltsübersicht der Broschüre soll in Note beigefügt sein.[2]) Die Baukosten sind auf 250 Millionen Franken berechnet, und die heiterste Seite des Voranschlags bildet der Antrag, einen großen Teil der Kosten durch die Ausgabe von Banknoten zu decken, die mit jedem Handwechsel so und so viel verlieren, bis sie auf 50 % herabgebracht sind und bei der Staatskasse gegen neue Scheine ausgetauscht werden. Wer dieses Wunder von Finanzpolitik genießen will, möge S. 29—34 des Kommentars studieren und nicht davon abstehen, bis er wenigstens einen Kanton mit einer solchen Schöpfung beglücken kann; ihm selbst und wohl auch dem Doppel-Patrioten J. J. Moll wird dann ein gefeiertes Andenken nicht fehlen.

Mit dieser Aufforderung und diesen Aussichten hofft der Biograph, soweit es hier angeht, seine Pflicht erfüllt zu haben.

Quellen: Die erwähnten Schriften von Moll. — Vgl. Altensammlung der Helvetik, Bd. VI. 530, 532. VII. 1066—67, 1071, 1303, 1304. (Helvet. Archiv Bd. 211, 213, 489).

Dr. J. Strickler.

[1]) Im Helvetischen Archiv liegen zwei Exemplare, eines bloß in Schwarzdruck, das andere koloriert.

[2]) Avant-propos. Utilité — Choix du site nécessaire . . . — Grandeur — Rues — Maisons — Boutiques — Places publiques — Palais et hôtels des particuliers — Edifices publics — Palais national — Eglises et chapelles — Remparts — Mur — Portes — Bureaux et corps de garde — Jardin extérieur et route du pourtour — Faubourgs et maisons de campagne — Promenades publiques — Police d'agrément — Moyens d'établir et bâtir cette ville — — Hôtels de pension régis par l'Etat (Maisons de retraite) — Caisse de département, de bienfaisance et d'utilité — Beauté d'une ville. — (Hier gekürzt).

Johannes Schneider.

1792—1858.

In der sog. Regenerationsperiode gab es im Kt. Bern keine treuern Volksfreunde und wenig emsigere und einsichtigere Arbeiter auf dem Felde des gemeinnützigen Wirkens als die beiden Schneider, welche längere Zeit miteinander den obersten Behörden angehört haben. Es sind Dr. Johann Rudolf Schneider aus dem Seeland [1]) und Johannes Schneider, der Emmentaler, zum Unterschied von jenem „Schneider älter" oder „Schneider von Langnau" genannt. Diese letztere Bezeichnung rührt daher, daß er, obwohl von Eriswil gebürtig, in Langnau zu Hause und mütterlicherseits ein Urenkel des berühmten Wunderdoktors Michael Schüppach [2]) auf dem Langnauerberge war. Sein Vater Andreas Schneider, selbst Arzt, bestimmte zwei seiner sieben Kinder, Michael und unsern Johannes, ebenfalls zum ärztlichen Stand. Zum Zwecke seiner Vor- und Ausbildung war Johannes in das damals blühende Institut Heinrich Pestalozzis nach Iferten gebracht worden, als der Vater Andreas schon am 3. Oktober 1806 das Zeitliche segnete. Dadurch erhielt sein Lebenslauf eine andere



[1]) Siehe Sammlung bern. Biogr. V.
[2]) Siehe Sammlung bern. Biogr. II.

Andreas Schneider und Barbara, geb. Brom
† 1806 † 1835

Andreas, Michael, Johannes, Maria, Susanna, A. Barbara und Anna Elisabeth.

als die beabsichtigte Richtung. Johannes studierte zwar die naturwissenschaftlichen Fächer und erwarb sich besonders in der Pflanzenkunde ausgedehnte Kenntnisse. Allein der Geist des edlen Pestalozzi und seiner Gehilfen rüttelte die jungen Gemüter auf und begeisterte sie, nicht nur selbst brave, edle und rechtschaffene Menschen zu werden, sondern auch das ihrige zur Hebung des Volkes aus geistiger Versunkenheit zu leisten. Darin erkannte Johannes Schneider allmählich auch seinen Lebensberuf und entschloß sich, Menschenbildner im Sinne seines großen Meisters zu werden. Und um diese Aufgabe um so besser lösen zu können, gedachte er Theologie zu studieren und als Pfarrer dereinst einer Musteranstalt vorzustehen. „Ich fühle", schrieb er am 28. Dezember 1810 seinem Freunde Josua Heilmann in Mülhausen, „von Tag zu Tag mehr, daß man nichts Größeres tun kann, als das unterdrückte und versunkene Volk aus dem Sumpfe zu ziehen und ihm den Weg zu zeigen, auf dem es zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen kann."

Allein Schneider wurde weder Arzt noch Pfarrer, sondern blieb vorläufig bei Pestalozzi, übernahm die Leitung einer Klasse der Anstalt und harrte hier aus, als andere seiner Gefährten wegzogen. Doch bald änderten sich die Umstände. Aus dem fernen Neapel langten Briefe an, die ihn einem neuen Wirkungskreise und auf diese Weise dauernd der pädagogischen Tätigkeit zuführten.

In Neapel regierte seit 1808 Napoleons I. ehemaliger tapferer General und Schwestermann Mürat, König Joachim I., der eine Reorganisation des Staates und besonders auch des Erziehungswesens vornehmen wollte. Ein deutscher Augenarzt, Namens Meier, der damals in Neapel wirkte, veranlaßte nun einen Pestalozzianer, den Dr. Georg Franz Hofmann aus der Pfalz, der mit Schneider mehrere Jahre in Iferten gewesen war, in Neapel eine nach Pestalozzis Gedanken eingerichtete und geleitete Erziehungsanstalt zu gründen. Hofmann eröffnete das Institut am 1. Mai 1811 und suchte Iferten in Neapel gleichsam neu erstehen zu lassen. Bald konnte er einen ausführlichen Bericht über den guten Gang der Anstalt an Pestalozzi

---

Michael wurde Arzt in Iferten, starb aber schon 1814 am Lazarethfieber, das die durchziehenden Oesterreicher eingeschleppt hatten. Die Anna Elisabeth wurde die Gemahlin des bernischen Oberrichters B. Marti und die Mutter des nachherigen Eisenbahndirektors und Regierungsrates Eduard Marti.

gelangen lassen und wünschte von ihm einen oder zwei tüchtige Lehrer zu erhalten. Es erklärten sich zur Übernahme dieser Aufgabe bereit unser Johannes Schneider und der Glarner Fridolin Baumgartner aus Schwanden. Beide verließen am 7. April 1812 die Anstalt in Iferten und den Vater Pestalozzi und langten am 10. Mai in ihrem neuen Wirkungskreise an, wo ihrer eine Fülle von Arbeit wartete. Schneider übernahm die Leitung der untersten Klasse und erteilte in den andern den Unterricht in Mathematik und seinem Lieblingsfache, der Botanik. Mit Pestalozzi stand er im Briefwechsel, ebenso mit Niederer und andern Amtsgenossen, die er in Iferten hatte kennen und schätzen lernen. „O welcher Gedanke", schrieb er an einen derselben, namens Leuenberger, „vielleicht einst vereint mit dir etwas zur Verbesserung der Landschulen unseres Kantons beitragen zu können!" Dieser Wunsch ging später in schönster Weise in Erfüllung.

In Neapel blieb Schneider mehrere Jahre, obschon oft eine schmerzliche Sehnsucht nach der Schweizerheimat, besonders nach Iferten, in ihm sich regte und auch seine treue Mutter zur Heimkehr drängte. Im September 1814 verlor er seinen Freund und Mitarbeiter Fridolin Baumgartner durch den Tod, und da auch die Anstalt, an der er wirkte, allerlei Anfechtungen, besonders von kirchlicher Seite, ausgesetzt war, so verließ er bald darauf den Boden Italiens und kehrte über Mailand und den Gotthard in sein Langnau zurück. Dem Aufenthalt in Neapel aber verdankte Schneider außer der Kenntniß der italienischen Sprache eine reiche Erfahrung und seine soziale Ausbildung.

In Langnau begrüßten ihn bald Nachrichten und Briefe aus Iferten. Er folgte den Einladungen Pestalozzis und Niederers und zog wieder in ihren Kreis, um als Lehrer tätig zu sein. Er blieb bis in den Sommer 1817, wo er sich ein selbständiges Wirkungsfeld in Langnau gründete und sich mit Maria Röthlisberger, der Tochter des dortigen Statthalters, verheiratete.

In Michael Schüppachs ehemaligem Wohnsitz daselbst eröffnete er eine Erziehungsanstalt für Knaben. Außer den gewöhnlichen Fächern, welche in gehobenern Volks- und in Sekundarschulen gelehrt werden, wurde in dem Institut auch Latein und Italienisch gelehrt, und tüchtige Lehrkräfte halfen ihm bald einen guten und ausgedehnten Ruf verschaffen. Unter den Lehrern sind, außer Schneider,

vor allem zu nennen: Jakob Friedrich Lüthi, zwei Brüder Boltshauser aus Biel und Johann Rothenbach. Des erstgenannten Vater, Jakob Lüthi, hatte als Courier einer vornehmen englischen Familie einen großen Teil Europas durchreist und viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, die seinem Sohne reichlich zugut kamen. Aus der Nähe und Ferne wurden Söhne angesehener Familien, namentlich auch solche aus der Westschweiz, dem Institut auf dem hübsch gelegenen Langnauerberge zur Erziehung und Bildung anvertraut.[1]) Dieser schönen, stillen Beschäftigung widmete Schneider etwa 13 Jahre lang seine besten Kräfte, ohne sich indessen von den öffentlichen Angelegenheiten fern zu halten. So half er im Jahre 1827 das „Wettschießen" gründen, dessen Hauptzweck in der Pflege guter Nachbarschaft des Oberemmentals mit dem Entlebuch bestand.[2]) Als dasselbe am 26. Juni 1830 abgehalten wurde, brachte Schneider seine Gesundheit noch „auf den Wohledelgebornen Hochgeehrten Herrn Oberamtmann und die Wohlehrwürdigen Herren Geistlichen" aus, während er im folgenden Jahre in seiner Anrede vor allem seiner „Freude über die wiedererworbenen Rechte und Freiheiten des Volkes" Ausdruck verlieh und sein Lebehoch „auf das Wohlsein der werten Versammlung und die Freiheit der Völker" brachte. Damit ist nicht nur der politische Umschwung jener Zeit, sondern zugleich die Stellung, welche Schneider zu derselben einnahm, angedeutet.

Den Pädagogen Schneider entzog die Staatsumwälzung des Jahres 1831 seiner Tätigkeit am Institut auf dem Langnauerberge, und es folgte für ihn die Zeit der öffentlichen Tätigkeit im Kanton Bern während cirka zwei Jahrzehnten. Sein Verwandter, der oben bereits genannte Jakob Friedrich Lüthi, führte die Anstalt weiter bis zur Entstehung der Sekundarschule in Langnau im Sommer 1837. Schneider wurde bei der Umwälzung in den Verfassungsrat, dann in den Großen Rat und von diesem in die neue Regierung gewählt. Keiner seiner Kollegen, welche 1831 in diese Behörde gelangten, hat

---

[1]) Mitteilung von Postverwalter Eduard Lüthi, dem Sohne Jakob Lüthis. Vgl. „Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Sekundarschule Langnau", von E. Müller, Pfarrer, S. 9—12 und 56—58.

[2]) Das „Wettschießen" wurde später je alle zwei Jahre abwechselnd auf einer Schießstätte des Emmentals und des Entlebuches abgehalten. Als einmal Entlebuch Festort war, brachten die Langnauer eine weiße „Gybe" (Geiß, fingiertes Wappen) als Ehrengabe. (Emmentalerblatt vom 26. Mai 1858.)



ihr, wie er, so lange ununterbrochen angehört und die Wechselfälle des wichtigen, aber äußerst aufgeregten Zeitabschnittes unserer heimatlichen Geschichte überstanden. Ohne Staatsmann im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, förderte er doch alle nationalen Angelegenheiten mit einer ihm eigenen Klugheit, mit Entschiedenheit und nach seiner jeweilen nach reiflicher Überlegung gewonnenen Überzeugung. Lange war er eines der populärsten Regierungsmitglieder, stets beseelt vom besten Willen für das leibliche und geistige Wohl des Volkes, und dieser gute Wille ließ selbst seine Schwächen, nämlich eine nach Ansicht des strengen Radikalismus hie und da zu weit getriebene Gutmütigkeit und eine gewisse Empfindlichkeit übersehen. [1])

Von Anfang seiner politischen Tätigkeit an lag ihm das Volksschulwesen und jedes damit im Zusammenhang stehende gemeinnützige Unternehmen am Herzen. Bei der Bestellung der neuen Regierung wurde er in das siebengliederige Erziehungsdepartement gewählt und ihm hier das Vizepräsidium übertragen. [2]) Präsident war Karl Neuhaus, der Mann mit höher fliegenden Gedanken und raschen Entschlüssen, während Schneider der stille, ernste Detailarbeiter war und blieb. Gleich von Anfang der neuen Ära an wirkten beide kräftig für die Gründung von Bildungsanstalten, der Hochschule und der Seminarien. Das Seminar zu Münchenbuchsee entstand 1833, ein Jahr nachher die Hochschule in Bern; 1835 folgte ein Primarschulgesetz, 1838 das Lehrerinnenseminar zu Hindelbank. [3]) Charakteristisch für Schneiders Gesinnung und seine Tätigkeit zur Förderung des Bildungswesens ist die Äußerung bei der Beratung eines Gesetzes über den Privatunterricht im November 1832 (an Stelle des Gesetzes über die Beschränkung des Privatunterrichts vom 17. Februar 1809). Er gab bei diesem Anlaß seiner Freude darüber Ausdruck, „daß der Große Rat sich des Erziehungswesens annehmen wolle, was seit 100 Jahren zum erstenmal wieder geschehe, indem die Schulordnung von 1820 und seitherige Erlasse nur von Schultheiß und Rat oder von Schulbehörden selbst ausgegangen seien."

[1]) „Berner Verfassungsfreund" von 1840, S. 9. Vergl. Sammlung Bern. Biogr. IV. 603.

[2]) Fernere Mitglieder des Erziehungsdepartements: Phil. Emanuel v. Fellenberg. Anton von Tillier, Johann Schnell, Bernh. Rud. Fetscherin und J. L. Samuel Lutz.

[3]) Kummer, J., Geschichte des Schulwesens im Kt. Bern, 1874.
Egger, Jakob, Geschichte des Primarschulwesens im Kt. Bern, 1879.
Marlig, Em., Geschichte des Seminars Münchenbuchsee, 1883.
Müller, Ed., Geschichte der Hochschule, Festschrift, 1884.
Grütter, K. Das Seminar Hindelbank, 1896.

An der Erstellung des ersten bernischen Primarschulgesetzes hatte Schneider einen wesentlichen Anteil. Für die verschiedenen grundlegenden Fragen wandte er sich an seine pädagogischen Freunde, um ihre Ansichten und Ratschläge zu vernehmen. So war es namentlich Dr. Johannes Niederer, der Pestalozzianer von Iferten, mit welchem Schneider um diese Zeit öfters korrespondierte, um dessen Absichten über die Schuleinrichtungen in Bern zu vernehmen. „Die pädagogische Belebung und Belebtheit des Volkes ist wohl die schönste Seite unseres jetzigen Zustandes in der Schweiz, und was Sie aus Ihrem Kanton berichten, erhebend, ja begeisternd", schrieb Niederer am 9. Februar 1834. „Bern hat sich im Politischen zu Nationalgrundsätzen erhoben; es erhebe sich nun auch im Bildenden zu Nationalgrundsätzen, und sein Verdienst wird bleibend, sein Ruhm unsterblich sein." Philosoph und Idealist, wie er war,[1]) machte Niederer im weitern den merkwürdigen Vorschlag, die Pädagogen des In- und Auslandes zur Äußerung ihrer Ansichten und Eingabe von Vorschlägen zu einem Volksschulgesetz zu veranlassen, also eine Art internationaler Konkurrenz zu veranstalten. „Selbst aus dem Kantonalgesichtspunkt angesehen", schrieb er an Schneider, „habe ich nie begreifen können, warum es noch keinem Erziehungsdepartement, keinem Groß- oder Regierungsrat eingefallen ist, Schulgesetzesentwürfe einer allgemeinen Prüfung vorzulegen und vor Experten nicht bloß des Kantons, sondern der Schweiz, selbst des Auslandes, wenn irgendwo ein pädagogisches Talent sich hervortut, zu verlangen." Die Errichtung der Hochschule, meinte Niederer, sei „unzeitig".[2]) Hauptsache schien ihm das Volksschulgesetz zu sein. Als Schneider ihm bald nachher den Entwurf zu einem solchen zur Einsicht zustellte, schrieb er zurück: „Ich kann Ihnen vorläufig sagen, daß ich Ihr Gesetz für das Beste von allen bisher in der Schweiz erschienenen Schulgesetzen halte, aber dennoch für kein gutes." Dann folgte im Herbst 1834 eine eingehende „Begutachtung des Gesetzesentwurfs über die öffentlichen Primarschulen an das hohe Erziehungsdepartement der Republik Bern", nachdem er dieselbe vorher auch dem Herrn Johann Friedrich Aeby, Präsidenten des Schullehrervereins in Burgdorf, unterbreitet hatte. „Vor allem, sagte er darin, gefällt mir (am Entwurf) seine Einfachheit, Klarheit

---

[1]) Dr. Otto Hunziker, Geschichte der schweizer. Volksschule, II. 143/144.

[2]) „Es wird dem Vaterland wohlgehen, wenn Bern auch pädagogisch eine Volksmacht wird. Davon hängt wohl noch weit mehr von seiner Primarschule, als von seinen wissenschaftlichen Anstalten und von der Universität ab." (Niederer an Schneider vom 2. Oktober 1834.)

und Umfassung und der praktische Schulverstand. Die Änderungen, welche er vorzunehmen anriet, bezogen sich zunächst auf die ökonomischen Verhältnisse der Lehrer. Er fand es, und dies mit Recht, „erschreckend, wenn auf jeden der 896 Schullehrer des Kantons im Durchschnitt nur 75 Fr. Besoldung fallen" und der jährliche Staatszusatz nur 40,000 Fr. betrage. Es müsse „ein Minimum, d. h. eine von der Willkür freie Besoldung für den geringsten Verdienst, die ärmste Gemeinde und den wohlfeilsten Ort" festgesetzt werden. Das Gesetz müsse die Beiträge des Staates, der Gemeinden, der Hausväter und der Schüler (!) zur Lehrerbesoldung bestimmen. Nach Niederers Ansicht sollte der Staat nicht die sämtlichen Kosten, auch nicht einmal den wesentlichen Anteil an die ökonomischen Leistungen für die Schule übernehmen, weil diese „vor allem Volkssache ist". „Nicht nur aus Finanzgründen kann er das ganze Schulwesen nicht übernehmen, sondern er darf, er soll es nicht aus Natur- und Sittlichkeitsgründen." Auch hinsichtlich des Unterrichts machte Niederer, der „Philosoph der Methode", wie er gelegentlich auch genannt wird, Vorschläge, die Schneider als das hinnahm, was sie eben waren: als Äußerungen eines Idealisten, „der Kanonen gießt vom größten Kaliber und Gerüste zu diesen Kanonen macht, die wie der Turm zu Babel bis an die Wolken reichen". [1])

Den Pädagogen Friedrich Fröbel hatte Schneider schon in Iferten kennen gelernt, als derselbe um's Jahr 1810 der Pestalozzischen Anstalt daselbst einen längern Besuch abstattete. [2]) Aus zwei noch vorhandenen Briefen geht hervor, daß Schneider am 30. Sept. 1833 im Auftrage des Erziehungsdepartementes die Fröbelsche Anstalt in Willisau besucht und gleichsam inspiziert hat. „In meinem geliebten Vaterlande, in einem Wirkungskreise, der für dasselbe von hoher Bedeutung ist, in einem heiligen Eifer, der des unvergeßlichen Vaters Pestalozzi Brust mit Wonne erfüllt hatte und dessen Segen ohne Zweifel auf Ihrem (Fröbels) Wirken ruht", so sah er seinen alten Freund „nach einer Trennung von 23 Jahren einmal wieder".

---

[1]) Idealistischer Natur waren z. B. auch die Äußerungen: „Eine republikanische Staatsverfassung ohne Erneuerung des gesellschaftlichen Zustandes in eine auf Volkssouveränität gegründete Schulverfassung und Kirchenverfassung ist eine fortwährende Lüge." „Die Pestalozzische Methode läßt sich in ihrem höchsten Sinn und Umfang aus der biblischen Schöpfungsgeschichte ableiten und erklären." Niederer regte an: „Die Stiftung einer zur Ausarbeitung bildender, der Idee und Methode der Bildung entsprechender Schul- und Erziehungsmittel bestimmter Experimentalanstalt." (Niederer an Schneider vom 2. Oktober 1834.

[2]) Alb. Heuer, Schulgeschichte von Burgdorf, S. 42 u. f.

Schneiders Bericht über Fröbels Wirksamkeit lautete für diesen sehr schmeichelhaft. „Seit Jahren hatte ich", schreibt er, „dieses Wirken in Pestalozzischem Geist und Gemüt nicht mehr anschauen und fühlen können. Destomehr überraschte es mich und zwar um so viel mehr, da Sie (Fröbel) mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen haben und die Feinde des Lichts, des Christenthums und der Freiheit Ihre Tatkraft nicht nur zu hemmen, sondern zu vernichten suchen. Nicht allein die ausgezeichneten Fortschritte Ihrer Zöglinge, die diese in wenigen Monaten erwerben, haben mich angesprochen und hoch erfreut ..... Es hat mich ferner erfreut Ihrer Mitarbeiter Aufopferung und gänzliche Hingebung für den edelsten Zweck, die Menschenbildung im edelsten Sinne des Wortes u. s. w. In einer Antwort machte Fröbel seinen Freund auf einen in der Neuen Zürcherzeitung Nr. 80 vom 5. Oktober 1834 erschienenen Bericht über die Willisauer Anstalt aufmerksam. Bald aber wurde Fröbel, offenbar auf Schneiders Veranlassung hin, zur Leitung eines Bildungskurses für Volksschullehrer nach Burgdorf berufen, an welchem außer ihm auch der Prof. Joh. Schnell, Alb. Bitzius und der Sängervater L. Müller Unterricht erteilten. [1])

Sein ganzes Interesse lenkte Schneider auch auf die Erziehung der Armen. Von ihm[2]) ging die erste Idee zur Gründung des „Verein für christliche Volksbildung" aus. Er machte die Anregnng dazu im Oktober 1832 „am letzten Abend der damals versammelt gewesenen großen Schulkommission, nachdem über das gesamte Schulwesen unserer Republik manch wahres, wohlmeinendes Wort geredet worden war." Es wurde eine Kommission gewählt und schon am 3. Dezember 1832 durch einen Aufruf das gesamte Bernervolk zur regen Teilnahme aufgefordert. In wenigen Monaten wurden mehrere tausend Franken gesammelt und fernere Beihilfe vielfach zugesagt. Am 22. April des folgenden Jahres sodann wurden die Ausgeschossenen aller Kantonsteile zu einer Hauptversammlung zusammenberufen, welche der Pfarrer Friedrich Langhans von Münchenbuchsee präsidierte. Schneider erstattete Bericht über das, was bereits geschehen war und stellte Anträge über ein weiteres Vorgehen. Unter anderm wünschte er die Errichtung einer Normal-Armenerziehungsanstalt, d. h. einer Anstalt, welche andern ähnlichen Gründungen als Muster hingestellt

[1]) Alb. Heuer, Schulgeschichte von Burgdorf, S. 48 u. f.

[2]) Ein Expose von Schneider (in seinem Nachlaß zu Langnau) sagt: „Von einem Mitgliede, dem das Wohl des Vaterlandes warm am Herzen liegt." Es war eben Er selbst. Wäre es ein anderer gewesen, so hätte Schneider ihn ohne Zweifel mit Namen genannt.

werden konnte. „Diese Haushaltung müßte", sagte Schneider, „ganz nach dem Vorbilde derjenigen eines braven, einsichtsvollen Landmanns eingerichtet sein: ein christlicher Sinn wäre darin vorherrschend, ein wahrhaft bildender Unterricht müßte in Haus und Feld die allseitigen Anlagen der Kinder entwickeln, im Schweiße des Angesichts könnten sich diese ihr Brot bald selbst verdienen. Gewöhnung an Arbeit, Fleiß, Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit wäre in wenigen Jahren ihr Erbteil. Aus dieser Anstalt gingen nach und nach wackere Landarbeiter, Handwerker, Volkslehrer (!), Vorsteher anderer ähnlicher Anstalten und was das Wichtigste ist, rechtschaffene Menschen hervor, die dem Elend sicherer entrissen wären, als so mancher reiche Müssiggänger, der nichts, als sich gut zu pflegen, gelernt hat. Wenn der Verein bei zunehmenden materiellen Kräften, die sicherlich nicht fehlten, mehrere solche Institute, worunter sobald möglich auch eines für Mädchen errichten könnte, wenn auch der Staat einmal, statt Abhandlungen über das Armenwesen zu krönen, um sie dann in geheime Winkel zu schieben, dem Beispiele des Vereins in größerer Ausdehnung nachfolgte — o dann würden unsere Mitbürger weniger über bald unerschwingliche Tellen klagen, die Gemeinden weniger über die Folgen des Maternitätsgesetzes jammern; die Richter hätten mehr Ruhe, die Gefängnisse und Zuchthäuser geringere Bevölkerung" u. s. w. Er machte ferner darauf aufmerksam, daß Hofwil und Maikirch, beides Fellenbergsche Schöpfungen, schon weit über 400 Zöglinge „ohne weitere Beisteuern" (als die freiwilligen) versorgt haben und die von Hofwil ausgegangenen Armenerziehungsanstalten an der Linth, zu Carra, Schurtannen bei Trogen, Gundeldingen bei Basel, Bläsihof in Zürich, Echichens bei Rolle und Teufen im Appenzellerland die Lösbarkeit solcher Aufgaben bewiesen hätten. In der Frage der Armenbildung gingen die Ansichten Schneiders mit denjenigen seines Freundes Niederer nicht ganz einig. Letzterer war gegen die Anstaltserziehung und hielt auch „die Wehrlianstalten und alles, was ihr Ähnliches unternommen, wobei die Geistesübung auf ein par Stunden des Tages beschränkt wird, für durchaus ungenügend" (Niederer an Schneider vom 20. November 1834). Um so erfreuter war der väterliche Hermann Krüsi über die Bestrebungen des Vereins für christliche Volksbildung und die Gründung von Anstalten, und auch Joh. Jakob Wehrli schrieb an Schneider, daß er sich besonders freue über dessen „außerordentliche Teilnahme in der Sache der Armenerziehung." — Das Programm, welches nun der „Verein für christliche Volksbildung" für seine Tätigkeit entwarf,[1]) war für jene

[1]) Berner Taschenbuch 1886, S. 150 u. f.

Zeit großartig. Es stellte demselben folgende Aufgaben: Errichtung und Förderung von Kleinkinder- und Arbeitsschulen, Erleichterung des Schulbesuches für arme Kinder durch Sparsuppen, Beschaffung von Lehrmitteln für dürftige Schüler, Unterstützung der Lehrer in ihrer Fortbildung, Förderung von Lehrerbibliotheken und vor allem: Gründung von Armenerziehungsanstalten — alles hauptsächlich gestützt auf die Hoffnung privater Beteiligung aus den verschiedenen Schichten



der Bevölkerung. Der Verein stellte Schneider als Präsident an die Spitze seiner Tätigkeit. Die menschenfreundlichen Bestrebungen fanden zuerst den nachhaltigsten Erfolg in Schneiders engerer Heimat: im Emmental. Zu Trachselwald entstand fast zu gleicher Zeit mit dem Verein selbst eine Anstalt für Knaben, sodann ebenfalls eine solche im Schachenhof bei Wangen und eine dritte auf Bätwil bei Burgdorf. Diese letztere, gegründet und unterhalten hauptsächlich von Burgdorf aus, galt bald als eigentliche Musteranstalt im Sinne des Vereins für christliche Volksbildung und hatte eine Zeitlang etwa

30 Zöglinge. Am 30. November 1836 versammelte Schneider den Verein im Hörsaal der Hochschule zu Bern, um „im Vertrauen auf Gott und guter Menschen Hilfe“ zwei weitere Anstalten ins Leben zu rufen. Es entstanden in der Folge diejenige in Schneiders Eigentum auf dem Dorfberg bei Langnau und die Mädchenanstalt in der Rütti bei Bremgarten, einem Landgut, das damals dem Pfarrer Eduard Bähler zu Neuenegg gehörte.[1]) Der Langnaueranstalt überließ Schneider als Eigentümer des Gutes die von früher her daselbst vorhandenen Mobilien zum unentgeltlichen Gebrauch, während die Liegenschaft von der Anstalt auf sogen. Halbpacht bearbeitet wurde. Ihr erster Vorsteher hieß Wampfler. Das Kostgeld belief sich, dank dem Entgegenkommen des eigentlichen Besitzers des Gutes, für den Zögling auf bloß 30—50 Fr. jährlich.

Auf Schneiders Anregung hin hatte sich in Langnau auch ein „Gemeindeverein“ gebildet, der im Winter 1833/34, vorbildlich für andere Ortschaften, armen Kindern zur Mittagszeit Brot (und Suppe), die Portion zu 1 Bz. (15 Rp.), austeilte. Im Jahr 1836 betrugen die daherigen Kosten des Vereins 129 L., d. i. gegen 200 Fr. in heutiger Währung.

Auch die Entstehung anderer wohltätiger Anstalten im Bernerlande läßt sich auf die Wirksamkeit der Mitglieder und Freunde des Vereins für christliche Volksbildung zurückführen, so die zu Rüeggisberg für Mädchen und die zu Köniz für Knaben. Schneider stand auch der im Jahr 1836 durch den Altgroßweibel G. E. von Morlot[2]) gestifteten Blindenanstalt in Bern als Vizepräsident vor und war ferner Präsident der Schullehrerkasse, sowie der 1836 eröffneten Einwohnermädchenschule in Bern,[3]) deren Hauptbegründer er war. Wo es eine Sache des Volkswohles und der Bildung zu fördern gab, stellte er sich mit Leib und Seele dazu. So finden wir ihn z. B. an

[1]) Über Pfr. Bähler s. „Sammlung Bern. Biographien, Bd. III. Die Mädchenanstalt besteht heute noch, aber nicht mehr in Rütti bei Bremgarten, sondern im Steinhölzti bei Köniz.

[2]) Sammlung Bern. Biographien, Bd. I.

[3]) Es bestand in Bern schon vorher eine sog. höhere Mädchenschule, „in der aber im Verhältnis zur Bevölkerung und in Anbetracht der Aufnahmsbedingungen nur die Einen, nicht aber die Andern leichtern Zutritt finden konnten. Am 2. August 1835 konstituierte sich nun der Verein zur Gründung der Einwohner-Mädchenschule, in welcher Mädchen aus allen Ständen Aufnahme finden sollten. Ihre Statuten wurden am 16ten gleichen Monats angenommen. Die Schule konnte erst am 3. Februar 1836 mit einer religiösen Feier eröffnet werden. Es fanden sich für die 5 Klassen 150 Schülerinnen ein.“ (Aus der Präsidialrede Schneiders bei der Promotionsfeier am 19. April 1846.)



der Spitze eines Hilfskomitees, als im Juli 1839 die zwei jurassischen Dörfer St. Immer und Tramlingen von Feuersbrünsten in schrecklicher Weise heimgesucht und am erstern Orte 29, am andern 16 Häuser und die Kirche in Schutt verwandelt wurden.

Eine so hervorragende Rolle auf dem Felde der Politik wie manche seiner Kollegen und Zeitgenossen spielte Johannes Schneider nicht. Als Redner war er nicht hervorragend. Schlicht und einfach trug er seine Ansichten vor. In seinem Wesen und Wirken offenbarte sich aber ein Biedersinn, der sich Achtung abnötigte. Im Emmental war er deshalb besonders beliebt. Es geht dies daraus hervor, daß er hier jeweilen bei den Erneuerungswahlen, so am 23. Oktober 1837 und am 26. Oktober 1843, in beiden Kreisen Signau und Trachselwald auf den Schild erhoben wurde. Er nahm beidemale für Trachselwald an.

In politischen Fragen von mehr oder weniger heikler politischer Natur ging er oft seinen selbständigen Weg. Als Frankreich im Jahre 1838 von der Schweiz die Ausweisung Louis Napoleon Bonapartes verlangte, stimmte er, als die bernische Regierung in der wichtigen und namentlich für die Brüder Schnell von Burgdorf folgenreichen Sitzung vom 19. September die Angelegenheit behandelte, mit Karl Neuhaus, Karl Kasthofer, Dr. Joh. Rud. Schneider, Bernhard Rud. Fetscherin, Johann Geiser, Rudolf Ludwig von Jenner, Xaver Stockmar und August Langel mit Entschiedenheit für Abweisung des Begehrens. Fünf Tage später behandelte der Große Rat dieselbe Frage und stimmte mit 106 gegen 104 Stimmen dem Mehrheitsantrag der Regierung zu. „Der Begriff, den ich von der Ehre habe", sprach Schneider, „und der Eid, den ich für die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes geschworen, machen es mir zur Pflicht, der Abweisung zuzustimmen und sollte es mich auch die größten Opfer kosten; Louis Napoleon ist Schweizerbürger, Thurgau hat es bezeugt; — wollen wir lieber Frankreich als Thurgau glauben? — Das ginge über mein Schweizerherz."

Dagegen gehörte Schneider in der Regierung zur Minderheit, als diese im Februar 1840 die sogen. Amnestiefrage der Prozedur von 1832 („Erlacherhofverschwörung") beriet. Er wollte nur auf eingegebene Gesuche hin begnadigen helfen, während die Mehrheit alle durch das Obergericht ausgesprochenen Strafen, soweit sie nicht bereits vollzogen waren, zu erlassen beantragte. Am 28. Februar beschloß der Große Rat im Sinne der Minderheit, also auch Schneiders, und zwar mit 125 gegen 73 Stimmen. „Schon die Eidverweigerung der Offiziere von 1832 hat nur den Zweck gehabt, der damaligen Regierung Ver-

legenheiten zu bereiten", meinte Schneider, „und die Erlacherhofgeschichte ist strafbar gewesen. Freiheit geben und Freiheit nehmen ist zweierlei, ersteres nicht strafbar, selbst wenn eine Revolution damit verbunden wäre. Freiheit untergraben dagegen ist strafbar."

Mit Philipp Emanuel von Fellenberg, dem berühmten Stifter von Hofwil, der im Erziehungsdepartemente, sowie im Großen Rate vermöge seiner Tatkraft und seiner reichen Verdienste um das Erziehungswesen großen Einfluß ausübte, stand Schneider auf gutem Fuße, wahrte sich aber auch ihm gegenüber sein selbständiges Urteil. Als Pfarrer Langhans, von dem oben bereits die Rede war, sein Amt als Seminardirektor kaum angetreten hatte, entstand zwischen ihm und Fellenberg über die Art der Leitung der Anstalt eine heftige Uneinigkeit. Fellenberg äußerte sich im Rate in folgenden Worten über sie: „Unsere Normalschule ist unter aller Kritik. Es wäre besser, man hätte keinen Heller dafür ausgegeben. Wenn ich im Grabe sein sollte, so möchte ich aufstehen und warnen vor dem Fluch, den wir uns aufladen." [1]) Schneider nahm den angegriffenen Langhans in Schutz: „Es ist bedauerlich", sprach er, „daß jemand, der nur 10 Minuten vom Seminar Münchenbuchsee entfernt ist, durch andere den Bildungsgang beobachten läßt und dann Berichte unter das Publikum wirft. Ich muß da an den Balken im eigenen Auge denken. Es wäre auch in Hofwil allerlei zu kritisieren."

Am 21. Juni 1841 behandelte der Große Rat ein vom Erziehungsdepartement vorgelegtes Dekret über die Aufhebung der bei der Gründung des Seminars eingerichteten Muster- und Übungsschule, einer Art Anstalt für arme Knaben aus verschiedenen Gegenden des Kantons. Auch in dieser Frage gingen die Meinungen Fellenbergs und Schneiders auseinander. Ersterer bedauerte die Aufhebung und bezeichnete diese als Rückschritt im Erziehungswesen. Schneider dagegen redete für Aufhebung, weil die Gemeinde Münchenbuchsee ihre Dorfschule als Musterschule anbiete, wodurch der Zweck erfüllt werde. Schultheiß Neuhaus fügte hinzu, der Staat könne bei der Aufhebung eine Ersparnis von 10,000 Franken machen. [2])

---

[1]) Über den Fellenberg-Langhansstreit s. Martig: Geschichte des Seminars Münchenbuchsee, S. 21 ff. Obige Notiz dient als Beitrag dazu.

[2]) Als in den 30er Jahren einmal das Büdget für das Schulwesen beraten wurde und sich ein Ausgabeposten von total 54,570 Fr., worunter 40,000 Fr. für Lehrerbesoldungen, ergab, rief Neuhaus: „Es gibt im Kt. Bern 40,000 Hunde. Setzen Sie eine Taxe von 1 Fr. auf jeden Hund, so haben Sie die Summe."

Am 21. November 1844 ging der große Stifter von Hofwil zur ewigen Ruhe ein. Wenn Schneider, wie obige Beispiele zeigen, nicht immer seinen Ansichten zustimmen konnte, sondern im Gegensatz zu ihm hin und wieder die eigene Überzeugung verfocht, so ehrte er in demselben doch den wahrhaft hohen Charakter und verdienstvollen Patrioten. An der Begräbnisfeier, die auf den 23. Nov. angeordnet war, ließ sich der Große Rat durch Johannes Schneider, Alt-Landammann Alexander Funk und Staatsschreiber Hünerwadel vertreten.

Die folgenden Jahre bereiteten im Kt. Bern eine vollständige politische Umgestaltung vor, in welcher Schneider sein Verhalten so einzurichten verstand, daß er das Vertrauen der sich hervordrängenden freisinnig-radikalen Partei im ganzen Lande sozusagen einstimmig besaß. Der dafür entscheidende Zeitpunkt fiel in den September 1845. Es waren die beiden unglücklich ausgefallenen Freischarenzüge (vom 8. Dezember 1844 und vom 31. März 1845) vorausgegangen. Ihr Ende hatte der bestehenden bernischen Regierung, von welcher einzelne Mitglieder in mehr oder weniger deutlicher Weise ihre Sympathien mit dem Unternehmen kundgegeben, dann aber diese Haltung selbst verleugnet hatte, scharfe Angriffe von allen Seiten, besonders von den Radikalen, zugezogen. Es seien, berichtete Johann Weber von Utzenstorf, in dem auf den 10.—14. Sept. 1845 außerordentlich zusammenberufenen Großen Rat die meisten Mitglieder der Regierung, ja sogar die beiden Schultheißen „im Guckkasten umetrohlet".[1]) Während nun die Mehrheit der Regierung von der obersten politischen Behörde ein Zutrauensvotum verlangte und dafür „einen entschiedenen Fortschritt, aber auf legalem Weg" versprach, erklärte in der denkwürdigen Großratssitzung vom 10. und 11. September 1845 die Minderheit im Bewußtsein erfüllter Pflicht, ein solches Zutrauensvotum entbehren zu können. Zu dieser Minderheit gehörte mit Dr. Joh. Rudolf Schneider, Albr. Jaggi und J. Schmalz auch unser Johannes Schneider. Die Mehrheit erhielt zwar das gewünschte Zutrauensvotum in glänzender Weise, nämlich mit 137 gegen 42 Stimmen.

[1]) Der von Fr. Jenni redigierte „Guckkasten" verschonte allerdings niemanden, auch Schneider nicht, als derselbe im Juli 1845 das Erziehungsdepartement also kennzeichnete: „Neuhaus, Präsident, früher liberal. Schneider von Langnau, Juste milieu, möchte überall der liebe sein! Fetscherin, Stadtburger und Freimaurer, nichts weniger als liberal. Hünerwadel, Staatsschreiber, verdankt seine Stellung dem Einflusse von Neuhaus. Guthnik, Apotheker, ein eingekaufter Fremder, aristokratisch. Rüetschi, liberal, aber abhängig, nicht geeignet, Opposition zu machen. Dr. Kehr, liberal, trat aber aus, ehe der Ausweisungsbeschluß erfolgte."



Allein sie geriet damit, nämlich mit der Betonung der Legalitätsfrage der bereits im vollen Gang sich befindlichen Umwälzung in schroffen Gegensatz zu den Häuptern dieser Bewegung, zur sog. jungen Schule, zum neu entstandenen radikalen Volksverein und kam in dem nun folgenden politischen Kampfe zu Fall. Der Kampf spielte sich in den Zeitungen, in den Behörden und besonders in zahlreichen Volksversammlungen im Lande herum ab. Er drängte zunächst hin auf Vertreibung der Jesuiten, dann auf die Verfassungsänderungen in Kanton und Bund. Auch Schneider, der schon früher einmal das Freiheitgeben, selbst wenn es mit Revolution verbunden sei, als nicht verwerflich bezeichnet hatte, nahm tätigen Anteil an diesen Bewegungen. Am 11. Januar 1846 fanden zu Aarberg, Gwatt, Unterseen und Sumiswald stark besuchte Volksversammlungen statt. Am letztgenannten Orte trat außer Funk u. a. auch Schneider als Redner auf und empfahl die Totalrevision der kantonalen Verfassung durch einen Verfassungsrat, um gleich nachher nach Burgdorf zu reisen und hier am folgenden Tage an der Feier zur Erinnerung an die Geburt seines großen Lehrmeisters Pestalozzi teilzunehmen. [1])

Nach allen Richtungen hin trug die „junge Schule" den Sieg davon. Am 16. März 1846 versammelte sich der 14 Tage zuvor gewählte Verfassungsrath zum ersten Male. Schneider, der in drei Bezirken (Sumiswald, Langnau und Huttwil) gewählt worden war, hatte die Ehre, denselben zu eröffnen. [2]) Er wurde zunächst in die 27er Kommission, welche die Verfassung vorzuberaten und aufzustellen hatte, und sodann zum Vizepräsidenten erwählt. Wiederholt ergriff er bei den interessanten Beratungen das Wort. Gleich im Anfang setzte er die Anstellung von Stenographen durch, weil, wie ein anderes Mitglied (Jaggi) bemerkte, „angestellte besser sind als versteckte auf der Tribüne". Er redete für Einführung des von Weyermann beantragten Veto, verlangte für die Kirche eine gemischte, d. i. eine aus Geistlichen und Laien bestehende Synode, sprach sich gegen die periodische Wahl der Pfarrer und Lehrer und gegen die Zentralisation des Armenwesens aus und griff namentlich bei der Organisation des

---

[1]) Pestalozzis Geburt fällt auf den 12. Januar 1746. In Burgdorf begann die Feier in der Kirche, wo Pfr. H. Lemp über Matth. 18, 5 predigte. Dann folgten im Waisenhaussaale die Vorträge von Schneider, Zyro und Pfr. Friedr. Voll.

[2]) Präsident des Verfassungsrates wurde der Obergerichtspräsident Alexander Funk von Nidau. Der ersten Sitzung ging ein Gottesdienst in der Hl. Geistkirche voraus, wo der Pfarrer (und nachherige Staatsschreiber) Alb. Weyermann eine treffliche Predigt hielt, die auf Schneiders Antrag gedruckt wurde.

Schulwesens (§ 91) in die Beratung ein. In einem längern Vortrage beleuchtete er am 6. Mai den unzulänglichen Zustand der Volksschule, der überfüllten Klassen und der mangelhaften Besoldungsverhältnisse der Lehrerschaft. Allerdings hätten sich, fügte er bei, von 1832—1844 die Ausgaben für das Schulwesen von 18,000 auf 260,000 Fr. und die Zahl der Schulen um 292 vermehrt, und das beweise, daß etwas gegangen sei; aber es müsse noch vieles geschehen, wenn die Aufgabe richtig gelöst werden solle.

Am 1. Juli war die Verfassung zu Ende beraten. Sie wurde am letzten Tage dieses Monats vom Volke mit 34,079 gegen 1257 Stimmen angenommen und bildete ein halbes Jahrhundert lang das Grundgesetz für den Kt. Bern.

In die neue Regierung gelangten bloß drei von den bisherigen siebzehn: Dr. J. R. Schneider, Alb. Jaggi und unser Johannes Schneider, dem die Leitung des Erziehungswesens zugewiesen wurde. Auf den Erziehungsdirektor richteten sich nun Vieler Blicke, besonders die der gesamten Lehrerschaft. Von ihm erwartete man wahre Wunder, und zwar sollten sich diese bald, recht bald, „unverzüglich" verwirklichen.[1]) Und er, der im August zuvor von den Kreisen Sumiswald und Huttwil neuerdings in den Großen Rat abgeordnet worden war, ging mit frischem Mut und vom besten Willen beseelt an sein Werk: Organisation des Schulwesens in seinem ganzen Umfang und Befriedigung der vielen Wünsche der Behörden, der Parteien, des Volkes und besonders der Lehrer, die es an Kundgebungen nicht fehlen ließen. „Ein alter Lehrer" brachte ihm,[2]) als er sein neues Amt angetreten hatte, unter Anwünschung des göttlichen Segens seinen Glückwunsch und Gruß dar und äußerte sich folgendermaßen: „Eine große Last und eine noch größere Verantwortung hat das Vaterland auf Ihre Schultern gewälzt. Sie allein sollen das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen leiten. Jetzt haben Sie das Vertrauen, weil man Sie seit 15 Jahren immer auf der Seite des Volkes und niemals hierin schwanken sah. Aber leicht kann es anders werden, besonders wenn unlautere Menschen Argwohn und Verdacht ausstreuen. — Herr Erziehungdirektor, heben Sie vor allem den Primarlehrerstand! Ziehen Sie niemals den Fremden dem Einheimischen vor! Emanzipieren Sie uns der Wirklichkeit nach von der Geistlichkeit! Setzen Sie niemals Geistliche als

[1]) J. Kummer, Geschichte des bern. Schulwes ns, 48 u. f.

[2]) Berner Schulzeitung von 1846.

Kontrollführer und Aufseher über den Lehrerstand! — Und was besonders gewünscht wird, ist, daß Sie mit Kraft, Entschlossenheit und ohne Zaudern an die Reformen Hand anlegen. Das ganze Land schaut auf Sie. Jedes Zögern würde einen schlimmen Eindruck hervorbringen." —

In einer andern Zeitung [1]) erklärte ein Einsender, wahrscheinlich auch ein Lehrer, die Wahl des Erziehungsdirektors habe wenigstens das Gute, daß kein Geistlicher gewählt worden sei. „Es war sonst seit Hildebrands Zeiten eine Lieblingsidee der katholischen, wie der protestantischen Kirche, alles Erziehungswesen in den Fingern zu haben." [2])

In einer Zuschrift an den kantonalen Lehrerverein [3]) gab der neue Erziehungsdirektor das Versprechen ab, alles tun zu wollen, was im Bereiche der Möglichkeit liege, um all den Wünschen entgegenzukommen: Es sollen die Besoldungserhöhung, die Erstellung und Einführung obligatorischer Lehrmittel, die Trennung übervölkerter Schulen, die Förderung eines fleißigen Schulbesuches, die Bildung tüchtiger Lehrer für Primar- und Sekundarschulen, die Organisation der Schulsynode u. a. m. unverzüglich und ernstlich an die Hand genommen werden. Und wirklich machte sich Schneider voll Feuereifer an das Werk und ersuchte auch die Lehrerschaft um ihre Mitwirkung, indem er sich ihre Vorschläge und Ansichten bis Ende Oktober erbat. Eben hatte er selber das neue Lehrerseminar zu Delsberg inspiziert, so war auch die Umgestaltung des Seminars Münchenbuchsee, welches seit dem Tode des trefflichen Direktors Rickli unter der Leitung des

---

[1]) „Verfassungsfreund" von Ende August 1846.

[2]) Daß die Suprematie der Kirche gebrochen werde, darauf legte die Lehrerschaft viel Gewicht und überschritt dabei hin und wieder die Grenzen des Zutreffenden. So hieß es in einem bezüglichen Aufsatz des „Verfassungsfreund" vom 28. Februar 1846: „Man übergab die Leitung des Lehrerseminars Leuten, wie Langhans und Boll, welche einem freien Aufschwung der Volksschule so wenig günstig sind, als sie bisher Wohlwollen gegen den Lehrerstand an den Tag gelegt haben. Man vertraute die Aufsicht über die Schulen Geistlichen, obschon man längst wußte, daß diese alle erklärte Feinde der Volksbildung sind. Man ging soweit, daß man ..... den berüchtigten Bitzius zum Schulkommissär wählte, der die Aushöhnung der Lehrer seines Kreises zum Gegenstand seines schmutzigen Kalenders macht" u. s. w. — Man hat diese Männer, seit man sie mit unbefangenen Augen betrachtet, gerechter beurteilt. Siehe Hunzikers „Geschichte der schweizerischen Volksschule" und „Sammlung Bern. Biographien" an den betreffenden Stellen. Über die Verdächtigungen, denen der würdige Pfarrer und Direktor Rickli ausgesetzt war, siehe Martig, Geschichte des Seminars Münchenbuchsee, S. 64/65.

[3]) Berner Schulzeitung vom 18. September 1846.

als Lehrer ausgezeichneten, aber als Administrator weniger zulänglichen Pfarrers Friedrich Boll stand, notwendig geworden. Schneider arbeitete einen dahinzielenden Gesetzesentwurf aus und ging fast gleichzeitig auch an die Neuordnung der Spezialanstalten, wie z. B. der Taubstummenanstalt Frienisberg, dann an die Gesetzesvorlage über die Schulsynode, welcher in kurzem auch die allgemeine, durchgreifende Organisation der Volksschule, sowie ein neues Hochschulgesetz folgten, die alle innert weniger Monate vorbereitet und ausgearbeitet und den Behörden zur weitern Beratung vorgelegt werden konnten. So entwickelte Schneider für eine gründliche Reform und Verbesserung des gesamten Unterrichtswesens von der Kleinkinderschule und den Armenanstalten an bis hinauf zur Hochschule eine wahrhaft staunenswerte Tätigkeit.

Trotzdem wurde er schon bald nach seiner Wahl zum Erziehungsdirektor, und zwar hauptsächlich „von einer Anzahl dreinfahrender junger Lehrer", geradezu zur Zielscheibe heftiger, ungerechtfertigter Angriffe und Verfolgungen gemacht, so besonders von dem Seminarlehrer Joh. Steiger von Bleienbach, in Münchenbuchsee, welcher gegen die Wahl Schneiders zum Erziehungsdirektor heftig agitirt hatte. Umsonst war es, daß eine Vertrauensadresse der Lehrerschaft des Kantons an ihn sich innerhalb 14 Tagen mit 678 Unterschriften bedeckte, umsonst die warme Fürsprache von sehr ehrenwerten und fortschrittlich gesinnten Männern, wie Dr. Samuel Lehmann, damals Arzt am Außerkrankenhause, der spätere Erziehungsdirektor, der öffentlich [1]) und eindringlich vor einer Polemik warnte, der man deutlich anmerkte, daß es sich nicht sowohl um die Sache, als vielmehr um die Person handelte. Die Rücksichtslosigkeit gegen verdiente Männer, wie Schneider, wird nicht nur die Kraft der Radikalen schwächen, sagte Lehmann, sondern auch dem Schulwesen selbst nachteilig werden und nur allzubald eine Opposition zustande bringen, die dem Fortschritt schadet. Als die Bernerzeitung [2]) über Schneiders Radikalismus spottete, äußerte sich Lehmann wiederum zu Gunsten seines verdienten emmentalischen Landsmannes und bemerkte ganz richtig, wenn der Radikalismus, als welchen derjenige des Erziehungsdirektors Schneider seit 1830 bekannt sei, nicht der wahre sein sollte, dann werden noch viele brave Männer nicht zu den Radikalen zu

[1]) Berner Schulzeitung vom 16. Oktober 1846.

[2]) Z. B. Nr. 120, 145, 146, 147 der Bernerzeitung. Stämpfli lehnte die Verantwortung ab, während sein Schwager Niggeler gegen deren Übernahme nichts einwendete.

zählen sein. Wie sehr hat die nächste Zukunft dieser Stimme recht gegeben! Aber sie und mit ihr noch andere verhallten, weil nur der Rat der „jungen Schule“ alles galt. Dieser war Schneider ein zu selbständiger Charakter.

Bald wurde gegen ihn förmlich Sturm gelaufen und alle seine Worte und Taten in gehässiger Weise bekritelt. Zur Vorbereitung der Seminarreorganisation bestellte er anfangs Oktober eine Kommission und wählte in diese Männer von erprobter Schulfreundlichkeit und reicher Erfahrung.[1] Allein der „Verfassungsfreund“ (Nr. 237) fand, „die entschiedenen und intelligenten Lehrer“ seien nicht dabei, und „wenn Schneider Leuten das Vertrauen schenkt, die nicht bessere Eigenschaften hätten als die Gewählten, so haben wir uns in den Erwartungen getäuscht.“ Übrigens sei dieses Gesetz, schrien sie, „aus dem Organismus herausgerissen und komme zu früh“. — Als Boll das Seminar verlassen hatte, um die Pfarrei Gottstatt zu übernehmen, und Sebastian Zuberbühler, ein vorzüglicher Lehrer, die Anstalt provisorisch leitete, bis der vom Erziehungsdirektor berufene Sekundarlehrer Grunholzer aus Bauma eintreffen konnte, da erlitt Schneider auch deswegen Anfechtungen. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe Boll geopfert, den er doch s. Z. berufen, und Grunholzer den Radikalen zulieb beschieden, um seinen gesunkenen Kredit zu heben, wie er denn auch den freisinnigen Prof. Zeller aus demselben Grunde an die Hochschule berufen wolle. — Ende Oktober legte Schneider das Gesetz über die Schulsynode dem Großen Rate vor und sprach sich dabei in folgender Weise darüber aus: „Unsere Schule soll auf einer christlichen, freien und freisinnigen Grundlage beruhen. Kirche und Schule sollen freundlich, nicht feindlich nebeneinander stehen, aber so, daß die Kirche kein Vorrecht über die Schule, sowenig als diese über die Kirche haben soll. Unsere Kirchen — und unsere Schulsynode sollen so populär als möglich eingerichtet werden. Sie bloß aus Fachmännern bestellen, hieße einen Kastengeist erzeugen. Darum soll das Volk die Synodalen wählen, damit es sich für die Sache interessieren lerne und Erfahrung und Bildung Gemeingut des Volkes werde.“ Daraufhin stellten „mehrere Schulmeister“ an die Erziehungs-

[1] Seminardirektor Boll, Pfr. Funk in Bleienbach (gewes. Lehrer in Burgdorf), die Helfer Schaub und Walthard in Bern, Wilh. von Fellenberg in Hofwyl, Seminarlehrer Zuberbühler, die Lehrer Arn in Hindelbank, Kißling in Köniz, Vogt in Steffisburg, Feller in Burgdorf, Hidber in Herzogenbuchsee (später Professor) und Dr. S. Lehmann.

direktion das Gesuch, mit dem Synodalgesetz zuzuwarten, bis sich die öffentliche Meinung darüber geäußert habe.

Tat Schneider den „mehreren Schulmeistern" einerseits zu viel, so behaupteten andere um so lauter, es geschehe nichts. „Herr Gott im Himmel", hieß es in einem Artikel der Schulzeitung, „mache doch einmal wieder der Maulbraucherei ein Ende und gib der Schule oder wenigstens der Pädagogik einen Mann voll Geisteskraft und heiliger Liebesglut, daß einmal wieder von einem Engel der Teich Bethesda erregt werde, — daß einmal wieder Sturmesbrausen durch die Schule ziehe. [1])

Am 16. Juni 1846 hatte der kantonale Lehrerverein eine Preisfrage über die Reorganisation des bern. Schulwesens ausgeschrieben und für die drei besten Arbeiten eine Summe von 250 Fr. ausgesetzt, welche der Regierungsrat auf Schneiders Antrag um 400 Fr. vermehrte, aber dabei verlangte, daß die gekrönte Arbeit der Erziehungsdirektion zur Einsicht zugestellt werde. Der Vorstand des Vereins [2]) sagte letzteres zu. Allein die Arbeit wurde der Erziehungsdirektion nicht eingesendet, die Ausbezahlung des Staatsbeitrages aber gefordert. Als der Erziehungsdirektor die Ausrichtung verweigerte, bis er die eingegangene Preisschrift entweder selbst geprüft oder durch Fachmänner werde haben prüfen lassen, beschloß der am 11. Juli 1847 in Thun versammelte Lehrerverein mit 67 gegen 13 Stimmen, dem Erziehungsdirektor Schneider sein „Befremden und schmerzliches Bedauern zu erkennen zu geben". Damit erreichte der Lehrerverein nur, daß ein wohlmeinender Schulfreund, wie Schneider es war, ungerechtfertigter Weise beleidigt wurde und daß im fernern der Regierungsrat am 28. Juli sich veranlaßt fand, durch das Regierungsstatthalteramt Konolfingen dem Vorstand des Lehrervereins die „entschiedene Mißbilligung über die Handlungsweise und die Sprache desselben auszusprechen und die gebührende Zurechtweisung zu erteilen". Dem Schulwesen selbst war damit nicht bloß kein Dienst getan, sondern ein Hemmnis bereitet.

In seinen unausgesetzten, treuen Arbeiten für die Hebung der Schule wurde der Erziehungsdirektor von keiner Seite unterstützt, sondern in allen seinen Maßnahmen geradezu gehemmt. Als er im Mai 1847 anläßlich der Tagsatzung in Bern bei der Regierung ein

[1]) Schulzeitung vom Januar 1847.

[2]) Präsident war Christian Schlegel, Sekretär Johann Schürch, beide Sekundarlehrer in Worb.

Turn-, Schwing- und Gesangfest veranstalten wollte und dafür einen Kredit von 1600 Fr. verlangte, wurde dieser rundweg abgeschlagen. Um die gleiche Zeit meldete sich der verdiente Lehrer (und nachherige Vorsteher) der Einwohnermädchenschule, Gustav Frölich, gebürtig aus Assenheim in Hessen, zur Naturalisation. Schneider empfahl ihn dringend und fügte bei, derselbe sei Tochtermann von Professor Vogt. Im Großen Rat erklärte sich der radikale Karlen von der Mühlematt heftig gegen die „fortwährende Aufnahme von Fremden", und mit 61 gegen 57 Stimmen wurde das Gesuch abgewiesen. Im Juli desselben Jahres gelangte das Synodalgesetz, auf welches Schneider viel Mühe und Zeit verwendet hatte, nochmals vor den Großen Rat. Aber für seinen Urheber war es eine Sysiphusarbeit gewesen. Es wurde rundweg verworfen. Der genannte Karlen erblickte in demselben „nur das Streben der Schulmeister, etwas zu bedeuten" und „bald werden", sagte er, „auch die Wegknechte eine Synode haben wollen".

Trotz dieser mannigfaltigen Mißkennungen und Anfechtungen aller Art warf Schneider die Flinte nicht ins Korn. Wenige Monate nachher, fast unmittelbar vor dem Sonderbundskriege kam sein großartig angelegter und gründlich ausgedachter Gesetzesentwurf über die Organisation des öffentlichen Schulunterrichts vor die oberste gesetzgebende Behörde. Das Hauptgewicht legte derselbe auf die Primarschule. Seine wesentlichsten Bestimmungen bezogen sich a) auf die Errichtung von Kleinkinderschulen (sogen. Bewahranstalten), Ergänzung des gewöhnlichen Schulunterrichts durch sogen. höhere Primarschulen[1]) für die vorgerücktesten und wißbegierigsten Schüler, ferner Fortbildungsschulen für nicht mehr primarschulpflichtige Jünglinge, „um diesen zur Einsicht in die Verhältnisse und Obliegenheiten des staatsbürgerlichen und des Gemeinde-Lebens zu verhelfen"; — b) Besserung der ökonomischen Lage der Lehrerschaft durch Erhöhung der Minimalbesoldung auf 400 Fr. (dazu Wohnung und Naturalleistungen) durch den Staat, „der die bisherigen Leistungen der Gemeinden an sich ziehen und die Besoldungen an die Lehrerschaft verabreichen würde"; — c) Einführung der Beaufsichtigung der Schulen durch Inspektoren (statt wie bisher durch Schulkommissäre). Auch das Mittelschulwesen ordnete der Entwurf in eingehender Weise, so daß sämtliche Schulanstalten organisch ineinander griffen.

[1]) Ein Gedanke, der sich Jahrzehnte später in der Schaffung von „Gemeindeoberschulen" verwirklichte, ebenso die „Fortbildungsschulen."

Zur Durchführung dieser Maßnahme war eine Summe von rund einer halben Million Fr. Staatsgelder mehr erforderlich als bisher. Radikale und konservative Stimmen erklärten aber diese Mehrausgaben für unerschwinglich für das Bernervolk, und daran scheiterte denn auch das neue Schneidersche Schulgesetz. „Der Freisinnige" bezeichnete dessen wichtigste Bestimmungen als „Utopien". Im „Thunerblatt" schrieb Karlen, „daß der Staat, von lauter Gelehrten bevölkert, trotz allem System und allen Theorien der Mutter Erde nicht soviel menschliche Nahrung zu entlocken vermöchte, als ein guter und werktätiger Bauernstand schon jetzt vermag, da er eine Menge von Parasiten erhalten und ernähren muß". Auch die „Bernerzeitung", das Organ der Jungradikalen, hatte kein gutes Wort für den Entwurf. Doch anerkannte die konservative „Berner Volkszeitung" (Organ Hans Schnells, Ed. Blösch's u. a.), daß „Schneider das bernische Schulwesen kenne wie wenige es kennen, und eine klare Einsicht in die Mängel desselben, sowie den redlichsten Willen besitze, sie zu entfernen."

Zu gleicher Zeit hatte Schneider auch ein neues Hochschulgesetz ausgearbeitet, das im Januar 1848 vor den Großen Rat gelangte.[1]) Dasselbe sah verschiedene Änderungen vor: Aufstellung einer Studienkommission, d. i. eine Behörde zwischen Erziehungsdirektion und Senat, ferner Öffentlichkeit der Senatsitzungen, Schaffung einer fünften (der sogen. polytechnischen) Fakultät, Aufhebung der lebenslänglichen Anstellung der Professoren u. a. m. Diese letztere Forderung war schon 1835 von Karl Schnell auf Grund der sogen. Goldbacheradresse verlangt, aber damals besonders von Wilh. Snell bekämpft worden. Mit ihr machten sich jetzt auch Stimmen geltend: Fort mit der Lebenslänglichkeit der Pfarrer, fort mit derjenigen der Schullehrer! Das Hochschulgesetz wurde, trotzdem Schneider dessen Notwendigkeit hervorhob und bat, der Große Rat möge die Vorlagen der Erziehungsdirektion nicht immer zurückweisen, beiseite geschoben und gelangte nicht zur zweiten Beratung.

Müde der Erfolglosigkeit seiner redlichen Bemühungen und der unablässigen Angriffe[2]) entschloß sich nun Schneider zum Austritt

---

[1]) Zur Vorberatung desselben hatte Schneider eine Kommission ernannt, bestehend aus Prof. Wilh. Vogt, Prof. Friedr. Ries, Pequignot, Weyermann, Fürspr. Mathys und Großrat Weingart.

[2]) Die „Berner Schulzeitung" vom 14. April 1848 erhob noch jetzt allerlei Vorwürfe gegen ihn, als ob die Schuld der Verschiebung der Schulreorganisation allein an ihm läge und rief aus: „Unser Lehrerstand wird nicht eher ruhen, als bis das Schulwesen des Kts. Bern den Anforderungen der Zeit entsprechend reorganisiert ist, und sollten darüber zehn Erziehungsdirektoren den Mut verlieren."

aus der Regierung. Noch hatte er um Mitte April als Präsident des Vereins für christliche Volksbildung einen warmen Aufruf zur Unterstützung der Anstalten Bätwil, Langnau und Rütti (Steinhölzli) an das wohltätige Publikum erlassen, als der Entschluß zum Rücktritt in ihm bereits reif war. Schon in der Sitzung des Regierungsrates, wo der Entwurf der neuen Bundesverfassung vorlag, war er nicht mehr anwesend und am 8. Mai reichte er dem Großen Rate sein Entlassungsbegehren ein und bemerkte darin u. a., daß die Verzögerungen und Hemmnisse aller Art, welche sozusagen allen seinen Vorschlägen entgegengestellt wurden, im weitern aber auch die unverdienten, lieblosen und parteiischen Ausfälle der „Bernerzeitung", bezw. derjenigen seiner Kollegen, welche Protektoren dieses Blattes seien, ihn zu dem Schritte veranlaßten.[1])

Zur Ersetzung Schneiders wählte der Große Rat zuerst sein Mitglied Joh. Ulrich Lehmann von Gutenburg, der aber, weil der § 13 der Verfassung seiner Wahl entgegenzustehen schien,[2]) diese ausschlug, worauf am 24. Mai Oberrichter Jakob Imobersteg auf den Schild erhoben wurde und das verantwortungsvolle Amt eines Erziehungsdirektors übernahm.

Schneider zog sich auf sein stilles Gut in Langnau zurück, entschlossen, nun im Privatleben seine Tage zuzubringen. Mit verschiedenen Staatsmännern stand er im Briefwechsel, so namentlich mit Ulrich Ochsenbein, der damals noch auf der Höhe seiner politischen Laufbahn war und den Verdiensten Schneiders wiederholt große Anerkennung zollte. „Es stellt sich nun", schrieb Ochsenbein am 13. Sept. 1848 an ihn, „ganz so heraus, wie es das Emmentaler Wochenblatt vorausgesagt u. a. mit ihm: Erst, wenn Sie die Stelle (eines Erziehungsdirektors) nicht mehr bekleiden, wird man sehen, was Sie gewesen und was Sie geleistet haben." Und so verhielt es sich in der Tat. Schneiders Nachfolger Imobersteg konnte während der kaum zwei Jahre, da er im Amte stand,[3]) in der Förderung des

[1]) Stämpfli erklärte, er habe in der Bernerzeitung nichts gegen Schneider geschrieben, worauf der Großratspräsident Niggeler (Stämpflis Schwager) die Verantwortlichkeit der betr. Artikel übernahm, aber „verwundert" war, daß Schneider sich so „empfindlich" zeige. — Der „Schweizerische Beobachter" bemerkte bei dem Rücktritt Schneiders, dieser wolle „lieber im Notfall ein Regiment Panduren, Kroaten und Baschkiren kommandieren, als eine Kompagnie Schulmeister".

[2]) Weil er und Regierungsstatthalter Straßer in Erlach Schwestern zu Ehefrauen hatten, so sollte er nicht wählbar sein (!?).

[3]) Imobersteg übernahm seine amtlichen Verrichtungen am 22. Juni 1848.

Erziehungswesens sozusagen nichts leisten und war nebst dem Justizdirektor Albert Jaggi der Gegenstand ununterbrochener heftiger Angriffe der sich immer mehr entwickelnden Opposition. Das Schulgesetz, welches er im Oktober 1849 dem Großen Rate vorlegte, ruhte in den Grundzügen auf dem Schneiderschen Entwurfe von 1847, enthielt aber Bestimmungen, welche für die Opposition treffliche Handhaben bildeten.[1]) Die am 23. Oktober vom Großen Rate aufgestellte Eilferkommission[2]) zur Prüfung des Entwurfes unter Schneiders Leitung konnte nichts mehr ausrichten, da der politische Boden bereits bedenklich zu schwanken begann. Davon zeugte die wenige Tage nachher (am 29. Oktober) zu Boltigen im Simmental stattgefundene große und erregte Volksversammlung, welche vor allem aus Ersparnisse im Staatshaushalt verlangte und sich im fernern gegen die Tendenzen des neuen Schulgesetzes aussprach. Auch die sehr zahlreich besuchte Gemeindeversammlung zu Langnau vom 8. Januar 1850, die äußerst stürmisch verlief und hauptsächlich gegen die Schule gerichtet war, indem bei 300 Bürger durch eine Petition Abschaffung des Schulzwangs verlangten, war ein deutliches Anzeichen, „was der Mayen bringen werde".[3]) Schneider, der ebenfalls anwesend war, sprach in belehrendem Sinne zu der aufgeregten Menge.

---

[1]) Nach § 2 sollte die Schule „rein menschliche, sittlich-religiöse und republikanische Ausbildung" vermitteln, nach § 64 „christliche Religion und Sittenlehre", nach § 67 „allgemein menschliche und national-republikanische Ausbildung", und im Gymnasium nach § 176 der christliche Religionsunterricht durch „Einleitung in die Philosophie" ersetzt werden (§ 176). Nach § 22 ward die Schulpflichtigkeit bis zum zurückgelegten 16ten Altersjahr ausgedehnt.

[2]) Alt Erz.-Direktor Schneider, Jakob Karlen von Diemtigen, Bendicht Straub von Belp, Schad und Schneeberger aus dem Oberaargäu, Fürsprech Neuhaus von Erlach, Boivin und Frolé aus dem Jura, Jakob Dähler von Oppligen und Zybach von Meiringen.

[3]) „Seit Leuenbergers Zeiten ist hier keine so stürmische Gemeinde abgehalten worden. ...... Sie verlangten Abschaffung des Schulzwanges, ... mehr Religionsunterricht. ..... Ein gewisser Bauer vom Bühl bemächtigte sich des Wortes und schrie in der Nähe des Herrn Pfarrers (Bernhard Lauterburg, später in Lützelflüh), in der Schule werden so und so Sachen gelernt und wenn dann die Kinder zur Unterweisung kommen, so habe der Pfarrer ganz andere Bücher beim Donner Wetter. Pfarrer L. stund auf und bemerkte u. a., die Religion könne nicht so gleichsam unter Donner und Blitz den Leuten beigebracht werden. Der Mattenbauer bemerkte darauf, mit dem mosaischen Gesetz seye es doch so der Fall gewesen....... Einer der geachtetsten Bauern sagte, sie (die Bauern) wären durch die schlechten Zeiten so heruntergekommen, daß sie nicht mehr vermögen, die Kinder in die Schule zu schicken. ..... Man hörte rufen: „Lieber eine aristokratische Regierung, als eine solche wie die jetzige." Alt-Reg.-Rat Schneider sprach in belehrendem Sinne, und man hörte ihm ruhig zu.

Im Herbst 1848 war Schneider im Emmental in den Großen Rat und sodann im Kreise Signau-Trachselwald-Konolfingen auch in den schweizerischen Nationalrat gewählt worden. Ochsenbein, der hier und in noch zwei andern Kreisen des Kantons die Volksgunst erfahren, hatte zu seinen Gunsten im Emmental die Wahl ausgeschlagen. Indessen trat Schneider schon im März 1850 als Nationalratsmitglied zurück. Im bernischen Großen Rate regte er am 5. Februar 1849 die Abfassung und Herausgabe eines Rechenschaftsberichtes der Regierung an, indem seit 1845 keiner mehr erschienen war. Ein solcher wurde beschlossen und von Staatsschreiber Alb. Weyermann in verdienstlicher Weise bearbeitet. Er bezieht sich auf die in der bernischen Geschichte wichtige Zeit von 1845—1848.

Die Großratswahlen vom 5. Mai 1850 brachten im Kt. Bern einen vollständigen Umschwung im politischen Leben und einen Sieg der mit dem herrschenden Radikalismus der letzten Jahre Unzufriedenen. Zu diesen letztern gehörten auch die meisten der noch lebenden „Männer von 1831", und verschiedene derselben, wie z. B. Hans Schnell (der „Löwe von Münsingen"), Bendicht Straub von Belp und Ludwig Fischer von Reichenbach beteiligten sich lebhaft an der Bewegung. Ihre Partei, anfänglich die „liberale" genannt, hieß bald allgemein die „konservative" im Gegensatz zur „radikalen".

Von Schneider ist nicht bekannt, daß er sich in dieser Zeit in irgend einer Weise politisch besonders hervorgetan hätte. Bei der Bestellung der neuen Regierung war „viel von Schneider die Rede, und nur die gegebene Versicherung, daß er unter keinen Umständen annehmen werde, vermochte Viele zu abstrahieren".[1] Obschon Ochsenbein mit seinem damals noch großen Einfluß zu Schneiders Gunsten tätig war, so blieb dieser doch „in seiner schönen Einsamkeit" zu Langnau.[2] „Sie sind", schrieb ihm jener am 12. November 1850,

---

Gerichtspräsident Moser bemerkte, wenn man den Trotz zu weit treibe, so werden Exekutionstruppen einrücken, worauf man alsbald rufen hörte: Mir wei de no zerst ga Bern! .... Die erbitterte Versammlung leerte zu guter Letzt ihre Galle über die Regierung aus, welche zu verteidigen Daniel Lehmann, Bruder des Reg.-Rats Dr. Lehmann, sich vergebens anstrengte." — (Aus einem Brief von Langnau an Eduard Blösch in Burgdorf, dat. 8. Jan. 1850. Vgl. E. Blösch und 30 Jahre bern. Geschichte, S. 254 ff.).

[1]) Ochsenbein an Schneider vom 4. März 1850, dann am 8. Mai: „Sie aber, mein wertester Freund, sollten sich durchaus herbeilassen, das Erziehungsdepartement wieder zu übernehmen."

[2]) „Ich beneide Sie in Ihrer schönen Einsamkeit und wünsche von Herzen, daß mir ein gleiches Los zu Teil werden möchte" (Ochsenbein an Schneider, 26. Juni 1850).

„gewiß stets froher, den Entschluß (des Rücktritts) ausgeführt zu haben, und ich bewundere stets Ihren Takt und Ihren richtigen Blick." Doch ermunterte er ihn, als Schneider im Februar des folgenden Jahres im Amte Signau zum Regierungsstatthalter vorgeschlagen und gewählt wurde, zur Annahme. [1])

Mit großer Gewissenhaftigkeit versah Schneider dieses Ehrenamt bis im Juli 1854. Da verließ ihn die in den Parteikämpfen hin und her schwankende Volksgunst. Er wurde beseitigt, angeblich „weil er das neue System der Armenpflege nicht begreife und nicht anwende", tatsächlich aber, weil er sich einer politischen Partei weder verschreiben konnte noch wollte. [2])

Bis an sein Lebensende, das am 2. Januar 1858 eintraf, blieb Schneider der Schule treu und wirkte für sie mit allen seinen Kräften. In Langnau stand er der Sekundarschule, die einst aus seiner Privatschule herausgewachsen, als Kommissionspräsident von 1849—1858 vor. Den schönen Idealen seiner Jugend getreu, war und blieb Herz und Sinn bei der Jugend und dem Volke seiner Heimat, die er mit Aufopferung des ganzen Seins lieb hatte.

Quellen: Die im Verlauf der Darstellung angegebenen. Den HH. Prof. Dr. G. Tobler danke ich für die freundliche Vermittlung der Schriftstücke aus dem Schneiderschen Nachlaß, ebenso Herrn Postverwalter Ed. Lüthi in Langnau für seine freundlichen Bemühungen.

J. Sterchi, Oberlehrer.

---

[1]) „Ich hoffe, diese Wahl werde im Großen Rat bestätigt werden und, falls dieses geschieht, von Ihrer Seite eine Annahme erfolgen." (Ochsenbein an Schneider 26. Februar 1851.)

[2]) Ihn gegenüber der mehr als einseitigen Bemerkung in Nr. 3 der „Neuen Berner Schulzeitung" von 1858, er habe der „Versuchung" zur Annahme der Stelle nicht widerstehen können und sei mit seiner Vergangenheit in Widerspruch geraten, zu rechtfertigen, ist wohl überflüssig, nachdem er, wie wir gesehen, mit dem Radikalismus der 46er Periode seine Erfahrungen gemacht hatte. Die Regierungsstatthalterwahl war übrigens nicht eine bloße Partei-, sondern eine Volkswahl, der sich Schneider beide Male unterzog. Hatte ja doch die „Bernerzeitung" (1845, Nr. 149) erklärt: „Was der Vernunft gemäß sei, dafür gibt es kein anderes Erkennungszeichen als die Mehrheit des Volkes!"

Friedrich Meyer.

1806—1841.

Friedrich Meyer geboren anfangs Januar 1806, der älteste Sohn unter vier Kindern, war schon in früher Jugend eine Waise geworden. Sein Vater, Bürger von Bern und ein allgemein geachteter Geschäftsmann, hatte jedoch ein Vermögen hinterlassen, das die Erziehung und Zukunft der Familie hinreichend sicherte, und ein Geschäftsfreund unterzog sich der Pflege derselben und der Verwaltung ihres Eigentums mit väterlicher Sorgfalt und Treue. Nach längerem Landaufenthalt im Pfarrhaus Hilterfingen, wohl zur Kräftigung seiner schwächlich scheinenden Gesundheit angeordnet, trat der Knabe Meyer in das hiesige Waisenhaus und im Frühjahr 1819 in das Gymnasium, wo er sich, in einer zahlreichen Klasse, bald in den ersten Rang aufschwang. Durch schnelles und gründliches Auffassen, richtiges Urteil und Beharrlichkeit der Anstrengung gleich ausgezeichnet in den alten Sprachen wie in der Mathematik, fand er nebenbei noch Muße, sich mit Mineralogie zu beschäftigen, und kleinere Exkursionen, auf denen er den Verfasser dieser Linien, seinen damaligen Lehrer, begleitete, begründeten zwischen beiden das nähere Verhältnis, das auf die spätere Lebensrichtung des jüngeren Freundes nicht ohne Einfluß geblieben sein mag.

Nach Beendigung der Gymnasialkurse wählte Meyer, wohl mehr aus Verlegenheit, als aus Neigung, die theologische Laufbahn, für welche ein dreijähriger Vorbereitungskurs und ein ebenso langer theologischer Kurs vorgeschrieben war. Nicht ohne Mühe konnte er das Ungewöhnliche erhalten, im Laufe der drei ersten Jahre auch die Chemie anhören zu können; und später, als er bereits die streng theologischen Studien begonnen hatte, entschloß er sich zu einer noch auffallenderen Ausnahme von der bisherigen Uebung, zu einem Aufenthalte nämlich von einem Jahre in Genf, teils der Sprache wegen, teils um ungehindert seine Zeit auf naturwissenschaftliche Studien verwenden zu können. Er hörte bei de Candolle Zoologie, bei de la Rive Physik, bei Peschier Anatomie und knüpfte dauernde Freundschaftsbande mit A. Mousson und A. Escher von der Linth, die ähnliche Zwecke nach Genf geführt hatten. In solcher Umgebung kann es nicht auffallen, daß allmählich der Entschluß bei ihm reif wurde, der Theologie

ganz zu entsagen, um den Fächern, die er bisher mehr als Liebhaberei betrieben hatte, seine volle Kraft zu widmen. Wichtigere Entschlüsse faßte Meyer gewöhnlich, ohne erst bei andern Rat zu suchen, nach eigener, ruhiger Ueberlegung, und das Resultat kündigte er an als etwas Unwiderrufliches, Einreden und Versuche, ihn zum Zurücktreten zu bewegen, zum Teil mit Heftigkeit von sich weisend. Er schrieb damals, den 7. März 1826, an Professor Bernhard Studer:

„Die Aussichten, die Sie mir in Ihrem werten Briefe vormalten, und Ihr schmeichelhaftes Urteil über meine Kräfte und meine schon erworbenen Kenntnisse erfüllten mich anfangs mit neuer Hoffnung und froher Zuversicht; ich sah den zwei Jahren, die mir noch zur Beendigung meiner akademischen Studien fehlen, mutig entgegen, und auf Ihre Ermunterung hin getraute ich mir wirklich, Theologie, Philologie und Naturwissenschaften mit Erfolg nebeneinander zu betreiben. Doch bald verschwand diese erste Täuschung und wich nüchterner Ueberlegung, die mich auf ganz andere Resultate brachte. In der Tat, wenn ich auch nur einen flüchtigen Blick auf meine bisherigen Studien und jetzigen Kenntnisse werfe, so fühle ich nur allzu klar, wie wenig meine Kräfte hinreichen, um sich auf drei Fächer zugleich zu zersplittern, und ich fühle dringend das Bedürfnis, meinem Streben bescheidenere Schranken zu stellen. Denn wenn ich auch, Dank sei es dem Himmel, nicht mit großer Mühe auffasse, so hat es dagegen mit dem Behalten des Erlernten eine andere Bewandtnis, und die eigene Erfahrung hat mich oft empfindlich gelehrt, daß ich meine Kenntnisse in einem der drei Fächer immer nur auf Unkosten eines anderen erweitere. Seitdem ich hier Zoologie getrieben, ist schon ein guter Teil meiner bisherigen Philologie von hinnen gewichen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Dogmatik und Exegese die Zoologie bald verdrängen würden. Kurz, so oft ich ein Fach, mit dem ich mich früher beschäftigte, nach längerer oder kürzerer Unterbrechung wieder vornehme, so wanken mir alle Grundfesten, ich muß wieder vorn beim a b c anfangen und erfreue mich nie des geringsten Fortschrittes. Wenn ich nun aber unter jenen drei Fächern dasjenige wählen soll, das ich für die andern aufzugeben habe, so ist es kein anderes, als die Theologie. Die Naturwissenschaften will ich nicht aufgeben, weil ich Neigung dazu fühle und sie mir einzig höheren Genuß verschaffen; auch die Philologie nicht, weil nur sie mir zu einer Stelle verhelfen kann, die sich mit jenen Studien verträgt. Wozu dann aber soll ich Theologie studieren? Zu meiner Beschämung muß ich es gestehen, über diese Frage habe ich mir eigentlich bis jetzt noch nie Rechenschaft gegeben, sondern ohne höhere Begeisterung, ohne innern Beruf für den geistlichen Stand, ließ ich mich durch den Mechanismus unserer Akademie demselben zuschieben, bloß weil ich nichts Besseres wußte. Erst das Herannahen der zwei letzten Jahre meiner akademischen Laufbahn hat mich zum Nachdenken

angeregt. Wozu soll mir nun das Studium der Theologie dienen, da ich gegen das praktische geistliche Leben eine entschiedene Abneigung habe? Etwa um mir Aussichten auf ein höheres Alter, das ich nicht zu erreichen sicher bin, zu eröffnen? Oder, um mir mehr Zutrauen zu verschaffen, wenn ich als Pädagog auftrete? Ich glaube aber, die Zeiten seien vorüber, in welchen jenes Zutrauen das ausschließliche Vorrecht des geistlichen Standes war. Kurz, ich sehe nur Nachteile, die mir aus der Beendigung meiner theologischen Studien erwachsen können, und zwar die Notwendigkeit, die andern Fächer zu vernachlässigen, die daherige Unfähigkeit, in der Schule angestellt zu werden, und die tröstliche Aussicht, sogleich nach meiner Rückkehr von der Universität, oder gar noch vor der Universität, auf ein Vikariat verwiesen zu werden und dort mein Leben in ewigem Unmut, meine Laufbahn verfehlt zu haben, durchzugrämen u. s. w."

Im Spätherbst 1826 äußerte sich zuerst die angeerbte Krankheitsanlage bei Meyer in einem Hüftweh, das nur den kräftigsten Heilmitteln wich und in den folgenden Jahren fortgesetzte ärztliche Pflege und zwei Badekuren in Schinznach und Aix nötig machte. Die Genesung schien vollständig; doch bemerkte man später eine gewisse Schwäche in der Haltung und im Gange des ziemlich großen und regelmäßig gebauten Körpers, und bei der blassen Gesichtsfarbe fiel um so mehr der starke, beinahe fieberische Glanz des dunkelblauen Auges auf. In größerer Gesellschaft meist zurückhaltend und gegen Fremde etwas schüchtern, ruhte sein scharfer und ernster Blick, als wollte er das Tiefste der Seele durchschauen, auf den Anwesenden. Stets aber las man darin Wohlwollen und Achtung. Jede beleidigende Ironie, selbst auch unschuldiger Humor waren ihm fremd, obgleich er unter vertrauteren Freunden gerne sich zu frohsinnigem Scherz anregen ließ und durch geistvolle Einfälle wesentlich zur geselligen Heiterkeit beitrug.

Bei hinreichend gestärkter Gesundheit durfte Meyer es wagen, im Herbst 1828 die Schweiz zu verlassen, um seine Studien in Berlin fortzusetzen. Auf der Hinreise widmete er den wichtigern naturhistorischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Mit berühmten Männern, an die er Empfehlungen hatte, in nähere Berührung zu treten, widerstrebte dagegen seiner Bescheidenheit, und vielleicht auch war er sich einigen Mangels an Leichtigkeit in den Umgangsformen bewußt, der ihn gegen Fremde in Nachteil setzte. So schrieb er den 11. November von Berlin aus über seinen Besuch bei Herrn v. Schlotheim in Gotha:

„Es war mir übrigens bei diesem Besuche nicht ganz wohl zu Mute; ich hätte Herrn v. Schlotheim viel Artiges sagen wollen, und das wollte mir nun

einmal nicht von Statten gehen. Beim Abschied bot er mir Empfehlungen an Herrn v. Humboldt an, die ich aber höflichst ablehnte, weil damit weder Herrn v. Humboldt noch mir gedient gewesen wäre. Ihren Brief an Herrn v. Buch übergab ich wenige Tage nach meiner Ankunft. Er lud mich ein, öfter zu ihm zu kommen; ich habe ihn jedoch seither nicht wieder besucht. Der Umgang mit solchen Männern ist für jemanden, der so tief unter ihnen steht, höchst drückend."

Das Studium der Naturwissenschaften beschäftigte Meyer in Berlin ausschließlich, besonders Mineralogie und Zoologie. Der Theologie hatte er ganz entsagt, und auch philologische Studien setzte er nur fort, um einst etwa einer untern Schulstelle gewachsen zu sein. Durch Escher, mit dem er in Berlin wieder zusammentraf, wurde er mit Professor F. Hofmann bekannt, der damals mit der Ausarbeitung seines Werkes über Norddeutschland beschäftigt war, und in Gesellschaft seines Freundes besuchte er, in den Frühlingsferien 1829, nach Hofmanns Anleitung, die wichtigsten Stellen der norddeutschen Gebirge. Nach ihrer Rückkehr setzte Hofmann so viel Vertrauen in Meyers gründliche Kenntnisse, daß er ihm die Bestimmung seiner Petrefakten überließ, zu welchem Ende er ihn mit allen damals vorhandenen literarischen Hilfsmitteln ausstattete. Auch bei so reichlicher Ausrüstung konnte jedoch, nach dem damaligen Standpunkte der Paläontologie, dieser Versuch nur geringen Erfolg haben, und Meyer geriet fast in Verzweiflung über die nicht zu besiegenden Schwierigkeiten. „Mit der Bestimmung der Petrefakten", schrieb er den 8. Juli, „geht es grundschlecht. Die Liasformation ist noch wenig bearbeitet. Die schöne Zeit, die ich auf Vergleichung der Ammoniten und des verhaßten Terebratelngeschlechts verwandte, war so gut als verloren, obschon mir von Scheuchzer und der Oryctographia norica an bis auf Sowerby und Parkinson alle möglichen Hilfsmittel zu Gebote standen."

Unterdessen gestalteten sich in Bern die Verhältnisse für Meyers Zukunft so günstig, als man es wünschen durfte. Die Stadtbehörde hatte die Errichtung einer höheren Realschule beschlossen, an welcher die Naturwissenschaften eine bedeutendere Stellung erhalten sollten, und die Anstalt war im Herbst 1829 bereits ins Leben getreten. Die Direktion, mit Meyers Wert bekannt, schätzte sich glücklich, in ihm für die Fächer der Naturgeschichte und Geographie einen tüchtigen Lehrer zu finden und gewährte ihm gerne eine längere Frist, um sich die zwei folgenden Winter durch in Paris und während des dazwischen fallenden Sommers in Genf noch besonders auf seine künftige Lehrstelle vorzubereiten. Mit welchem Zartgefühle er die ihm gemachten

Anträge erwiderte und wie klar er alle Verhältnisse seiner neuen Stellung auffaßte, zeigen folgende Stellen aus Briefen von Berlin und Genf:

„Wenn der Inhalt Ihres lieben Briefes längere Zögerung gestattete, so hätte ich die Beantwortung desselben gerne noch einige Tage aufgeschoben, um Ihnen auch über den mathematischen Unterricht an den hiesigen Literarschulen befriedigende Auskunft erteilen zu können; nun kann ich Ihnen nichts melden, als was Sie schon lange wissen, daß ich die angetragene Lehrerstelle, nach Beendigung meiner Studien, mit Dank annehmen und mein Möglichstes tun werde, um — — Ob es aber im Interesse der Anstalt liege, mir schon jetzt jene Anstellung zuzusichern, ist eine andere Frage. Meine Studien werden auf jeden Fall den nämlichen Gang nehmen, ob ich bestimmte Aussicht auf Anstellung habe oder nicht, und ich werde nach zwei Jahren immer noch zu Diensten stehen, wenn sich bis dahin kein anderer findet, dem man den Unterricht in den fraglichen Fächern für immer anvertrauen könnte. Würde sich aber vor meiner Heimkehr ein tüchtiger Mann stellen, der den Vorzug vor mir verdiente, was ja leicht möglich ist, dann wäre es gewiß besser, wenn Sie durch kein bestimmtes Versprechen gebunden wären, mir selbst aber die Wahl erspart würde, entweder lange genährte zuversichtliche Hoffnungen aufzugeben, oder, auf das Recht eines Vertrages gestützt, einen Bessern von der Stelle zu verdrängen. Ich bitte Sie, Ihren Herren Kollegen diese Antwort, sowie meinen herzlichsten Dank für den gemachten Antrag mitzuteilen.“ — — „Ihre Bedenklichkeiten über den naturhistorischen Schulunterricht scheinen mir jetzt nur zu begründet, und ich wäre froh, wenn mir die Sache, nachdem ich selbst tiefer in dieselbe eingedrungen, in einem günstigeren Licht erschiene. Am wenigsten erwarte ich von der Zoologie, mehr schon von der Mineralogie, wenn der Vortrag derselben auf die letzte Zeit des Unterrichts aufgespart werden dürfte, wo man schon hinlängliche mathematische und die nötigsten chemischen Kenntnisse voraussetzen könnte. Das Studium der Botanik hat den Vorzug, daß es keine Vorkenntnisse erfordert, und man könnte sich deshalb am meisten davon versprechen; ich bin jedoch selbst noch Anfänger in dieser Wissenschaft und nicht im stande, über ihren Wert als Bildungsmittel zu urteilen. Auf einen Rangstreit mit den Sprachen und der Mathematik möchte ich mich nie einlassen; ich bin selbst überzeugt, daß sie im Unterrichtsplane einer Realschule die erste Stelle einnehmen sollen und habe weder Ehrgeiz noch Gewissenlosigkeit genug, um meine Fächer bloß deswegen ungebührlich hoch zu stellen, damit ich selbst höher zu stehen komme. In Bezug auf bürgerliche Verhältnisse werden meine Wünsche nie höher gehen als auf ein anständiges Auskommen, unter welchem Titel es sei, und ein Otium honestum neben meinen Berufsgeschäften, um mit der Wissenschaft immer fortschreiten zu können.“ — — „Herr S. stellte mich, den Tag nach meiner Ankunft in Genf, Herrn de C. vor, der mir auf die humanste Weise sogleich die

Benützung seiner Bibliothek und seines Herbariums gestattete. Er fragte mich nach unserer Realschule, den Unterrichtsfächern und dem Alter der Zöglinge. Die Aufnahme der Naturgeschichte in den Schulplan fand nicht Gnade vor seinen Augen; er sagte, er kenne kein besseres Mittel, junge Leute zum wahren naturhistorischen Studium untüchtig zu machen, als einen so voreiligen Unterricht, der, beim gänzlichen Mangel aller Vorkenntnisse von Seite der Schüler, nur aus Nomenklatur und Anekdoten bestehen könne. Ich hatte mir zwar die Schwierigkeiten meiner künftigen Aufgabe nie verhehlt und mir oft genug wiederholt, daß ich nur einer der kleinen Propheten an unserer Schule sein werde; doch war es mir nie eingefallen, mich für einen künftigen Widersacher der Wissenschaft, für einen Jugendverderber zu halten. Sie werden sich daher nicht wundern, daß das unbarmherzige Verwerfungsurteil, das der große Botaniker über meine künftige Berufstätigkeit aussprach, mich in nicht geringen Schrecken versetzte, und daß einige Stunden vergingen, ehe eine unbefangene Prüfung der Sache, sowie Herrn S.'s Trostgründe, meinen Mut wieder aufrichteten. Es ist übrigens auffallend, daß Herr de C. mit den ausgesprochenen Ansichten sich entschließen konnte, die Zoologie an einer Anstalt vorzutragen, die nicht einmal ein anatomisches Theater hat."

Im Frühjahr 1831 trat Meyer seine Lehrstelle an, und die so sehr gefürchteten Schwierigkeiten verschwanden bald unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit und bei seiner ausgezeichneten Behandlung des Lehrstoffes. Es zeigte sich wieder, wie so oft schon, daß im Lehrer selbst und nicht im Lehrstoffe das belebende Prinzip des Unterrichts zu suchen sei und daß der Streit über Vorzüge und Nachteile der Schulfächer nur geringe praktische Bedeutung habe. Obgleich Meyer, seiner Natur nach zurückhaltend, gegen seine Schüler sparsam war mit wohlwollenden Aeußerungen, sprach doch in seinem ganzen Benehmen sich die Liebe aus, die er für die ihm untergebene Jugend empfand, und man konnte nur unentschieden bleiben, ob das Interesse der Wissenschaft und der Eifer, ihr tüchtige Zöglinge zu gewinnen, oder ob die Zuneigung für seine Schüler bei ihm vorherrschend seien. Durch häufige Exkursionen in die Umgegend und Anleitung zum Sammeln weckte er in den Knaben die Lust zur Naturgeschichte, umging aber zugleich mit bestem Erfolg die Klippe der Tändelei durch den Ernst seiner Lehrstunden, durch tieferes Eindringen in die Grundlagen der Wissenschaft, soweit es die Bildungsstufe seiner jugendlichen Schüler gestattete, oder durch festes Einprägen der Notwendigkeit, nach dem Austritt aus der Schule vor allem zu jenen Grundlagen, deren Vortrag nicht in die Schule paßte, zurückzukehren.

Eine wesentliche Unterstützung in seinen Bemühungen, dem Studium der Natur bei uns einen günstigen Boden zu bereiten, gewährten unserm Freunde die naturhistorischen Sammlungen des Stadtmuseums. Er war auf seinen Reisen stets eifrigst bemüht gewesen, zur Bereicherung vorzüglich der mineralogisch-geologischen Abteilung dieser Sammlungen nach Kräften beizutragen. Alles, was er in früheren Jahren gesammelt und gekauft hatte, schöne Reihen von Petrefakten und Steinarten aus den Umgebungen Genfs, aus den Wesergegenden, aus Sachsen u. s. w., überließ er mit edler Freigebigkeit der öffentlichen Sammlung. Gleiches Interesse bewies er nach seiner Rückkehr auch für die zoologische Abteilung. Nicht nur die Vielseitigkeit seiner naturhistorischen Kenntnisse, sondern seine ganze Geistesrichtung trug dazu bei, ihn mit unauflöslichen Banden an das Museum zu fesseln. Bei der neuen Organisation der städtischen Institute wurde Meyer Mitglied der Museumsdirektion, und der größte Teil seiner Tätigkeit war von da an dieser Anstalt gewidmet. Die zeitraubenden Geschäfte des Tauschhandels und der Ankäufe, der Bestimmung, Etiquettierung und Anordnung fielen ihm nach eigener Wahl beinahe allein zu; die zoologische Sammlung wurde größtenteils durch ihn in systematische Ordnung gebracht, die Abteilung der untern Tierklassen zugleich auch bestimmt und etiquettiert, die reiche oryktognotische Sammlung nach dem System von Mohr umgestellt, die Petrefaktensammlung nach geologischen Hauptgruppen geordnet. Wozu an anderen Museen wissenschaftliche Männer als Inspektoren und Konservatoren besonders besoldet werden müssen, das leistete Meyer aus reiner Liebe zu seiner Vaterstadt und seinem Hauptfache, von wenigen selbst seiner Mitbürger gekannt und nach seinem Verdienste gewürdigt.

Es ist wohl schwer zu sagen, ob in diesen, zum Teil mechanischen Beschäftigungen der Grund gesucht werden müsse, warum Meyer, nach Beendigung seiner langen Universitätsstudien, es nicht versucht hat, in der Wissenschaft durch Bearbeitung eines speziellen Gegenstandes selbständig aufzutreten, oder ob ihm wirklich, wie er behauptete, die hiezu erforderlichen Anlagen fehlten. Gewiß ist, daß er mit vorzüglicher Klarheit die Gedanken anderer auffaßte und oft besser, als sie ausgesprochen worden, in Schrift zu setzen verstand, stets aber es scheute, sich an eine Arbeit zu wagen, die eigene Untersuchung und Beurteilung verlangte.

Sehr vieles zum Zurückdrängen seiner geistigen Energie und schaffenden Kraft mußte jedenfalls seine stets schwankende Gesundheit beitragen; ja es erklärt sich diese Erscheinung vielleicht genügend aus

diesem einzigen Umstande. Ernste Mahnungen des ihm drohenden Feindes blieben allerdings nicht aus. Innerhalb weniger Jahre sah er seine zwei Schwestern an Auszehrung sterben, und er selbst hatte kaum zwei Jahre seinem Lehramte vorgestanden, als Brustleiden ihn nötigten, erst nur provisorisch, dann bleibend dem ihm wert gewordenen Wirkungskreis zu entsagen, um von neuem, in mehrjährigen Kuren, im Gurnigel und zu Aigle, nur seiner Gesundheit zu leben. Nur in den letzten Jahren, als durch eine Abänderung im Unterrichtsplane die Lehrstunden in der Naturgeschichte von denjenigen in der Geographie getrennt und auf die geringe Zahl von vier in der Woche beschränkt wurden, durfte er es wagen, in die ihm angebotene frühere Stellung wieder einzutreten. Im Jahre 1839 wurde sein Verhältnis zur Realschule noch fester geknüpft durch seinen Eintritt in die Stelle eines Sekretärs der Direktion dieser Anstalt, an die Stelle des verstorbenen Doktor Otth, für den er sie bereits während der Reise des letzteren nach Algier versehen hatte.

Seine Gesundheit schien sich durch die jährlich wiederholten Kuren befestigt zu haben. Neuer Lebensmut erwachte in ihm, und als im Herbst 1839 sein älterer Freund sich entschloß, den folgenden Sommer Italien und Sizilien zu besuchen, konnte er dem Verlangen, einmal wieder an einer wissenschaftlichen Streiferei teilzunehmen, nicht widerstehen, so wenig als sein Freund es über sich gewann, ihn ernstlich zurückzuweisen. Meyer kannte die Gefahr, der er sich aussetzte; aber ein reiches, wenn auch kurzes Leben, meinte er, sei einem langen Siechtum vorzuziehen, und der Genuß des Schönsten, was Europa zu bieten habe, mit den vielleicht wenigen Jahren, die er, stets unter dem Damoklesschwerte, noch vegetieren könnte, nicht zu teuer bezahlt.

Die ersten Monate der am 2. April 1840 angetretenen Reise schienen die düstere Ahnung widerlegen zu wollen. In dem milden Klima und unter dem Einfluß der vielseitigsten Anregung besserte sich das Aussehen Meyers zusehends. Eine kleine Fußreise in den appenninischen Alpen, vor deren Folgen ihm sehr bange gewesen war, hatte ihn gestärkt und ihm höhere Zuversicht zu seinen Kräften gegeben. Die Freunde in Nord-Italien warnten zwar vor dem verderblichen Einfluß der Sommerhitze in Rom, die römischen vor den Gefahren der sizilianischen Sonne; aber der stark gebaute, in voller Jugendkraft stehende Meyer, glaubten sie, werde ihnen trotzen können. Von allem, was Italien an Natur- und Kunstschätzen enthält, wollte Meyer nichts ungesehen lassen: keine Galerie in Florenz, keine Kirche in Rom, keine berühmte Aussicht um Neapel. Der ausgedehnte Reiseplan indes

zwang zur Eile, und über dies stete Vorwärtsdrängen konnte er zuweilen seine Klagen nicht zurückhalten. Es war allerdings die Zeit der Ruhe karg zugemessen, da die Reisezwecke des Touristen mit denjenigen des Naturforschers vereinigt werden sollten, das Besehen von Kunstwerken und Altertümern mit geologischen Beobachtungen und dem Einsammeln naturhistorischer Gegenstände. Das Verpacken allein der fünfzehn Kisten, die wir aus Italien an das Museum zurücksandten, kostete Meyer manche Stunde, die er besser dem Ausruhen gewidmet hätte. Auch die Julihitze in Sizilien schien jedoch keinen Einfluß auf ihn zu gewinnen, während sein Gefährte sich stärker angegriffen fühlte. Nach seinem Wunsche wurde der Reiseplan erweitert und der Besuch von Girgenti und Syracus in denselben eingeschlossen. Durch das ihm ungewohnte Reiten auf Maultieren fühlte sich Meyer ungewöhnlich ermüdet, erholte sich aber nach einiger Ruhe bald wieder, und nachdem wir vier Tage in Catania gerastet, entschloß er sich auch zu der Reise auf den Aetna. „Ohne den Aetna bestiegen zu haben, dürfe er nicht wieder vor seine Schüler treten.“ Wirklich zeigten sich auch während der folgenden vier Wochen, die zum Besuche der liparischen Inseln und der Umgebungen Neapels benutzt wurden, keine beunruhigenden Folgen dieser Anstrengung. Meyer konnte des Schönen, das der herrliche Golf in solchem Ueberfluß bietet, nicht satt werden; er schien das veder Napoli e morire an sich wahr machen zu wollen. Den Tag vor der Abreise nach Marseille wurde noch Camaldoli erstiegen, den nächsten Morgen S. Elmo. Als wir von diesem nach unserer Wohnung in S. Lucia zurückkehrten, fiel mir sein blasses Aussehen auf, und er bat mich, noch einige Geschäfte vor dem Einsteigen ins Dampfschiff für ihn besorgen zu wollen, er hätte in der Frühe Blut gespieen. Als ob er es fühle, daß der Tod in seiner Brust sei, eilte er von nun an, möglichst bald die Heimat zu erreichen. Ohne größere Beschwerde als sonst bestieg er jedoch in Marseille noch die Notredame de la Garde, besuchte Toulon und trennte sich dann, um direkt nach Bern zu gehen, nach der mehr als fünf Monate langen Reise von seinem bisherigen Gefährten und von A. Escher, der uns nach Marseille entgegengekommen war.

Das krankhafte Befinden Meyers schien ihn selbst jedoch, seitdem er seine Vaterstadt wieder erreicht hatte, wenig zu beunruhigen. Er war so sorglos, daß er sogleich nach seiner Rückkehr an das Auspacken und Einordnen unserer inzwischen eingetroffenen Mineralien ging und den größten Teil der mehr als gewöhnlich kalten Oktobertage in den Sälen des Museums zubrachte. Dieser schnelle Temperaturwechsel

vorzüglich scheint ihm verderblich geworden zu sein. Ein verstärkter Anfall von Bluthusten, anfangs November, ließ ihm keinen Zweifel mehr über die Gefährlichkeit seines Zustandes, und von da an erst vertraute er sich seinem Arzte an und verließ den Winter durch sein Zimmer nicht wieder. Ohne weitere Beschwerden zu fühlen, als große Schwäche und schwaches Fieber, beschäftigte sich Meyer fortwährend mit der Bestimmung und Ordnung der mitgebrachten Naturalien und hoffte von der Frühlingswärme seine Wiederherstellung. Nach den ersten Spaziergängen, in den schönen Tagen des Mai, auf der nahen Plattform, fand er sich indes bedeutend ermüdet, und die Krankheit machte von nun an so schnelle Fortschritte, daß seine Freunde sich die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes nicht mehr verhehlen konnten. Nur Meyer selbst schien ohne Ahnung des nahenden Endes, sei es, daß wirklich die glückliche Täuschung, die diese Krankheit begleitet, auch seinen klaren, mit ihren Symptomen wohlvertrauten Verstand befangen hielt, oder daß er es vorzog, seine Empfindungen in sich zu verschließen und mit männlicher Ergebung das Unvermeidliche zu erwarten. Noch am Abend vor seinem Tode empfing er Besuche und sprach von seinen Plänen auf den Herbst und Winter. Den 5. Juni, in der Frühe, legte er sich, nach längerer Schlaflosigkeit, zum Schlummern nieder und ohne den geringsten Kampf starb er einen sanften Tod an Entkräftung. Denselben Samstag waren wir vor einem Jahr in Rom angekommen.

Die Liebe zur Naturwissenschaft, die den ganzen Lebensgang unseres Freundes leitete, wird auch in ferner Zukunft wohltätig bei uns fortwirken und ihm ein ehrenvolles Andenken sichern. Meyer hat über sein Vermögen eine Verfügung hinterlassen, vom Vorabend unserer Abreise nach Italien unterzeichnet, und, mit Ausnahme weniger Vermächtnisse zu Gunsten von Verwandten und Freunden, dasselbe zur Aufmunterung naturwissenschaftlicher Studien in seiner Vaterstadt bestimmt. Seine Bücher sollen unter die Stadtbibliothek und seine ehemaligen Schüler verteilt werden und erstere noch tausend Franken zu Fortsetzungen beziehen. Dem naturhistorischen Museum schenkte er hundert Louisd'or zu Ankäufen. Das übrige, etwa vierzehnhundert Franken jährlicher Rente, sicherte er der Realschule zu, um teils zu jährlichen naturhistorischen Reisen mit den älteren Zöglingen, teils zu Preisen für diejenigen Schüler, die sich in den Naturwissenschaften auszeichnen, verwendet zu werden.

Das Testament lautet: Zu meinem Erben setze ich ein: Die burgerliche Realschule allhier, mit der Bedingung, daß der jährliche Ertrag dieser Erbschaft dazu verwendet werde:

„1. Bei den öffentlichen Preisverteilungen der Realschule Preise an diejenigen Realschüler auszuteilen, welche sich in der Naturgeschichte, Naturlehre und Geographie auszeichnen."

„2. Jedes Jahr, oder, wenn es die Direktion zweckmäßiger finden sollte, alle zwei Jahre die ältern Zöglinge der Realschule unter der Anführung ihres Lehrers der Naturgeschichte oder sonstiger passender Aufsicht und Leitung eine den vorhandenen Geldmitteln angemessene Reise machen zu lassen."

Das durch dieses Testament der Realschule zugefallene Vermögen betrug zirka L. 35,000 a. W., resp. Fr. 50,000 n. W. (fruchtbares Vermögen auf Ende 1842, nach erfolgter Liquidation, L. 36,272. 67½ Cts. a. W.)

Quelle: Das in der 26. Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft im August 1841 vorgetragene, im „Schlußbericht über die Realschule der Stadt Bern" (1880) abgedruckte Lebensbild Meyers, verfaßt von

† B. Studer.

Johann Rudolf v. Steiger.

1789—1857.

Den 9. September 1789 zu Bern geboren, war Johann Rudolf v. Steiger von Riggisberg etwas über 15 Jahre alt, als er zu Ende 1804 zum Unterleutnant in der Berner-Artillerie-Kompagnie Freudenreich ernannt wurde. Das darauf folgende Jahr sah ihn an die Universität Göttingen verreisen, die er im Anfang 1806 wieder verließ, um gegen Frankreich, in dem er auch den Feind seines Vaterlandes sah, die Waffen für die gute Sache zu tragen.

Er diente zuerst als Kadett, dann als Fähnrich beim zweiten leichten Bataillon Halket der englisch-deutschen Legion. Im Jahr 1807 schifften sich 8000 Mann dieser Legion in Irland ein, „um den Schweden bei der Verteidigung von Pommern gegen den französischen Marschall Mortier beizustehen."

Das Schiff „Northumberland" mit drei Kompagnien des Bataillons samt der Musik, 20 Weibern und 17 Kindern fuhr am 30. Mai auf den Felsen von Runnel Stone an der englischen Küste von Kornwallis auf. Die Brigg „Wrangler" rettete jedoch die ganze Mannschaft. Der Oberstleutnant Halket (als Generalgouverneur des Militärhospitals zu Chelsea am 24. September 1850 gestorben) und Fähnrich v. Steiger waren die letzten, die das Schiff verließen, und zwar bloß sieben Minuten bevor dasselbe mit dem Gepäck und den Waffen des Detachements unterging.

Kurz darauf trat Steiger in das Schweizerregiment von Wattenwyl über, welches er in Gibraltar antraf und dem er nach Sizilien folgte. Die Jägerkompagnie, in welche man ihn einteilte, bildete mit drei andern fremden Kompagnien ein leichtes Bataillon, kommandiert durch Herrn Major Viktor Fischer aus Bern, das zu Ende Juni und Anfang Juli 1809 an der Einnahme von Ischia teilnahm, und in der zweiten Hälfte August unter Oberstleutnant Smith an der Küste Kalabriens kreuzte. Vom 22. März bis zum 16. April 1810 befehligte v. Steiger als einzig anwesender Offizier die Kompagnie bei der Einnahme der jonischen Insel Santa Maura und am 18. September des nämlichen Jahres signalisierte er, auf Piquet beim Kloster St. Placido stehend, die bei Nacht erfolgte Annäherung der Expedition des französischen Generals Cavagnac, welche infolge davon an dem sizilianischen Strande bei Santo Steffano nicht Fuß zu fassen vermochte. Den 21. August 1811 verließ das ganze Regiment v. Wattenwyl Sizilien und verbrachte in Kadix das letzte Jahr der Belagerung und die ganze Dauer des Bombardements dieser Stadt durch die Franzosen.

Am 6. November 1812 verreist v. Steiger nach Lissabon. Der englische Generalleutnant Cole empfahl ihn aufs wärmste dem Herzog von Wellington, der ihn mit andern britischen Offizieren dem mit der Organisation des portugiesischen Heeres beauftragten Marschall Lord Beresford beigab. Unter Beibehaltung seines Ranges beim Regiment v. Wattenwyl und Fortgenuß des englischen Soldes ward Leutnant v. Steiger zum Hauptmann beim 23. portugiesischen Infanterieregiment ernannt und erhielt zwei Monate später, nun 23 Jahre alt, das Kommando über eine Grenadierkompagnie, welche als eine der schönsten bekannt war.

Er machte dann die Feldzüge von 1813 und 1814 mit unter den Befehlen des Lord Wellington und des Generalleutnants Cole, der uasdrücklich wünschte, ihn bei seiner 4. Division zu haben.

Bei Viktoria am 21. Juni 1813, wo zwei Kanonenkugeln ihm zwei Nebenmänner wegrafften (Grenadierhauptmann Pape vom Schweizerregiment), eroberte Hauptmann v. Steiger mit einem seiner Sergeanten die Fahne des 4. Bataillons vom 100 französischen Linienregiment (v. Steiger in Frankreich war damals Adjutantmajor in diesem 100. Regiment). Er übergab dieselbe in der zweiten darauf folgenden Nacht zu Salvatierra dem Herzog von Wellington durch Vermittlung seines Kriegssekretärs, Oberstleutnant Lord Fitz-Roy Sommerset (nachmaligem Lord Raglan). Unglücklicherweise schrieb später ein Mißverständnis die Ehre dieser Waffentat dem 87. englischen Regiment zu. Diese Fahne, die einzige, welche bei dieser Schlacht den Franzosen abgenommen wurde, prangt heute noch in der Westminsterabtei zu London.

Nach dem Sieg bei Viktoria ward v. Steiger mit den Funktionen eines Major de Brigade (Chef des Brigadestabes) betraut. Am dritten Tag der sogenannten Pyrenäenschlacht, 28. Juli, erhielt er aber eine schwere Schußwunde in den Kopf, nachdem ihm zwei Pferde verwundet worden, zwei Kugeln seinen Ueberrock durchlöchert hatten und ein Sporren ihm weggeschossen war. Er war soeben von der Leiche seines Freundes, des Majors von Roverea, abgerufen worden, welcher Coles Adjutant geworden war.

Und seltsam genug: 34 Jahre später erhält der jüngere Sohn unseres Hauptmanns v. Steiger, Grenadieroffizier, so wie er, eine tötliche Kugel durch den Hals, ebenso Roverea, und wird in der Toledostraße zu Neapel von einem Neffen dieses Offiziers, der, wie sein Onkel, auch beim Generalstab diente, aufgehoben.

Seine Kopfwunde war nicht vernarbt, als Hauptmann v. Steiger das Kommando seiner Grenadiere bei Sarre am Flusse Nivelle wieder übernahm. Bei der gleichnamigen Schlacht vom 10. November erhielt er eine Quetschung am Leibe und zwei Kugeln in die Kleider. Am 11., 12., 13. Dezember schlug er sich an der Nive vor Bayonne. In der Schlacht bei Ortez, am 27. Februar 1814, befehligte er das 1. Bataillon seines Regiments (eine Granate zersprang unter seinem Pferde). An diesem Tage wurden der Brigade sämtliche Stabsoffiziere bis auf einen einzigen getötet oder verwundet. Noch auf dem Schlachtfelde ward v. Steiger wieder Brigademajor und machte am 10. April die Schlacht bei Toulouse mit, wo ihm ebenfalls ein Pferd verwundet wurde. Nach eingestellter Verfolgung des Feindes erhielt er vom Marschall Beresford den Auftrag, die Brigade nach Almeida in Portugal zurückzuführen, hauptsächlich weil er französisch, englisch, spanisch und portugiesisch verstand und sprach.

Nach Vollziehung dieses Auftrages begab er sich mit einem dreimonatlichen Urlaub nach der Schweiz. Während dieser Zeit ward er vom oben erwähnten Marschall mit dem Rang eines englischen Hauptmanns der portugiesischen Armee definitiv einverleibt.

Mit spezieller Erlaubnis des Herzogs von York wohnte er dem Feldzug von 1815 als Adjutant des eidgenössischen Oberst v. Effinger bei. In Neuenburg einquartiert, heiratete er Fräulein Isabelle von Sandoz-Rollin, welche ihm in der Folge sechs Kinder geschenkt hat.

Seine Heirat und insbesondere der sich damals täglich verschlimmernde Zustand seiner Kopfwunde hinderten den Hauptmann v. Steiger, nach Portugal zurückzukehren. Er wurde somit im Jahr 1816 auf englischen Halbsold gestellt, bezog ferner von 1819 an eine jährliche Pension für seine Wunde, erhielt 1820 das portugiesische Auszeichnungskreuz für seine beiden Feldzüge und 1849 die von der Königin Viktoria im Jahr 1847 für die Kriege von 1793 bis 1814 gestiftete Medaille nebst den sechs Spangen mit den Namen der sechs siegreichen Schlachten, die er in Spanien und Frankreich mitgefochten hatte.

Im Jahr 1818 wurde v. Steiger Major des fünften Berner Auszüger Bataillons und wohnte als solcher dem eidgenössischen Lager von Wohlen bei. Vier Jahre später avancierte er zum Oberstleutnant desselben Bataillons und zum Kommandanten des fünften Militärbezirks unseres Kantons. 1826 versah er den Dienst eines ersten Stabsadjutanten beim Obersten Guiger von Prangins, Oberkommandanten des vierten eidgenössischen Lagers in Thun.

Zwei Jahre darauf, 1828, ward er zum eidgenössischen Obersten ernannt und befehligte 1830 die zweite Brigade des sechsten eidgenössischen Lagers in Bière.

Als zu Anfang des Jahres 1838 die Tagsatzung in der Voraussicht eines Krieges gegen Frankreich sich anschickte, die Armee unter die Waffen zu rufen, ward Oberst v. Steiger mit dem Dienste des Generaladjutanten betraut.

Allein während des Aufenthaltes im Hauptquartier in Luzern zerschmetterte ihm das Pferd des damaligen Chefs des Generalstabs, Obersten Dufour, ein Bein durch einen Hufschlag.

Endlich nötigten ihn auch seine politischen Ansichten seine Entlassung aus dem eidgenössischen Dienst zu verlangen, welche ihm die Tagsatzung unterm 3. September 1832 in allen Ehren erteilte.

Er war erst 43 Jahre alt und seine bürgerliche Laufbahn ebenfalls bereits zu Ende.

Im Jahre 1817 war er in die Stadtpolizeikommission, 1821 zum Amtsrichter des Stadtbezirks und zum Mitglied des Rats der 200, im Februar 1822 in die Stadtverwaltung gewählt und im Dezember des gleichen Jahres zum Oberamtmann von Interlaken ernannt worden. Auf diesem letztern Amte, das sein Vater vor dem Einfall der Franzosen in die Schweiz bekleidet hatte, verblieb v. Steiger bis zu der im Jahre 1831 erfolgten Abdankung der alten Regierung.

Während seiner dortigen Verwaltung gab er den ersten Anstoß zur Verbesserung der Verbindungen zwischen dem Bödeli und den Seitentälern, sowie an den Ufern des Brienzer- und des Thunersees. Er ordnete das Rechnungswesen der Gemeinden und schaffte den Bettel in jener von so vielen Touristen besuchten Gegend vollständig ab. Von seiner Frau unterstützt, brachte er in der Bevölkerung die Spitzenfabrikation, die Strohflechterei und die Holzschnitzerei mehr und mehr in Aufnahme. Der Fremde erfreute sich bei ihm eines einfachen und gastfreien Empfanges und fand im Schlosse Interlaken einen angenehmen Vereinigungspunkt, ein Umstand, der viel zur Frequenz dieses beliebten Aufenthaltsortes beigetragen hat. v. Steigers tätige, einsichtige, wohlwollende und feste Verwaltung hat im Oberlande ehrenvolle Erinnerungen hinterlassen.

Mit Ausnahme des Stadtrates und des Burgerrates, wo er seit 1834 und 1840 noch saß, zog sich Oberst v. Steiger in das Privatleben zurück und hielt sich meistens auf seinem Gute zu Ostermundigen bei Bern auf. Witwer seit 1842, verheiratete er sich 1845 zum zweitenmale mit einer Engländerin Miß Barker und brachte die sechs letzten Winter in Hyères und Vivis zu.

Seit mehreren Jahren schwächte sich seine Gesundheit allmählich ab, bis er den Folgen eines chronischen Magenübels endlich erlag.

Wenige Tage vor seinem Tode sah Oberst v. Steiger von seinem Fenster aus das schöne Walliserbataillon Nr. 53 auf seinem Durchmarsch nach dem Rhein in Vivis einziehen und auf dem Marktplatze aufmarschieren. Wiewohl sein Gesicht seit dem letzten Sommer bedeutend abgenommen hatte, so rief doch dieser Anblick im Herzen des alten Soldaten manche Erinnerung aus den ehemaligen eidgenössischen Lagern wach. Es war das noch ein froher Augenblick für ihn, aber auch beinahe das letzte Aufflackern eines schönen, dem Erlöschen nahen Lichtes. Seine letzten Träume führten ihm noch verworrene Bilder des spanischen Krieges vor die Seele.

Und doch hat er von jenem Kriege so selten etwas erzählt, daß er sogar seinen besten Freunden die erläuternden Einzelheiten einer

kriegerischen Laufbahn vorenthielt, die, wenn auch kurz, gleichwohl bei seinen ehemaligen Obern und Kameraden ihre Würdigung fanden. Mehrere der letztern waren mittlerweile zu den höchsten Graden gelangt, und mit ihnen hat er bis zuletzt einen vertraulichen, ja innigen Briefwechsel unterhalten.

Oberst v. Steiger hatte das Glück, sanft zu enden, nachdem er schon den ganzen letzten Tag hindurch ohne Besinnung gewesen war. Den 20. Januar 1857, um sechs Uhr abends, gab er seinen Geist auf, und das so edle, so loyale, so freundliche und so zarte Herz hörte auf zu schlagen.

Er liegt auf dem Kirchhofe von St. Martin in Vivis begraben, wo er wegen der schönen Lage mehr als einmal auszuruhen gewünscht hatte. Dort ruht er im Frieden, inmitten einer Bevölkerung, mit der er sich befreundet hatte und die ihn auch ihrerseits zu schätzen wußte.

Im vierten Band des mémoires de F. de Roverea Colonel d'un régiment de son nom, à la solde de S. M. Britannique écrit par lui-même et publié par C. de Tavel, ancien avoyer de Berne, — Bern — Zürich — Paris. 1848 finden sich weitere Details über ihn. Nach Aufzeichnungen seiner Verwandten mitgeteilt von

B. v. Steiger.

Sigmund Karl Ludwig v. Steiger.

1787—1863.

Sigmund Karl Ludwig v. Steiger, Sohn von Karl Friedrich v. Steiger von Riggisberg und der Frau Sophie v. Willading, wurde geboren den 3. Oktober 1787. Er genoß in seiner Jugend von 1797—1799 mit seinen Brüdern Ludwig und Rudolf den Unterricht eines ausgezeichneten Hauslehrers, des nachmals berühmten Philosophen und Professors Herbart.

Im Herbste 1802, als die Schweiz sich erhob, die von Frankreich eingesetzte Regierung zu stürzen, schloß er sich, trotz des Verbots seines damaligen Hauslehrers (des Herrn Segelken aus Bremen, spätern lutherischen Pfarrers in London) bei der Landesabwesenheit seines Vaters, den Truppen an, im Bataillon Karl May von Brandis,

das meist aus alten Soldaten von Roverea, Salis, Courten u. s. w., bestand, und feierte seinen 15. Geburtstag im Gefecht bei Murten und dem Wistenlach als gemeiner Soldat den 3. Oktober 1802. Bei seiner Zurückkunft erhielt er von der Standeskommission (der damaligen Regierung) das Brevet eines ersten Unterleutnants, datiert vom 22. September 1802.

Den Sommer von 1803 brachte er in Genf zu und ging im Herbst nach Göttingen, wo er bei Herbart, seinem alten treuen Lehrer verblieb bis im September 1807 und den Studien oblag, die vorzüglich in Philosophie, Mathematik, Geschichte, Jurisprudenz, Staatswissenschaften, Politik, Diplomatie und Englisch bestanden, mit Fortsetzung des Lesens griechischer und römischer Klassiker.

Einen großen Teil des Jahres 1806 aber lebte er in Paris mit seinem Freunde, dem Fürsten Anton Paul Sulkowsky, dem nachmaligen Divisionsgeneral der polnischen Armee und späteren Generaladjutanten des Kaisers Alexander. Er ließ sich auch Napoleon I. vorstellen, ward darauf zu allen Hoffesten eingeladen und hatte dadurch Gelegenheit, die meisten damals markanten Personen in der Nähe zu sehen oder kennen zu lernen, sowohl Franzosen als Ausländer, wie nebst der kaiserlichen Familie unter anderen: Murat, Cambacérès, Lebrun, Barthelémy, Ségur, die Marschälle u. s. w., drei Kardinäle: Mauri, Caprera und Spira, auch den Grafen Metternich, Luchesini, Gagern, Pappenheim, Baricourt, den türkischen Gesandten u. s. w. und von Landsleuten Maillardoz, Tschann, Herzog, Rougemont, Delessert u. s. f. Er traf auch alte Bekannte von Göttingen her, den Kronprinzen Ludwig von Bayern mit den Grafen Seinsheim, Reuß und Schönfeld, dem Marquis Souza, Halbbruder des Herrn von Flahaut (des Vaters des illegitimen Herrn von Morni, dessen Mutter die Königin Hortense war), Latourmaubourg, bald nachher Ambassador in Konstantinopel, im Haag und zu Rom, Mosamedes, Benkheim, den späteren Tochtermann der Frau von Krüdener u. s. w.

Im Herbst 1806 kehrte er über die Schweiz nach Göttingen zurück und machte im Frühjahr 1807 eine Reise durch Holland, wo er seine künftige Frau zum erstenmal sah. Im Herbst 1807 traf er wieder im Vaterland ein.

Im Januar 1808 übernahm er eine Sendung nach München, um ein der Reichsstadt Nürnberg gemachtes Anleihen, das schon seit langem als non-valeur angesehen war, zu reklamieren, was ihm gelang, wobei er mit den Ministern Montgelas und Hompesch verhandelte. Er hatte auch deshalb eine Privataudienz bei dem Könige

Max, ward bei Hof eingeladen und erneuerte die bairischen Bekanntschaften von Göttingen und Paris her.

Im Sommer 1810 holte er seinen 87 Jahre alten Großonkel Viktor v. Steiger in Holland ab.

Im Januar 1811 reiste er wieder nach Holland und vermählte sich daselbst den 10. April 1811 mit der Gräfin Margaritha Maria von Rechtern, Tochter des Grafen Rudolf Christian von Rechtern-Westerveld und der Baronesse Elisabeth van der Capellen tot den Pol, geboren den 27. Juni 1791, gestorben den 24. September 1837 im Choisi bei Bern.

Er blieb in Holland bis im Herbst 1812 und kam hernach mit der Familie in die Schweiz zurück.

Als gegen Ende des Jahres 1813 die alliierten Armeen sich der Schweiz näherten, ward von alten Magistraten und andern einsichtsvollen Männern verschiedener Kantone eine Sendung in deren Hauptquartier beschlossen, um ihre Absichten kennen zu lernen und dahin zu wirken, daß sie nicht feindlich behandelt werde. Von Bern sollte Herr v. Gingins von Chevilly abgehen, der aber ganz kurz vor der Abreise es ausschlug, aus Besorgnis die waadtländische Regierung möchte seine Güter konfiszieren. So ward ganz unerwartet diese mißliche Sendung dem Herrn v. Steiger-Rechtern aufgetragen, der sich sogleich entschließen und tags darauf abreisen mußte, und fast gleichzeitig entschloß sich Oberst Gatschet auch mitzugehen. In Zürich hatten sie eine Unterredung mit dem Grafen Capo d'Istria, dem russischen Gesandten und v. Lebzeltern, dem österreichischen. Zu Freiburg i. B., dem Hauptquartier der Alliierten, gesellte sich zu ihnen der Graf Johann v. Salis-Soglio und Kommissär Wyß, Vater des österreichischen Generals.

Sie fanden die Stimmung der Hochgestellten im allgemeinen der damaligen Schweiz ungünstig, so daß selbst Fürst Schwarzenberg in der ersten Unterredung erklärte, „er habe bis jetzt an einer guten Partei in derselben verzweifelt". Es war bald ersichtlich, daß die Alliierten mit Ausnahme Alexanders, sowie Laharpe, aus strategischen Gründen fest entschlossen waren, durch die Schweiz zu marschieren, um so mehr, da sie das damalige verstümmelte Land als einen kleinen Vasallenstaat Frankreichs ansahen. Von der größten Wichtigkeit mußte es daher sein, zu bewirken, daß dieser beschlossene Durchzug nicht in einem feindlichen, ihre künftige Unabhängigkeit gefährdenden Sinne stattfände.

Es fanden deshalb von Seite der Abgeordneten viele Unterhandlungen statt, so mit dem Fürsten Metternich, Schwarzenberg, Lord Aberdeen, Lord Burgersh (später Graf Westmoreland), General Radezky, Langenau und Bubna, den Grafen Stadion, Senft Pilsach, Hofrat Genz u. s. w. Auch trat v. Steiger damals in Korrespondenz mit dem Kronprinzen Ludwig von Bayern.

Kategorisch und besonders durch v. Steiger sehr dringend wurde gefordert, daß vor dem Einmarsch offizielle und bestimmte Zusicherungen erteilt würden über die künftige Unabhängigkeit der Schweiz und die Rückerstattung der geraubten Landesteile; ohne eine solche manifeste Zusicherung könnte der Durchmarsch nicht friedlich statthaben.

Diese entschlossene Sprache fand endlich Eingang, und Hofrat Genz ward mit der Abfassung des Manifestes beauftragt. Auch versprach der Kaiser eine Million Gulden als Entschädigung für die Kosten des Durchpasses, die auch später den Kantonen bezahlt wurde.

Stets ward aber verlangt, daß die Schweiz ihre von Napoleon erhaltene Verfassung von selbst abschaffe; „denn, wie Metternich äußerte, „beharre dieselbe im gegenwärtigen französischen Interesse, „würde sie feindlich überzogen und alsdann sei es um deren „nationale Existenz geschehen. Es liege in beidseitigem Interesse, daß „Bern wieder mächtig werde, nur mit einigen dem Geist der Zeit „angemessenen Vorrechten für Waadt und Aargau.

„Lord Aberdeen erklärte „wenn die alte Regierung Berns wieder „hergestellt seie, würde England die derselben schuldigen Kapitale auch „wieder herausgeben."

Am 19. Dezember 1813 fand in Lörrach eine durch v. Steiger zustande gekommene Konferenz statt zwischen dem Feldmarschall von Bubna, dem zweiten Generalquartiermeister von Langenau und den schweizerischen Stabsoffizieren: Obersten Herrenschwand und Füßli und Major Fischer (später Schultheiß). Am 21. erfolgte der Einmarsch der Alliierten.

Am 16. schon hatte Radezky in Gegenwart des Generalmajoren v. Trapp den Obersten Gatschet, den kurz vorher eingetroffenen v. Werdt von Toffen und Steiger zu sich beschieden und ihnen namens des Kaisers, ohne daß sie es begehrt hatten, k. k. Obersten-, Major- und Hauptmannsrang verliehen. Zugleich legte er ihnen konfidentiell den ganzen Operationsplan vor mit dem Wunsch, daß Genf durch Schweizer genommen werden möchte.

Am 24. Dezember übergab die Mediationsregierung ihre Gewalt an den alten legitimen Rat der 200.

Allein die innern Zerwürfnisse hinderten leider die Schweiz, aktiv aufzutreten, was den berühmten Historiker Heeren zum Ausspruch veranlaßte „die sonst so frei gewesenen Schweizer allein haben am Befreiungskriege nicht Teil genommen!“ Eine derbe Wahrheit, denn statt durch löbliche Taten die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes selbst erringen zu helfen und zu verdienen, mußten sie dieselbe vom Wienerkongreß als eine bloße Gnadensache annehmen.

Als der Graf von Artois (Karl X.) mit Polignac und d'Escars in Basel eintraf, begab sich v. Steiger mit seinem älteren Bruder Ludwig zu ihm mit dem Anerbieten, ihn mit einem Korps Freiwilliger nach Frankreich zu begleiten, worauf er gerührt aufs freundlichste dankte, aber äußerte: seine Lage sei noch gar zu unsicher und ungewiß; dabei faßte er v. Steiger-Rechtern an beiden Händen und sagte: «Mon «cher de Steiger, pensez que ce soir même je mettrai de nouveau «pied en terre de France, où je n'ai pas été depuis 24 ans».

Am 5. April 1814 reiste v. Steiger mit den Obersten Ziegler, May und Jenner nach Holland, von wo er mit ihnen den 23. Mai zurückkam. Im Haag ließ er sich dem König Wilhelm I. vorstellen und lernte dort die zu der Zeit markanten Personen kennen.

Nach seiner Zurückkunft lebte er mit seiner Familie das ganze Jahr zu Riggisberg, dessen Güter er in Pacht genommen, bis im Herbst 1818, wo er das Gut im Rappental bezog. Den Feldzug von 1815 gegen Frankreich machte er als Kommandant zweier Dragonerkompagnien mit, zugleich mit seinen drei Brüdern.

Im Jahre 1821 kaufte er das Choisi bei Bern, das er später neu aufbauen ließ, und brachte den Sommer mit seiner Familie in Holland zu. Im Jahr 1822 bezog er Choisi.

Oberleutnant bei den Dragonern wurde er den 19. Dezember 1807, sodann Hauptmann bei denselben den 20. März 1812.

Im Jahre 1818 wurde er in den großen Rat gewählt, Auditor des Justizrats und Stellvertreter des Appellationsgerichts, 1819 Mitglied der großen Gesetzgebungskommission und wirkliches Mitglied des Justizrats, 1821 Mitglied des Appellationsgerichts, 1822 Mitglied der engern Gesetzgebungskommission, 1824 Mitglied des Kriegsrats und der akademischen Kuratel, als Kurator der juridischen Fakultät, wie auch der Pferdezucht- und Reitschulkommission; 1825 Mitglied der bleibenden Prüfungskommission der Anwälte. 1822 wurde er Chef des Dragonerkorps. Als Oberstleutnant den 17. April 1826 kommandierte er im Lager von Thun die eidgenössische Reiterei.

Als 1831 die Schweiz zum zweitenmal von Frankreich aus revolutioniert wurde, resignierte er auf die Stelle eines Kommandanten der Dragoner und schlug die in Aarburg auf ihn gefallene Wahl in den neuen großen Rat aus.

1831 war er Mitglied des Stadtrats, noch unterm alten Regiment gewählt. Im Jahre 1832 kaufte er Güter zu Kirchdorf, die er selbst bewirtschaftete, und brachte den Sommer 1835 mit seiner Familie wieder in Holland zu. Am 24. Januar 1837 hatte er das große Unglück, seine inniggeliebte Frau in ihrem 46. Altersjahr zu verlieren. 1838 kaufte er die der Familienkiste von Graffenried gehörenden Alpen, 1844 zwei Alpen von Bruder Rudolf, von denen später eine wieder verkauft wurde.

Als 1850 ein der Mehrzahl nach konservativer Rat gewählt wurde, ward er trotz allen Sträubens von seinem Wahlkreis mit großem Mehr auch gewählt, konnte aber nur mit Mühe zur Annahme bewogen werden. 1851 hielt er sich wieder einige Monate in Holland auf mit seiner jüngsten Tochter Ida und seinem Sohne Arnold, meist im Haag bei seinem Schwager, dem Grafen J. D. von Rechtern, Staatsrat, Kommandeur des deutschen Ordens und des heiligen Olaf.

Als ihn im Frühling 1853 eine schwere Krankheit überfiel, brachte er den folgenden Winter mit seiner Tochter Ida und Schwester v. Wattenwyl in Vivis zu.

Im Jahre 1861, anfangs Mai in seinem 74. Jahre, fing er an, seine Erlebnisse aufzuzeichnen und kam damit anfangs September zu Ende. Dieselben bilden die Quelle zu vorstehender Lebensskizze. Seine letzten zehn Jahre verlebte er in Kirchdorf und Bern, wo er den 1. April 1863 starb. Mitgeteilt von

B. v. Steiger.

Rudolf Karl Steiger.

1744—1830.

Rudolf Karl Steiger wurde den 10. August 1744 zu Bonmont im Waadtlande geboren (laut Aufzeichnung seiner Mutter den 14. August 1744), wo sein Vater Landvogt war, und daselbst den 23. August getauft. Seine Paten waren: Herr Rudolf Stürler, Registrator, Junker Karl v. Bonstetten, Gerichtsschreiber, und Frau Maria Katharina Effinger v. Wildegg, geb. von Diesbach, seine Großmutter.





Nach damaliger Uebung trat er noch sehr jung in fremde Kriegsdienste. Vom 16. Mai 1761, da er erst 17 Jahre alt war, datiert sein erstes Brevet als Fähnrich in der Kompagnie Hackbrett, Regiment Tscharner in königl. Sardinischen Diensten, wo er die Stelle des zum Unterleutnant avancierten Fähnrichs v. Werdt einnahm. Zum Unterleutnant in der Kompagnie v. Tavel des nämlichen Regiments avancierte er den 2. Juli 1762 und ferner zum Oberleutnant in der nämlichen Kompagnie und demselben Regiment den 21. November 1765.

Vom k. Sardinischen Dienste erhielt er seine Entlassung den 5. Mai 1773, nachdem er wenige Tage zuvor, am 28. April 1773, sein Patent von Schultheiß und Räten als Hauptmann der 1. Kompagnie des 2. Bataillons des Oberländischen Regiments erhalten hatte, und verehelichte sich 1773 mit Marianne v. Graffenried, Herrn Samuels, alt Landvogts von Signau und der Marianne v. Graffenried Tochter. Der bezügliche Ehebrief zwischen „Junker Rudolf Karl Steiger und Jungfer Marianne v. Graffenried" ist vom 27. Februar 1773 datiert, und es versprechen laut demselben der Vater des Bräutigams eine Ehesteuer von 30,000 Pfund bern. Währung und Herr Samuel v.

Graffenried, der Brautvater, als Troffel 1000 Pfund und als Ehesteuer seinen Anteil Berg im Eggiwyl.

Seine fernere militärische Laufbahn in der Landmiliz war nach den noch vorhandenen Patenten folgende:

Ernennung zum Hauptmann über die 2. welsche Stück-Kompagnie vom 17. Februar 1779.

Versetzung in die 2. deutsche Artillerie-Kompagnie mit Rang vom 17. Februar 1779 vom 9. Mai 1781.

Beförderung zum 2. Major des Artillerie-Regiments vom 3. Oktober 1792.

Ferner zum 2. Oberstleutnant des Artillerie-Regiments vom 17. März 1797 und endlich zum Oberst der bernischen Truppen mit Rang vom 15. September 1802 vom 15. Oktober 1802.

Nach seiner Verehelichung scheint er sich viel bei seinen Verwandten in Wildegg und auch in deren Nachbarschaft im Aargau aufgehalten zu haben. Ein auf den Gütern der Herrschaft Wildegg erbauter Meierhof trägt noch heute den Namen Strohegg, den er ihm scherzweise zu geben vorschlug, weil in weiter Entfernung von dem dortigen Aussichtspunkt die Ecke eines Strohdaches sichtbar war.

Anno 1785 erhielt er den Sitz in den Großen Rat und wurde den 12. April 1787 zum Kastellan von Wimmis ernannt, wo seine Kinder ihre Jugend verlebten und mit Hilfe von Hauslehrern erzogen wurden. In dieser Periode gab er sich leider viel mit der in damaliger Zeit stark betriebenen Alchymie ab, welche ihn viel Geld kostete. Dieser Liebhaberei huldigte er auch später, nachdem seine Amtsdauer abgelaufen, und er sich in das ihm durch die Erbschaft seines anno 1784 verstorbenen Schwiegervaters zugefallene Eichigut zurückgezogen hatte. Dieses Gut von über 100 Jucharten Land und za. 19 Jucharten Wald verkaufte er laut Tauschbeile vom 17. Oktober und 11. November 1798 an Notar Friedrich Blauner für 30,660 Kronen nebst einigen unbedeutenden Bodenzinsen ab Gütern in Brugg. Gegenwärtig gehört es Herrn Eduard v. Stürler-Marcuard, Schloßgutsbesitzer von Jegenstorf. Da die Amtsdauer auf den Landvogteien gesetzlich 6 Jahre währte, so muß er Wimmis ums Jahr 1793 verlassen haben. Seit dieser Zeit finden wir ihn bis nach der Revolution nicht mehr in öffentlichen Stellen; auch ist von seiner Tätigkeit während dem Todeskampfe Berns in den Märztagen 1798 nur weniges zu finden. Er war damals Kommandant der Artillerie der 2. Division (Seeland) und hatte längere Zeit sein Hauptquartier in Frienisberg. Laut einem Schreiben vom 18. Februar 1798 hatte er die Regierung eindringlich

auf die mangelhafte Deckung der Linie zwischen Münchenbuchsee und Grauholz aufmerksam gemacht. (Siehe die von Herrn Oberst Rudolf v. Erlach gesammelten Aktenstücke: „Zur bernischen Kriegsgeschichte des Jahres 1798“, Bern bei K. J. Wyß.)

Dagegen nahm er um so lebhafteren Anteil an den Ereignissen, welche der Rekonstituierung der Eidgenossenschaft anno 1802 vorangingen.

Er war mit den Herren Hauptmann v. Mülinen, beiden Gatschet, v. Wattenwyl von Oberhofen, Venner Fischer im Gwatt und andern Mitglied des Vereins von Thun, welcher sich die Leitung des Aufstandes im Oberland gegen die helvetische Regierung zur Aufgabe gestellt hatten. Ihm wurde speziell die Leitung von Thun und Umgebung zugewiesen, was ihm Gefahr und Unannehmlichkeiten zuzuziehen nicht ermangelte, da er zum Beispiel eines Tages von den regierungstreuen Thuner Bürgern Notar Strähl, Schaffner Studer und Notar Krebser bei dem damaligen Regierungskommissär des Kantons Oberland, Tillmann, wegen Umtrieben verklagt wurde und sich verantworten mußte.

Von Wattenwyl hatte die Einschließung der helvetischen Regierung auf den 20. September 1802 anberaumt, und an diesem Tage um 10 Uhr morgens trat auch Steiger mit einer beträchtlichen Anzahl bewaffneter Oberländer vor den Toren Berns an, welches eben die Kapitulation unterzeichnet hatte. Auch dem darauffolgenden Feldzuge gegen die helvetische Regierung, welche sich nach Lausanne geflüchtet hatte, wohnte er in der Eigenschaft als Oberst bis zu der durch die Intervention des 1. Konsuls erfolgten Beilegung der Streitigkeiten bei. Seine Ernennung zum Obersten der bernerischen Truppen ist, wie wir gesehen haben, vom 15. Oktober datiert — es war der Entlassungstag sämtlicher Truppen; sie lautete aber mit Rang vom 15. September und griff daher bis zum Beginne seiner militärischen Tätigkeit in diesem kurzen, aber nicht ruhmlosen Feldzuge zurück.

Fernere Anerkennung seitens der Regierung für sein treues Ausharren blieb nicht aus, denn er wurde den 5. Juli 1803 zum Oberamtmann nach Laupen ernannt und blieb daselbst, da die Amtsdauer seither auf 9 Jahre verlängert worden war, bis 1812, von welcher Zeit an er sich ins Privatleben zurückzog und seinen Landsitz in der Länggasse bei Thun als Aufenthalt wählte, wo er bis an sein Lebensende verblieb.

Von Gestalt war er groß und wohlbeleibt und in seinem Wesen sehr gutmütig, froh und heiter — ein Lebemann. Auch scheint er sich

bis in sein hohes Alter einer kräftigen Gesundheit erfreut zu haben; — nur seine Kurzsichtigkeit nahm in späteren Jahren so stark zu, daß sie beinahe in vollständige Blindheit ausartete. Er starb nach kurzer Krankheit in der Länggasse bei Thun, den 31. Januar 1830. Nur kurze Zeit überlebte ihn seine Witwe, eine kluge und verständige Frau; sie starb im gleichen Jahre und wurde an seiner Seite im Friedhofe in Thun zunächst bei dem südlichen Eingange der Kirche zur Erde bestattet.

C. v. Steiger, Bezirks-Ingenieur.

Albrecht Bernhard von Steiger.
1778—1838.

Albrecht Bernhard von Steiger hatte ein ziemlich bewegtes Leben. Er stand über 35 Jahre teils in englischen, teils in französischen Militärdiensten, und der erste Teil seiner Laufbahn fällt in jene stürmische Periode, in welcher ganz Europa in blutigen Kriegen gegen die französische Weltherrschaft verflochten war. Leider sind uns seine wertvollen Aufzeichnungen verloren gegangen, indem er sie in den letzten Jahren seines Lebens in einem Anfall von Trübsinn alle vernichtete, und so fällt es schwer, ein fortlaufendes Bild seiner Erlebnisse zu geben.

Albrecht von Steiger, ältester Sohn des Herrn Rudolf v. Steiger und der Frau Maria geb. von Graffenried von Signau, wurde geboren zu Bern den 31. Mai 1778 und verbrachte seine Kinder- und Jugendjahre teils daselbst, teils im Eichi bei Münsingen, später in Wimmis, wo sein Vater bis zur französischen Revolution die Stelle eines Kastellans von Niedersimmental bekleidete.

Er kam frühzeitig zur Welt, und war anfangs so zart und klein, daß ihn seine Mutter zuweilen in einer Schindelschachtel in Watte gehüllt auf dem warmem Ofen gleichsam ausbrütete; doch erstarkte er bald bei der damals gewöhnlichen Erziehung der Kinder auf dem Lande. Er und seine drei jüngern Brüder verdankten ihre Erziehung nebst ihrem Vater, der früher auf einige Jahre in piemontesischen Diensten gewesen war, verschiedenen Hauslehrern, und er zeigte bald genug Anlagen zur Erlernung verschiedener Sprachen und zur Mathematik.



Sigmund Karl Ludw. v. Steiger
1787—1863



Johann Rudolf von Steiger
1789—1857

Albrecht Bernhard von Steiger
1778—1838

Im Jahr 1793, also $15^1/_2$ Jahr alt, trat er als Unter-Leutnant in die bernische Artillerie und machte als solcher Dienst in der Artillerie des um jene Zeit aus Frankreich zurückgekehrten Regiments von Wattenwyl.

Am 23. Oktober 1795 verließ er aber die Schweiz und trat als Fähnrich in englische Dienste unter das Fremden-Regiment von Roll, zu welchem er bis zum 3. Juni 1816 gehörte, obwohl er von 1811 an in der englischen Armee Dienst tat. Im Jahre 1796 machte er den Feldzug in Corsika unter Sir Gilbert Elliot mit und war bei allen dortigen Gefechten anwesend.

Im Jahr 1797 schiffte er nach Elba und von da nach Portugal über, wo er als Adjutant des Generals Charles Stuart detaschiert bis anno 1799 unter dessen Befehlen focht. Diese Adjutanten-Charge veranlaßte ihn besonders in Lissabon bei Hofe zu größeren Ausgaben, als es ihm seine Gage erlaubte. Infolgedessen ließ er sich 1800 auf die Insel Minorka detaschieren, wo er seiner Erzählung zufolge nebst seiner Mundration vom Ertrag seiner Jagd und Fischerei lebte und so nach und nach seine Schulden abzahlte. Im Jahre 1801 ging er nach Cadix über und von da 1801 unter Sir Ralph Abercromby nach Egypten, wo er am 13. und 21. März den Schlachten von Alexandria, sowie der Einnahme der letzteren Stadt beiwohnte. Hier traf er mit seinem jüngeren Bruder Ludwig zusammen, der ebenfalls die Schweiz verlassen hatte, um in englische Dienste zu treten. Beide gehörten zum Regiment von Roll und wurden infolge der erfochtenen Siege mit dem Orden des türkischen Halbmondes dekoriert.

Anno 1802 avancierte Albert zum Hauptmann und schiffte sich 1803 nach Gibraltar ein, wo er einen Teil des Feldzuges mitmachte. Anno 1806 steht er in Calabrien und Sizilien unter den Befehlen des Generals Sir John Stuart, und das Jahr 1807 sieht ihn wieder in Egypten, wo er unter General Frazer an der Erstürmung der türkischen Linien vor Alexandria und später an der Belagerung von Rosette Teil nimmt. Bei dieser Gelegenheit schenkte der ältere Bruder dem jüngern eine kleine Sackpistole, indem er die andere für sich behielt, mit den Worten: „Dies zum Zeichen, daß sich keiner von uns je den Franzosen lebendig ergeben darf.“ — Im Jahr 1810 schiffte er nach den Jonischen Inseln über und kämpfte bei der Erstürmung der Festung St. Maur an der Spitze der Grenadiere seines Regiments.

Von da nach Sizilien zurückgekehrt, verläßt er am 3. Mai das Regiment von Roll, um fortan als Major in der englischen Armee Dienst zu tun. Gleichwohl bleibt er auf der Regimentsliste als

Kapitän. Um diese Zeit war auch sein Bruder Ludwig mit dem Regiment von Roll in Sizilien und hierbei sei mir erlaubt eines merkwürdigen Zufalls zu erwähnen.

Als ich nämlich 38 Jahre später, anno 1849, selber Hauptmann im 4. Schweiz. Regiment in königl. Siz. Diensten, den Feldzug von Sizilien mitmachte, und einige Offiziere unseres Regiments ein paar Tage nach der Erstürmung von Catania, Charfreitag 1849, in der damals noch ziemlich menschenleeren Stadt in einer Trattoria zu Nacht speisten, wobei einer mich bei meinem Namen anrief, so begegnete es, daß ein zufällig am nämlichen Tisch anwesender Sizilianer zu mir sagte: „Sie heißen Steiger. Ich habe vor Zeiten auch zwei Steiger gekannt, allein sie waren in englischen Diensten." — „Es waren an die sechs dieses Namens in englischen Diensten," antwortete ich: „Können Sie mir sie näher bezeichnen?" — „Ja", antwortete er, „es waren zwei Brüder; der ältere, Albert, war im Stab, und der jüngere, Ludwig, hatte einen prächtigen Esel aus Egypten mitgebracht." — Daran erkannte ich, daß es mein Onkel und mein Vater gewesen sein mußten. Ich brauche hier nicht zu sagen, daß der Esel im Süden und im Orient ein lange nicht so verachtetes Tier ist, wie bei uns, und daß er seiner Größe und seiner schönen Formen wegen oft mehr geschätzt und teurer bezahlt wird, als die Pferde.

Bis zu den Jahren 1809 und 10 hatte sich Albrecht v. Steiger als junger Mann wenig um die Zukunft bekümmert und das Leben genommen und mitgenossen, wie es der Zufall brachte. Seine geistigen Anlagen, ein lebensfroher Humor und seine Manieren hatten ihm die Gunst seiner Oberen erworben, und er war oft von denselben zum persönlichen Adjutantendienst auserwählt worden. Unter diesen scheint er sich am meisten mit General Major W. Stewart befreundet zu haben, und er ist mit ihm bis zu dessen Tode in freundschaftlichem Briefwechsel geblieben.

Steiger war nun 32 Jahre alt, dem Rang nach Grenadierhauptmann im Regiment von Roll ohne nähere Aussicht auf Beförderung. Seine Dienstkameraden aus dem Generalstab, dem er attaschiert war, meist jüngere Leute aus den besten englischen Familien, sah er um sich her zu höheren Graden avancieren, während er, auf sich allein angewiesen, stehen blieb. Sein Ehrgeiz sagte ihm, wenn er in die englische Armee übertrete, so werde er schneller seinen Weg machen können. An Gelegenheiten fehlte es nicht; denn überall schlug man sich. Aus diesen Zeiten datiert folgender Auszug aus einem Brief des Sir W. Stewart.

London 16 June 1809.

My dear Steiger

I have to offer you very many thanks for your kind remembrance of me and for your obliging attention in communicating such intelligence as your dull garrison of Messina afforded when you last wrote . . . . With regard to myself . . . . I touched my native soil again, six weeks after leaving Malta . . . . You may immagine after having been 33 months absent from a young and I may say beautiful wife and from a child which I had never seen, that my sensations on entering this house were rather lively . . . . I have not yet received any orders to hold myself on readiness for foreign service, but expect it ere long. I look to beeing sent to Portngal, in which case, unless my brother James asks to beeing my A. d. C. and nothing unforeseen interveens in my own regt., I shall call upon you for your good services again, if inclined to come so far westward pour si peu de chose.

General Paget with whom my brother has hitherto served has returned to this country for recovery from an amputated arm, but talks of returning to the field. If he do, my brother will resume his staff situation with him.

More of this however as soon as I am avare of my own motions. All that I can at present say, my dear Steiger, is that I shall ever feel obliged by yonr kind services with me, and infinitely gratified if the *fortune de la guerre* reunite us in field again. — Sir Arthnr Wellesley is doing well in Portngal and is the kind of Chef that you and I will like to serve under. Sir J. Stnart having made no report whatever of my return to this country, cause why etc. . . . . I found it difficult to press attention to my case in the Horse Gouards . . . .

Adieu my dear friend remind me kindly to your brother Officers in Sicily and believe me truly yours

W. Stewart.

Capt Albt Steiger
Grenadiers of de Roll Messina.

Am 10. März des nämlichen Jahres schreibt General Stewart Steiger aus Cadix, um ihm eine Adjutantenstelle in seiner Brigade anzubieten, aber schon sechs Wochen später ratet er ihm, nicht seine fixe gute Stelle in Sizilien aufzugeben um einer bloß provisorischen Anstellung in Spanien willen.

Im Jahr 1812 schreibt er ihm wieder aus England: I am truly grieved in perceiving another Lt. Col. put into your regiment and know not which way can be effected to get you an effective Majority. If ever it comes in my way to have you with me on the staff confortably to yourself you may rely of my giving you the option etc. . .

Mittlerweilen war Steiger, wie wir oben gesehen haben, von Messina nach Palermo hinübergezogen, ohne jedoch aus dem Regiment Roll zu treten. Er war zum Major in der englischen Armee avanciert und hatte die Formation eines Bataillons riflemen (Jäger) übernommen.

Sir W. Stewart schreibt ihm im August 1812: I have had the great pleasure of receiving your letters from Palermo and as you appear by them to be a free agent as to accepting a staff situation abroad, I lose no time in apprizing you, that I have this day written to Lord Wellington to offer my services again for his army in the Peninsula and my request to be reappointed to the command of my former gallant Division there, the second, as Lieut. General. If my request be acceeded to, and which I calculate on learning about this day two months, I shall be entitled to take out with me two aide de Camps, and as an old friend whom I shall ever feel attached to for your former services, your patriotic family, and your present unmerited misfortunes I beg that you will consider the situation as completely at your service: as you command a little bataillon and other better things may be presenting themselves in Sicily, I beg that you will be on *no ceremony* with me but accept the situation or not, exactly as it may suit you . . . .

Und später 2. September 1812:

I yesterday received the assent of the commander in chief to your joining us as Aide de Camp in the Peninsula, if approved by Lord Bentink (damals Kommandierender in Sizilien). I accordingly have written . . . . You will be my first Aide de Camp; my second will be Capt. Gabriel . . . .

Adieu dear Steiger, let us hear from you that I am to have the pleasure of your aid, which I assure you that I shall highly value . . . .

The Duke of York was at first rather averse to removing you from your present active command in Sicily, and almost I feel the same and that you are paying me no small compliment if you change the command of a light Batt. for my staff.

Es fehlen leider alle näheren Einzelheiten über die folgende Zeit, und es erhellt nur aus Steigers Dienstetat, daß er anfangs Oktober mit seinem Bataillon Jäger nach Alicante übersegelte und dort unter Sir John Murray die Gefechte von Concentayna, Alcoy und Castalla mitmachte.

In einem folgenden Brief vom 28. Januar 1813 meldet ihm Sir W. Stewart den wahrscheinlichen Rücktritt seines 1. Divisionsadjutanten und bietet ihm wieder in den schmeichelndsten Ausdrücken diese Stelle an für den Fall, daß er es nicht vorziehen sollte, das Kommando seines Bataillons zu behalten. Er spricht ferner die Hoffnung aus, sich beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten im Zentrum in Spanien wiederzufinden.

Es galt, mit vereinten britischen Kräften den Feind über den Ebro zu werfen. Unterdessen hatte Sir John Murray das obbenannte Bataillon leichte Infanterie 4 Monate nach dessen Ankunft in Alicante aufgelöst und Steiger als Aide-de-Camp bei sich behalten. Als aber später S. John Murray nach Sizilien übersiedelte, beeilte sich Steiger, dem Rufe seines alten Freundes zu folgen und zu General Stewart zurückzukehren, wobei er ganz Spanien von Ost nach West durchreisen mußte („Keine Kleinigkeit unter den damaligen Umständen", äußert er sich in einem Brief).

Wir finden ihn später, bald vor der Schlacht von Vittoria, bei L. Wellingtons Armee, und er machte daselbst alle Operationen durch bis den 20. August. Bei dieser Gelegenheit wurde Sir W. Stewart zweimal, wovon das letzte schwer verwundet, und da Steiger sich für eine Zeit frei sah, verreiste er nach London in der Hoffnung, eine Beförderung zu erlangen. Er schreibt der Frau seines Bruders Ludwig, welcher inzwischen den englischen Dienst quittiert hatte und bei seinem Schwiegervater in Lausanne wohnte: Je me suis trouvé dans le courant de cette année dans 9 actions, dont trois batailles générales. On m'a très bien reçu ici, fährt er fort, et promis de l'avancement, mais je ne sais pas quand ces promesses auront effet. Si je réussis, je partirai peut-être pour les Indes ou l'Amérique ou pour Dieu sait où. Si je ne réussis pas, je retournerai en Espagne au bout d'un mois auprès du Général Stewart. Si par hasard on m'envoye en Amérique ou aux Indes il y a tout à parier que je ne reverrai jamais ni patrie ni parents; cette idée me donne un sentiment de tristesse que je ne puis pas vaincre mais que je suis décidé à surmonter.

Und später, da ihn meine Mutter als Pathe für mich angesprochen hatte: Je ne puis jamais voir un joli enfant sans désirer en avoir un. Si je

regrette de ne pas avoir de fortune c'est parce que cela m'empêche de choisir une femme que je puisse aimer: pour l'argent seul je ne me marierai jamais. Am Ende seines Briefes fügt er bei: Nos cousins, Rodolphe le vieux (l'aîné) et Albert, sont en Amérique.

Steiger le chassenr (v. Ostermundingen) fut blessé à la tête le 28 — en enterrant le pauvre Rovéréa qui fut tué un moment auparavant.

Während seines Aufenthaltes in London erhielt Steiger von Zeit zu Zeit kleinere Mitteilungen seines Freundes und Generals über den Gang der Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatze. Am 29. Januar 1814 schreibt er ihm aus Bayonne:

I am much disappointed at your failure in success about your Majority at the H. Gnards and had argued better. Your new appointement however with the Duke of Clarence will, I sincerely trust pave the way for those better times which your sacrifices in your own country and your services in our army have long entitled you to meet. We conjecture here that the object of your Royal Patrons mission is nothing less than to propose an union between our princess Charlotte and the yonng prince of Orange, who is as you know so justly esteemed in this army.

Ein Auszug aus einem Briefe Steigers an seine Schwägerin (meine Mutter) wird die Sache besser verdeutlichen.

Quartier Général de l'armée Anglaise. Oudenbnsh 4 lieues de Bréda. 24 Janvier 1814.

Chère sœur!

Il faut vous informer comment je me trouve en Hollande. Ma précédente vous aura appris comment j'étais à battre le pavé à Londres depuis le commencement de Septembre attendant toujours le résultat du mémoire que j'avais présenté au Duc de York (commendant en chef de l'armée anglaise). Malgré les espérances qu'on me fait je ne suis pas plus avancé que lors de mon arrivée. La seule différence de cette dernière année à l'autre ç'est que je me trouve plus pauvre de 450 L. St. Dans le courant de mon séjour j'ai néanmoins eu le bonheur de faire la connaissance de S. A. R. le Duc de Clarence, lequel se proposant d'aller en Hollande me proposa de l'y accompagner, et voilà comment je me trouve ici à sa suite. Quoique cette place ne me donne pour le moment ni titre ni promotion, elle ne laisse pas que d'être fort agréable et vous pensez bien que je suis fort heureux d'occuper un

poste aussi honorable. Je ne puis vous dire combien de temps nous resterons en Hollande; pour le moment j'ai lieu de croire que nous suivrons les opérations de cette armée.

Am 19. Mai 1814 erhält er den Ehrengrad eines englischen Oberstleutnants, gehört aber noch immer als Kapitän zum englischen Fremdenregiment von Roll.

Als im Sommer 1814 die Kriegsereignisse eine andere Wendung genommen hatten, kehrte Steiger mit dem Herzog von Clarence wieder nach England zurück. — Obwohl rühmlich, war seine Stellung doch prekär. Nach beinahe 20 Jahren aktivem Kriegsdienst sah er der baldigen Verabschiedung sämtlicher fremden Truppen entgegen und obwohl zu höheren Chargen emporgestiegen, hatte er doch nur eine Hauptmannspension zu erwarten. Er fühlte sich noch kräftig und ihn schmerzte der Gedanke an Inaktivität. Auch glaubte er durch seine bisherigen Dienste zu mehr als Hauptmannsretraite berechtigt zu sein. — Folgendes Schreiben an Sir Henry Torvens vom 14. August 1814 gibt hierüber den besten Aufschluß.

Sir.

I avail myself of the permission you were so good as to give me when I had the honour of seeing you last at the Horse Guards to state to you my reqnest in writing, and at the same time beg leave to solicit your kind interference in my behalf in representing my case in its true light to His Royal Highness the Commander in Chief (Herzog von York) whenever a convenient opportunity should offer. Perhaps you will recollect that I came to England about a year ago, from Spain, in order to present a memorial praying for promotion to the commander in Chief, to which His Royal Highness was pleased to give me a most gracious answer through you.

Seeing however several months elapse and no immediate prospect of beeing promoted I solicited and obtained His Royal Highness leave to pass over to France and Switzerland to try what I could do towards raising a body of men for the service of His Most Christian Majesty. (Ludwig XVIII).

The rapid change of affairs however and other circumstances connected with the political state of Switzerland was the cause of my not succeeding, but His Royal Highness «Monsieur» (Charles X. alors Comte d'Artois), has been pleased to give me hopes of a company, if not in his power to give me a bataillon in the Swiss Guards, which will se-

cure me the rank of full Colonel in the French Army and is otherwise a most respectable situation in that country.

Considering my family interests which I have been obliged to neglect during the time I served ın the British Army, by which means I have incured considerable losses, I am much bent about ampting a situation which will bring me nearer my friends, bnt the apparent instability of the French service and my beeing completely reduced to the bread earn by my profession will not allow me to forego the advantages which I conceive myself to be entitled to from my long services in the British Army, supported as I have had the advantage to be by the approbation of my conduct on the part of the several commanders under whom I have served.

By the capitulation of the regt. of Roll those Officers who entered the Regt. at the time of its beeing raised are entitled to retire at the end of the present Capitulation, or the regt. beeing disbanded, on an allowance for life equal to halfpay. — Finding myself of that number, I request to be informed, whether I shall be permitted to retain the above allowance, if I now enter the French Service, or in case that this halfpay shall not be granted to me, whether I shal lbe permitted to sell my present commission, a favour which has been frequently granted to foreign officers who have served for a period equal to mine, my *twentieth* year in His Britanic Majest. Service beeing within a few months of completion, and my services having been invariably in foreign and distant climates.

As I expect daily a call from France, when I must decide on the steeps I am to take, I shall be obliged by your reply to the above on your earliest convenience, adressing to 26 Park Street London . . . .

I have the honour etc. . . . .

Hierauf folgte die Antwort.

Horse Guards 15 September 1814.

Sir.

I have to aknowledge the receipt of your letter of the 28 alf. and having given full consideration to the subject of it, I have now the pleasure to acquaint You that I cannot find that there would be any restriction upon your going into a foreign Service, and retaining at the same time your rank and halfpay in the British Army, untill you shall be called upon to rejoin the latter in active employement . . . .

I have etc. . . . .

Mit dieser Versicherung im Herzen kehrte Steiger zu seinem Dienst zurück, ging über Genua nach Sizilien, wurde daselbst bei dem Schutzkordon gegen die Pest verwendet und endlich anfangs des Jahres 1816 in Corfu mit dem Regiment von Roll des englischen Dienstes entlassen.

Am 22. Juli desselben Jahres trat er dann als Oberst Kommandant des neu errichteten 3. Linien-Regiments in französische Dienste. Ueber seine Wirksamkeit in seiner neuen Stellung fehlen mir alle Aufzeichnungen und muß ich mich beschränken, das aufzuzählen, was mir aus dem Gedächtnis bekannt ist. Seine Stellung war im Anfang nicht leicht. Aus Ueberbleibseln der früheren kaiserlichen Armee, aus Oesterreich, England, der Schweiz neu hergekommenen Elementen zusammengesetzt, war das Offizierskorps der Art, daß es oft schwer sein mochte, dasselbe in den Fugen zu halten. Namentlich gaben ihm, als früherem englischen Offizier, diejenigen zu schaffen, welche unter Kaiser Napoleon gedient hatten und sich nun, nicht immer mit Unrecht, hintangesetzt glaubten. Auch soll er einst siebzehn Offizieren mit der Demission gedroht haben, wenn sie in ihrem bisherigen Gebahren fortzufahren gesinnt seien. War er aber von den Offizieren gefürchtet, so war er hingegen von Unteroffizieren und Soldaten wegen seines bestimmten Wesens, seiner Leutseligkeit, die sich jedoch in Nichts vergab, sehr beliebt. So viel ich mich entsinne, wurde das Regiment in Besançon formiert uud garnisonierte später abwechselnd in Toulouse, Straßburg, Toulon und Nimes.

Am 25. April 1821 erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion (unter der Restauration, mit dem Bildnis Heinrichs des IV.). Im Jahr 1822 wurde er ferner Ritter des Militärverdienst-Ordens, welcher den Protestanten statt des St. Louis Ordens verliehen wurde. Diese Auszeichnungen mochten ihn einigermaßen für den Aerger und Kummer trösten, der ihm von England aus widerfuhr. Denn ungeachtet der ihm früher sowohl von dem Obergeneral Herzog von York († 1827) und dem früheren Sekretär des Militärdepartementes gemachten Versprechungen, scheiterten alle seine Hoffnungen um Beziehung seiner englischen Pension an dem eisernen Willen des Lord Palmerston, welcher damals an der Spitze des Kriegsministeriums stand. Alle Bemühungen seiner Gönner und Freunde, auch des Herzogs von Clarence, mit welchem er seit 1814 in freundlichem Briefverkehr geblieben war, prallten wirkungslos ab. Wie wohl man ihm von anderer Seite wollte, erhellt daraus, daß er im Jahr 1823 mit dem Kreuze des königl. (brit. oder hannoverschen) Hausordens, dem Guelforden beehrt

wurde. Im Jahr 1825 bei der Thronbesteigung Carl X. avancierte Steiger zum Maréchal de Camp in der französischen Armee, und der Herzog von Clarence, der ihm hiezu felizitiert, setzt bei: I am since March in Saxony (Altenstein) and shall be back in England by middle of September. At all times I shall be glad to see you and ready to give you a hearty welcome at Bushyhouse where I trust you will be comfortable.

Im Jahre 1827 wurde Steiger Offizier der Ehrenlegion und kommandierte 1828 als Maréchal de Camp eine französische Brigade im Lager von St. Omer. Dies war sein letzter Dienst. Die Juli-Revolution fand ihn in Straßburg, wo er sich in der Nähe der Verwandten seiner jungen Frau (geb. Laquientes) niedergelassen und das kleine Schloß Ernolsheim bei Molsheim gekauft hatte. Angefragt, ob er fernere Dienste in Frankreich zu leisten gesonnen sei, antwortete er, er habe sein ganzes Leben der Sache der Legitimität gedient und möge in seinen alten Tagen nicht Fahne ändern. Er nahm seinen Abschied und benutzte die freie Zeit, um einen Besuch in England zu machen, wo er von dem inzwischen auf den Thron gestiegenen Herzog von Clarence herzlich aufgenommen wurde. Dieser ernannte ihn zum Kommandeur des Guelfordens*) und beschenkte ihn mit einem prachtvollen Ehrendegen.

Weiteres vermochte seine Generosität nicht zu tun, und Steiger mußte sich nach wie vor mit seiner englischen Hauptmannspension begnügen, die ihm nun, da er nicht mehr in französischen Diensten war, ausbezahlt wurde. Um dieselbe zu beziehen, mußte er aber in die Schweiz zurückkehren, und dies brachte ihn nach Bern. Hier verlebte er noch ein paar Jahre in verhältnismäßiger Zurückgezogenheit. Wiederholte kleinere Schlaganfälle lähmten indes nach und nach seinen Geist. Seine liebenswürdige Gemahlin besorgte ihn zärtlich bis an sein Ende. Er starb den 7. Juni 1838 und wurde im Monbijou begraben.

Bern, Mai 1876.

† Alb. v. Steiger-v. Erlach.

---

*) Seinem Dienstetat zufolge war er folgendermaßen ausgezeichnet:
Ritter des Halbmond-Ordens 21. März 1801.
" " königl. Ordens der Ehrenlegion 25. April 1821.
" " goldenen Sporns 8. Januar 1821.
" " königl. Ordens pour le mérite militaire 17. Aug. 1822 (weil Protestant; für Katholiken St. Louis).
" " Guelfen-Ordens 1. April 1828.
Offizier der Ehrenlegion 30. Oktober 1827.
Kommandeur des Guelfen-Ordens 8. Oktober 1830.

Karl Ludwig Balthasar von Steiger.
1784 - 1831.

Er wurde im Jahr 1784 zu Brugg im Aargau geboren, wo seine Eltern damals wohnten. Nach damaliger Sitte und gesetzlichen Bestimmungen mußten die Kinder, um später aller Vorteile der regimentsfähigen Burgerschaft teilhaftig zu werden, in Bern getauft werden; er wurde daher nach Bern gebracht den 24. April 1784 und im Münster daselbst getauft.



Die Taufrödel damaliger Zeit enthielten immer noch bloß den Tauftag, den Geburtstag aber nicht, und der Mangel an einem authentischen Beweise für das Geburtsdatum Steiger's wäre später beinahe folgenschwer geworden. Die Kapitulation mit Neapel enthielt nämlich die Klausel, daß die Witwen der nach zurückgelegtem 45. Jahre eintretenden Offiziere pensionsfähig seien. Steiger's Eintritt in den neapolitanischen Dienst datierte von seinem ersten oder provisorischen Brevet, nämlich vom 13. April 1829. Seit dem Datum seiner Taufe (24. April 1784) fehlten noch 11 Tage, um die 45 Jahre voll zu machen. Als nach Steiger's Tod seine Witwe Anspruch auf die Pension machte, bedurfte es umständlicher Erörterungen, um darzutun, daß bei den Protestanten die Taufe nicht so unmittelbar auf die Geburt zu folgen pflege, wie bei den Katholiken und daß daher die Behauptung, er sei am 13. April 1829 volle 45 Jahre alt gewesen, wenn auch nicht aktenmäßig beweisen, doch sehr wahrscheinlich sei. Man fand schließlich den Ausweis genügend, und die Witwe bezog hierauf ihre Pension bis an ihr Lebensende.

Seine Taufpathen waren Herr Jakob Reinhard Balthasar Imhof, Stiftschaffner von Zofingen sein Onkel, Herr Karl Ludwig Steiger, Kommandant von Aarburg, und Fräulein Susanne Steiger, seines Vaters jüngste, ledig gebliebene Schwester. Seine Kinderjahre brachte er teils im Eichigut bei Münsingen, wo seine Eltern sich mittler-

weilen niedergelassen hatten und teils im Schloße Wimmis zu, wo sein Vater anno 1787 die Kastellanei bezogen hatte. Er genoß daselbst mit seinen Geschwistern den Unterricht verschiedener Hauslehrer, konnte ihn aber nicht lange fortsetzen, denn noch im zartesten Jünglingsalter, den 27. August 1799, 15 Jahre alt, trat er als Fähnrich in das Schweizerregiment von Roll in englischen Dienst, wohin ihm sein älterer Bruder vorangegangen war. Schon seine Vereinigung mit dem Regimente war mit Gefahren verbunden und mußte der französischen Späher wegen geheim gehalten werden. Soviel mir erinnerlich, stieß er auf Minorka zu seinem Regiment und mußte sogleich den Kriegsdienst in seiner ernstesten Gestalt mitmachen. Der mitfolgende Dienstetat gibt über seine verschiedenen Feldzüge, über die Treffen und Schlachten, denen er im Kriege gegen Frankreich beiwohnte und die Taten seiner Ernennungen zu den verschiedenen militärischen Graden bis zum Hauptmann nähern Aufschluß. Nicht nur die Schrecken des Krieges, sondern auch die ebenso fürchterlichen Gefahren einer jeder Beschreibung widerstrebenden Epidemie mußte er in Gibraltar durchmachen. Ein Brief an seinen Vater vom 30. Dezember 1804 entwirft ein Bild des gelben Fiebers, wie es damals in dieser Festung grassierte. In der Nacht vom 27./28. September 1804 wurde er selbst davon befallen, lag 8 Tage schwer krank und genas erst nach einer Rekonvalescenz von 2 Monaten. Das Regiment hatte einem Briefe des Hauptmanns Glutz vom 1. Dezember 1804 an Steiger's Bruder Albert, der damals auf Urlaub bei seinen Eltern in Laupen war, zu Folge, bis zu diesem Tage 9 Offiziere, 190 Mann und 2 Offiziersfrauen verloren und in einem Briefe des Oberstleutnant Baron von Sonnenberg vom 29. Oktober an eben denselben wird erzählt, daß seit 3 Wochen im Platze von Gibraltar allein täglich 140 bis 160 Personen begraben werden, daß die Bevölkerung im ganzen ohne das Militär 2 bis 3000 Tote zähle, daß Häuser mit Gewalt erbrochen werden mußten, in denen man alle Bewohner tot und in Verwesung gefunden, und daß er selbst den Verlust von nicht weniger als drei Bedienten betraure. Sehr treuherzig fügt der Oberst anläßlich einer Unpäßlichkeit, welche ihn mitten in diesen Schrecken befallen hat, bei, es werde wohl nicht von Bedeutung sein; denn „Unkraut verdirbt nicht", und schließt mit der tröstlichen Nachricht an Albert Steiger, daß sein Urlaub um 6 Monate verlängert worden sei.

Steiger hatte schon 1801 den Feldzug in Egypten mitgemacht, auf welchen hin sämtliche englische Truppen laut Armeebefehl vom

16. Mai 1801 für ihre glänzende Tapferkeit belobt wurden und sich selbst die Medaille des Ordens vom Halbmond erkämpft.

Er mußte 1807 noch einmal in Egypten und dieses Mal gegen die Türken kämpfen. Folgender Brief Steiger's an seinen Onkel Bernhard aus Alexandrien vom 30. April 1807 datiert, entwirft ein Bild ihrer Kampfesweise und der Gefahren, welchen die beiden Hauptleute, Steiger und sein Bruder, in diesem Kriege ausgesetzt waren.

Je profite donc de cette occasion pour vous dire que nous venons de nous retirer de la ville de Rosette, que nous avons assiégée pendant 3 semaines. Cette place nous a coûté la moitié de notre régiment sans même pouvoir la prendre. De dix capitaines que nous étions, il n'y a que Glutz, Albert et moi qui avons échappé, les autres étaient tous tués ou pris ainsi que 2 majors et 6 subalternes. J'ai perdu toute ma compagnie jusqu'à 5 hommes. Un parlementaire qui est arrivé hier nous a porté la bonne nouvelle, que nos prisonniers étaient bien traités et que seulement un très petit nombre avait été tué dans l'affaire; mais nous avons tous beaucoup de peine à le croire, car jusqu'ici tous ceux qui ont eu le malheur de tomber entre les mains de ces barbares, les Turcs, ont subi la mort la plus affreuse. Premièrement ils étaient obligés de parader portant sur de longs bâtons les têtes coupées de leurs camarades, ensuite on leur coupait les oreilles, le nez, la langue, ou arrachait même à plusieurs les yeux et ce n'est qu'après avoir commis toutes ces horreurs, qu'on mit fin à leurs tourments en leur tranchant la tête. Aussi plutôt que de nous rendre, Albert et moi, nous portions continuellement des pistolets sur nous pour nous brûler la cervelle, si nous étions jamais dans le cas d'être faits prisonniers. Enfin je puis vous assurer, que je n'ai jamais rien vu de si terrible que cette petite campagne etc. etc.

P. S. Je n'ai vu mon frère depuis 3 jours, il a été fait Major de place etc.

Der mächtige Protektor der Schweiz konnte es indessen nicht verwinden, daß so viele Söhne Helvetiens in feindlichen Heeren gegen ihn dienten. Er verlangte mit Nachdruck und unter Drohungen deren Rückkehr. Unter dem Eindrucke einer solchen Mahnung schrieb der bei der Tagsatzung von Solothurn beschäftigte Legationsrat von Lentulus, ein Vetter Steigers, den 4. Juli 1811 an seinen Vater und gab ihm den eindringlichsten und nachdrücklichsten Rat, seine Söhne aus dem englischen Dienste zurückzuberufen. Der Kaiser verlangte

gebieterisch dieses Opfer und zwar vornehmlich von den angesehenen Geschlechtern; es sei der Verlust ihres Vaterlandes und ihrer Hab' und Güter dabei im Spiele. Was konnte der bekümmerte Vater anderes tun, als den Rat seines Neffen befolgen? Er sandte seinen Söhnen den Brief und unterstützte die Forderung, wobei er namentlich den jüngern, Ludwig, darauf aufmerksam machte, daß er bei fortgesetzter Renitenz Gefahr laufe, das Erbe seines Onkels zu verlieren. Dieser Onkel, Johann Bernhard Steiger, gewesener Landvogt von Signau, Bruder seines Vaters, war nämlich im Laufe des gleichen Jahres 1811 kinderlos gestorben, nachdem er Steiger zum Erben seines zwar nicht bedeutenden, doch immerhin nicht zu verachtenden Vermögens von za. 60,000 L., worunter namentlich ein hübscher Landsitz im Sulgenbach (die gegenwärtige Friedeck) nebst Mühle, eingesetzt hatte. Obschon des Erblassers Witwe die lebenslängliche Nutznießung zugesichert war, so mag jene Rücksicht Steiger doch bewogen haben, in die Heimat zurückzukehren, während der ältere Bruder ein nur geringes Erbe zu schonen hatte und dagegen seine ganze Zukunft zu verlieren voraussah, daher dem Rate nicht Folge leistete. Steiger nahm seinen Abschied oder vielmehr nur eine Art von Urlaub ohne Sold und von unbegrenzter Dauer wegen Familienangelegenheiten (Permission to retire on account of family affairs, is discharged from his Majesty's service) und erhielt ihn unterm 14. November 1811.

In die Heimat zurückgekehrt, dachte er daran, sich häuslich niederzulassen und machte die Bekanntschaft seiner nachmaligen Frau, der Fräulein de la Pottrie. In dieser Zeit sprach er sich eines Tages gegenüber seinem Vetter Herrn May v. Rued dahin aus, er wolle jetzt nach Lausanne gehen und um die Hand der Fräulein de la Pottrie werben, werde er abgewiesen, so wolle er sein Bündel schnüren und wieder in die Fremde ziehen. Nun, die Werbung gelang, und er verheiratete sich den 23. Juli 1812. Seine Frau, namens Angélique Caroline Lucie Wilhelmine, war die Tochter Herrn Juste Louis Duval de la Pottrie, geb. den 6. Okt. 1789 aus einer Familie, welche bei der Revokation des Ediktes von Nantes aus Frankreich ursprünglich nach Dänemark ausgewandert war und sich später in Lausanne festgesetzt hatte, und der Frau Susanne Louise de Loys de Villardin, ebenfalls aus Lausanne.

Herr de la Pottrie war in seiner Jugend Offizier in der holländischen Schweizergarde gewesen. Später hingegen lebte er viele Jahre am Hofe des Fürsten von Nassau-Weilburg, wo er diensttuender Kammerjunker der Fürstin war. Daß er die Herrschaften Villar-

bin und Orzens besessen habe, ist kaum richtig. Hingegen waren sie das Familienerbe seines Schwiegervaters Herrn Paul de Loys.*) Genug, Herr de la Pottrie wußte seinen Schwiegersohn dadurch an seine Seite zu fesseln, daß er ihm als Bestandteil seiner bescheidenen Aussteuer eine Wohnung in seinem Hause in Lausanne anwies. Obschon Steiger nicht unbedeutendes Vermögen von seiner Frau, welche zur Hälfte mit ihrer Schwester (Frau de Larrey) ihren Onkel, den za. 1803 verstorbenen Charles Etienne de Loys d'Orzens, Hauptmann der Schweizergarde in Frankreich, beerbt hatte, zugefallen war, so hielt es ihn in Lausanne nicht lange in Untätigkeit. Er wurde 1815 in den Gr. Rat gewählt und kehrte nach dem den 22. August 1818 erfolgten Tode seines Schwiegervaters in die Heimat zurück.

Eine Zeit lang wohnte er im „Baumgarten" bei Thun und arbeitete bei dem damaligen Oberamtmann Gottlieb Albrecht Steiger, nachmaligem Ratsherrn, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten. Er erhielt den 11. Dezember 1821 das Patent eines Oberamtmanns von Büren und siedelte im folgenden Jahre mit seiner Familie nach diesem Landstädtchen über, wo er bis 1829 verblieb. Mit seinen im benachbarten Solothurn weilenden Freunden vom englischen Dienste her, den Herren Glutz, Suri und andern, sowie auch mit den Oberamtmännern der Nachbarschaft unterhielt er in dieser Zeit einen fortgesetzten freundschaftlichen Verkehr. Auch Unangenehmes fehlte in dieser Periode nicht. So mußte er wegen bedeutender Zolldefraudation gegen eine der einflußreichsten Familien, die Herren Kohler von Büren, gerichtlich einschreiten, was ihn sehr bemühte.

Im militärischen Fache war er damals ebenfalls tätig. Nachdem er unterm 21. April 1814 seinen definitiven Abschied aus dem englischen Dienste erhalten hatte, wurde er als Hauptmann in die bernische Miliz eingeteilt, avancierte bald nach seiner Rückkehr in den Kanton Bern, 8. April 1821, zum Major des zweiten Auszüger Infanterie-Bataillons und den 18. April 1823 zum Oberstleutnant des 8. Infanterie Auszüger-Bataillons. Gleichzeitig wurde er Kommandant des den neuen Kantonsteil umfassenden 8. Militärkreises. Wie sehr seine Leistungen in dieser Stellung geschätzt worden sind, beweist ein Schreiben des Kriegsrates vom 9. September 1828, worin er unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken ersucht wird, sein damals aus Gesundheitsrücksichten eingereichtes Entlassungsbegehren aus

*) Ueber die Familie de la Pottrie siehe Näheres in «Les Duval de la Pottrie» Autographiertes Heft in 4. unter anderem in der Bibliothek von Mülinen aufbewahrt.

dem Militärstand zurückzuziehen. Es wurde ihm entgegengehalten, wie schwer er zu ersetzen sein werde, und um ihn um so eher zum Verbleiben zu bestimmen, wurde ihm zum Voraus jede irgend wünschbare Erleichterung des Dienstes angeboten. Die Dauer der Oberämter betrug in der Restaurationsperiode 9 Jahre, während sie vor der Revolution nur von 6 Jahren war. Steiger hätte demnach bis Ende 1830 in seinem Amte verbleiben sollen. Es wurden ihm indessen die unangenehmen Zeiten der damaligen Staatsumwälzung erspart, denn er entschloß sich, zu seinem frühern Berufe zurückzukehren und benützte die sich ihm darbietende Gelegenheit, als Oberstleutnant in das laut Kapitulation von 1828 neu errichtete 4. (Berner) Regiment im Dienste der Krone von Sizilien einzutreten. Sein vorläufiges Brevet, von Paul Ruffo de Castelcicala, Herzog von Calvello, dem damaligen neapolitanischen Gesandten ausgestellt, ist vom 13. April 1829 datiert. Die definitive Bestätigung erfolgte durch den König erst durch Brevet vom 17. Dezember 1830.

Das Entlassungsbegehren aus dem bernischen Militärdienst, welches er auf obiges Schreiben hin und nachdem sich seine Gesundheit gekräftigt, wieder zurückgezogen hatte, mußte neuerdings eingereicht werden. Unterm 11. Juni 1829 erfolgte endlich von Seite des Kriegsrats die nachgesuchte Entlassung „mit tiefgefühltem Danke für die geleisteten ausgezeichneten Dienste" und dem unverholenen Geständnisse, daß er schwer zu ersetzen sein werde. „Unsere besten Wünsche" schreibt der Kriegsrat, „werden Sie auf der neuen Laufbahn, welche für einen Mann von Ihrem Gehalte eine Anbahnung zu neuer Auszeichnung sein wird, begleiten." Geichzeitig erhielt er auch ein rührendes Abschiedsschreiben sämtlicher Offiziere seines Bataillons.

Es folgte nun die letzte kurze und keineswegs rosige Periode von Steiger's Leben. Seine Familie konnte er der Erziehung der Kinder wegen nicht allsogleich mitnehmen und nachdem er am 5. September 1829 von den Seinigen Abschied genommen und seine Reise angetreten, sah er bald, daß er seinen Kräften zu viel zugetraut hatte. Im darauffolgenden Jahre kam er einmal auf Urlaub in die Schweiz. Von da hinweg gab er aber selbst den Gedanken auf, die Seinigen nach Neapel zu bringen. In Manchem hatte er sich getäuscht, unter anderm darin, daß er mit dieser Uebersiedelung eine für seine Familie ökonomisch günstige Veränderung bewirken und namentlich, daß er eine anhaltende Trennung von seiner Familie ohne Heimweh ertragen würde. Oberst Wyttenbach, der Regiments-Kommandant, war bald nach seiner Ankunft auf Urlaub nach Hause zurückgekehrt und ließ

ETAT DE SERVICE

de Monsieur Charles Louis de Steiger de Büren, Membre du Conseil au Régiment Suisse de Wittenbach, au Ser-

PUISSANCE	CORPS	DATE DES DIFFÉRENTS GRADES	Durée de service dans chaque grade		
			Ans	Mois	Jours
Angleterre	Au régiment Suisse de Roll	Comme Enseigne 27 Août 1799 .	3	—	29
		Passé Lieutenant 25 Septemb. 1802	—	—	—
		Avancé au Grade de capitaine 30 Octobre 1806	4	1	6
		Continué de servir avec le même grade jusqu'au 21 Avril 1814 .	7	5	22
Suisse	Dans les Elites de Berne	Comme capitaine 22 Avril 1814	6	11	16
		Passé Major 8 Avril 1821	2	—	10
		Promu au Grade de Lieutenant Colonel et Commandant du 8e arrondissement militaire 18 Avril 1823			
		Continué de servir comme tel jusqu'au 13 Avril 1829 . . .	5	11	25
		Total	29	7	18
		Campagnes de guerre	12	—	—
		Total général	41	7	18

MILITAIRE

Souverain de la Ville et République de Berne et Lieutenant Colonel vice de sa Majesté le Roi des deux Siciles.

CAMPAGNES ARMÉES	Années	Observations
Fut présent dans une attaque faite sur le cap corse par les deux frégates anglaises Thalia et Thorothea. L'année	1800	Il reçut en Egypte la médaille de l'ordre du croissant donnée par le grand Seigneur aux officiers qui furent présents à la bataille livrée à l'armée française devant Alexandrie le 21 Mars 1801.
Fit ensuite partie de l'expédition, qui menaça Cadix dans la même année.		
Il débarqua avec l'armée anglaise sous le Général Sir Ralph Abercromby en Egypte où il fut présent à toutes les batailles et affaires qui eurent lieu devant Alexandrie et à la prise de cette place . . .	1801	
Continua en Egypte en	1802	
Au commencement de l'année suivante, lors de . .	1803	
l'évacuation de l'Egypte par l'armée anglaise passa avec le Régiment à Gibraltar où il a continué en . .	1804	
et	1805	
Passa en Sicile en	1806	
Fit partie d'une seconde expédition en Egypte sous le Général Mackensie-Fraser en	1807	
et fut présent à l'assaut des lignes turques devant Alexandrie et à la prise de cette place comme aussi à l'attaque de Rosette.		
Il retourna la même année en Sicile où il fut à l'armée qui défendait les possessions de Sa Majesté Sicilienne en	1808	
en	1809	
et qui notamment repoussa l'armée sous Joachim Murat en	1810	
Continua en Sicile jusqu'à Novembre	1811	

Il résulte du présent Etat de service que Monsieur Charles Louis de Steiger a quarante un an, sept mois et dix huit jours de service, qu'il a fait douze Campagnes honorables pour la bonne cause, dont six pour la défense des Etats de Sa Majesté Sicilienne.

Certifié véritable l'Etat de Service ci-dessus par nous

Le Président du Conseil de guerre de la Ville et République de Berne
signé: B. R. de STÜRLER.

Le Secrétaire en chef
signé: d'ERNEST.

Kriegs-Rath
Bern

Canton
Bern
4 Batz.

ihm während langer Zeit die ganze Last der Geschäfte auf den Armen. Es war dieses zu viel für ihn, dessen Gesundheit unter den Strapazen des Kriegsdienstes jüngerer Jahre gelitten hatte. Er fühlte sich moralisch und körperlich gedrückt und als er in Capua von den dort grassierenden Blattern ergriffen wurde, fand diese Krankheit an ihm einen so recht zu ihrem Opfer vorbereiteten und auserlesenen Körper.

Sein letzter Brief an seine Frau, worin er seinem körperlichen und moralischen Leiden Ausdruck gibt, ist vom 6. November 1831 datiert. Vierzehn Tage später, den 20. November 1831, erlag er dieser Epidemie. Nicht ohne Mühe wurde ihm, dem Protestanten, ein anständiges Grab auf dem Glacis der Festung angewiesen.

Steiger mochte sich wohl nicht durch glänzende Eigenschaften des Geistes und hervorragende Fähigkeiten hervorgetan haben Auch war seine wissenschaftliche Bildung notwendigerweise etwas unvollkommen geblieben, da er schon mit 15 Jahren unter Umständen in Kriegsdienste trat, wo von einer Vervollständigung seiner Studien keine Rede mehr sein konnte; dagegen war er strebsam und äußerst gewissenhaft in Erfüllung der von ihm übernommenen Pflichten und besaß ein äußerst feines Gefühl für Ehre und Anstand.

Namentlich aber zeichnete ihn aus ein durchaus freundliches und liebevolles Wesen gegen jedermann, ein kindlicher Sinn den Eltern, treue Liebe und Fürsorge seinen Geschwistern, Frau und Kindern gegenüber.

Bezeichnend für die Beurteilung seiner richterlichen Tätigkeit durch seine Amtsangehörigen ist folgende Anekdote: Seine Mutter saß eines Tages vor ihrem Hause in der Länggasse bei Thun, als ein fremder Landmann des Weges daher kam, sich die Erlaubnis erbat, sich neben sie zu setzen, und ein Gespräch mit ihr anknüpfte. Es stellte sich heraus, daß er aus der Gegend von Büren sei, worauf ihn die Matrone ganz unverfänglich frug, was man dort von ihrem „Landvogt“ sage. „Der“, antwortete der Fremde, „ist ein strenger Herr, aber gerecht. Dem Teufel würde er Recht geben, wenn er Recht hätte.“

E. v. Steiger.

Karl Ludwig Albrecht v. Steiger.
1813–1888.

Karl L. Albr. v. Steiger wurde als ältester Sohn von Karl Ludwig Balthasar und Frau Louise Karoline, Wilhelmine Duval de la Potterie in Lausanne geboren den 15. Juni 1813.

Seine ersten Erinnerungen reichten in die Jahre zurück, während welchen sein Vater in Thun, 1818–21, im Baumgarten wohnte, wohl um, während er sich bei dem damaligen Oberamtmann Gottlieb Albrecht Steiger beschäftigte, auch in der Nähe seiner Eltern und Geschwister zu sein, welche auf dem nahen väterlichen Gute ein patriarchalisches Familienleben führten.



Der kleine Albrecht besuchte in Thun eine Kleinkinderschule und erzählte in spätern Jahren noch von der gestrengen Lehrerin, welche die ihr anvertrauten Kinder zur Strafe mit bloßen Beinchen auf trockenen Erbsen oder dreieckigen Holzstückchen knien ließ.

Er erinnerte sich auch noch des Besuches, den sein Onkel Albrecht Bernhard Steiger, nachdem er in Frankreich General geworden war, seinem Großvater bei Thun machte. Der betagte 81jährige Mann hatte seine helle Freude an seinem Sohne und ersuchte ihn, sich auf ein za. 7 Minuten vom Hause entferntes ihm gehörendes Feld, die Alchenmatte genannt, zu begeben und dort zu „kommandieren", damit er, beim Hause verweilend, hören könne, ob der Sohn mit seiner Stimme seine Mannschaft zu führen imstande sei.

Im Jahre 1822 zog der Vater unseres jungen Albrecht als Oberamtmann nach Büren a./A. Seine beiden Söhne Albrecht und William wurden dem Knaben-Erziehungs-Institut des Herrn Dekan Zehender in dem nahen Gottstatt anvertraut. Diese Erziehung war nicht verweichlichend. Die Kost war rauh, und die Zöglinge machten ihre Morgentoilette in jeder Jahreszeit am Brunnen im Hof, so daß im

Winter, wenn man nicht aufpaßte, die Lippen an der eisigkalten, ehernen Brunnenröhre kleben blieben. — Die Studien waren mannigfaltig; neben Latein, Griechisch, Geometrie, Arithmetik trieb man moralische Anthropologie, Musik u. s. w.

Als der Oberamtmann Büren 1829 verließ, hatte er Albrecht dem weltbekannten Privat-Institut des Herrn Rodolphe Töpfer in Genf anvertraut, und das dort verlebte Jahr gehörte zu den glücklichsten seines Lebens. In Töpfers Hause befanden sich junge Leute aus den besten Ständen aller Länder, und er verstand es, seinen Zöglingen die Freude am Edeln und Schönen sozusagen spielend beizubringen und auch ihren Kunstsinn zu entwickeln. Bei Töpfer lernte Albrecht den feinen Bleistift führen, der ihm in späteren Jahren so manche genußreiche Stunde verschaffte, und auch die bekannten Erzählungen der «Voyages en Zigzag», von denen er eine mitmachte, zeigen uns, wie das Leben bei Töpfer aufgefaßt wurde.

Nur zu bald war das dem Jüngling vergönnte Jahr verstrichen, und er folgte 1829 als Unterleutnant seinem Vater, der die Oberstleutnant-Stelle in dem neu formierten 4. Berner-Regiment in Neapel angenommen hatte und sich nicht allein in die Fremde begeben wollte, weshalb er seinem Wunsch, Ingenieur zu werden, entsagen mußte. — Leider durfte der 17jährige Jüngling die erfahrene Leitung seines Vaters in fremdem Lande nicht lange genießen; denn 1831 erlag dieser im kräftigsten Alter (46 Jahre alt) den in Capua herrschenden Blattern. Albrecht wünschte damals den Dienst zu quittieren und in der Heimat sich eine Stellung zu schaffen; seine Mutter war aber anderer Meinung und erklärte ihm, es sei seine Pflicht als Aeltester ihr die Erziehung ihrer 6 Kinder dadurch zu erleichtern, daß er seinen Lebensunterhalt selbst verdiene und beim Regiment verbleibe. Der pflichtgetreue Sohn unterzog seine Wünsche dem mütterlichen Willen und erklomm nun langsam die Gradleiter des Offiziers. Von seinen Oberen geschätzt, von seinen Kameraden geliebt und von seinen Untergebenen als streng und gerecht bekannt und geachtet, verbrachte er lange Jahre (deren 19) als Subaltern-Offizier in Neapel und Sizilien, bisweilen auf längerem Urlaub in der Schweiz weilend. Während eines solchen machte er eine Artillerie-Schule in Thun mit, an welcher auch Prinz Bonaparte, der spätere Kaiser Napoleon III., teilnahm.

Sein Kunstsinn und seine Liebe zur Natur und zur Musik bewahrten in ihm den Hang zum Edlen und Höheren, der in jenen südlichen Gegenden oft durch das Materielle erstickt wird, und half ihm die langen Jahre der Erwartung zuzubringen. „Artiste“ war sein Uebername im Regimente.

Er wurde erster Unterleutnant 1836 den 23. September, Oberleutnant den 7. Mai 1839 und dank seiner Bildung, die er durch Selbst-Studium stets weiter führte, Artillerie-Leutnant den 4. August 1840.

Erst nach dem den 23. Februar 1846 in Lausanne erfolgten Ableben seiner Mutter sah er sich in der Lage, ein Hauswesen standesgemäß begründen zu können, und als er im folgenden Jahre im Urlaub in Bern weilend durch seine Schwester, Frau v. Stürler, die Bekanntschaft der ältesten Tochter des Herrn Robert v. Erlach von Hindelbank, Frl. Anna Maria v. Erlach, machte, war sein Entschluß gefaßt, und er führte nach der am 6. Juli 1847 in Hindelbank gefeierten Hochzeit seine junge Frau mit nach Neapel, wo sie seinem Hause und seiner Familie als musterhafte Hausfrau vorstand und es verstand, aus ihren Empfangsräumen einen angenehmen Sammelpunkt für abendliche Unterhaltung der Offiziere des 4. Regimentes zu machen.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr brach in Neapel der Aufstand von 1848 aus, und Albrecht v. Steiger kommandierte die Artillerie-Sektion des 4. Regiments am 15. Mai 1848 im Straßenkampf bei Santa Brigida, wobei er Gelegenheit fand, sich speziell auszuzeichnen, und dekoriert wurde. Am 29. Dezember 1848 wurde er Hauptmann.

Auch der Feldzug in Sizilien fiel in jene Zeit, und bei der Einnahme von Catania zeichnete er sich ebenfalls aus und erhielt die goldene Medaille 1. Klasse.

Das spätere ruhige Garnisonsleben wurde durch längere Abwesenheiten unterbrochen, da Hauptmann v. Steiger als Werbe-Offizier seines Regimentes an die Schweizer Grenze nach Besançon und nach Feldkirch detachiert wurde.

Das Jahr 1854 brachte ihm am 25. November den Majorsrang, und bei der Entlassung des Regimentes 1859 wurde er pensioniert.

Er kehrte hierauf nach Bern zurück, wo er ein Jahr auf dem Bierhübeli lebte und sich dann auf das vom Vater ererbte Gut bei Thun zurückzog. Hier widmete er sich der Landwirtschaft und der Erziehung seiner Kinder. Auch Musik und Kunst wurden gepflegt, soweit das in Thun möglich war.

Er trat in die eidgenössische Armee als Oberstleutnant im Generalstab ein und wurde als solcher, sowie nach seiner 1863 erfolgten Beförderung zum Oberst sowohl als Instruktor, wie zu Inspektionsreisen bezeichnet.

Nachdem er die militärischen Chargen quittiert hatte, machte die Ausbildung seiner aufwachsenden Kinder eine Uebersiedelung nach Bern wünschenswert; er bewarb sich um die Stelle eines burgerlichen Feldgut-

Verwalters, die er Ende 1869 erhielt. In Bern verlebte er nun die nachfolgenden 19 Jahre, indem er sich mit Eifer seiner neuen Stellung widmete, die ihn indessen nicht so stark in Anspruch nahm, daß er daneben nicht wie früher seinem künstlerischen Hange hätte in etwas Genüge leisten können. Er gründete den Musik-Verein, der während mehreren Jahren für manchen eine Quelle genußreicher Stunden war, und sowohl Feder wie Bleistift schafften manches künstlerische Blatt, wie z. B. sein wohlgelungenes Panorama von Thun (Lith. Fehlbaum). Sein unverfälschter kindlicher Glaube an Christum half ihm das Schwere dieses Lebens mit Geduld zu ertragen.

In diese Zeit fällt der Schlag, den er durch den plötzlichen Verlust seines zweiten Sohnes Eduard erhielt. Das schreckliche Ende des hoffnungsvollen jungen Mannes, der von einem daherbrausenden Zug bei Interlaken den 7. Oktober 1877 erfaßt und getötet wurde, ging dem alternden Vater sehr zu Herzen. Es folgten nun Familienereignisse in wechselnder Reihe: die Heirat seiner Tochter Margrit im Jahre 1879 (2. Juli), diejenige seines ältesten Sohnes Albrecht den 8. Oktober 1880, in Münsingen, wo sein junger Schwiegersohn, Adolf v. Wattenwyl, wenige Tage später einer schweren und kurzen Krankheit erlag, der Verlust seiner Gemahlin, die, schon seit vielen Jahren leidend und jeweilen im Sommer seit 1869 auf dem St. Beatenberg Ruhe, freie Luft und Linderung ihrer Schmerzen suchend, daselbst den 14. Sept. 1881 plötzlich verschied.

Nach dem Tode seiner Frau gestaltete sich das Leben des Greises ruhig und einsam, wenn auch nicht verlassen, da er in seinen Töchtern liebevolle Pflegerinnen fand. Zuerst führte seine älteste Tochter Marie das Hauswesen, bis auch sie sich den 22./23. September 1886 verheiratete.

Als die Kräfte infolge mehrerer Nervenschläge abzunehmen begannen, suchte er um seine Entlassung als Feldgut-Verwalter auf 31. Juli 1886 nach und erhielt nebst einem Erinnerungsgeschenk ein in schmeichelhaften Ausdrücken verfaßtes Dankschreiben vom Burgerrat, datiert den 12. Juli 1886, für seine langjährigen und treuen Bemühungen.

Von seiner Stelle zurückgetreten, nahm die Lebensfreude rasch ab. Trotz der aufopfernden und liebevollen Pflege seiner Tochter Elisabeth machte die aufgetretene Gehirnerweichung rasche Fortschritte und weder Verstand noch Bewußtsein waren mehr vorhanden, als er den 15. Juli 1888 auf dem vom Vater ererbten Gute bei Thun, wo er die letzten Sommer zu verbringen pflegte, den Geist aufgab.

B. v. Steiger.

Karl Ludwig Alexander von Steiger (von Münsingen).

1806–1880.

Den 15. November 1880 starb in Wien nach kurzer Krankheit im Alter von 74 Jahren Oberst Karl Ludwig Alexander v. Steiger von Münsingen, ein Berner, der sich in fremdem Militärdienste eine sehr ehrenvolle Stellung erworben hat und dem deshalb auch in den Berner Biographien ein Raum gebührt.



Es war der Sohn von Franz Ludwig Sigmunds v. Steiger, des Oberamtmanns von Laupen und Herrn zu Münsingen, und der Frau Charlotte v. Werdt von Toffen, und wurde geboren den 2. Dezember 1806. Seine Jugendzeit brachte er teils im Schlosse Münsingen, teils in Laupen zu, betrat aber schon früh die militärische Laufbahn, indem er bereits im Dezember 1824, damals also 18 Jahre alt, in Nîmes das Brevet eines Leutnants im französischen 3. Linienregiment seines Verwandten, des Obersten Friedrich von Steiger (von Riggisberg) erhielt. Mit seinem Bataillon wurde er nach Korsika dirigiert, in jenes romantische, aber ungesunde Gebiet, unter jene halbwilde, der Blutrache noch ergebene Bevölkerung. Hier machte er eine gute Schule der Entschlossenheit, Ausdauer und Umsicht durch. Ermüdende Patrouillen, gefährliche Räuberverfolgungen, bald Flüsse durchwatend bei brennendem Durst, weil deren Wasser meistens fieberkrank macht, bald Eskorten von Verbrechern durch weites Gebüsch, bald in einsamer Wildnis verlorene Wachtposten und wiederum volle Spitäler, das war das Los des Bataillons, dem Steiger angehörte.

Nach der Julirevolution 1830 wurde Steiger mit seinem Regiment entlassen und kehrte nach Bern zurück. Seine Familienverhältnisse hatten sich unterdessen trüb gestaltet. Schon 1816 hatte er seine

Mutter verloren, und den 22. Oktober 1825 starb auch sein Vater plötzlich an einem Schlaganfalle, worauf das väterliche Erbe, Schloß und Domäne Münsingen, der Ueberrest der früheren Herrschaft Münsingen, welche sich seit nahezu drei Jahrhunderten in seinem Familienzweige vererbt hatte, anno 1826 verkauft wurde.

Steiger suchte sein Glück anderwärts, und es gelang ihm endlich, nicht ohne Mühe, in der österreichischen Armee Unterkunft zu finden, wo er unterm 1. September 1831 mit Beibehaltung seines Grades als Unterleutnant in das 3. Feldjägerbataillon eintrat. — Man war damals mitten im Frieden und das Avancement schlecht, so daß er erst am 1. Dezember 1840 zum Oberleutnant und den 16. August 1846, da er also schon 40 Jahre alt war, zum Hauptmann befördert wurde. — Dessen ungeachtet hatte Steiger Gelegenheit, sich hervorzutun. Es wurde ihm die Kontrolle über die von der Gewehrfabrik Fruhwirth in Wien übernommene Lieferung der neu eingeführten Kammerbüchsen anvertraut, welcher Aufgabe er sich in den vier Jahren von 1843 bis 1847 unterzog und wobei er sich so viel technische Kenntnisse und Erfahrung in diesem Zweige der Fabrikation erwarb, daß er später noch wiederholt mit ähnlichen Aufträgen, so z. B. mit der Waffeninspektion des Legeditschen-Korps und derjenigen der in den Rheinfestungen stationierten Regimenter betraut wurde.

Als 1847 der Sonderbundszug losbrach, wurde auf nachdrückliches Bewerben der Sonderbundsregierungen den in Oesterreich dienenden Schweizeroffizieren von oben herab in nicht mißzuverstehender Weise die Beteiligung am Feldzuge auf Seite der Sonderbundskantone nahe gelegt. Nebst mehreren andern folgte auch Steiger dieser Insinuation, doch vermutlich nicht ohne Bedenken; denn trotz des Gefühls der Vergewaltigung den Sonderbundskantonen gegenüber widerstrebte ihm die Aussicht, seinen eigenen Kantonsangehörigen im Felde gegenüberstehen zu müssen. Er kehrte daher schon im Anfange des Feldzuges, gleich nach der Uebergabe von Zug, dem traurigen Bürgerkrieg den Rücken. Mit dem Sonderbundsfeldzuge hatte die langjährige Friedensära in Europa ein Ende. Die darauffolgenden Kriege, in welche Oesterreich verwickelt wurde, boten Steiger Gelegenheit, sich im Felde auszuzeichnen. Beim Beginne des italienischen Krieges machte er die Expedition gegen die Insurgenten in Südtirol mit und nahm an der Wiedereinnahme des Schlosses Lodron Anteil. Im Jahre 1848 beteiligte er sich an dem Feldzuge gegen Piemont unter dem Feldmarschall Radetzky, machte mit dem 3. Jägerbataillon die Gefechte bei Storo (27. April), Caffaro (11. Mai) und St. Antonio (24. Mai)

mit, war dann bei der Wiedereinnahme der Festung Peschiera durch die Oesterreicher tätig und schlug am 23. März 1849 die Schlacht bei Novarra mit, wo er sich durch Mut und Unerschrockenheit ganz besonders auszeichnete. Es galt die Erstürmung einer Feldschanze, wo er mit seinen tapfern Feldjägern, zwei Mal eingedrungen und zwei Mal zurückgeschlagen, zum dritten Mal anlief und endlich an der Spitze seines Jägerbataillons die Position behauptete. Für diese ausgezeichnete Waffentat wurde er von Radetzky für den Maria-Theresienorden angemeldet. Als im darauffolgenden Jahre der Kaiser Franz Joseph in Bregenz, wohin Steigers Bataillon verlegt worden war, eine Inspekton abhielt, belobte er ihn für seinen damals bewiesenen Mut und erteilte als besondere Auszeichnung seinem Bataillon die doppelte Anzahl der sonst üblichen Tapferkeitsmedaillen. Steiger mußte jedoch damals bitter erfahren, daß einem Ausländer ohne Protektion das persönliche Verdienst nicht genügt. Andere, weit weniger Würdige, ernteten die Frucht, und statt des hohen, mit einer Pension und anderen bedeutenden Vorteilen verbundenen Theresienordens erhielt er nur den Orden der eisernen Krone 3. Klasse.

Nachdem er noch 1850 unter dem Feldmarschall Legeditsch dem Feldzug zur Pazifizierung des Kurfürstentums Hessen beigewohnt hatte, begann für Steiger eine Periode verhältnismäßiger Ruhe, während welcher er endlich an die Gründung eines Hausstandes denken konnte. Den 14. Juli 1851 verheiratete er sich mit Frau Maria Christine Margaretha Sinn aus Frankfurt a./M., der Wittwe des Majors Schirl, deren Mutter sich in zweiter Ehe mit dem Feldmarschalleutnant Baur von Eiffeneck, Ablatus der Geniedirektion des Reiches, verheiratet hatte. Diese hohe Verwandtschaft mag ihm zu späteren Beförderungen von Nutzen gewesen sein. Im gleichen Jahre erhielt er die Würde eines Kammerherrn und avancierte außer der Tour unter gleichzeitiger Versetzung in das 4. Bataillon des Tiroler Kaiserjägerregiments zum Major.

Im Jahre 1859 machte Steiger, nachdem er mittlerweile zum Oberstleutnant vorgerückt war, den blutigen Feldzug in Italien mit. Wir finden ihn im Gefechte bei Montebello, von wo aus sein Armeekorps, welches bei Mortara lagerte, zur Hauptarmee bei Magenta stieß, und endlich in Solferino, wo er den ganzen Tag in den vordersten Reihen focht. Ueber seine Beteiligung bei dieser mörderischen Schlacht lassen wir ihn selbst reden, indem wir hier einen Privatbrief wiedergeben, welchen er den 3. Juli von Parona aus, nördlich von Verona, abgehen ließ:

„Unsere Brigade hatte bei der verhängnisvollen und blutigen Schlacht am 24. Juni die schwierigste Aufgabe und löste sie auf das ehrenvollste. Leider waren wir zu schwach und müssen Gott danken, daß wir nicht alle geblieben sind. Wir hatten den Berg bei Solferino, welcher das Zentrum der Schlachtlinie war, besetzt und mußten deshalb den ganzen Druck der feindlichen Hauptmacht aushalten. Von früh halb 8 Uhr bis mittags 12 Uhr hielten wir im fürchterlichsten Kreuzfeuer aus; erst als der Feind uns von beiden Flanken und der Fronte zugleich mit einem fürchterlichen Feuer überschütten konnte, erhielten wir Befehl, uns zurückzuziehen. Ich brachte das Bataillon, das heißt die fürchterlich geschmolzenen Reihen desselben, in bester Ordnung zurück. Als ich in der Reservestellung angekommen, die Kompagnien verlesen ließ, fehlte mir die Hälfte der Mannschaft und von fünfzehn Offizieren (mit mir), die in's Gefecht gegangen, waren nur noch drei übrig! Also zwölf tot und verwundet! Fritz fiel als äußerst braver und tapferer Offizier zwischen neun und zehn Uhr durch einen Schuß in die Brust und verschied augenblicklich, als er an der Spitze einer Abteilung vorstürmte, um die heranrückenden Franzosen den Berg hinunter zu weisen. Er ist im Bataillon als ein sehr tapferer und vor dem Feinde ausgezeichneter Offizier bedauert. Bei dem gleichen Sturm verlor ich auch die Leutnants Baron Breidbach und Kunze, welche schwer blessiert zurückgetragen wurden, aber auf dem Verbandplatz in feindliche Gefangenschaft gerieten." *)

Der Kaiser von Oesterreich soll in der Nähe gestanden und Zeuge dieser heldenmütigen Verteidigung gewesen sein. Als Anerkennung für seine Tapferkeit erhielt Steiger den Leopoldsorden und wurde im darauffolgenden Jahre, den 7. Februar 1860, zum Oberst des 9. Feldjäger-Bataillons ernannt.

Von da an nahm Steiger an keinen Feldzügen mehr teil. Seine durch das Alter und die vielen Strapazen angegriffene Gesundheit verschlimmerte sich mehr und mehr, so daß er, als sein Bataillon im Jahte 1864 nach Schleswig-Holstein bestimmt wurde, um seine Pensionierung ansuchen mußte. Den 1. Jan. 1865 quittierte er den Dienst gänzlich und erhielt eine Pension. Er lebte nun in Wien, bis ihn am 15. November 1880 unversehens ein rascher Tod ereilte. Seine Frau war ihm bereits den 20. Januar 1870 vorangegangen, ohne ihn mit Nachkommenschaft beschenkt zu haben.

Oberst Steiger besaß in hohem Maße die Eigenschaften eines tüchtigen Militärs. Gewissenhaft und pflichttreu erfüllte er pünktlich die ihm gewordenen Aufträge, so sauer sie ihm manchmal auch wurden. So z. B. unterzog er sich persönlich während mehrerer aufeinanderfolgender

*) Dieser Brief wurde s. Z. im „Oberländer Anzeiger" abgedruckt.

Jahre der oben berührten Waffenkontrolle in einer Weise, wie sie sonst nur einem von früh bis abends an anstrengende körperliche Arbeit gewöhnten Handarbeiter zugemutet werden kann. Für das Wohl seiner Truppen war er unausgesetzt besorgt und verband mit einer glänzenden Bravour vor dem Feinde bei übrigens strammer Haltung im Dienst ein freundliches und wohlwollendes Verhalten seinen Untergebenen gegenüber, wodurch er sich ihre Liebe und Zuneigung in hohem Maße gewann, ein sprechendes Zeugnis dafür, daß es keines rauhen Wesens bedarf, um sich im Felde die gehörige Autorität zu wahren. Anspruchslos und frei von jeder Großtuerei war er überall beliebt, wo er sich zeigte. Bei Hoch und Niedrig in vornehmen Kreisen, sowohl als auch bei seinen Kameraden war er ein stets heiterer und beliebter Gesellschafter. Sein ganzes Wesen gemahnte an den Landsknecht in seiner besten Bedeutung. Ein frisches Soldatenherz in einem stahlharten Körper, trieb er das edle Waffenhandwerk in fast derselben poetischen Weise, wie seine Vorfahren, denen er auch der äußern Erscheinung und dem Dialekte nach glich. Auch für seine Vaterstadt Bern und für die daselbst zurückgebliebenen Verwandten und Freunde, welche er in den letzten Jahren alljährlich besuchte, bewahrte er ein warmes Herz. Mit ihm schied ein Repräsentant älterer Schule, ein Militär, welcher manchem jüngeren, vielleicht militärwissenschaftlich gebildeteren Offizier und Soldaten als Beispiel zur Nachahmung dienen kann.

Quellen: „Alpenrosen", Beilage zum Intelligenzblatt, 1880. — „Der gute Kamerad", österreichisch-ungar. Wehrzeitung. — „Der Berner Bote" Nr. 96, vom 1. Dezember 1880.

J. St.

Samuel Joneli.

1748–1825.

Ein Orkan war über unser Vaterland dahingegangen und hatte die alte Zeit entwurzelt und umgestürzt. Die phrygische Mütze und die Trikolore der französischen Revolution verkündeten aller Welt: Friede den Hütten, Krieg den Palästen und als das Gaukelspiel der Menschenrechtler, die keine Pflichten kannten, auch in der sonst so friedlichen Schweiz Tausenden die Köpfe verrückte, da kam der Sturm und unsere alten überlebten Staatszustände traf das traurige Los, mit altschweizerischer

Tapferkeit nutzlos auf den Schlachtfeldern zu verbluten. Im Herzen des Volkes schlief noch die alte Zeit, und das Kleid der einen und unteilbaren helvetischen Republik, das unser Vaterland an Blut und Geld so teuer zu stehen kam, wollte vielen nicht passen. Die Schere Brunes und Schauenburgs war unausgesetzt tätig, hier ein Stück abzuschneiden und dort einen Lappen anzugliedern und so entstand in unserem Vaterlande auch eine aus fünf Stücken zusammengesetzte rhodanische Republik, deren drittes Glied das zu einem eigenen Kanton erhobene Oberland war mit der Hauptstadt Thun. — Am 16. März 1798 war die rhodanische Republik proklamiert worden und am 29. gleichen Monats traten die in den Urversammlungen erkorenen Wahlmänner in Thun zusammen, um die reglementarischen Wahlen für den Kanton Oberland zu treffen, der damals noch keine eigene Druckerei besaß. An dieser Versammlung wurden gewählt:

A. Als Mitglieder des Senats: Samuel Joneli von Boltigen, Joh. von Bergen im Oberhasli, Joh. Schneider von Frutigen und Joh. Karlen von Erlenbach.

B. Als Mitglieder des Großen Rats: Karl Koch von Thun, Christ. Michel von Bönigen, Christ. Matti von Saanen, Joh. Fischer von Brienz, Christ. Bircher von Adelboden, Christ. Sterchi von Unterseen, Joh. Rubin von Reichenbach und Christ. Moor von St. Stephan.

C. Als Mitglied des Obergerichtshofs: Joh. Jak. Hutzli von Saanen; Suppleant: Joh. Willi vom Oberhasli.

D. Als Mitglieder des Kantonsgerichts: Gottl. Scheidegg von Thun, Ulrich Willi vom Oberhasli, David Tschabold von Erlenbach, Joh. Iten von Spiez, Christ. Schläppi von Interlaken, Peter Rieder von der Lenk, Ulrich Stähli von Oberhofen, Jb. Mani von Diemtigen, Peter Schild von Brienzwiler, Peter Schneiter von Reichenbach, Joh. Caspar Sterchi von Interlaken, Christ. Hiltbrand von Diemtigen und Christ. Bohren von Grindelwald.

E. Als Mitglieder der Verwaltungskammer: Johann Deci von Thun, Jb. Aeschér von Därstetten, Heinrich Nägeli vom Oberhasli, Christ. Rupp von Sigriswil und Joh. Schletti von Zweisimmen. Ihrer waren anfänglich mehr, wurden aber auf diese fünf reduziert.

Am 12. April 1798 fand dann die feierliche Verkündung der einen und unteilbaren helvetischen Republik statt, und die Kantonalsouveränität schien für immer begraben. Schon am 23. April wurde Senator Sl. Joneli zum Regierungsstatthalter des Kantons Oberland gewählt.

Die Amtsperiode dieses hochgestellten Simmentalers fiel in eine wilde, sturmbewegte Zeit, die heute nach mehr als hundert Jahren kaum mehr in der Erinnerung des Volkes fortlebt. Der intelligente Mann, der das Joch dieser Zeit auf seinen Schultern trug, nannte das liebliche, in windgeschützter Lage am Fuß der stolzen Mittagfluh in einem Obstgarten versteckte Dorf Boltigen seine Heimat. Sein Geburtstag ist nicht genau bekannt, wohl aber sein Tauftag, der auf den 15. September 1748 fiel und der kaum weit von seinem Geburtstag entfernt sein dürfte, da es damals Sitte war, die Kinder kurz nach der Geburt taufen zu lassen. Samuel Joneli war der Sohn des Hauptmanns Peter Joneli, der wieder den alt-Obmann Antoni Joneli seinen Vater nannte. Aus Jonelis Jugendjahren wissen wir wenig zu berichten. Daß er aber ein intelligenter Jüngling war, beweist schon der Umstand seiner fast überraschenden Carriere. Im Alter von 20 Jahren finden wir ihn schon als Ober-Leutnant eines erst gebildeten Jägerkorps. Am 17. Juni 1776 wurde er als Notar patentiert und 1779 als Sekretär des Gerichts von Boltigen gewählt. Ein Jahr später finden wir ihn zum Kapitän-Leutnant genannten Jägerkorps vorgerückt. Es war dies auch die höchste Stelle, die er in diesem Korps als Landoffizier bekleiden konnte, da die höheren Offiziersstellen den Söhnen der adeligen Stadtberner vorbehalten waren. Als im Jahre 1782 die politischen Parteien der Natifs und der Negatifs in Genf aufs Neue einander bekämpsten, war zur Beruhigung der Stadt neben Frankreich und Sardinien auch Bern mit Truppen erschienen. Bei ihnen befand sich unter dem Hauptmann Anton Ludwig v. Tillier auch Leutnant Joneli mit seinem Jägerkorps. Am 19. Februar wurde er vom Kleinen Rate zum Landsvenner gewählt und stand somit auf der höchsten Sprosse der militärischen Stufenleiter seiner Talbewohner. Doch es blieben noch andere Sprossen zu erklimmen. Als beim Einbruch der Franzosen die unschlüssige und verzagte Regierung in Not und Aengsten war, entschloß sie sich, Abgeordnete des Landvolks zur Mitberatung über des Landes Wohl in den Großratssaal nach Bern zu berufen. Joneli, der damals mit seinen Jägern im Felde stand, war auch einer dieser Abgeordneten und wurde am 4. März als Mitglied der provisorischen Regierung und der Finanzkommission gewählt. War auch die Abtrennung von Bern und die Erhebung zu einem eigenen Kanton dem Ehrgeiz der Oberländer nicht gerade zuwider, so war es dagegen weit mehr ihre Zuteilung zur rhodanischen Republik, und die daherigen Verhandlungen mit den französischen Generalen und der provisorischen Regierung

führten Joneli wiederholt nach Bern. Als sich dann die Wahlen in die helvetischen Behörden vollzogen, wurde Joneli am 6. April 1798, wie wir bereits wissen, zum ersten Senator und am 23. des nämlichen Monats zum Regierungsstatthalter des Kantons Oberland gewählt. Alle Schreiben, mit denen er zu Stellen berufen wurde, zeugten von Achtung und Zutrauen, welche er bis dahin auch in vollem Maße verdient hatte. Zur Zeit seiner Ernennung zum Kantonsstatthalter war Joneli noch nicht ganz 50 Jahre alt. Seine Kraft war noch unverbraucht. Eine reiche Lebenserfahrung, gesammelt in seinen bisherigen Stellungen, durch Selbststudium erworbene Kenntnisse, zu denen auch die französische Sprache gehörte, praktisches Geschick, Arbeitslust und Berufstreue, standen ihm als unentbehrliche Stützen zur Seite, als er nicht ohne Besorgnis seine verantwortungsvolle Stelle antrat. Bis dahin hatte ihm das Schicksal nur Rosen auf den Lebensweg gestreut, aber auch ihm sollten die Dornen nicht ausbleiben. Diese Dornen waren der Aufstand der oberländischen Talschaften gegen die helvetische Regierung.

Die Art und Weise, wie die Bringer der Freiheit und Gleichheit das Land ausgeplündert hatten, ließ bei denen, die einen ruhigen Besitzstand unter dem Regimente der „gnädigen Herren" den Menschenrechten, wie die Franzosen sie verstanden, vorzogen, einen Stachel des Hasses zurück. Das Vorrücken der innern Kantone, Ende April 1798, weckte neue, wenn auch ungewisse Hoffnungen. Eine Kolonne der Waldstätte stand, um dem Oberland die Hand zu reichen, in Meiringen und Brienz. Ihnen sollten sich die Hasler anschließen und mit ihnen vereint nach Bern ziehen. Aber als die Waldstätte bald hernach ihre Truppen wieder zurückzogen, legte sich die Aufregung im Hasle.

Schwer drückten das Land auch die Lieferungen für die Erhaltung der französischen Truppen. Zudem klagte das Volk über den Stolz der neuen, sich Patrioten nennenden Beamten. Wandernde Hausierer und Aufwiegler durchzogen das Land und schürten das Feuer des Hasses gegen die Franzosen. Als am 20. August der Bürgereid auf die neue Verfassung geschworen werden sollte, zeigte sich neuer Widerstand; doch schwuren ihn immerhin 11,000 Bürger.

Das Direktorium beschloß die Bildung einer helvetischen Armee, von der zuerst die Elite, junge Leute bis zum 25. Altersjahr, ausgezogen und aufgeboten werden sollte. Bei dieser Aushebung bezichtigte das Volk die Beamten der Parteilichkeit und vielleicht nicht ganz ohne Grund. Als der Krieg zwischen den Franzosen und den Oesterreichern

wieder ausbrach und sich den helvetischen Grenzen näherte, glaubten sich die helvetischen Räte auch daran beteiligen zu müssen und beauftragten das Direktorium, 20,000 Mann aufzubieten (24. Februar 1799). Nun glaubte das Volk, die aufgebotenen Truppen sollten unter die vier Regimenter gesteckt werden, welche die Schweiz laut Vertrag Frankreich zu liefern hatte und weigerten sich, die Elite ziehen zu lassen. Die Beschwichtigung, die Elite sei bloß zur Deckung und Sicherung der Landesgrenzen da, fand wenig Glauben. Im März und April entstanden aufrührerische Bewegungen im Toggenburg, im Kanton Zürich, in Basel, Aargau, Solothurn, im Kanton Linth, in Luzern, in den Waldstätten, in Graubünden und anderswo. Sie wurden jedoch rasch mit Waffengewalt unterdrückt. Länger als diese beschäftigte der Aufruhr der Oberländer die helvetischen Behörden.

Am 16. März 1799 fand in Zweisimmen ein Leichenbegängnis statt. Bei diesem Anlaß wurde ein „Blättlein" herumgeboten, worin das Direktorium die Einnahme Graubündens durch die französischen Truppen bekannt machte. Hiebei rief ein Michel Bühler, das sei eine „infame Lüge". Ueber diesen Vorfall berichtet Agent Peter Joneli an seinen Bruder, den Regierungsstatthalter, was folgt: Letzten Sonntag den 16. dies habe Aidemajor Bühler über die Siege von General Massena in Graubünden gesagt, das sei eine „donners Lugi", faul und falsch, um die Leute zu blenden. Im gleichen Briefe wird auch noch über geheime Zusammenkünfte und Komplotte gesprochen 2c. Die Vorgänge in Zweisimmen glichen einem Feuerlein, das in dürres Waldgras fällt. Die gleiche Unzufriedenheit züngelte auch anderwärts empor. Die Aushebung der Elite, welches Wort den Bürgern extra verhaßt war, stieß auf Widerstand, namentlich auch deshalb, weil man früher den Bürgern die Gewehre weggenommen hatte, was übel empfunden wurde. Gerichtspräsident Martig in Zweisimmen berichtete an Statthalter Joneli über herumgebotene Reden, als wären die Franzosen aus Bünden wieder vertrieben und bei Stockach in Schwaben total geschlagen worden.

Solche Reden erschreckten das Volk und verhinderten die Aushebung der Elite, die nicht unter den 18,000 Hilfstruppen Kanonenfutter für die Franzosen werden sollte. Aus Sigriswil, Faulensee und Spiez erhielt Regierungsstatthalter Joneli ähnliche Berichte von Seite der Patrioten, welche fürchteten, beim Ausbruche der Insurrektion niedergemetzelt zu werden. Auch die Berichte von Wimmis und andern Orten lauteten ebenso ungünstig. Einzig die Gemeinde Erlenbach blieb ruhig und wurde vom Direktorium deswegen belobt und

ihr und dem dortigen Pfarrer für das gute Verhalten der Dank und Beifall der Regierung ausgesprochen.

Michel Bühler in Zweisimmen sandte auch seinerseits dem Regierungsstatthalter Joneli eine Zuschrift, die wir hier zur Charakterisierung der Volksstimmung inhaltlich folgen lassen:

„Ich bin beauftragt von vielen der Gemeinde Zweisimmen, Boltigen, „St. Stephan und Lenk, ihre Begehren vorzutragen. Sie wollen nicht eher „ziehen, bis man ihnen alle Art Waffen, Lederzeug, Munition an Ort und „Stell liefern, wo mans ihnen wider Recht abgenommen. Die Jäger, Ka„nonier, das Elite-Piget verlangt, daß alle gewehrfähige Mannschaft mit „ihnen ziehe. Ferneres verlangt das Volk, daß ihnen bekannt gemacht „werde, was (für) eine fremde Macht das Vaterland zum Kampf auffordere, „und was sie praetendiere; sonst kann man nicht wissen, ob es dem Vaterland zum Dienst oder zum Schaden zudiene. Diejenigen aber, welche auf „den ersten Befehl ziehen wollen, sind nicht darunter begriffen."

Um die Denkungsart des Volkes noch genauer und richtiger zu erfahren, befahl nun Kantonsstatthalter Joneli den Hauptleuten, ihre Kompagnien auf den betreffenden Sammelplätzen zu mustern und die Unteroffiziere zu erwählen. Es geschah, allein die Berichte der Hauptleute lauteten keineswegs günstig. In Interlaken war niemand zur Musterung erschienen, in Meiringen nur 16 Mann. In Erlenbach und Diemtigen war die Stimmung gut; in Wimmis dagegen hatte sie umgeschlagen. In Saanen und Zweisimmen habe man die Freiheitsbäume gefällt und in letzterm Orte sei ein Aufruhr zu befürchten. Selbst an Orten, wo man zu marschieren versprach, regte sich der Geist der Unzufriedenheit. Ohne eine beträchtliche Truppenzahl sei nichts auszurichten, meinten die Hauptleute. In Saanen z. B. habe man den Agenten mißhandelt und in dessen Wohnung geschossen. Kein Augenblick sei zu verlieren, sonst werde die Anarchie Meister. Die Beamten dürfen nichts mehr befehlen, und die Patrioten seien niedergedrückt und stehen in Gefahr. So berichteten die Hauptleute.

Am 12. April sandte endlich Schauenburg Truppen nach Thun. Aber es waren ihrer bloß 150 Mann, die dem Regierungsstatthalter zur Verfügung standen. Es war auch hohe Zeit; denn am 13. April um Mitternacht sandten Regierungsstatthalter Joneli, Regierungskommissär Michel und Platzkommandant Dolder von Thun aus folgenden Bericht ans Direktorium:

Gestern abend um 9 Uhr sei der Anzug der Simmentaler-Aufrührer gemeldet worden; sofort habe Dolder die Mannschaft versammelt und 60 Mann zur Besetzung der Posten ausgezogen. Auf die heute vormittag um 10 Uhr gekommene Nachricht, daß in Spiez,

Aeschi und Wimmis Sturm geläutet werde, habe sich Dolder mit allen Jägern dahin begeben; nachdem die Kanderbrücke passiert gewesen, sei auf ihn geschossen worden; nun sei er in einer für Reiterei sehr schwierigen Gegend vorgedrungen; da ihm aber sofort ein Mann verwundet worden, so habe er sich zurückgezogen. „Hierauf griffen ihn die etwa 1800 à 2000 Mann starken Rebellen wütend an. Er befand sich noch auf seinem Vorposten von etwa 40 Mann nebst einer Kanone und zog sich immer bis auf die Schoren-Allmend zurück, wo er sich postierte und soutenierte, bis eine Verstärkung von braven Bürgern und den in der Stadt zurückgebliebenen Soldaten erfolgte und er wieder auf die Rebellen avancierte und mit seinem eigenen Säbel 6 Mann und der Kapitän 4 Mann niedergemacht." Der Hauptmann der Grenadiere von den Hilfstruppen und der Leutnant von der 14. nebst den Jägern zu Pferd haben sich sehr ausgezeichnet. Wegen Mangel an Munition den Rückzug bis zur Stadt angeordnet, aber alle Posten wohlbesetzt. Verlust der Gegner an Toten und Verwundeten vielleicht 200 Mann, diesseits 20—25 Mann vermißt.

So genannter Bericht. Folgenden Tags sandte auch Kommissär Michel einen Bericht an Direktor Bay. Er meldet darin, die Lage bessere sich. Die Grindelwaldner und die von Hasli werden vermutlich durch die Festigkeit der Brienzer und Böniger unschädlich gemacht. Man habe jetzt Verstärkung erhalten. Die Simmentaler solle man nur ruhig erwarten. „Sobald wir jetzt Hilfe haben, wollen wir dann hinter die donners Lumpenkerle her." Zuletzt bemerkt er noch, die gemeldete Zahl von Toten bei der Affäre auf der Schoren-Allmend sei übertrieben. Er hätte noch beifügen können, daß es auch die Zahl der dabei beteiligten Simmentaler war. Regierungsrat Joneli und Kommissär Michel melden dem Direktorium ferner, die Distrikte Aeschi und Frutigen, die gestern mit 1000 Mann angegriffen haben, seien nun ruhig, dagegen aber seien die Obersimmentaler und ein Teil von Niedersimmental in Wimmis, die Grindelwaldner in Wilderswil angelangt, und die Hasler seien noch zu erwarten.

Ein Bericht von Oberwil an Regierungsstatthalter Joneli meldet: Durch Michel Bühler, den Erzaufwiegler in Zweisimmen, sei auch ihre Gemeinde aufgeregt worden. Am 13. habe man Sturm geläutet und abends 5 Uhr sei besagter Bühler mit 400 Mann hier anmarschiert und habe diese ebenso willkürlich als autokratisch einquartiert. Niemand durfte sich weigern; wer nicht mitziehe, werde erschossen, habe es geheißen. Diese Drohung sei aber nicht von den Chefs ausgegangen, sondern von nichtswürdigen Kerls. Noch am gleichen Abend

hätten Kerlis von Zweisimmen auch den Freiheitsbaum umgehauen. Um 10 Uhr sei im Hauptquartier Alarm geschlagen worden. Alles sei auf den Sammelplatz gelaufen. Die vom Aufruhrgift Angesteckten hätten sich angeschlossen, andere seien aus Furcht, mißhandelt zu werden, mitgezogen, um bei erster Gelegenheit wieder zu desertieren. Noch andere seien fest geblieben und wollten lieber Hab und Gut verlieren, als mit der Rotte ziehen, die nun durchs Niedersimmental nach Reutigen und Amsoldingen und von da nach Wimmis zog, wo sie Offiziere ernannt und Kompagnien gebildet haben soll.

Nach dem Treffen auf der Schoren-Allmend, das trotz dem Sieg für die Insurrektion wenig Erfolg versprach, zogen die Obersimmentaler über Frutigen und das Hahnenmoos nach St. Stephan zurück, um sich dort einzuquartieren. Unter Führung von Kommandant Fellenberg und Zurbuchen rückten nun helvetische Truppen das Tal herauf und auch von Westen her sandte Regierungsstatthalter Polier von Lausanne 254 Mann unter Führung von Blanchenay mit zwei Zweipfündern zu Hilfe. Joneli meldet ans Direktorium, Fellenberg habe seine Truppen durch Zuzüge von Kommandant Dolders Truppen auf 550 Mann verstärkt und sei am 24. April auf Boltigen gezogen und ihm hätten sich auch noch etwa 140 freiwillige Grenadiere und Scharfschützen von Erlenbach und Diemtigen angeschlossen; auf morgen sei ein Angriff auf Zweisimmen beabsichtigt.

Ueber diesen Angriff berichtet Kommandant Dolder ans Direktorium, was folgt:

„Zweisimmen, 25. April. Gestern morgens um 6 Uhr brach ich mit etwa 110 Mann Infanterie, teils fränkischen, teils Auxiliar-Truppen und 36 Jägern zu Pferd unter dem Kommando von B. Lieut. Ochs nach Erlenbach auf, wo ich etwa 58 Mann Auxilialres, 200 Mann Infanterie und 40 Scharfschützen von Miliztruppen angetroffen habe, also in Allem 454 Mann. Ich teilte sogleich meine Truppe in drei verschiedene Kolonnen; zwei marschierten auf meinem linken Flügel, die eine über Gestetenalp, die andere über Rüllnen und Fromatt, welche heute morgens um 8 Uhr unweit St. Stephan zusammentreffen sollten, um dem Feind, welcher sich in dem Passage von Laubeck befand, in den Rücken fallen zu können, welches auch wirklich geschehen; bloß haben wir die Stunde, welche zum Angreifen bestimmt war, verändert, indem solche (die Feinde) morgens 4 Uhr über einige unserer Vorpösten bei Wyssenburg (Weißenbach) hergefallen, solche wirklich nebst mehreren Einquartierten im Dorfe gefangen gemacht und bis Eschi vorgedrungen und auch darnach Gefangene gemacht. Die Offiziere und Soldaten zeigten meistens, daß sie noch nicht am besten reglierte Truppen seien; sie kamen in das Dorf Boltigen gelaufen, ohne daß sie den Feind nunmehr verfolgten; mit großer Mühe brachte ich sie endlich wieder zusammen und nachdem ich mit ihnen gesprochen, rückten wir wiederum vor, fanden den

Feind auf einer Anhöhe bei Eschi, welchen ich mit einem Kanonenschuß auseinanderspringen machte, worauf wir ihn nach und nach verfolgten. Er nahm wiederum bei Laubeck Position, im Passage, welches sehr vorteilhaft für ihn war; er wollte sich dort ziemlich hartnäckig stellen, welches er auch wirklich gekonnt hätte, wenn nicht die vereinte Kolonne, die meistens aus Scharfschützen von Erlenbach und Diemtigen und einigen Franken bestund, ihm in den Rücken gefallen wäre. Diese bemeldte Truppen haben sich zum Voraus ausgezeichnet und dadurch haben wir wiederum unsere Gefangenen losgemacht, eine Fahne erobert, 50–60 Gefangene gemacht; er hat auch einige Tote auf dem Platze gelassen; die übrigen haben sich so gut möglich mit der Flucht gerettet ꝛc."

„Ich lasse sie (die Insurgenten) aber noch immer über Berg und Tal verfolgen und hoffe, noch die meisten davon zu erwitschen. B. Fellenberg, Chef de bataillon der Miliz und T. Anneler, Kapitän der Artillerie von Thun, haben sich bei diesen Auftritten ausnehmend ausgezeichnet."

Nach einem von Suppleant Stocker in Zweisimmen an den Verwalter Schletti übersandten Schreiben hatte die Zahl der Insurgenten 162 Mann betragen.

Am 26. April schrieb nun auch Kommandant Fellenberg von Zweisimmen aus an Statthalter Joneli: „Der B. Dolder wird Ihnen den Erfolg unseres Unternehmens gegen die Rebellen dieser Gegend genugsam beschrieben haben. Heute lassen wir Ihnen schon einen beträchtlichen Transport Arrestierter verabfolgen, worunter einige sehr schuldig, andere aber weniger strafbar sein mögen ....." „Es scheint in der Tat, es seien Anweisungen und Aufmunterungen und Geld von Bern her zu der hiesigen Rebellion geflossen; ich finde es sehr richtig, daß alle möglichen Nachforschungen darüber angestellt werden, und daß schwere Strafe auf die Schuldigen falle, sie mögen sein und heißen, wie sie immer wollen."

Mit den zwei kriegerischen Aktionen auf der Schoren-Allmend und an der Laubegg war der Aufstand tatsächlich niedergeschlagen und nun begann die Entwaffnung und die ins Aschgraue getriebene Verhaftung und Einkerkerung der Verdächtigen. Regierungskommissär Müller von Altdorf, der nun im Simmental, in Saanen und Frutigen auf die Flüchtigen zu fahnden und die Verdächtigen zu arretieren hatte, scheint ziemlich willkürlich verfahren zu sein. Der Gefangenen und Arretierten waren so viele, daß man nicht Gefängnisse genug für sie hatte, und so wurden viele vom eingesetzten Kriegsgericht und Müller ohne Weiteres unter die 18,000 oder unter die Auxiliar-Truppen gesteckt. Die aufständischen Gemeinden wurden mit Kontributionen belastet. In Erlenbach saß eine Kontributions-Kommission, die keine rosigen Tage hatte. Man solle die Schuldigen zur Zahlung anhalten, hieß es, und nicht die Patrioten. Aber die Schuldigen liefen nicht ohne weiteres ins Garn. Sie hielten sich versteckt in

den Bergen auf und wechselten jede Nacht ihre Schlafstellen. Niemand verriet sie, entweder aus Einverständnis mit ihnen, oder aus Furcht vor ihrer Rache. Einer großen Zahl von Gefangenen gelang es auch, zu entweichen, so namentlich auch folgenden 6 in Oron gefangen gehaltenen Rädelsführern: Michel Bühler von Oberwil in Zweisimmen, Joh. Zabli in Boltigen, Chr. Zahler von Zweisimmen, Rud. Müller von Thun, Chr. Balmer von Wilderswil und Joh. Stucki von Diemtigen.

Der bewaffnete Aufstand war allerdings unterdrückt; aber der geheime Groll glomm fort unter der Asche, wie jener Knittelvers beweist, den Regierungsstatthalter Joneli am 19. Juni dem Direktorium übermittelt hatte und der in der Nacht vom 11. zum 12. Juni an den Freiheitsbaum in Bönigen geheftet worden war und der also hieß:

„Anstatt des Richen Und selden Bärr
Kam diser Lärre Bumm dahärr,
Ehr Sollte Bringen frücht der Freiheit,
Brachte nur Schaden und Härtzenleid.
Regänten Wolden sie Emporr
Die Niemals solten kommen forr,
Dann Jeder Kuhdräckschufler Wolt
Begabet Sin Mit Rodem Gold,
Drum Ist der Bärr jetz auf der Bann
Umm Wider an sein Ordt zu stann.“

Diese Verse wurden einem gewissen Urfer zugeschrieben, der flüchtig war. Die entflohenen Rädelsführer strichen durchs ganze Land. Des Tags waren sie in den Bergen und des Nachts wühlten sie im Tal. Hauptmann Carrard wünscht zu seinen 56 Mann noch 100 Franzosen, um die Flüchtlinge in den Bergen und Pässen abfangen zu können. Im August wurde über neue Unruhen und Umtriebe in Spiez an Regierungsstatthalter Joneli berichtet. Auch Präsident Martig in Zweisimmen spricht von geheimen Versammlungen der Rädelsführer und einem eingebrachten Pasquill, das die Beamten und andere Patrioten mit „Sauleder“, „Luder“, „Teufelsgrind“, „Bankert“, „Lumpenhund“, „Franz-Hund“ beschimpfe und mit Figuren auf Galgen und Rad hindeute. Da für viele Verhaftete die Schuldbeweise nicht erbracht werden konnten, so mußten sie freigelassen werden. Diese Uebelgesinnten schlugen sich sofort wieder zu den Anstiftern. Ganz besonders tätig waren den Berichten nach darin auch die Weiber, von denen einige gleichfalls in Haft genommen wurden. Ja, ein anonymer Brief meldete am 7. September dem

Regierungsstatthalter Joneli, daß auch ein Anschlag gegen ihn geplant sei, der am nächsten Thunermarkt ausgeführt werden solle. Am 12. September meldete die Kontributions-Kommission in Erlenbach dem Direktorium, daß sich in Saanen, im Obersimmental, in Frutigen, Reichenbach u. s. w. ein neuer Aufstand vorbereite, und forderte zum Schutze aller Gutgesinnten kräftige Maßregeln gegen die drohende Gefahr. Aus Zweisimmen meldete auch der Unterstatthalter Imobersteg Anzeichen des Sturms. Es wurden daher neue Truppen aufgeboten und Kommandant Zurbuchen unterstellt. Dieser berichtet am 17. September aus Zweisimmen über neue Komplotte. Der Gerichtspräsident Martig habe sich flüchten müssen, den Patrioten wolle man die Häuser anzünden; auch die Weiber stiften die Männer an und heißen die Obrigkeit „Schelmen und Spitzbuben". Hier, in Saanen und an der Lenk gebe es wenig Gute; er sei in St. Stephan, in Saanen 2c. gewesen; leider finde man unter 100 Bürgern kaum einen Anhänger der Regierung u. s. w. Er verlangt noch zwei weitere Kompagnien. Das Direktorium schickt nun Regierungsstatthalter Joneli selbst nach Zweisimmen, um mit Kommandant Zurbuchen zu konferieren. Dieser klagt, es sei schwer, die Rädelsführer zu erhaschen, da sie vom Volke geschützt würden. Für den Sieg der Franzosen bei Zürich, 25./26. September, zeige sich wenig Freude u. s. w. Schließlich hatte Zurbuchen 4 Kompagnien zur Verfügung; von denen lag eine „an der Matte", eine in Lenk, eine in Bettelried und eine (seine eigene) in Zweisimmen, zusammen 375 Mann. Trotz dieser beträchtlichen Zahl war er nicht glücklich im Einfangen der Rebellen, weil niemand, wie er klagte, mit der Sprache herausrücken wollte. „Alle Leute von Bettelried sagen nur vom Hörensagen", berichtet Zurbuchen, „wollen aber niemand nennen, weil sie allesamen Aristokraten sind." Zu einem neuen Ausbruch kam es nun allerdings nicht. Zurbuchen kehrte aus dem Simmental zurück und berichtete am 22. Oktober, daß noch 29 flüchtige Rebellen in den Gebirgen des Simmentals versteckt seien. Man erstellte nun „Signalements" über die ausgebrochenen oder noch nicht eingefangenen Rädelsführer, als: Joh. Fischer von Merligen, Jb. Lörtscher von Spiez, Michel Bühler von Zweisimmen, Joh. Zabli von Boltigen, Christ. Zahler von Zweisimmen, Johannes Büschlen von Adelboden und Isaak Martig, gewesener Leutnant von Zweisimmen und setzte einen Preis von Fr. 400 auf ihre Köpfe.

Der Aufstand war zu Ende und nicht ohne Brutalität unterdrückt worden. Beim zweiten, nur geplanten Aufstand in Zweisimmen hatte

man auf bloße Gerüchte hin ganz unnötigerweise beinahe an die 700 Mann aufgeboten und das Obersimmental mit Truppen überschwemmt, und der Vorwurf, den die Kommittierten der Verwaltungskammer gegen das Direktorium erhoben, als hätte man sich an den stolzen Oberländern, die der Helvetik nicht zugetan waren, rächen wollen, dürfte kaum ganz aus der Luft gegriffen sein. Die Truppen, mit denen Regierungskommissär Müller zur Entwaffnung der Aufständischen und zur Inhaftierung der Rebellen die Täler durchstrichen, begingen in Merligen, Leißigen, Faulensee, Spiez und andern Orten arge Exzesse, und Müller wurde nicht müde, Schuldige und Unschuldige nach Thun in die Gefangenschaft zu liefern, so daß man aus Mangel an Gefängnissen sogar Kornhäuser und Wirtshäuser verwenden und Regierungsstatthalter Joneli schreiben mußte, mit den Arrestationen, die sich an die 2000 beliefen, inne zu halten, weil kein Platz in Thun mehr vorhanden sei. Da das eingesetzte Kriegsgericht nicht schnell genug die Angeklagten abzuurteilen vermochte, so steckte Kommissär Müller von sich aus sogar alte Hausväter und Vorgesetzte unter die französischen Hilfstruppen, und ganze Detachemente durchstöberten monatelang die Gebirge, um einige Flüchtlinge zu erhaschen. Mit Kriegsdienst, harten Geldbußen, Gefangenschaft, Landesverweisung, mehrjähriger Einstellung in der bürgerlichen Ehrenfähigkeit und noch härtern Strafen wurden die mehr oder minder Schuldigen bestraft. In Erlenbach saß die sogenannte Kontributions-Kommission, um die verursachten Kriegskosten zu decken, die sie auf diejenigen verlegte, die an der Insurrektion mehr oder weniger beteiligt waren. Allein es war schwer, aus den meist armen Leuten Geld herauszupressen, und es kam sogar dazu, daß man für die Grundsteuer Vieh und Heu an Zahlungsstatt annehmen mußte. Wegen den vielen übereilten Urteilen wurden der Kantonsstatthalter und das Direktorium unaufhörlich mit Petitionen bestürmt. Das nach Oron verlegte Kriegsgericht wurde abgesetzt, weil man es beschuldigte, die Flucht der inhaftierten Rädelsführer, wie Bühler in Zweisimmen und andere, begünstigt zu haben. Die den Gemeinden auferlegten Kontributionen mußten herabgesetzt werden, weil sie nicht bezahlt werden konnten und die Verwaltungs-Kommission war der Ansicht, daß die Regierung den Rest übernehme, da sie eigentlich ohne Grund die große Kostenmacherei verschuldet habe.

Bei näherer Betrachtung war die Unzufriedenheit der Oberländer nicht ohne Grund. Der gewaltsame Umsturz der alten Eidgenossenschaft hatte sie, als sie sahen, wie er geschah, mit Haß gegen die Franzosen erfüllt. Die Munizipalitäten waren kurz vor dem im Frühjahr 1799

neu ausgebrochenen Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich neu und meist mit Anhängern der neuen Ordnung, sogenannten Patrioten, bestellt worden. Ihnen wurde bei der Wahl der Eliten nicht ohne Grund Parteilichkeit vorgeworfen. Man glaubte, diese würden ausgehoben, um den Franzosen zu helfen, die man haßte. Unzweifelhaft ist es, daß nachstehendes Volkslied (von J. G. Kuhn) seine Entstehung dieser Zeit des Franzosenhasses verdankt. Wir führen es an, weil es ausspricht, was Hunderte und Hunderte aus dem gemeinen Volke gefühlt haben mögen, die noch am Alten hingen und für die neue französische Freiheit kein Verständnis besaßen.

Bueb, mir wei uf d's Bergli fahre,
Leg di Treichle-n a dem Veh,
Ma nit meh daheime blibe
D'Franze möge mi vertribe
O Je! O Je!

Uf em Bergli isch gut lebe,
D'Franze bruchi me do nüt z'gseh,
Luegt me de i d's Ländli use
Tuts eim notti afa gruse
O Je! O Je!

S'si nit meh die alte Zite
S'ist ke Glück und Sege meh,
D's Geld ist alles dänne g'ferggel
Land u Lüt, alls ist verherggel
O Je! O Je!

Uesi liebe gnädige Herre
Die regiere-n-is nit meh,
D'Bure wotte jetz regiere,
Mänga cha nit buchstabiere
O Je! O Je!

Vo der Freiheit chen si schreie
S'tut eim fri im Herze weh,
D'Freiheit isch ja ganz verschwunde
Un-a d'Franze si mer bunde
O Je! O Je!

Was ist us de Lüte worde!
Ach, me kennt si gar nit meh.
Suufe, spiele, fluche, schwere.
Weder Gott no Mönsche-n ehre.
O Je! O Je!

Doch gottlob, i bi ja alte,
Mini Haar si wiiß wie Schnee,
Soll denn üses Land verderbe,
Isch's am Beste, hüt no sterbe.
O Je! O Je!

Die größte Unzufriedenheit herrschte im Ober-Simmental, von wo entschlossene Männer als Emissäre in die oberländischen Täler gesandt wurden, um die Bevölkerung aufzuwiegeln. Als daher am 29. März 1799 Regierungsstatthalter Joneli an seine sämtlichen Unterstatthalter ein Schreiben sandte, die Elite marschfertig zu halten, da nahm die revolutionäre Bewegung ihren Anfang. Noch hätte der Sturm beschworen werden können, wenn man geeignete Kommissäre zu den Unzufriedenen gesandt und sie in vernünftiger Weise aufgeklärt hätte. Allein es schien im Plane von P. Ochs eine Demütigung der antihelvetischen Oberländer gelegen zu haben und deshalb kam ihm dieser Anlaß nicht unerwünscht, sie auszuführen.

Mitten in diese sturmbewegten Tage fiel Regierungsstatthalter Jonelis Amtszeit. Unter ihm stand sein aufgeregtes Volk, über ihm das Direktorium, dessen Diener er war. Als ein Mann von Pflicht und Ehre und anfänglich ein getreuer Anhänger und Diener der einen und unteilbaren helvetischen Republik trug er mit Unlust die Bürde, die so hart auf seine Schultern drückte. Er sah die Leiden seines Volkes, von dem ein bedeutender Teil nur aus Furcht vor den Drohungen der Insurgenten oder als Verführte sich an der Insurrektion beteiligt hatten. Aber wie weh es ihm tat, was er oft sah, er hatte den Weisungen des Direktoriums zu gehorchen, und wie pflichtgetreu er auch dieses tat, so blieb ihm doch zuletzt der Vorwurf nicht erspart, als hätte er beim zweiten, geplanten Aufstand in Zweisimmen nicht den Eifer und Nachdruck zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und der bürgerlichen Ordnung bewiesen, die man von ihm hätte erwarten sollen, und das Direktorium, das sonst mit steter Anerkennung seine Vorschläge und Anordnungen guthieß, war nach und nach kühler gegen ihn geworden.

Nachdem Joneli sich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, die undankbare Bürde von seinen Schultern zu wälzen, gab er endlich am 1. April 1800 seine Demission. Er erhielt sie am 4., blieb aber noch zur Ordnung seiner Amtsgeschäfte in Thun bis am 4. Mai; am 9. April trat sein Nachfolger Fischer an seinen Platz. Bezeichnend für die damaligen Zeitumstände und den offenen und ungeschminkten Charakter Jonelis ist das Schreiben, welches er am 24. Oktober 1800 dem Justizminister des Direktoriums zukommen ließ und das wir hier folgen lassen:

„Freiheit Gleichheit.“

Thun den 24. Jenner 1800.

„Der Regierungsstatthalter des Kantons Oberland
An den Bürger Meyer, Minister der Justiz und der Polizei
der einen und untheilbaren helvetischen Republik
Bürger Minister!

„Freilich erhielt ich unterm 12. Dec. jüngsthin eine Aufforderung —
„Ihnen in richtigen Thatsachen die Ursachen anzuzeigen, welche das sich
„allgemein äußernde Mißvergnügen des Volks gegen die Regierung bezwe-
„cken; diese Aufforderung ware freylich mit Ausdrücken von Mitgefühl der
„Leiden und von aufrichtigem Bestreben demselben abzuhelfen begleitet,
„wenn Sie aber, Bürger Minister! bedenken, wie oft ich Ihnen in meinen
„politischen Rappörten und bey andern Gelegenheiten, mit aufrichtiger Frey-
„müthigkeit die Hindernisse schilderte, welche sowohl durch die Verfaßung
„selbst, als durch unzweckmäßige Gesetze dem öffentlichen Gang der Geschäfte
„in den Weg gelegt; wie oft ich Ihnen den schlechten Zustand unserer Fi-
„nanzen, die unzweckmäßige und allzuhohe Besoldungsart der Beamten,
„insonderheit der Gerichtshöfen; wie oft ich Ihnen die Abänderung der Be-
„soldungsart dieser letztern durch ihre eigene Sporteln; wie oft ich Ihnen
„die aus diesem Wirrwar endlich entstehende Stockung aller Geschäfte vor-
„gestellt; wenn Sie ferner bedenken, wie wenig die Regierung, geblendet
„durch fränkische Nachäfferey, diese Vorstellungen geachtet; wie unveränderlich
„sie immer nach dem Ziel arbeitete, wodurch der Untergang unseres Vater-
„landes sich in sichtbarlichen Schritten näherte, so werden Sie mir verzeihen,
„wenn ich mit dieser letzten Vorstellung zögerte. Noch jetzt stehe ich an,
„Ihnen, Bürger Minister! diese Mängel in Thatsachen zu schildern, obschon
„sie meistens eine bloße Wiederholung meiner vorherigen Rappörten sind,
„weil ich weiß, wie gefährlich dergleichen Schilderungen für einen Beamten
„sind, wenn sie die Fehler der Regierung aufdecken müssen, wenn sie gleich
„mit den reinsten Absichten erfolgen; allein da ich nun von Ihnen, unter
„beßern Außsichten, zum zweiten Mal aufgefordert bin, so gehorche ich Ihren
„Befehlen.

„Den ersten Grund zu der bisherigen unglücklichen Leitung der Ge-
„schäften und der alsobald nach der Revolution entstandenen innerlichen
„Zweytracht legte, meines Erachtens, das durch eine raachsüchtige Influenz
„bezwekete Dekret des Generals Brune, welches den bisherigen Regierungs-
„gliedern der meisten aristokratischen Stände im ersten Jahr den Zutritt in
„die Regierung untersagte. Hierdurch wurden der Regierung jene Männer
„entzogen, welche durch Erziehung und praktische Kenntniße in diesem aller-
„wichtigsten Zeitpunkt zur ordentlichen Einleitung der durch die helvetische
„Revolution in ein Chaos gerathenen Staatsgeschäfte so nöthig gewesen
„wären. Diese Ausschließung vermehrte den Haß derselben gegen die neue
„Ordnung der Dinge, behinderte die — in unserm Vaterland in diesem
„Augenblick so nöthige Vereinigung aller Stände und war — wie ich nicht
„zweifle — der Keim jener äußerlichen Faktionen, deren Ausbrüche nicht
„nur der allgemeinen Vertheidigung unendliche Hinternisse in den Weg legte,
„sondern es an vielen Orten mehr als der äußerliche Krieg verwüstete.

„Nicht weniger gefährlich für die innere Ruhe ware der 26. Art. unserer „Verfaßung (Ausschluß der Geistlichen von Staatsämtern); er machte eine „Menschenklasse zu Feinden der Regierung, deren Freündschaft ihr in ihrer „ersten Schwäche so nöthig gewesen wäre.

„Der 20. Art. (Naturalisierung der Fremden) war dem Volk ebenso „verhaßt, weil er die bisherigen guten Armen-Anstalten vernichtete, den „Staat mit unabsehlichen Beladnissen bedrohte, allem fremden Gesindel den „Eintritt in Helvetien gestattet, und dem Bürger gegen den Fremden ohne „einige Rücksicht auf Reciprocitaet, die Hände bande. Dergleichen Artikel „paßen für ein Land, wo Ueberfluß an Früchten und Mangel an Bevölkerung „und Industrie ist, oder für ein anders, wo alle Armen-Anstalten zernichtet „und der Dürftige nirgends als in Diebstahl und Verzweiflung Zuflucht „findet.

„Die im ersten revolutionären Enthusiasmus den fränkischen Befehls- „habern von unserer neuen Regierung so freygebig ertheilten Lobsprüche „legten den Grund zum Haß und Verachtung der übrigen Mitbürger gegen „ihre neüen Regenten, weil sie zu einer Zeit proklamiert wurden, wo die „öffentlichen Schätze und Zeughäuser von ihnen geplündert und das Volk „den gräßlichsten Excessen und unverschämtesten Forderungen des übrigen „Militairs ausgesetzt ware, und da es die Folgen der Revolution blos von „dieser Seite betrachtete und zu fernern politischen Urtheilen unfähig war, „so waren ihm diese Lobsprüche desto unerträglicher und seine Verfaßer desto „verhaßter, weil es dieselben für seine Räuber bestimmt glaubte. Diese „wirkliche Abneigung des Volks gegen die Regierung wurde durch die seit- „herigen Beschäftigungen derselben vermehrt, weil sie aus wenig anderm „bestuhnde, als in Vernichtung bisheriger Polizeygesetzen, Auswahl eleganter „Costüme, für sie selbst bestimmte große Pensionen und andern unnöthige „Dispensationen, hingegen an die so nöthigen Civil und Polizey-Gesetze „wurde, außert einem meist abgeschriebenen Criminalgesetz und Gesetzen „über individuelle Gegenstände nicht gedacht.

„Weder die enormen Ausgaben, welche unsern ausgeplünderten Staat „durch die so freygebig dekretierten Pensionen aller möglichen Beamteten „aufs neue belasteten, noch die unser Vaterland wirklich bedrohenden Folgen „des für dasselbe so unglücklichen Allianz-Traktats konnten die Regierung „abhalten, die damahlige fast einzige Finanzquelle von Zehnten und Boden- „zinsen zu verstopfen.

„Mit Hintansetzung der ersten Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags „wurde das allgemeine Interesse dem Eigennutz aufgeopfert, der Staat „verlor dadurch den beträchtlichsten Theil seiner Einkünfte, die Geistlichen „ihre Pensionen, die Armen ihre Unterstützungen, die Vorratshäuser ihren „Zufluß und viele Partikularen den größten Theil ihres ihnen sowohl durch „die natürlichen Menschenrechte als die Constitution selbst zugesicherten Ei- „genthums. Freilich wurde am Platz dieser Staats-Einnahmen das Auf- „lagen-Sistem vom 19. Weinmonat 1798 aufgestellt, allein seine Ausführung „konnte wegen seiner Complicitaet noch bis jetzt blos in einigen Artikeln „nemlich in den Einregistrierungs- und Stempelgebühren zu Stande gebracht „werden.

„In diesen zwey letzten Paragrafs ligt der größte Grund des diploma-„tischen Wirrwars, in welchem sich unser Vaterland befindet; zu so vielen „Ausgaben, womit dasselbe theils durch die Verfaßung, theils durch den „Krieg beladen ist, finden sich keine Fonds und keine Einnahmen, die Be-„amteten unserer Verwaltungen sind bey dem Volk verachtet, sind oft ihren „bittern Vorwürffen ausgesetzt, weil sie ihnen ihre gerechten Forderungen „nicht abtragen können und werden dadurch nebst dem Ausstand ihrer Ge-„halten ganz muthlos.

„Die Gerichtshöfe sind im gleichen Fall, ihre Sporteln mußten sie ein-„liefern und die ihnen versprochenen Gehalte und Sitzungsgelder werden „ihnen nicht bezahlt; freylich hat der Direktorial-Beschluß vom 1. July ihnen „die Sporteln auf Abschlag ihrer Gehälte von da an zugesichert, allein das „Gesetz vom 6. Merz hat sie so heruntergesetzt, daß sie zu ihrer Entschädigung „unbehelflich sind.

„Die Beamteten waren bis dahin diejenigen so zur innerlichen Ruhe „das meiste beytrugen, nun aber sind sie so muthlos als das Volk selbst.

„Das Volk in diesem Kanton leidet noch immer unter dem Druck einer „äußerst langweiligen und kostspieligen Prozeßform und erwartet mit Sehn-„sucht einen einfachern, alle diese Mißbräuche vernichtenden Civil-Codex und „ein Polizey-Gesetz, durch welches die gänzlich darnieder liegende Polizey „wieder belebt und erneuert werde.

„Von ebenso schädlichen Folgen ist der zerrüttete Zustand unserer Fi-„nanzen für das Militair, urtheilen Sie selbst, Bürger Minister! wie wohl „das Vaterland von Männern vertheidigt wird, welche schon mit einem wie-„drigen Vorurtheil gegen die Soldaten einer Nation ausziehen, an deren „Seite sie fechten sollen, wenn sie dann weder ernährt noch bezahlt sind.

„Ich hätte Ihnen über dieses Fach noch verschiedene Bemerkungen zu „machen, allein würklich wird mein bisheriger Vortrag Ihre Geduld ermüden, „deßwegen schließe ich denselben mit folgender Bemerkung: Daß der Staat „in Absicht auf die Finanzen im gleichen Verhältnis stehe wie eine Familie: „Ein Hausvater, der durch kluge Sparsamkeit seine Ausgaben mit seinen „Einnahmen in ein richtiges Verhältnis setzt, nicht mehr Gesinde unterhaltet „als er zu seinen Geschäften nöthig hat, jedem seine Beschäftigung zu rechter „Zeit und in behöriger Ordnung anweiset, ihre Löhnung nach dem wahren „Werth ihrer Arbeit bestimmt, ihnen dieselbe zu rechter Zeit und richtig „entrichtet, sie durch keine unmoralischen Beyspiele zu schlechten Handlungen „verführt, ist sowohl von seinem Gesinde als seinen Nachbarn geehrt und „reich genug, er mag wenig oder viel besitzen.

„Da hingegen derjenige, der sich in allen obangezogenen Fällen in eine „entgegengesetzte Stellung setzt, bey seinem Gesinde und seinen Nachbaren „als ein übler Haushalter verachtet und immer arm ist, er mag besitzen so „viel er will. Eine gleiche Bewantniß hat es mit den Staaten und den-„jenigen, welche sie regieren.

„Soll endlich unser Vaterland von seinem Untergang gerettet werden, „so muß ihm eine Verfaßung und Gesetze gegeben werden, die mit seinem „eisernen Boden und dem Mangel an Hülfsquellen der andern Staaten „bereichert, vereinbar sind; sein Aufwand muß auf diese Lage passen, und

„Sparsamkeit der Gesichtspunkt sein, auf welchen alle Ausgaben gerichtet „sind. Unser Reichthum muß durch Sparsamkeit und unser Glück durch Fleiß „und die Einfalt unserer Sitten erziehlet werden.

„Darzu aber können wir erst alsdann gelangen, wenn der Krieg von „unsern Grenzen entfernt und unsere politische Existenz gesichert ist."

Zur Charakteristik Jonelis gehört unstreitig auch noch folgendes Schreiben, welches er am 31. März 1800 an den Vollziehungs-Ausschuß gesandt. Es lautet:

„Br. V. R. (Bürger Vollziehungsräte). Schon im Junius 1799 suchte „ich in Gezimmenheit bey dem Vollzie. Direktorium um meine Entlaßung „an, die Gründe, welche dasselbe bewogen mir meine Demission nicht zu „ertheilen, sind mir unbekannt, indem mein Entlaßungs-Begehren unbeant-„wortet geblieben.

„Das nachherige weitere Vordringen der Kaiserlichen Armee behinderte „meine Wiederholung, weil ich meinen Posten nicht zur Zeit verlassen wollte, „wo das Vaterland so hart bedroht war.

„Mit dem 23. künftigen Monats sind es 2 Jahre, daß mir dieser Posten „anvertraut und übertragen worden. Ihnen Br. Br. sind alle die Unan-„nehmlichkeiten und Gefahren bekannt, welche mein Amt während diesem „Zeitraum, theils durch Bedrohung äußerer Feinde, theils durch die im „April 1799 im Kanton selbst ausgebrochenen Unruhen begleiteten. Wenn „ich meine geringen Fähigkeiten erwege, mit welchen ich diese Stelle antrat, „deren Wichtigkeit mir nicht nur wegen der neuen Ordnung der Dinge, „sondern wegen Mangel an theoretischen und praktischen Kenntnissen ganz „unbekannt war, wenn ich alle die Pflichten erwege, welche ich damit ver-„bunden fand, und die Ereignisse, welche sich während diesem Zeitraum zu-„trugen, so schaudert mir vor meiner Unvorsichtigkeit, mit welcher ich mich „zu ihrer Annahme entschloß. .....

„Alle diese Gefühle vereint mit meinen körperlichen Gebrechen, die ich „ihnen schon in meinem damaligen Entlaßungs-Begehren angezeigt, erneüern „die Wünsche in mir zur Wiederkehr in meinen Privat-Stand" xc. xc.

Zum Schluß des Gesuchs bittet er noch, seine Entlassung dahin zu gewähren, daß er mit Anfang Mai nach Hause zurückkehren könne. Eine Frist habe er noch nötig, um die rückständigen Arbeiten in seinem Bureau zu vollenden, dem er, um den erschöpften Finanzen eine kleine Ersparnis zu bezwecken, selbst als Chef vorgestanden sei.

Joneli war anfänglich der Helvetik durchaus nicht abgeneigt, was sein « Lettre envoyée au Directeur Ochs », den er am 5. Juli 1798 von Thun aus an ihn gesandt hat, genugsam beweist. Wir zitieren bloß den Anfang des quäst. Briefs:

« Liberté Egalité. Citoyen Directeur !

« Je reçois l'agréable nouvelle que le sort vous a maintenant « élevé à la place qui auroit du être destiné à vos talens et à « vos connoissances étendues dès le commencement de notre Re-

« generation. La constitution qui forme notre gouvernement est « votre œuvre, pourquoi a-t-on tardé un moment de mettre la « râme de notre patrie dans vos mains, de vous la recommander, « de reconnoitre votre probité et votre zèle. »

Erst später, als Joneli die wahren Vaterlandsfreunde besser kennen lernte, wurde er wesentlich kühler gegen die neue Ordnung der Dinge, und der Oberländer-Aufruhr, der hauptsächlich von seinem Heimattal ausging, hatte so viele Dornen auf seinen Lebensweg gestreut, daß er müde des undankbaren Ringens sein Amt niederlegte und sich in seinem heimeligen Tal und Dorf zur Ruhe setzte. Ohne mehr ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte er nun im Genusse seines für damalige Zeit sehr beträchtlichen Vermögens, das schon im Jahre 1811 Fr. 75,000 betrug, ruhig und behaglich noch viele glückliche Jahre, bis am 28. Dezember 1825 im Alter von etwas mehr als 77 Jahren der Tod seinem Wirken und Leben ein Ziel setzte.

Hoch stand der reich begüterte Mann, aber wie bescheiden stand er da! Wie geringschätzig spricht der auf der Stufenleiter der Beamtungen Emporgestiegene in seinem Schreiben an den Vollziehungsausschuß von seinem Wissen und Können und schaudert sogar vor der Unvorsichtigkeit, mit der er sich zur Annahme der Stelle als Regierungsstatthalter des Kantons Oberland entschließen konnte. Das Wohl des Vaterlandes und das Glück seiner Mitbürger wollte er fördern und nichts betrübte ihn so sehr, als daß Zeit und Umstände seine guten Absichten vereitelten. Er verließ seinen hohen Posten nicht aus Feigheit, aber aus dem ehrenhaften Grunde, weil ihn die Mittel verließen, mit denen er seine guten Zwecke zu erreichen hoffte. Joneli war ein Mann, von dem, wie nicht leicht von einem andern seiner Zeitgenossen, die Devise gilt:

In schweren Zeiten zeigt der Mann,
Wie viel er ist und was er kann.

Quellen: Archiv des histor. Vereins des Kts. Bern Bd. XIV. Berner Taschenbuch von 1903. Gempeler: Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmenthal, Bd. IV. Thun bei E. Stämpfli.

D. Gempeler-Schletti in Zweisimmen.

Johann Jakob Schädelin.

1804—1859.

Der Mann, dessen Lebenslauf hier zur Darstellung gelangen soll, hat sich während seines verhältnismäßig nicht sehr langen Erdendaseins als musterhafter Geistlicher und Seelsorger, als trefflicher Lehrer und als bedeutender, einflußreicher Schriftsteller hervorgetan. Eine Zeitlang spielte er speziell auf politischem Gebiete im Bernerlande eine wichtige Rolle, deren Darlegung zugleich ein Stück kantonaler Geschichte beleuchtet.



Die Familie, welcher Schädelin angehörte, stammte ursprünglich aus dem lieblich gelegenen Kirchlindach bei Bern. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts siedelte der Urgroßvater unseres Hans Jakob in den Kanton Aargau über, indem er zu Moosleerau im Suhrenthal ein mäßig großes Landgut zuerst pachtete, dann kaufte und sich daselbst auch einbürgerte. Hier wurde Johann Jakob Schädelin am 16. Dezember 1804 als das zehnte Kind des Christian Schädelin und der Barbara, geb. Hauri aus Hirschtal geboren und am gleichen Tage zur heiligen Taufe gebracht. Von den neun Geschwistern waren vier Brüder nicht mehr am Leben, und auch er, der jüngste, erfreute sich in seinen ersten Jugendjahren keiner kräftigen Gesundheit. Doch besserte sie sich allmählich in der frischen Landluft und bei gesunder Beschäftigung in Wiese und Feld. Frühe schon zeigten sich in ihm vorzügliche Geistesgaben und ganz besonders ein ausgesprochen religiöses Empfinden, das durch seine nächste Umgebung mehr und mehr geweckt und gestärkt wurde. Die Schule des Ortes, die er besuchte, war dem Zeitgeist entsprechend sehr unvollkommen und vermochte die in dem wißbegierigen Knaben schlummernden Kräfte nur wenig zu fördern. Viel religiöse Anregung empfing er von seinen frommen

Eltern, sowie namentlich in privaten Versammlungen, die in den verschiedenen Ortschaften jener Gegend von schlichten Leuten aus dem Bauern- und Handwerkerstande regelmäßig bald da, bald dort abgehalten wurden. Einer dieser Männer, die in Häusern hin und her solche Zusammenkünfte mit Ansprachen, Gesang und Gebet leiteten, hieß Jakob Eichelberger, und zum gleichen Zwecke kam öfters auch ein Berner aus Wangen a/A., namens Rickli, hin. Der junge Schädelin besuchte mit seinen Angehörigen die Vereinigungen oft und gern und ließ die gottesdienstlichen Uebungen auf sein reiches, empfängliches Gemüt einwirken, denn es schien ihm, „sie (die Teilnehmer) haben ein gar fröhliches Herz und eine große Liebe zu einander". So flossen die Jugendjahre seines Aufenthaltes in dem heimatlichen Tale dahin, bis die Zeit heranrückte, da an eine Entscheidung für die weitere Zukunft gedacht werden mußte. —

Nun war es der Pfarrer J. S. Ringier, früher in Glashütten an der bernischen Grenze bei Murgental, der nach Moosleerau gewählt wurde und dem Suchenden die Richtung für das Leben wies. Er erteilte einigen Kindern des Ortes Privatunterricht und bildete einen Schülerchor, woran sich auch Schädelin bald lebhaft beteiligte. Später durfte er dem Pfarrer nach dem Diktat Predigten schreiben, welche zum Druck bestimmt waren, und wurde von ihm auch im Orgelspiel unterrichtet und zum Landschaftsmalen angeleitet. Ihm offenbarte der Jüngling eines Tages seine Gedanken und den Wunsch, „etwas Rechtes zu lernen, ja, wenn's möglich wäre, Diener des Wortes Gottes zu werden". Als nun der Pfarrer im Oktober 1820 eine Besuchsreise nach Basel vorhatte, lud er ihn ein, mitzukommen. Nach einigem Bedenken willigten der Vater und die Mutter ein und ließen ihren Benjamin mit dem Pfarrer ziehen. Die beiden wanderten über den Hauenstein und hinunter durch das Fricktal. Der Anstalt des Pädagogen Zeller in Beuggen statteten sie einen Besuch ab [1]) und kamen dann in die Rheinstadt, wo der Pfarrer ohne weiteres für seinen Schützling, den 16jährigen Bauernjungen aus dem Suhrental, einen Kostort suchte, einen solchen fand bei der Familie Christ „an der Tiefe" und ihn für die nächste Zeit auch bestellte, eine Maßregel, die für den beabsichtigten Zweck natürlich keineswegs ausreichend war.

[1]) Als es zum Nachtessen ging, trat ein etwa 4jähriges, liebliches, kluges Töchterchen des Inspektors in den Saal und sang laut und deutlich die Worte: Kommt alle und esset, o kommt, es ist Zeit, der Tisch ist gedeckt und alles bereit! — Das Kind wurde später die muntere Lebensgefährtin des Missionars Samuel Gobat, Bischofs von Jerusalem („Samml. bern. Biogr." IV. 49.).

Während nun der Pfarrer seinen Verrichtungen nachging, eilte der Jüngling allein über die Schafmatt nach Hause zurück, um hier einige Vorbereitungen zum Beginn seiner „Studien“ in der alten Universitätsstadt zu treffen. Wenige Wochen nachher aber, am 15. Nov., verließ er mit dem Notwendigsten für die Reise und den Aufenthalt in Basel versehen und von seinem ältern Bruder Rudolf begleitet, die Brust geschwellt mit Hoffnung und mit Befürchtungen, die stille Heimat in Moosleerau und überstieg wiederum den Hauenstein, seinem Ziele zustrebend. Der Pfarrer Ringier hatte ihm eine Empfehlung an seinen Amtsbruder Burkhard in Sissach mitgegeben, und so kehrten die Brüder hier ein und wurden freundlich behandelt. Gefragt, was er eigentlich in Basel wolle und in welcher Weise er sein Vorhaben auszuführen gedenke, konnte der junge Schädelin keine bestimmte, klare Antwort geben, weil kein sicherer Plan entworfen war, und er nur soviel wußte, daß er dort „etwas Rechtes“ zu lernen wünsche.

Erschöpft und mit wunden Füßen langten die zwei Brüder in der Stadt an und begaben sich sogleich in das vorbestellte Kosthaus „an der Tiefe.“ Nachdem der Bruder Rudolf sich auf den Rückweg begeben und Hans Jakob alleine im kleinen, ärmlich ausgestatteten Dachstübchen mit einem mit Ziegelplättchen belegten Boden und kahlen, abgeschrägten Wänden, auf einem Kasten sitzend, weil kein Stuhl da und auch kein Ofen vorhanden war, als es ihn fror und der Hunger ihn quälte, als er dann in sich ging und allerlei Fragen, die allerdings vorher hätten erledigt sein sollen, sich vorlegte: Was soll ich nun beginnen? in welche Schule gehen? an wen mich wenden? — da wandelten ihn, wer sollte es unbegreiflich finden, Gedanken der Reue, den Anregungen des Pfarrers zu Moosleerau Gehör gegeben zu haben, an, und Gefühle des Schmerzes, ja schier der Verzweiflung ergriffen ihn. In Tränen zerflossen sank er in die Knie, um im Gebete von Gott Trost und neue Hoffnung zu erflehen.

Der Trost blieb nicht aus. Nach einer Weile klopfte die Frau des Kostgebers an die Türe und wies einem Kandidaten der Theologie, namens Johannes Burkhardt[1]), den Weg ins Dachstübchen. Derselbe kam — von wem gesandt, war ihm nicht klar — um sich nach dem armen, jungen, wissensdurstigen Burschen zu erkundigen und ihm seine Hilfe angedeihen zu lassen. Er hieß ihn aus der engen Klause in seine Wohnung kommen, prüfte ihn hier über seine Vorbildung und veranlaßte sodann einen andern Studierenden der Theo-

[1]) Joh. Burkhardt, der Bruder des Pfarrers Burkhardt in Sissach.

logie, ihn in seine Stube im sogenannten „Kloster" aufzunehmen, um hier seine Aufgaben lösen zu können. Ein anderer Kandidat — Stähelin hieß er und war später Pfarrer zu Bretzwil — erklärte sich bereit zur Erteilung von Privatstunden. In dem Kosthaus an der Tiefe wandte Schädelin sein Interesse einem Buchdruckergesellen zu, der ihn bisweilen zu einer Lektüre im Missionshaus mitnahm, und in welches derselbe bald nachher eintrat. Es war dies niemand anders, als der oben bereits angeführte spätere Missionar und Bischof von Jerusalem. Im fernern besuchte Schädelin öfters die Brüdersocietät („Gesellschaft der ledigen Brüder in Basel"), wo er in den schönen Singstunden viele ihm damals unbekannte Kirchenchoräle kennen lernte.

Trotz dieses freundlichen Entgegenkommens von verschiedenen Seiten lastete doch fast beständig ein Unbefriedigtsein, ja ein Kummer auf seinem Herzen. Hatte er ja doch keinen geregelten Unterricht und keinen sichern Gang in allem, was er vornahm, gehörte auch niemandem recht an und nirgends hinein mit all seinem Wünschen und Streben. Der teilnehmendste der etwa gewonnenen Freunde war der ihm sonst immer noch nicht näher bekannte Johannes Burkhardt. Ihm offenbarte er seine Lage und auch die Sehnsucht, seine Eltern und Geschwister im Suhrental wiederzusehen, die kommenden Neujahrstage, besonders über das „Küchlifest", bei ihnen zu verbringen. Burkhardt ermunterte ihn dazu und begleitete ihn, als der Morgen zur Abreise da war, eine weite Strecke des Weges. Von da an sahen die beiden einander nie mehr, obwohl der brave Burkhardt seinen Schützling nicht gänzlich aus den Augen ließ [1]). Wie ein Entronnener eilte Schädelin, Nebel, Kälte, Hunger und Ermüdung nicht achtend, seinem Vaterhause zu, wo er nach Ueberwindung aller Hindernisse in der folgenden Nacht anlangte, um im Schoße der lieben Seinigen auszuruhen.

Bald darauf langte ganz unerwartet ein Brief von Johannes Burkhardt an, in dem ihn dieser aufforderte, auf der Rückreise nach Basel im Pfarrhause von Rümlingen vorzusprechen und daselbst weiteres zu vernehmen. Schädelin tat, was Burkhardt ihm geschrieben hatte. Als er sodann nach Rümlingen kam, wies ihn der Pfarrer zu seinem Schwager, dem Pfarrer Zäßlin, in dem etwa $1^1/_2$ Stunden entfernten Kilchberg. Es war aber niemand anderes als Johannes Burkhardt, der in Verbindung mit dem Pfarrer Raillard bei St. Alban

[1]) Burkhardt ward später Hauslehrer in Elberfeld, dann Pfarrer zu St. Jakob bei der Zuchtanstalt (Basel).

in Basel die Sache in dieser Weise angeordnet hatte. Genauere Auskunft erhielt der junge Schädelin zwar jetzt nicht; aber er fügte sich in die Dinge, „wie Einer, der keinen Willen hat, und die Hand nicht vor den Augen sieht".

In Kilchberg war er gut aufgehoben. Der gute, fromme Pfarrer Zäßlin, zwar viel mit der Pflege seiner kranken Gattin beschäftigt, nahm sich bald auch des ihm anvertrauten Schützlings an. Er unterwies ihn vor allem für die Konfirmation und erteilte ihm auch Unterricht in der lateinischen, der griechischen und der hebräischen Sprache, um ihm die noch mangelnde Vorbildung zum Studium für das heil. Predigtamt zu vermitteln. Für andere Fächer, wie Musik, Zeichnen und Naturgeschichte 2c. überließ er den Schüler dagegen mehr seinem eigenen Fleiße. Am Schlusse eines Briefes, den Burkhardt seinem jungen Freunde zusendete, stand die treuherzige Ermahnung: „Jetzt bitte ich dich nur eins: Bleibe bei Jesu, wenn du auch schmerzhafte Erfahrungen der Demütigung machen mußt, daß du noch weit zurück seiest hinter dem, was dazu gehört, in unseren Tagen den Namen Christi zu predigen. Verzage aber ja nicht, sondern traue fest auf Ihn, der das große Werk in dir angefangen hat. Er will und kann es vollführen. — Erkenne auch dankbar, daß dich Gott zu frommen Leuten führte und zeige deine Dankbarkeit durch gehorsamen Fleiß, so wird der Segen des Herrn darauf ruhen."

Die stille Dulderin im Pfarrhause zu Kilchberg starb am 12. August 1822, was verschiedene Aenderungen in der Familie zur Folge hatte. Schädelin, der um diese Zeit öfters nach Hause ging, empfand allmählich das Bedürfnis und — den Wunsch nach einer Veränderung seiner Lage und namentlich nach einer planmäßigeren und nachhaltigeren Förderung seiner Studien. Zäßlin selbst war mit ihm derselben Ansicht und riet ihm zu einem Wechsel, sei es, daß er nun wieder nach Basel gehe, oder aber in seiner ursprünglichen Heimat, in Bern, den nötigen Unterricht genieße. Das letztere riet ihm auch der Pfarrer Ringier zu Moosleerau an, dessen übereilter Ratschlag, in Basel zu studieren, mißglückt war.

Nach 2¼jährigem Aufenthalt bei dem treuen, väterlichen Freunde zu Kilchberg nahm Schädelin am 12. April 1823 dankbar Abschied von dieser seiner zweiten Heimat, um bald darauf der Stadt an der Aare zuzuwandern. — In Bern bestand zu jener Zeit eine höhere Unterrichtsanstalt, nämlich die im Jahr 1805 gegründete Akademie, an der junge Leute, welche die Admission zum heil. Abendmahl er-

halten hatten, sich für einen gelehrten Beruf ausbilden konnten [1]). Sie bestand aus einer untern oder philosophisch-philologischen, meistens von angehenden Theologen besuchten, und einer obern Abteilung mit vier Fakultäten. Am 30. April 1823 wurde Schädelin vom damaligen Prorektor Eduard Henke als stud. phil. in das Schülerverzeichnis der untern Abteilung der Akademie eingetragen [2]). Der Eintritt in dieselbe hätte eigentlich durch Beförderung aus dem Gymnasium, der vorbereitenden Anstalt, erfolgen sollen. Schädelin scheint sich über die nötigen Vorkenntnisse, welche sich in der Hauptsache auf die Rechtschreibung, die Beherrschung der 4 Spezies und die Elemente der lateinischen Sprache bezogen, befriedigend ausgewiesen zu haben und war überdies von seinen geistlichen Beschützern gut empfohlen. Vorzügliche Lehrer wirkten damals an der Schule, die sich seiner freundlich annahmen. Es war dies besonders der Fall bei dem ausgezeichneten Theologen J. L. Samuel Lutz, dem Mathematiker und Philosophen Friedrich Trechsel und dem als Dichter bekannten Joh. Rudolf Wyß, dem jüngern. Als „Landeskind", d. h. als bernischer Kantonsbürger, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, genoß Schädelin bald die Unterstützung aus dem sogenannten Mueshafenfonds, der im Reformationsjahrhundert aus Einkünften bernischer Klöster und durch Legate geäuffneten Kasse. Er nahm aber nicht wie die andern derselben teilhaften Studenten („Kollegianer") im „Kloster", d. i. in den Räumlichkeiten des ehemaligen Barfüßer- oder Franziskanerklosters seine Wohnung, sondern suchte und fand eine solche in einem Privathause, zuerst bei dem Schreiblehrer Andr. Howald am Stalden Nr. 67 [3]), später bei einer Familie Plüß an der Brunngasse Nr. 38. Sein Wohltäter und stets um ihn besorgter Ratgeber, Pfarrer Zäslin, der einen beständigen Briefwechsel mit ihm unterhielt, hatte ihm dringend angeraten, um an seiner Seele keinen Schaden zu nehmen, als Externer zu studieren, dies auch auf die Gefahr hin, von den Mitstudenten, ja vielleicht selbst von den Professoren als Sonderling angesehen zu werden. „Es ist freilich eine schwere Lage, gar niemanden zu haben, dem man sein Herz ausschütten kann," schrieb er ihm tröstend gleich am Anfang seines Aufenthaltes in Bern; „aber es ist eben so die Führung des Heilandes mit den Seinen, daß er sie ganz von Menschen abziehen und sie gewöhnen will, Ihn zu ihrem einzigen Freund und Vertrauten

---

[1]) Berner Taschenbuch 1871, S. 26 u. ff.

[2]) Matrikel Nr. 127.

[3]) Jetzt Gerechtigkeitsgasse 8, vergl. S. 282 hievor.

zu machen." Bei Howald bot sich ihm Gelegenheit zur Uebung im Klavierspiel, das ihm Zäßlin anempfahl, als Ersatz für die mangelnde Kameradschaft. Dagegen zeigte er sich nicht mit dem Verlangen einverstanden, die akademische Reitbahn [1]) zu besuchen. Dann ermahnte er seinen Schützling auch eindringlich zur Sparsamkeit: „Da dein Unterhalt in Bern kostspielig und dein Vater gewiß nicht imstande ist, ihn zu bestreiten (wenn ich auch willens bin, dein Kostgeld fürs erste Halbjahr zu bezahlen), so möchte ich dich ersuchen, dich mit den Ausgaben auf die allernotwendigsten Bedürfnisse zu beschränken; denn Schuldenmachen ist eine Klippe, an der schon viele gescheitert sind." Allein nicht bloß im ersten Halbjahr, sondern während seiner ganzen Studienzeit kamen dem jungen Lernbeflissenen von seinem ehrwürdigen geistlichen Freunde in Kilchberg außer den stets wohlgemeinten Ratschlägen, Aufmunterungen, Ermahnungen und Tröstungen auch ökonomische Unterstützungen, bald durch Sendungen von Büchern, bald von Barbeträgen zur Bestreitung der Auslagen für den Unterricht und die leibliche Unterhaltung zu. „Laß mir doch bald einige Nachricht von deinem Befinden zukommen, es mag sein was es will, da ich doch herzlichen Antheil an deinen Umständen nehme, und melde mir auch kindlich, ob du nicht etwa wieder Geld nötig hast," heißt es, bezeichnend für beide, in den zahlreichen Zuschriften, die dem Berner Studenten von Kilchberg aus gesendet wurden.

Nach einem halben Jahr seines Aufenthaltes in Bern hatte Schädelin ein Examen zu bestehen, das aber nicht nach seinem Wunsche ausfiel und ihn deshalb in eine gedrückte Stimmung versetzte. Zäßlin tröstete ihn mit dem Hinweis auf das Bibelwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen" und „wenn du stille wärest, so würde dir geholfen, so würdest du stark sein". Ein halbes Jahr später, im Frühling 1824, konnte Schädelin endlich in die „mittlere Promotion der untern Theologie", d. i. zum Studium der Theologie in die eigentliche Akademie befördert werden. Er blieb hier aber nur ein Semester und verlangte im folgenden Herbst Urlaub, um in Lausanne die französische Sprache zu erlernen. Pfarrer Zäßlin war damit einverstanden, weil er fand, für einige Zeit in eine andere Sphäre zu kommen, tue nur gut. Er riet ihm auch das Studium des Englischen an. „Es kommt," fügte er bei, „nur darauf an, ob die Sache von Seiten deines eigenen Herzens kommt, das auf Winke des Geistes Gottes Acht gibt und von Seiten der Professoren keinen Widerspruch findet." — Ende Oktober

[1]) Die von Elias (s. Sammlung bern. Biogr. Bd. IV.) gegründete Reitschule.

1824 war Schädelin in Lausanne und hatte bei einem Herrn Bujard, maitre de musique à la montée du pont 17, Wohnung genommen. An der schönen Kunst, welcher dieser Herr oblag, hatte der nun bald 20jährige Studierende sein besonderes Vergnügen, und wie er überhaupt alles mit großer Leichtigkeit lernte und auffaßte, so war es hier auch mit der edlen Musika der Fall. Papa Zäßlin glaubte ihn deswegen mahnen zu sollen: „daß deine Liebe und Lust zur Musik dir nicht ein Fallstrick werde", oder, wie er im späteren Brief erläuternd beifügt: „daß du nicht durch den Hang zu derselben könntest in das Wesen der Welt hineingeflochten werden, und daß du dich davor zu bewahren habest." Indessen fand er etwas anderes für eine „noch gefährlichere Klippe als den Hang zur Musik"; sein Schutzbefohlener hatte ihm nämlich in kindlichem Vertrauen seine Zuneigung zu einer Person des andern Geschlechts geoffenbart [1]), aber zugleich bemerkt, daß er im Gebet gegen die erwachte Leidenschaft ankämpfe. „Ich glaube es dir," schrieb ihm Zäßlin, „daß du den Heiland ernstlich gebeten hast, dich gänzlich davon zu befreien. Ein Nasiräer, d. h. ein Mensch, der bloß und allein nur zum Dienste des Heilandes sich gewidmet hat, wofür ich dich gehalten habe, kannst du in deiner jetzigen Lage nicht mehr sein. Laß dich nur durch deine Leidenschaften zu keinen Fehltritten verleiten" u. s. w. In Bezug auf die Musik schrieb er bald darauf: „Daß du auch ohne Lektionen zu nehmen in der Musik profitierst, freut mich. Tue nur alles im Aufblick auf den Heiland."

In Lausanne hielt sich Schädelin bis gegen Ende des Jahres 1825 auf. Aus dem Kilchberger Pfarrhause floß die Unterstützung immer noch regelmäßig, ja Zäßlin beruhigte ihn auch darüber, daß das, was er bis jetzt an Geld gesendet und noch senden werde, ihm nie von irgend jemandem werde zurückgefordert werden. „Aber," schrieb er ihm im Dezember 1825, „das Vertrauen mußt du zu dem lieben Heiland haben, daß wenn ich nicht mehr für dich sorgen kann, welches aber jetzt der Fall noch nicht ist, er gewiß auf eine andere Weise für dich sorgen werde." — Bevor Schädelin seine theologischen Studien in Bern wieder aufnahm, war er vom Mai 1826 an während eines Jahres als Hauslehrer in der Familie von Robert von Erlach in Hindelbank tätig [2]), dessen vollkommene Zufriedenheit er sich durch seine pädagogische Wirksamkeit erwarb. Dann aber setzte er dieselben mit doppeltem Eifer fort, so daß er nach verhältnismäßig kurzer

[1]) Es war Frl. Marie Leuenberger, Schädelins nachherige erste Gemahlin.
[2]) Ueber Robert v. Erlach s. Bd. I der „Sammlung bern. Biographien".

Zeit seine letzten Examen bestehen konnte. Am 14. August 1829 wurde er in das heilige Predigtamt erwählt, zugleich mit Gottfried Hünerwadel (dem spätern Staatsschreiber) u. a. und am 17. August konsekriert. Bald darauf übernahm er, da seine Bewerbung um das deutsche Pfarramt in Lausanne fehlschlug,[1]) die Stelle eines Religionslehrers an der kurz zuvor ins Leben gerufenen städtischen Realschule in Bern[2]). In der am 31. Oktober im Saale des Außerstandesrathauses veranstalteten feierlichen Eröffnung dieser neuen und wichtigen Bildungsanstalt hielt der als Geschichtsschreiber und Staatsmann bekannte Anton von Tillier die Eröffnungsrede, und der gelehrte Professor Bernhard Studer bezeichnete in seinem Bericht über die Aufgabe und die innere Einrichtung der Schule die Aufgabe und Bedeutung des dem jungen Schädelin anvertrauten Faches kurz und bündig mit den Worten: „Die Religion soll den Grundton der edlen Menschheit in der Brust des heranwachsenden Jünglings anregen."

Im Juni 1830 gründete er sich seinen eigenen Hausstand, indem er mit der bereits genannten Jungfer Leuenberger in die Ehe trat und ein Jahr später durch die Geburt eines Söhnleins erfreut wurde,[3]) das aber bald starb.

So war nun Schädelin berufen, zunächst als Pädagoge in der Schule zu wirken. Daß er als Lehrer und Erzieher alle ihm obliegenden Pflichten mit großem Geschick und mit voller Hingebung erfüllte und durch Beispiel und Wort anregend auf die Zöglinge zu wirken und jeden Einzelnen nach seinen Besonderheiten zu behandeln verstand, das war schon im Schlosse zu Hindelbank mit ganzer Befriedigung bemerkt worden, und in gleicher Weise war er nun während der Reihe von Jahren, die er in Bern zubrachte, auf dem Gebiete der Erziehung tätig. Durch den in der Realschule zu erteilenden Unterricht wurde indessen seine Kraft nicht vollständig in Anspruch genommen, so daß er sich auch noch weiter betätigen konnte. Im März 1834 übernahm

---

[1]) Bei diesem Anlaß bezeugte Herr von Erlach: „. . . qne son caractère aimable et doux, la délicatesse de ses sentiments, l'élévation de son âme et ses principes religieux éclairés lui ont gagné l'attachement non seulement de ses élèves, mais aussi de leur mère et le mien — tellement que je n'hésite point à dire, que je connais peu d'hommes qni méritent et possèdent mon estime à un plus hant degré que lni — et que j'ai la conviction intime qu'on n'anrait qu'à féliciter la commune, qui aurait le bonbenr d'être confiée à ses soins."

[2] Schlußbericht der Realschule, Bern 1880, S. 22 u. ff.

[3]) Vater Zäßlin hatte, gestützt auf die Erfahrung, „daß wenn man bei beschränktem Einkommen eine eigene Haushaltung zu führen hat, auch Sorgen entstehen," nebst seinen herzlichen Segenswünschen eine Gabe von 40 Fr. gesendet.

er noch die Stelle eines Lehrers der deutschen Sprache und Literatur an der eben neugegründeten burgerlichen Mädchenschule und hielt öfters sehr gediegene Vorträge über deutsche Literatur, die stark besucht wurden. Die Einleitung dazu ist gedruckt worden. Auch vikarisierte er öfters an den verschiedenen Stadtkirchen und im äußern Krankenhaus und übte auch die Seelsorge an der von Morlot gestifteten Blindenanstalt aus [1]). Ein eigentliches kirchliches Amt als Pfarrer aber bekleidete er während dieser Zeit nicht, war indessen in den Mußestunden schriftstellerisch tätig. Es wurden in dieser Periode einige bedeutsame Werke von ihm veröffentlicht. Eine der ersten dieser Jugendarbeiten, wie Schädelin selber sie bezeichnet, ist die Uebersetzung eines der Erzeugnisse des damals gefeierten italienischen Dichters Pellico, nämlich der Tragödie „Franzesca von Rimini", ins Deutsche. In der Einleitung der gediegenen Uebertragung ist eine willkommene geschichtliche und poetische Wertschätzung der Dichtung enthalten. Schädelins Arbeit fand eine sehr günstige Aufnahme. Ferner sind anzuführen: „Claus Leuenberger", ein historisches Drama, „Julie Bondeli", die Freundin Wielands und Rousseaus, und „Julia Alpinula", ein Trauerspiel. Letzteres Stück wurde zwar erst 1859 veröffentlicht, gehört aber, wie jene, auch zu Schädelins „Jugendarbeiten".

Der Stoff zu „Claus Leuenberger" bezieht sich auf den schweizerischen Bauernkrieg, die Auflehnung der Untertanen gegen die Obrigkeit im Jahre 1653. Der Dichter sieht (laut Vorrede) etwas Analoges in der politischen Umwälzung von 1830/31, und da möchte er, der sich auch als Geistlicher und Lehrer der Anteilnahme an den Vorgängen seiner Zeit nicht entschlagen kann, durch die poetische Darstellung jenes geschichtlichen Ereignisses „auf eine parteilose Verständigung hinwirken", indem er durch Aufstellung eines schreckenden Beispiels des Gegenteils dem „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht" das Wort redet. Darum schließt das Stück mit dem Ende Leuenbergers, des Führers der aufständischen Bauern, in der Weise, daß dieser seinem Ende voll Reue und Ergebung entgegengeht, weil er zur Einsicht gekommen ist, daß „eine Ordnung, die Bestand hat und sich heilsam aufrecht zu erhalten vermochte, nicht ungestraft umgestoßen werden darf aus Gründen der Mangelhaftigkeit". Damit stellt sich der Dichter eigentlich doch auf die Seite der regierenden Partei, weshalb ihm der

[1]) Bei der feierlichen Eröffnung der Anstalt am 4. Juni 1837 im Chor des Münsters zog eine blinde Greisin von 83 Jahren die Blicke der vielen Anwesenden auf sich.

Vorwurf der Inkonsequenz nicht erspart blieb und das Werk bei seinem Erscheinen eine verschiedene, doch meistens nicht ungünstige Beurteilung erfuhr. Während das Repertorium von Gersdorf (1838, Bd. 15) sich absprechend darüber äußerte, bezeichneten es andere Rezensenten, z. B. der Historiker Hottinger, als „ein lebhaftes und interessantes dichterisches Gemälde" (Schweizer. Konstitutionelle 1838), und das Intelligenzblatt der Stadt Bern vom 4. Oktober 1837 sagt: „Es ist ein Wunder, daß in einer Stadt, wo alle Anfänge der Kunst und der Poesie insbesondere mit wenig Teilnahme und eher mit Achselzucken begrüßt werden, es noch jemand wagt, das ihm von der Natur verliehene Talent zu pflegen. Desto erfreulicher ist es für jeden Kunstfreund, wenn die Blüten der Dichtkunst unter den Dornen, wo sie wachsen müssen, nicht erstickt werden, sondern gedeihen und aufgehen. Davon ist das gegenwärtige Drama ein schöner, willkommener Beweis."

Mit der andern seiner „Jugendarbeiten", der „Julie Bondeli", löste Schädelin zwei Aufgaben. Einerseits bietet die Schrift über die ausgezeichnete Bernerin ein geschichtliches Interesse und andrerseits hat sie in ästhetischem Gewande eine praktisch-pädagogische Bedeutung. Das Schriftchen wurde allseitig warm begrüßt und hat seinen bleibenden Wert.

Das Jahr 1840 versetzte den Lehrer und Schriftsteller in eine andere Stellung. Eben im schönsten Mannesalter stehend, wünschte er für seine Kräfte und seine Arbeitslust ein noch weiteres Wirkungsfeld. Er bewarb sich um die durch den Hinscheid des Pfarrers Johannes Gyger erledigte, weitläufige Pfarrei Frutigen[1]. Er wurde gewählt und wirkte nun hier während zehn Jahren in trefflicher Weise vor allem als Pfarrer und Seelsorger, sowie als Förderer des Schulwesens und Helfer der Armen und einer über den Rahmen der Gemeinde noch hinausreichenden Tätigkeit. Wurde der neue Pfarrer mit einer gewissen Gleichgültigkeit empfangen und anfänglich mit bloßer Neugierde betrachtet, so nahm bald der Kirchenbesuch, dank der mit einer ebenso notwendigen Einfachheit, Klarheit und Wärme als auch mit psychologischer Schärfe ausgezeichneten Predigtweise und dem Fleiß und Geschick in der Ausübung der privaten Seelsorge immer

[1]) Kirchliches Jahrbuch für den Kanton Bern für 1892. Zur Kirchgemeinde Frutigen gehörte damals noch das ganze weitläufige Gebiet bis ins wilde Gasterntal hinein und an die Wallisergrenze hinan. Doch wurde 1840 die Helferei Kandergrund, wo bereits seit 1548 eine Kapelle stand, errichtet und dieselbe 1859 sodann zur Kirchgemeinde erhoben.

mehr zu, sodaß oft, selbst bei der ungünstigsten Witterung weit über tausend Personen dem Gotteshause zuströmten und als aufmerksame Zuhörer dessen Räume anfüllten. In seltenem Maße erwarb sich Pfarrer Schädelin die Liebe und Achtung der Gemeinde, und obschon er auch seine Gegner hatte, so waren doch in der Regel unter den Predigtbesuchern auch Leute, die sonst die Kirche mieden. Der Förderung der Schule widmete er, da er selber ein vortrefflicher Lehrer war, einen großen Teil seiner Kraft und Zeit. Mehrmals hielt er mit den Lehrern des Bezirks Wiederholungskurse ab, um sie in den verschiedenen Fächern zu vervollkommnen. Ganz besondere Verdienste erwarb sich Schädelin um das Armenwesen der Gemeinde. In jenem Jahrzehnt, da der Erdäpfelprästen und anderer Mißwachs die Felder und Aeckerlein der kleinen und großen Bauern heimsuchten und speziell im Frutigland öftere, heftige Ueberschwemmungen viel sonst fruchtbares Land verheerten, stieg die Not der ärmern Einwohner gewaltig an, und dem Pfarrer boten sich bei seinen Hausbesuchen Bilder des größten Jammers. Er entwickelte zur möglichsten Hilfe gegen das ökonomische und das damit parallel laufende sittliche Elend im Volke erstaunlich viel. In Frutigen, dem Mittelpunkte des Amtes, sammelte er eine Anzahl der wackersten Bürger um sich und versorgte die der Unterstützung und auch der Kontrolle am meisten bedürftigen Leute im Armenhaus auf der Tellenburg, das er dann lange sozusagen allein leitete und beaufsichtigte. Manche Hilfsquelle wußte er zu Gunsten der Armen zu öffnen, manche milde Gabe in Natura oder in Geld floß ihm von befreundeten Seiten bald aus der Hauptstadt und bald von anderswoher für die Notleidenden zu. Er veröffentlichte zum besten der Armen die „Hauskapelle", enthaltend kleine Predigten, Lieder und Gebete, wovon die erste Lieferung im Jahre 1844 erschien. Durch die „Christlichen Blätter", von Schädelin herausgegeben und redigiert, wurden in der Regel die Notstände in weitern Kreisen bekannt, und manches Leid fand dann seinen Tröster [1]). Was er dabei

[1]) Im Winter von 1840/41 hatten unnatürliche Eltern eine Schar Kinder grausam verlassen. Da langten u. a. aus einer Familie in Riggisberg als Beitrag zur Linderung des Elendes an: 2 Mütt Korn, 2 Mäß Erbsen, 2 Mäß dürre Schnitze („in einer Hauptlißziechen, dienlich zu einem Spreuersack für das jüngste Kind"), 5 Pfund Kaffee, etwas Zucker, Haberkernen und 6 Flaschen sehr gesunden alten Wein („von welch' letzterem Sie einige Flaschen dem wackern, menschenfreundlichen Polizeydiener, die übrigen Flaschen dann, sowie die Haberkernen, den Zucker und 1 Pfund Caffee der „Kranken im Filial" zukommen lassen, das Uebrige dann zwischen der alten Großmutter der Kinder und dem Polizeydiener — nach Ihrem Ermessen des Bedürfnisses — vertheilen wollen" usw. — Ruhrend ist auch die Teilnahme und werktätige Liebe der trefflichen, frommen

beobachtet und selber gekämpft und gelitten, hat er später in dem kleinen, aber noch heute wertvollen Büchlein „Von und mit den Armen" (Bern bei K. J. Wyß 1859) niedergelegt.

Durch eine so fruchtbare Tätigkeit erwarb sich Pfarrer Schädelin in Frutigen allgemeine Anerkennung und Liebe, die sich besonders im Jahr 1847 in schöner Weise mit der Tat, man kann sagen „in der Not" bewährte. Im Laufe der Jahre war Schädelin von allerlei Heimsuchungen betroffen worden. Seine erste Gemahlin hatte er 1843 nach langer Krankheit durch den Tod verloren. (Im Februar 1844 verband er sich zum zweiten Mal und zwar mit Wilhelmine Cäsarine Küng von Lyß). Eines seiner Kinder, der muntere Knabe Edmund (später Pfarrer) erlitt bei einem Postunfall am Mühlenenstutz einen doppelten Beinbruch u. a. m. Im April 1846 sodann war vor dem Sittengericht zu Frutigen eine Person erschienen, um von ihrem Zustand der Schwangerschaft Anzeige zu machen, deren Urheber sie mit Namen bezeichnete. Dieser hatte vor Privaten und sogar vor Amtspersonen sich als solcher bekannt und auch Schritte zur Ehelichung der Betreffenden getan. Hierauf gestützt übermittelte Pfarrer Schädelin als Sekretär des Sittengerichts [1]), ohne den Beklagten noch selbst formell zu einem Geständnis der Vaterschaft zu veranlassen, dem Amtsgericht zum Zwecke der Standesbestimmung des Kindes einen Auszug aus dem Sittengerichtsmanual und fügte die Notiz bei, der Beklagte sei „geständig", womit es zwar materiell, aber nicht formell seine Richtigkeit hatte. Der Beklagte aber stellte, als er vorgeladen ward, durch advokatische Beeinflussung dazu veranlaßt [2]), alles in Abrede und betrat den Prozeßweg, weil der Pfarrer ein „falsches Zeugnis" aus-

---

Sophie Wurstemberger (spätere Frau Dändliker, vgl. Samml. bern. Biogr. IV.). Sie schickte ihre Beiträge für die Armen gewöhnlich ebenfalls in Natura: Mehl, Reis, Mais, Sämereien, einmal (es war im Februar 1848) „noch etwas Cacao von einer Art, die ganz wie Kaffee und ohne Zucker gebraucht wird. Er leistet mir bei unseren Kranken ganz treffliche Dienste und wenn Sie mir schreiben, daß in Frutigen dieselbe Erfahrung gemacht wird, so sollen Sie später noch mehr erhalten. Ich kann mir solche Naturalien so viel billiger verschaffen (den Cacao von Genf her), als man sie sonst im Detail hat, daß ich es viel besser finde, Solche statt Geld zu senden" (Brief von S. W. an Pfarrer Schädelin).

[1]) Als solche wurden damals die Pfarrer für Civilstandsbeamte des Staates angesehen, und ihre Zeugnisse besaßen öffentlichen Glauben.

[2]) „Dä d . . . . . . Pfaff muß es Unehlichs ha", so äußerte sich der Anwalt desselben gegen einen andern gleichgesinnten Fürsprecher (Brief von Pfr. Ischer an Schädelin), und ein anderer Rechtsgelehrter und Beamter schrieb am Schlusse eines auf den Handel bezüglichen Artikels in die B.-Zeitung: „So sind nun einmal unsere geistlichen Herren: sie wollen nie unrecht haben."

gestellt habe. Während des Prozesses wurde Schädelin eine zeitlang als Pfarrer nnd als Sekretär des Sittengerichtes eingestellt. Die leidige Angelegenheit, die alle richterlichen und administrativen Instanzen durchlief, dauerte ein Jahr lang und verursachte nicht nur dem Pfarrer viel Verdruß, sondern auch in der Gemeinde große Unruhe [1]). Nun zeigte sich aber auch die Dankbarkeit und das Rechtsgefühl der Frutiger in schöner Weise; 393 Bürger, darunter die Gemeinderäte und die Lehrer, richteten im März 1847 eine mit ihren Namensunterschriften versehene Bittschrift an die Regierung, worin sie ihrem tiefen Bedauern über die Angriffe auf den Pfarrer Ausdruck gaben und seine Freisprechung lebhaft wünschten, und die sie mit den bezeichnenden Worten schlossen: „Ja, gönnen Sie uns das Glück, unsern vorzüglichen Prediger, den freundlichsten Tröster der Kranken, den liebreichsten Religionslehrer der Jugend, den ausgezeichneten Wohlthäter der Armen und Hülfsbedürftigen freigesprochen zu sehen und ihn wieder ganz in seine amtliche Tätigkeit eingesetzt zu haben so wird hier jedermann mit Dank für Sie erfüllt sein".

„Wie gerne wollte ich auch Vexationen über mich kommen sehen, wenn meine Gemeinde mir dann auch solche Zeichen der Anerkennung und Liebe an den Tag legte", schrieb ihm sein Freund A. Haller, Pfarrer und Gymnasialdirektor in Biel (später in Bern). (Brief vom 11. März 1847.) — Und der Pfarrer von Bümpliz, Karl Wyß (später Professor): „Das ist etwas Köstliches für einen Pfarrer! Wie mancher Andere mußte sterben oder doch gefährlich krank werden, damit man erfahre, wie seine Gemeinde zu ihm gestanden sei, und so können Sie es jetzt über diesem Unstern so erfahren, daß ich hoffe, wenn dieser dunkelgeschwänzte Comet abgezogen ist, wird für Sie ein um so schöneres amtliches Leben und Wirken beginnen. Ja, ich hoffe, es vergehen Ihnen darüber die Gelüste nach Odessa und dem ganzen Schwarzen Meere, wohin Ihre schwarzen Gedanken Sie hinzogen und Sie freuen sich dann wieder, bei Ihren Frutigern zu sein." (Brief vom 10. Februar 1847.)

[1]) In einer Zuschrift des Regierungsstatthalters Klopfenstein an die Regierung heißt es u. a.: „Wirklich hat der Einstellungsbeschluß gegen Herrn Schädelin große Sensation in der hiesigen Gemeinde verursacht, und wenn nun gar noch eine andere Disziplinarstrafe erfolgen sollte, so sehe ich vor, daß die Aufregung sich noch mehr steigern wird, welche zu vermeiden um so rätlicher ist, als auch in hiesigem Amtsbezirk die Berufung des Herrn Dr. Zeller die Leute in keinem geringen Maße beschäftigt und sich Eventualitäten denken lassen, die eben nicht mit sonderlich angenehmen Folgen verbunden sein könnten."

Als bald nach der schließlichen Erledigung dieser Geschichte die Landsgemeinde Frutigen am 18. Juli 1847 sich versammelte, beschloß sie einhellig, den Pfarrer Schädelin zu einem Frutiger zu machen und in Anerkennung seiner Verdienste ihm und seinen Nachkommen das Burgerrecht der Gemeinde zu schenken, — eine Aufmerksamkeit, die ihm manche bittere Erfahrung in einem andern Lichte erscheinen ließ.

Eine wichtige Tätigkeit Schädelins lag in der Bearbeitung eines neuen Kirchengesangbuches für den Kanton Bern. Schon in den Zwanzigerjahren war durch den Pfarrer Adam Friedlich Molz in Biel, dann in Bern, ein Versuch dazu veröffentlicht worden. Am 18. Juni 1833 beschloß die kirchliche Generalsynode die Erstellung eines Gesangbuches und bestellte dazu eine besondere Kommission, welche mit der Herausgabe eines Probeheftes begann, es aber sonst in keiner Beziehung zur Klarheit in Bezug auf ihre obliegende Aufgabe brachte und auch wegen den politischen und andern Hindernissen weder hinsichtlich der Liedertexte noch der Melodien zu einem Endergebnisse gelangte. Nach Einführung der Verfassung von 1846 ward sodann das Kirchenwesen, bis dahin dem Erziehungsdepartement unterstellt, nun der Justiz- und Polizeidirektion angegliedert, welcher der Fürsprecher Albert Jaggi (zubenannt Hin- und Her-Jaggi) vorstand, der aber für die kirchlichen Bedürfnisse wenig Verständnis hatte und nicht beliebt war, besonders bei den Geistlichen nicht [1]). Erst nachdem 1850 ein politischer Umschwung erfolgt war, wurde die Gesangbuchsache ernsthafter an die Hand genommen und zum Ziele geführt. Schädelin hatte von jeher der Gesangbuchkommission angehört und viel Eifer für die schöne Aufgabe an den Tag gelegt. Er übernahm nun die Bearbeitung der Liedertexte, die in vorzüglicher Weise gelang und ihm den Dank der Behörden eintrug [2]). Als die Kirchensynode

[1]) „Was kümmert sich ein Jaggi um ein Kirchengesangbuch! Was ist von einem Kirchendirektor zu erwarten, der gesagt hat, das Armenwesen (und wohl auch die Seelsorge?) gehe die Pfarrer nichts an! — Unser Kirchenwesen geht einem Bankerott entgegen! Wenn nur unser Glaube nicht bankerott wird!" (Brief von Pfr. A. Immer in Büren, später Professor in Bern, an Pfr. Schädelin, vom 2. Februar 1849.)

[2]) Musikdirektor Mendel (über ihn siehe Saml. bernischer Biographien III.) wurde der musikalische Teil übergeben. Schädelin und Mendel wurden auf den Antrag der Kirchensynode von der Kirchendirektion (Blösch) mit Gratifikationen im Betrage von zusammen 800 Fr. bedacht. Ersterer erhielt, begleitet von einem verbindlichen Dankschreiben, im Sept. 1854 u. a. eine auf 460 Fr. gewertete goldene Uhr (chronomètre de poche) aus der Fabrik von Marchand u. Baellin, Chaux-de-Fonds. — Für den Druck des Gesangbuches hatten sich die ersten stadtbernischen Buchdruckereien, sowie die

am 18. Oktober 1853 zusammentrat, bedienten sie sich bei dem zu ihrer Eröffnung im Chor des Münsters gefeierten Gottesdienste zum ersten Male des neuen Berner Gesangbuches. Es wurde sodann in den reformierten Kirchen des Kantons Bern bis zum Erscheinen des neuen deutsch-schweizerischen Gesangbuches im Jahre 1891, dank hauptsächlich der glücklichen Auswahl der Lieder, mit Segen gebraucht.

Die Zeit, während welcher Schädelin in Frutigen lebte und wirkte und auch die der nachfolgenden Jahre, war eine politisch und namentlich auch kirchlich sehr bewegte. Die Aufhebung der Klöster im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, die Züge der Freischaren nach dieser Stadt und daran anschließend die Entstehung, dann die gewaltsame Auflösung des Sonderbundes gingen zwar in der Hauptsache die katholische Kirche an. Allein die Ereignisse berührten doch auch die reformierte insofern, als anfänglich die föderalistisch gesinnten Eidgenossen mit den Sonderbündischen sympathisierten, während alle Liberalen, die katholischen wie die reformierten, den religiösen Glauben beiseite setzend, das Ideal eines Bundesstaates der Schweiz vor allem andern hochhielten. Gegenüber Klöstern und Kapuzinern und „Pfaffentum" nicht nur, sondern auch gegen kirchliche Lehren und Kultusgebräuche, gegen Kirchenpersonen hüben und drüben, in öffentlichen Blättern, bei Festanläßen, im Ratssaale und bei andern Gelegenheiten entstanden Satyren, Witzeleien und Spottreden. Teilweise stimmten in der allgemeinen Aufregung die zur Herrschaft gelangten Regierungen offen oder insgeheim mit solchem Gebahren überein, standen wenigstens scheinbar als Mitschuldige da, indem sie zu dem Unfug schwiegen [1]). Dies war z. B. der Fall bei der aus den Rückwirkungen der Freischarenzüge hervorgegangenen bernischen Regierung von 1846. Ein von ihr mehr oder weniger unterstütztes Blatt, der „Guckkasten", tat sich geradezu durch zügellose Religions-

von K. J. Wyß in Thun beworben. Druck und Verlag des damals allgemein mit Spannung erwarteten Buches wurde dieser letztern Firma übergeben, da sie volle Garantie für eine ganz gediegene Ausführung stellte. Herr Wyß stellte in seinem Schreiben in Aussicht „falls man geneigt wäre, mir diese Arbeit zu geben, jedoch etwa sehr daran hangen sollte, daß das Buch durchaus in Bern gedruckt werde, so verspreche, einen Theil meiner Druckerei nach Bern zu verlegen, um das Buch daselbst zu drucken". (Es war dieser Umstand, nebenbei bemerkt, die Veranlassung zur Uebersiedlung der renommierten Firma K. J. Wyß nach Bern, wo sie noch heute in Blüte steht.)

[1]) „Es gab eine Zeit, wo man im radikalen Lager radikale Zeitungsschreiber mit Aussprüchen gegen alle Religion gewähren ließ, ohne dagegen zu protestieren. Man hätte nicht schweigen sollen." (Karl Schenk, Pfr. in Schüpfen, später Regierungsrat und schweizerischer Bundesrat, in der Bernerzeitung vom 7. März 1855.)

spöttereien hervor, ebenso „der Unabhängige“, und andere Zeitungen handelten ähnlich [1]). Die Gärung rief einer Flut von Streitschriften. Auch die Wahl des als freigeistisch bezeichneten Theologieprofessors Zeller im Jahre 1847 schien der Kirche Unheil bringen zu wollen und vergrößerte die Aufregung. Daran schloß sich ein schroffes Einschreiten der Regierung gegen einzelne Geistliche, von denen mehrere eingestellt und abgesetzt wurden, mit denen Schädelin in freundschaftlichem Verkehr stand, sodaß er deren Geschicke selber mitempfinden mußte. Die Klagen, daß das geistliche Amt schwierig geworden sei, häuften sich. Von einem Manne nun, wie Schädelin, reich begabt und vielseitig gebildet, von seltener Willenskraft, namentlich auch gewandt in Wort und Schrift und durch seinen Bildungsgang, wie wir gesehen haben, ein Vorkämpfer für das positive Christentum, war nicht zu erwarten, daß er sich in all den die Gemüter bewegenden Dingen beiseits halte. Im Gegenteil, wir erblicken ihn in tätiger Teilnahme nicht nur an allem, was seine Gemeinde berührte, sondern auch an den Angelegenheiten des gesamten Volkes, besonders wenn diese die Kirche betrafen. In ihm sahen seine Amtsbrüder ihren Pionier, und es bestand zwischen ihnen und dem Pfarrer von Frutigen ein lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr. Aus dem Jahre 1846 ist hervorzuheben, daß auf Schädelins Anregung hin die Kirchgemeinde Frutigen, am 9. April sehr zahlreich versammelt, eine Vorstellung an den Verfassungsrat erließ, durch die einem neuen Kirchengesetz und einer Kirchensynode gerufen wurde. Bei den nachfolgenden Verhandlungen im Rate wurde ironisch bemerkt, „nicht die Frutiger, die wenig nach dem Kirchlichen fragen und zufrieden sind, wenn sie zu essen haben, sondern ihr Pfarrer und nur er rühre sich, rufe und fordere, daß das Neue werde“.

---

[1]) Von vielen hier zwei Beispiele. Der „Guckkasten“ brachte einmal in seinen Spalten statt der Predigerordnung im Münster die Aufschrift „Theater in Bern“ und zwar mit den Namen der funktionierenden Herren Geistlichen. Die „Bernerzeitung“ behauptete nachher, der „Guckkasten“ habe bei seiner Kirchenfeindlichkeit eine böse Absicht „durchaus nicht“ gehabt. Als über die zu vielen Wirtschaften und Pinten geklagt und Abhülfe verlangt wurde, schrieb die „Bernerzeitung“: „Pinten erleichtern allerdings den Mißbrauch des Vergnügens für die, welche zu vergnügungssüchtig sind oder denen es an andern Genußmitteln mangelt, aber sie erleichtern auch die Berührung der Menschen unter einander und befördern ihre Geselligkeit; sie sind damit geistige Entwicklungsmittel. War z. B. eine Predigt anregend, so werden nach der Kirche die Gedanken aus derselben in der nahen Pinte fortgesponnen, hat sie aber die Zuhörer geistig nicht angeregt, so kann sie freilich höchstens Stoff zur Kritik liefern“ usw. (Vgl. damit: E. Blösch, Bern 1872. S. 245 u. f.)

Ursprünglich, d. h. beim Beginn seiner Tätigkeit als Lehrer und Geistlicher, hatte Schädelin, wie oben bereits bemerkt, keineswegs die Absicht, sich im öffentlichen Leben hervorzutun. In seinem „Claus Leuenberger" sagt er (Vorrede S. VII) ausdrücklich: „Der Verfasser wünscht keine politische Rolle zu spielen; er ist dazu weder berufen noch geschickt." Und doch müssen wir ihm nun noch auf das Feld der Politik folgen, wo er, wie wenige seiner Zeitgenossen, in die Räder der Geschichte des Volkes eingegriffen hat. Wie Jeremias Gotthelf [1]) als Dichter den „Zeitgeist" mit seinen Mängeln und Auswüchsen in verschiedenen seiner Werke geißelte, so nahm auch Schädelin seine scharfe, spitzige Feder zur Hand, um den Radikalismus der sechsundvierziger Periode zu bekämpfen, der Periode bernischer Geschichte, von der gesagt wurde, daß sie, im Gegensatz zu dem Umschwung von 1831, „nicht durch ein neues politisches Prinzip ein edles Leben zu wecken gewußt, sondern sich vielmehr zur Durchführung ihrer Zwecke an die schlechtern Instinkte der menschlichen Natur wandte" [2]).

In Thun hatte im Dezember 1846 ein neues politisches Blatt, der „Oberländer Anzeiger", zu erscheinen angefangen. Der Verleger K. Hopf erklärte es als sein Privatunternehmen. Aber die „Bernerzeitung" bezeichnete dasselbe ironisch als „Hoftrompeter des konservativen Heils der Thuner Geldaristokratin, welche von den Eigenschaften Simsons wohl nur die der Blindheit besitze und deshalb, gleich ihm, zuerst unter dem Dach des Hauses werde begraben werden". Schädelin war nicht von Anfang an daran beteiligt. Er und einige seiner Gesinnungsgenossen, namentlich auch solche aus dem geistlichen Stande, beabsichtigten die Gründung einer oppositionellen Zeitung, um darin nicht nur politische, sondern besonders auch die kirchlich-religiösen Interessen zu verfechten [3]). Sie wollten im Frühjahr 1848 den Gedanken verwirklichen, und knüpften deshalb mit B. F. Haller in Bern Unterhandlungen an. Wilhelm von Fellenberg, der Sohn des Stifters von Hofwil, ein Liberaler der Dreißigerperiode, arbeitete

---

[1]) Dr. Lötscher, Jeremias Gotthelf als Politiker.

[2]) Ed. Blösch, S. 249.

[3]) „Die Geistlichkeit verhält sich sehr still. Vielleicht tut sie wohl daran, vielleicht fehlt sie. Die Schullehrer handeln anders. Sie wollten drei Blätter drucken, während wir keines zu Stande bringen. Die Geistlichen sollten ein Blatt herausgeben, worin Kirchliches im weitesten Sinne besprochen würde. Es wäre so vieles zu sagen, zu beantworten, zu widerlegen, zu raten, zu wecken, daß es fast Sünde ist, in so weitem Maße still zu bleiben." (Brief von Pfr. J. R. Gerber in Leißigen an Schädelin vom 13. Januar 1847.)

ein ausführliches Programm zu einem „Bernischen Volksblatt“ aus und schickte den Entwurf dem Pfarrer Schädelin zu. Allein dieses Projekt zerschlug sich. Schädelin knüpfte mit dem „Oberländer Anzeiger“ an und brachte diesen durch volkstümlich geschriebene, auf die brennenden Tagesfragen sich beziehende Leitartikel bald so zu Ansehen im Lande, daß die der herrschenden Partei zugetanen Zeitungen sich in ihrer Voraussetzung getäuscht sahen und in ihm einen lebenskräftigen Gegner erkannten, dessen Bekämpfung nicht so leicht war, wie sie sich vorgestellt hatten.

Der Grundton in den von Schädelin geschriebenen Artikeln war zunächst kirchlich-politischer Art, indem es ihm persönlich in erster Linie um die Verteidigung des vielfach angegriffenen geistlichen Standes und der christlichen Lehren zu tun war. „Nie noch“, heißt es in der Nummer des „Oberl. Anzeigers“ vom 28. Jan. 1849, „wie in gegenwärtiger Zeit ist die reformierte Geistlichkeit angefochten worden. Man tadelt ohngefähr alles, was sie tut, uud wenn sie's nicht tut, tadelt man wieder. Der Grund der Feindschaft gegen die Pfarrer muß in etwas anderem als in den mangelhaften Leistungen liegen, indem gerade die lauesten unter ihnen am ruhigsten gelassen werden, während die tätigsten am meisten Anfechtungen erfahren oder am meisten verhaßt sind. Der Neid kann es auch nicht sein; denn ob all den Verhöhnungen, ja der bittern Armut, worunter nicht wenige seufzen, müßte er sich glücklichere Opfer suchen. Was ist es denn? Antwort: Viele, deren Stimme man jetzt überall hört, sind von dem im Herzen abgefallen, der sanftmütig und demütig und dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist. Das ist's!“ — „Und noch ein Wort: man redet gern von Volksmajestät. Ihr Herren, Se. Majestät will von eurer fortgebildeten Religion nichts. Se. Majestät will das Evangelium von Christo, ohne daß es erst durch euere Filtriröfen gegangen. Ihr kämpft daher wider euere ausgesprochenen Grundsätze und achtet dem Volkswillen nichts.“ Und in der Nummer vom 28. Februar wendet er sich mit Feuereifer an alle, die den hohen Wert des Christentums erkennen, auch an die „etliche hundert Geistliche, die jedoch kaum eine unwirksame Anspielung (auf die Angriffe gegen dasselbe) in ihren Vorträgen wagen“. „Und wo sind die tausende von christlichen Schullehrern? Was würde Vater Rickli sagen zu euerer Kultur ohne Christentum? Welch ein Rundschreiben würde er erlassen an die unverständigen Galater! — Es nimmt zu viel mit sich, wenn es einen Menschen, ein Volk verläßt, das Christentum. Du hast Familienglück gefunden, eine Erziehung,

Ausbildung erlangt, bürgerliche Einrichtungen angetroffen, die den Schwächsten schützen, Mein und Dein heilig hielten. Du hast den Vater über alles kennen gelernt, hast Einsicht erlangt über deinen Ursprung, deine hohe Bestimmung, und wer hat dir das gebracht? Das Christentum. Teure, heilige Gottesgabe an die Menschheit, so lange erharrt, so treu dargeboten! Hast du darum die Tränen der Menschen getrocknet, darum ihren Blick erheitert, haben dafür Millionen alles verlassen und sind dir nachgefolgt, dafür dich Tausende mit ihrem Blut ins Herz der Erde hineingeschrieben, — daß jetzt eine Rotte Korah zu dir sage: Fort damit, geh und nimm mit deine Gesittung, die heiligen Familienbande; ein gemeinschaftlicher Menschenstall ist uns lieber! Geh, und nimm mit Treu' und Glauben, Schutz und Schirm über dem Schwächsten, — so nehmen wir ungeniert, wo wir's finden; dann frißt nach dem Naturrecht der Wolf das Lamm, der Weih die Taube, der Fuchs das Huhn; geh, und nimm mit die schönen Gottesdienste und heiligen Feste, — so kommen wir zusammen „im gewohnten Lokal" als „freie Gemeinden" — das Volk in allen Tälern des Oberlandes hat es satt. Auf denn, und fürchtet euch nicht vor den elenden Religionsmachern! Ihr Werk wird sein, wie ein Haus aus Schnee. Wenn der Frühling kommt, wird's Kot."

Doch genug an diesen Stilproben! Noch in seiner Nummer vom 11. März 1849 erklärt das Blatt: „Wir begehren keinen politischen Umsturz und mögen es leiden, daß die Radikalen regieren, wollen auch anerkennen, daß sie in manchem, selbst was Verbesserungen im Kirchenwesen betrifft, recht haben können. Aber man lasse uns unangefochten im Besitz des christlichen Glaubens; sonst muß sich ein Kampf auf Leben und Tod entspinnen, dessen Ausgang für das gegenwärtig politische Regiment nur Gott kennt." — Die Gegensätze bestanden aber fort und bald begaben sich die Leitartikel des „Oberl. Anzeigers" auch auf das eigentlich politische Gebiet. „Für den Christen ist die Politik ein gefährliches, staubiges Feld", schrieb einmal ein Freund[1]) sehr wahr an Schädelin, der sich immer mehr und mehr auf eben dieses Feld begab, das für ihn zur Quelle unzähliger bitterer Erfahrungen wurde. Der „Oberländer Anzeiger", dem er seine Kräfte lieh, kämpfte nun gegen Sachen und Personen des herrschenden Radikalismus mit seltener Schlagfertigkeit. Schon die Ueberschriften der Leitartikel „schlugen ein" und erregten das Interesse des weiten Publikums in seltenem Maße. „Was gewisse Leute wollen und wie sie's

[1]) B. von Wattenwyl in Bern.

anfangen" heißt z. B. ein Artikel, der die Kirchenfeindlichkeit des Staatsbeamtentums kennzeichnet. Jakob Stämpfli ist darin „ein begabter Mann", wird aber gleich nachher in „Männer und Buben" (Nummer vom 23. Februar) einem sarkastischen Verhör unterworfen als Entgegnung auf Verhöre, welche die „Bernerzeitung" in boshafter Weise an den längst gestorbenen Münzmeister Fueter richtete. „Brrrekalex koax koax" hieß eine witzige Abfertigung des „Thunerblatt"; und ein ander Mal (9. Mai) erschien eine „Korrespondenz mit meinem Vetter, dem Seeländerboten", und „Einer gegen Sieben" (22. August) schildert den ungleichen Kampf, den der kleine Oberländer mit all seinen gegnerischen Blättern: „Thunerblatt", „Kulturfreund", „Seeländer", „Guckkasten", „Unabhängiger", „Verfassungsfreund", „Bernerzeitung" u. a., dem „Volkswillenpapier", worauf zwar nicht der Volkswille, wohl aber „Der Wille des Radikalismus" beruhe, zu führen hatte &c.

Lange war es nur wenigen bekannt, daß Schädelin die Hauptarbeit an dem Blatte besorgte. Sein Freund, der schon genannte Pfarrer und Schuldirektor A. Haller in Biel, hatte im März 1849 „nur von Bern her gehört, der „Oberländer Anzeiger" bringe seit etwa zwei Monaten famose Artikel, von denen besonders einer, „Die Geistlichkeit und das erklärte Antichristentum", mir recht gut gefallen hat, ebenso „Güdern, Kuhn und Boll" (Brief vom 8. März). Noch im Laufe des Jahres 1850 kannte man im gegnerischen Lager „bloß einige unzuverlässige Sagen über die Redaktion, — gewiß ist nur, daß der „Oberländer Anzeiger" von Geistlichen geschrieben wird", meldete die „Bernerzeitung" vom 4. Jan., und am 4. Sept. glaubt sie als Redaktoren herausgefunden zu haben: den Pfarrer Peter Romang in Därstetten, den Kandidaten Ludwig Lauterburg in Bern und „seit einiger Zeit J. J. Schädelin", von dem sie am 29. Januar bekannte: „Da erhält unsere radikale Regierung Hiebe, wie nur Sie zu geben imstande sind" [1]).

---

[1]) Auch Jeremias Gotthelf schrieb hin und wieder in den „Oberländer Anzeiger", obschon er sonst seine Gedanken frei von jeder fremden Redaktion in eigenen Werken niederlegte. In einem Briefe an Schädelin (dat. 19. Febr. 1853) klagt Gotthelf über „Mangel an Zeit", der ihn zur Uebernahme verschiedener Arbeiten unfähig mache; z. B. habe er es ablehnen müssen, als ihm die badische Regierung die Redaktion eines Volkskalenders übertragen wollte, der in 20,000 Exempl. gedruckt werden sollte. Er ersucht im gleichen Briefe um Abdruck eines im „Vaterland" erschienenen Artikels betreff. die Kinderzucht in Lützelflüh im „Oberländer Anzeiger". „Es wäre, sagt er, recht gut, die Rute würde mehr gebraucht mit Manier."

Die Vorbereitungen für die wichtigen politischen Wahlen im Mai 1850 begannen schon im Jahre vorher. Von Bedeutung sind hier nur die Beziehungen des nachherigen Hauptes der oppositionellen, oder wie sie gewöhnlich genannt wird, der konservativen Partei, des Fürsprechers Eduard Blösch in Burgdorf, zu Schädelin. Blösch eröffnete den gegenseitigen Verkehr und den Austausch der Gedanken mit einem vom 16. Sept. 1849 datierten Brief an Schädelin, dessen Einleitung also lautet: „Obschon längst in geistigem Verkehr mit Ihnen durch das Lesen des „Oberländer Anzeiger", für dessen vortreffliche Redaktion Ihnen der wärmste Dank gebracht wird, und längst vom Wunsche beseelt, in direkte Verbindung zu treten, habe ich doch bis jetzt angestanden, Sie mit Korrespondenzen zu behelligen, einerseits weil nichts besonders Wichtiges zur Mitteilung vorlag, andrerseits weil ich wußte, daß, was überhaupt Mitteilung verdiente, Ihnen durch Herrn K. zur Kenntnis gebracht wurde. Die Verhältnisse fangen aber an, sich ernster zu gestalten, und ich glaube nun besonders deshalb nicht länger anstehen zu sollen, Ihnen direkt zu schreiben, weil es sich nicht nur darum handelt, Sie dies und das wissen zu lassen, sondern vor allem Ihren Rat zu empfangen über mancherlei Vorzukehrendes." — Dann berichtet er über die kürzlich stattgefundenen Besprechungen der Opposition im sogenannten Storchenverein – „den ersten seit 4 Jahren, in denen einiges Leben und Bewußtsein herrschte" — und die ihm, Blösch, die Aufgabe einer geeigneten Organisation übertragen habe, ferner in interessanter Weise auch über die Art des Vorgehens und wünscht Angaben von Persönlichkeiten, die als Korrespondenten wirken könnten, sowie Räte zur Abfassung eines Wahlprogramms. Zu einem solchen legte Blösch einen Entwurf bei, den Schädelin prüfte und umarbeitete und ihn schon wenige Tage nachher an Blösch zurückschickte, wünschend, ihn unverzüglich im „Oberländer Anzeiger" zu veröffentlichen. Blösch aber war der Ansicht, es möchten zunächst bloß die Grundsätze verbreitet werden. Von nun an standen die beiden mit einander in lebhaftem Verkehr. Sie waren die Hauptleiter zu dem folgenden Umschwung im Kanton Bern. Der „Oberländer Anzeiger" war das Hauptorgan dazu, Blösch der Kopf der sich neu bildenden Volkspartei, um Klarheit und die rechte Besonnenheit, Schädelin das mutige Herz, um Begeisterung in die Bewegung zu bringen.

Die zahlreichen Volksversammlnngen an verschiedenen Orten des Kantons, besonders die der zwei gegnerischen Parteien am 25. März in Münsingen, und die Großratswahlen am 5. Mai 1850, welche der

Opposition zum Siege verhalfen, erforderten ebenso kluge als energische Vorbereitungen und eine umsichtige Leitung [1]). Schädelin hatte, wenn auch die Meinung, als wäre ihm der politische Umschwung allein zuzuschreiben, als Uebertreibung bezeichnet werden muß, einen wesentlichen Anteil daran.

Eine Folge des konservativen Wahlsieges für Schädelin war seine Ernennung zum Helfer am Münster in Bern im Herbst 1850, zu welchem Amt er auch die früher bereits innegehabte Lehrstelle an der Realschule erhielt. Auch die Redaktion des „Oberländer Anzeiger“ nahm seine Kräfte immer noch, ja in vermehrtem Maße in Anspruch. Aber mehr und mehr bewahrheitete sich das Wort eines seiner Freunde: „daß die Journalistik und Politik für einen Christen ein staubiges Feld sei“. Zwei Umstände machten ihm die Tätigkeit an dem Blatte zur Beschwerde, die allmählich seine natürliche Reizbarkeit fast zur Melancholie ausarten ließ. Obschon er, wie bereits bemerkt, den Umschwung von 1850 mächtig gefördert hatte, so befriedigte ihn der Gang der folgenden Ereignisse doch nicht genügend. Die konservative Regierung, Blösch an deren Spitze, war ihm oft zu wenig konsequent. Von einem „Löthsystem“ wollte er nichts wissen. „Wir kennen keinen, der nach geistiger Ueberlegenheit, Tatkraft und starrem Sinn würdiger wäre, mit dem päpstlichen Purpur der — reformierten Kirche bekleidet zu werden“, schrieb der gewesene Pfarrer und Staatsschreiber Weyermann über ihn in die „Bernerzeitung“ (1851 Nr. 68). Die Fusion von 1854, ein Ausgleich der Parteien, war ihm erst recht zuwider. Ehemalige Parteigenossen, wie Oberst Ludwig Kurz [2]), wendeten sich sogar gegen ihn und je mehr einzelne Maßnahmen der Regierung, z. B. die Zerstörung des Lehrerseminars Münchenbuchsee und die Verjagung der Lehrer an demselben in allen Kreisen Aufsehen erregte, desto schärfer erfolgten auch die Angriffe seiner alten Gegner auf ihn. „Es schickt sich nicht, daß Geistliche Politik treiben; wer seinen Beruf als Seelsorger und Prediger getreu und gewissenhaft erfüllen will, kann nicht Diener Gottes und Diener der Politik zugleich sein.“ „Bezahlt der Staat die Prediger, um Zeitungsartikel zu schreiben?“ wurde gefragt. Die heilige Schrift spreche sich an vielen Stellen dagegen aus, so Röm. 12, 7 — 1 Timoth. 6 — Tit. 2 — 2. Kor. 6 — Sirach 31 [3]).

[1]) Ausführliche Darstellung von E. Blösch, Dreißig Jahre bernischer Geschichte, S. 252 u. f.

[2]) „Oberländer Anzeiger“ vom 2. August 1854.

[3]) „Bernerzeitung“ 1853, Nr. 225 und 226.

Noch schärfer wurden die Angriffe nach der Fusion von 1854. Im Sept. 1857 wiederholten sich solche in der „Bernerzeitung" fast täglich[1]), und schließlich wurde mit dem Kirchenrecht gedroht und die Predigerordnung vom 20. Sept. 1824 angerufen. Anfangs Oktober 1857 trat dann Schädelin von der Mitwirkung an dem Blatte zurück, das er während langen Jahren nicht nur aufrecht erhalten, sondern zu Ansehen und zu einem vom Radikalismus gefürchteten Organ der konservativen Partei erhoben hatte[2]).

Sein Rücktritt von der publizistischen Tätigkeit wurde von den ihm nahestehenden Parteigenossen bedauert. Friedrich Zyro, gewesener Professor, dann Pfarrer in Kappelen bei Aarberg, behauptete in einer öffentlichen Erklärung, er sei einmal von Schädelin kritisiert worden, wolle aber jetzt nicht zum Eselstritt ausholen, da ihm seinerzeit Vater Zschokke geraten habe, auf Zeitungsangriffe nicht zu antworten. Einen langen Brief schrieb Hans Schnell, der Gewaltige der Einunddreißiger Bewegung, und gab darin in deutschem, französischem, lateinischem und griechischen Ausdrücken seinem Unmut darüber Luft, daß das Blatt nun verwaist sein werde, „das einzige Blatt, welches mir fast in allen Tagesfragen entweder aus dem Herzen gesprochen oder Belehrung gewährt hat, — das einzige, welches nach meinem Urteile konsequent seinen Lauf nach dem unverrückten Leitstern der Wahrheit und des Rechts richtete, ohne nach der Weise der Fusionisten mit dem „τί ἐστιν ἀλήθεια" die Welt irre zu machen und damit als mit einer Fin de non recevoir entweder jede Erörterung wichtiger Fragen in nebelgraue Ferne hinauszurücken oder sie, wie die Radikalen, durch ihr einziges und letztes Argument, durch eine ungebührlich angemaßte ephemere vox populi für ein- und allemal entschieden wissen zu wollen."

Eine besondere Ehrung und eine Freude war es für Schädelin, als im Sept. 1855 die Zunft von Obergerwern ihn samt seiner Familie in sehr ehrenvoller Weise ins Burgerrecht von Bern aufnahm.

Schriftstellerisch beschäftigte er sich noch durch die im Sommer 1859 erfolgte Gründung der „Hirtenstimmen" zur Belehrung

---

[1]) „Bernerzeitung" 1857, Nr. 220, 222, 229, 232, 237, 239, 241. In einer „Offenen Erklärung" nannte sich der Fürsprecher Andreas Mathys als Angreifer.

[2]) „Armer Oberländer", spottete nicht lange nachher die „Bernerzeitung" (Nr. 121 vom 23. Mai 1858), „wie bist du gesunken! Es gab eine Zeit, wo dein Wort etwas galt im Lande, wo du Kraft hattest, wo du eine Leuchte für deine Partei warst. Jetzt gleichst du einem Kerzenstümpchen, das sein letztes Flämmchen aushaucht und dabei einen unangenehmen Geruch verbreitet."

und Erbauung der Gemeinden (Bern bei K. J. Wyß). Allein drei Monate nachher, am 3. Oktober, wurde er aus dieser irdischen Wirksamkeit durch den Tod abgerufen.

Im gleichen Jahre wurden 60 seiner besten Predigten unter dem Titel „Christus unser Heil" (Bern bei K. J. Wyß) von seinem Amtsbruder Ludwig, Pfarrer am Münster, veröffentlicht, als eine schöne Erinnerung an den geist- und kenntnisreichen Mann, dessen ganzes Leben Arbeit und eifriges Streben nach möglichster Vollkommenheit gewesen ist.

Quellen: Briefe und andere Schriftstücke, welche mir die Familie Schädelin in verdankenswerter Weise zur Verfügung stellte. — Ferner die im Verlauf der Darstellung angeführten Blätter, Zeitschriften rc.

J. Sterchi.

Alexander Ludwig von Wattenwyl.

1714—1780.

Geboren im Jahre 1714 als Sohn einer sehr angesehenen Berner Familie, wurde Alexander Ludwig von Wattenwyl im Jahre 1739 Mitglied der von Professor Altmann geleiteten deutschen Gesellschaft und trat später der helvetischen Gesellschaft bei, deren Präsident er 1766 wurde. Seit seinem Eintritt in den Großen Rat (1745) gehörte er bis zu seinem Tode im Oktober 1780 in verschiedenartigen Stellungen dem öffentlichen Leben an. So fiel ihm im Jahre 1749 die Aufgabe zu, in amtlichem Auftrag die Verteidigung der drei der Verschwörung Angeklagten, Henzi, Wernier und Fueter, zu führen. Von 1752—1758 versah er die Landvogtei Nidau, dann die Oberkommandatur des Münstertales. Seit 1762 war er Mitglied der Bibliothekkommission und des Schulrates und bekleidete zugleich die Stelle eines obrigkeitlichen Zensors. In diesen Stellungen wirkte er u. a. dafür, daß die bis jetzt geheim gehaltenen Chroniken der Stadtbibliothek zugewiesen wurden, wo sie der öffentlichen Benutzung zugänglich waren, und daß im Jahr 1778 Walther als Professor des vaterländischen Rechtes angestellt wurde. Seine Mußezeit widmete er ausschließlich dem Studium der vaterländischen, namentlich bernischen Geschichte. Im Laufe der Jahre vertieften sich seine Gedanken über den Wert der bisherigen historischen Leistungen.

namentlich durch den brieflichen Verkehr mit Bodmer, Schinz, Zurlauben, Salis und Iselin immer mehr; sein Glaube an die Zuverlässigkeit der Chroniken im allgemeinen war tief erschüttert und im besondern glaubte er manche Ueberlieferungen aus der ältesten Zeit Berns in das Gebiet der Fabel verweisen zu dürfen. Um so auffallender ist es, wenn er in dem bekannten Streite um die Existenz Tells gegen Haller für Balthasar Partei ergriff und dessen Streitschrift wegen ihrer großen Klarheit unbedingt lobte (Brief an Balthasar vom 25. Januar 1761). Vielleicht gebührt diesem Urteil nur der Wert eines freundschaftlichen Komplimentes; denn W. besaß ein zu ausgesprochenes kritisches Talent, das in seinen eigenen historischen Arbeiten in erfreulicher Weise zu Tage tritt. Sein Hauptwerk ist die 1754 zuerst erschienene « Histoire de la Confédération suisse », die in der ersten Auflage bis 1516, in der dritten bis 1603 reichte. Eine tüchtige Kenntnis der Chronisten und auch der Urkunden, — mit deren Samlung er sich durch Jahrzehnte beschäftigte —, sowie eine ruhige, sachliche Darstellung zeichnen vorteilhaft den Verfasser von manchen Zeitgenossen aus. Sein Werk erfreute sich auch großer Beliebtheit und erlebte eine doppelte Uebersetzung in das Deutsche.

Unter seinem handschriftlichen Nachlasse (Stadtbibliothek Bern) nehmen die Arbeiten « Histoire du gouvernement de Berne » und die « Histoire de la ville de Berne » unbedingt die erste Stelle ein. Er besaß die Fähigkeit, verfassungsmäßige Zustände aus den Urkunden heraus zu eruieren und zugleich auch den Mut, alte, liebgewordene Ueberlieferungen preiszugeben, wenn er sie als haltlos erkannt hatte. Er bearbeitete auch die Geschichte einzelner bernischer Landschaften, sammelte das Material für eine Münzgeschichte und beschäftigte sich mit der Herstellung einer historischen Karte der Schweiz während des Mittelalters. (Er ist nicht zu verwechseln mit dem Alexander Ludwig von Wattenwyl, der im Jahre 1767 von der Regierung beauftragt wurde, eine Karte des Kantons Bern aufzunehmen). Ein ausführliches Memorial über den Stand der Neuenburger Angelegenheit vom bernischen Gesichtspunkte aus verdient erwähnt zu werden (enthalten in einem Briefe an Balthasar vom 26. April 1768). Auch sonst fehlte es ihm nicht an guten Ideen: er hat als der Erste für die Errichtung einer schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft gesprochen (1747) und Balthasar gegenüber äußerte er, wie er ihm sein « Tableau du gouvernement de Berne » übersandte (1765): „Wir sollten der Schweiz ein Werk schaffen, welches uns lehrt, uns selbst zu kennen. Balthasar, Schinz, Zurlauben, Iselin, Salis und ich könnten dies unternehmen.“

Diese Geschichte der schweizerischen Verfassungen kam aber nicht zustande. W. gehört sowohl nach seinen Arbeiten wie nach seiner Erkenntnis zu den bessern Historikern, welche das 18. Jahrhundert aufweist.

Von ihm sind im Druck erschienen: «Lettres à Mr. de Rochat sur l'origine des ducs de Zéringuen» (Mercure de Neuchâtel 1746, p. 230—249, sept., und Journal helvétique 1747, p. 547—93, juin); „Verteidigungsrede für Henzi, Wernier und Fueter" (Journal helv. 1749, p. 118—129 août); „Brief an Bodmer über die ursprüngliche Freiheit der Stadt Bern". (Neueste Sammlungen vermischter Schriften. I, S. 3, S. 38—59, 1753); «Histoire de la Confédération suisse» 2 vol., Berne, 1754 (geht bis 1516). 2. Aufl. 1757 (geht bis 1531). 3. Aufl. 1768, Yverdon (reicht bis 1603); 1765 veröffentlichte er „Die bei Uebergabe der Landvogtei Nidau an seinen Nachfolger gehaltene Rede" (Nach einem Briefe an Balthasar vom August 1765. Die Rede konnte ich nicht finden); „Rede in der helvetischen Gesellschaft" (Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1766, S. 95—105); „Ueber die Staatsverfassung der Stadt und Republik Bern" (nach Wattenwyl's Tode veröffentlicht im schweizerischen Museum 1783, S. 148—171).

Quellen: G. Tobler, die Chronisten und Geschichtsschreiber des alten Bern, in der Festschrift zur Gründung Bern's 1891, S. 75—78. — G. v. Wyß, Geschichte der schweizerischen Historiographie, S. 303.

Dr. G. Tobler, Prof.

Daniel Böhlen.

1794—1854.

Daß eine geregelte, anhaltende Tätigkeit und Liebe zur Ordnung und zur Häuslichkeit auch denjenigen zu einem erfreulichen Lebensziele führen können, dessen Jugend weder Reichtum noch eine vornehme Abstammung begünstigten, dafür liefert Daniel Böhlen den Beweis.

Geboren im Jahre 1794 als der Sohn schlichter, braver Eltern zu Riggisberg, kam Böhlen als 15jähriger Jüngling nach Bern und wurde hier Mahlknecht bei dem Müllermeister Isenschmid. Im Jahr 1815 verheiratete er sich mit der Jungfrau Anna Krebs von

Wichtrach, gründete einen eigenen Haushalt und hielt ein „Mehlstübli" am Stalden. Im Juni 1818 brannten die sogenannten alten Mühlen an der Matte ab. Böhlen war im Falle, die neuerbaute Mühle zu übernehmen und war nun als angesehener Müllermeister tätig bis 1823. Zu gleicher Zeit besorgte er die Holzfuhr der burgerlichen Waldungen, ebenso die Leichenfuhren. Alle übernommenen Arbeiten und Pflichten führte er mit der größten Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit aus und erwarb sich damit die Achtung und Zuneigung weiterer Kreise seiner Mitbürger zu Stadt und Land.

Bald aber richtete er sein Augenmerk auf die Betreibung einer rationellen Landwirtschaft, zu der er von jeher große Neigung und viel Geschick gehabt hatte, und erwarb allmählich ansehnliches Grundeigentum auf dem Aargauerstalden, wo die ums Jahr 1842 erbauten Häuser noch heute nach seinem Namen genannt werden. Seine Freude an der Viehzucht und am rationellen Betrieb der Landwirtschaft in ihren verschiedenen Verzweigungen war vom besten Erfolge gekrönt. Böhlen galt als einer der ersten Viehzüchter und Landwirte weit und breit, und sein Viehstand zählte zum schönsten der ganzen Umgegend. Wohl wissend, wie wirksam das Auge des Meisters ist, war er stets selber tätig und leitete mit eigener Hand in verständnisvoller Weise alle großen und kleinen Arbeiten und Unternehmungen in Haus und Feld. So schwang sich Daniel Böhlen vom kleinen, unscheinbaren Anfang durch Fleiß und Ordnung, Nachdenken und eine natürliche Gewandtheit und kluge, aufmerksame Berechnung in allen seinen Geschäften zu einem blühenden Wohlstande und zu der Unabhängigkeit und Selbständigkeit eines der wackersten Bürger Berns empor. Was seinem Namen noch größere Ehre verlieh, war der Umstand, daß er in seinem Wohlstande die Dürftigen im Volke nicht vergaß und ein Vater der Armen blieb, der nie müde wurde, zu helfen und zu retten. Als er am 17. März 1854 seine Augen für immer geschlossen hatte, beklagten alle Schichten der Bevölkerung Berns einen herben Verlust.

Im selbigen Augenblick, als der Sarg des von Hunderten beweinten Mannes aus dem Hause getragen wurde, starb auch seine seit längerer Zeit kränkliche Gattin. Die zusammen gearbeitet und gewirkt, wurden nach vollbrachtem Tagewerk vereint der kühlen Erde anvertraut.

Daniel Böhlen hinterließ zwei Söhne, Friedrich und Rudolf, und zwei Töchter.

Quellen: „Bernerzeitung" 1854, Nr. 81. Erhaltene Mitteilungen.

J. Sterchi.



Christian Bigler.

1802—1848.

Unter den Magistratspersonen der sogenannten Regenerationsperiode nimmt auch Christian Bigler eine Stelle ein. In einfachen, ländlichen Verhältnissen aufgewachsen, entbehrte er zwar einer höhern wissenschaftlichen Bildung und besaß auch die Gabe nicht, vor einer Versammlung öffentlich zu sprechen, war aber ein redlicher, gewissenhafter und vom Volke hochgeachteter Mann. Die politische Bewegung von 1831 sah ihn als Notar, Amtsrichter und Gerichtsstatthalter in Worb. Vom Wahlkollegium Konolfingen wurde er in den Großen Rat und dann von der Regierung und den Sechszehnern zum Gerichtspräsidenten des genannten Amtsbezirks gewählt. Einige Jahre nachher, am 26. November 1836, ernannte ihn der Große Rat zugleich mit Johann Weber von Utzenstorf an Stelle des Präsidenten von Wattenwyl und des Vizepräsidenten Herrmann ins Obergericht. Im Jahre 1840 kam er in die Regierung und leitete das Bau- und Militärwesen. Die Verfassungsrevision von 1846 entfernte ihn, da er den Männern der Bewegung zu wenig radikal war und z. B. mit seinen Kollegen Neuhaus, Jaggi Johann, Weber, Steinhauer, Vandelier, Schmalz und Dähler gegen die durch einen Verfassungsrat vorzunehmende Revision gestimmt hatte, bei der Bestellung aus der neuen obersten Administrativbehörde. Im Sonderbundsfeldzuge zog er sich durch eine heftige Erkältung eine Krankheit zu, der er schon im Alter von 45¾ Jahren erliegen mußte. Auf seinem Grabstein bei der Kirche zu Worb steht, diese Notizen ergänzend, geschrieben: „Christian Bigler von Worb, gew. Reg-Rat und Oberstleutnant, geb. den 16. Mai 1802, gest. den 13. März 1848. Erkrankt im Feldzuge gegen den Sonderbund, genas er leider nimmer. Nach kurzer Weil von da zurück in unsre Rund, folgt seinem Tod des Dienstes Ehr. Sein Leben war Gott, dem Vaterland und den Seinen geweiht."

Quellen: Verfassungsfreund 1846, S. 179. Schweiz. Nationalzeitung 1846 Nr. 12.

J. Sterchi.

Franz Daniel Albrecht Jaggi.

1796–1870.

„Sonderbar, — indes sehr aufmunternd für die Landschaft: das kleine Gsteig im hintersten Winkel des Saanenlandes, arm, ohne Gemeinde — und ohne Burgergut, ohne Industrie, ohne Transit, ohne gute Primar-, viel weniger Sekundarschulen und dgl. weist gegenwärtig eine größere Anzahl höherer Staatsbeamte nach als keine andere Gemeinde des Kantons, die Hauptstadt ausgenommen. So liefert sie: Amts- und Amtsgerichtschreiber, Regierungsstatthalter, einen Gerichtspräsidenten, einen Regierungsrat, 2 Pfarrer und gar noch die Präsidenten der obersten Landesbehörden in Bern und Waadt. Denn Herr Schopfer, der neu erwählte Präsident des waadtländischen Großen Rates stammt ursprünglich aus Gsteig. Auch der Aargau hat höhere und zwei gelehrte Staatsbeamte von daher. Es gibt Amtsbezirke, sogar Munizipalstädte, sie sollen sich das merken." —

Ein solches Lob wurde im Jahr 1845 über die Ortschaft Gsteig am Fuße des Sanetsch ausgesprochen[1]). Der Regierungsrat, auf welchen hingewiesen wird, ist F. D. Albrecht Jaggi, geboren im Jahr 1796. Seine Bildung erhielt er an der Akademie in Bern, wurde hier 1821 als Notar, 1828 als Prokurator und 1832 als Fürsprech patentiert. An der politischen Bewegung des Jahres 1831 beteiligte er sich lebhaft. Sein Verhalten wird durch folgende Vorgänge beleuchtet. Als Mitglied des Großen Rates, wozu ihn das Kollegium der 200 erwählt hatte, beantragte er am 7. Februar 1832, einen Teil des groben Geschützes von der Stadt Bern aufs Land, d. h. in die größern Ortschaften, z. B. nach Thun, Burgdorf, Biel rc. zu verteilen, weil zu befürchten sei, daß das Landvolk bei einem allfälligen Reaktionsversuch, falls Ereignisse einträten, wie 1814 beim Sturz der Mediationsregierung, der in einer Nacht erfolgte, ohne Waffen wäre; eine von der Hauptstadt ausgehende Revolution solle man zum vornherein dadurch lähmen, daß man dem Volke draußen zur Gegenwehr die Mittel reiche. — Der Antrag wurde damals mit 102 gegen 17 Stimmen als erheblich der Regierung überwiesen.

Am 25. Juni 1832 behandelte der Große Rat das Pachtverhältnis über das bernische Postwesen. Die Familie Fischer besaß seit 1675

[1]) Bernerzeitung 1845, S. 142.

die Verwaltung desselben [1]). Die Pachtverträge mit der Regierung wurden jeweilen auf 15, später auf 12 Jahre abgeschlossen. Der letzte dieser Verträge ging vom 1. August 1820 bis 1. August 1832. Die (alte) Regierung hatte den Vertrag noch auf 4 Jahre, bis 1. August 1836, verlängert und nun verlangte die neue Regierung von den Herren Fischer den Eid, welchen aber diese verweigerten. In der weitläufigen Debatte darüber drückte sich Jaggi dahin aus, daß er jemandem, der den Eid verweigere, nicht eine Katze anvertrauen möchte, worauf ein Landmann erwiderte: „Das ist doch o gar wüst g'redt!"

Bezeichnend für ihn war auch die Haltung, welche er 1833 im Großen Rate bei der Beratung über einen neuen Bundesentwurf einnahm, als am 18. März die Frage über den Bundessitz zur Sprache kam. „Ob Bern diesen Vorzug verdiene?" fragte er gereizt, „das muß ich geradezu verneinen; denn Bern war Jahrhunderte lang Hauptstadt des größten und reichsten Kantons, genoß alle Vorteile einer solchen in vollem Maße und hat trotzdem den Landleuten keine Rechnung getragen und nicht das geringste Zeichen des Dankes für sie an den Tag gelegt." Dann sprach er sich für Zofingen aus, „das groß genug ist, um der Versammlung einer Tagsatzung und dem Sitz eines Bundesrates alle möglichen Einrichtungen dargeben zu können!" [2]).

Im Jahr 1835 trat Jaggi nach einer Niederlage, welche die radikale Partei erlitten, aus dem Großen Rate als Mitglied der Dotationskommission, der Polizeisektion des Justiz- und Polizei-, sowie des diplomatischen Departementes zurück, wurde aber bei der nächsten Wahlergänzung von den Landgemeinden Berns wiedergewählt, lehnte jedoch ab.

Am 21. August 1836 fand zu Münsingen eine vom sog. Nationalverein veranstaltete Volksversammlung statt zur Besprechung der Fremdenfrage. Daselbst drang Jaggi eifrig darauf, „den französischen Gesandten Montebello entweder wegzuweisen oder dem Präsidenten Tscharner zu verbieten, mit demselben nächtlich umzugehen," was natürlich große Heiterkeit erregte. Sein Bruder, Oberrichter Jaggi [3]),

---

[1]) Vergl. Bd. I, S. 365 hievor.

[2]) Art. 105 des betreffenden Bundesentwurfes sah Luzern als Bundesstadt vor. Der Reg.-Rat stellte den Antrag, Bern vorzuschlagen. Hans Schnell von Burgdorf, Fellenberg von Hofwyl u. a. sprachen für Luzern, „weil diese Stadt wegen den Grundsätzen der Julirevolution der Rival Zürichs und Berns war."

[3]) Christian Emanuel Jaggi, geb. 1794 zu Morsee, gest. am 18. Jan. 1868 in Thun, hatte, wie sein Bruder Albrecht, in Bern die Rechte studiert und prakti-

gab dem Antrag eine bessere Form dadurch, daß er verlangte, es möchte der Herr Bundespräsident aufgefordert werden, „seine Würde besser zu wahren".

Wiederum von den 200 erkoren, trat Jaggi im Jahre 1838 neuerdings in den Großen Rat ein, als die Brüder Hans und Karl Schnell wegen des Napoleonhandels sich von ihren öffentlichen Aemtern zurückgezogen hatten, und kam dann in die Regierung.

Welch eigentümlicher Grundsätze Jaggi manchmal verfocht, zeigte sich im Februar 1840 im Großen Rat bei der Behandlung eines kleinen Streites über die Rechte in den Wäldern beim Gurnigel. Er war damals Präsident der Forstkommission und stellte als solcher die Be-

---

zierte dann zuerst als Notar und Prokurator in Thun. Zuerst Oberrichter, nachher Regierungsstatthalter in Interlaken ward er 1844 Landammann (Präsident des Großen Rates). In seiner Amtsführung gebührte ihm das Lob eines pflichttreuen, eifrigen Beamten. In Interlaken überwarf er sich mit dem Rechtsagenten und Unterstatthalter Johann Michel, der wegen Ungehörigkeiten hatte „ausschwören" müssen, aber das Amt wiederbetrat, und geriet deshalb in Streitigkeiten. Im Januar und Februar 1845 präsidierte Jaggi als Landammann die wichtigen Großratssitzungen, in welchen über die Jesuitenfrage verhandelt und u. a. beschlossen wurde, die bernischen Gesandten sollen dahin wirken, daß die Jesuitenfrage zur Bundessache erklärt werde und die Tagsatzung den Orden ausweise. Im gleichen Jahre wählte ihn Interlaken wieder in den Großen Rat und letzterer ernannte ihn an Stelle des austretenden Tavelhofer neuerdings zum Mitglied des Obergerichts. Als sich im März 1846 die Wähler der Stadt Bern auf der Plattform zur Wahl von 7 Verfassungsräten versammelten, wurde außer Dr. Joh. Rud. Schneider, Reg.-Statthalter Sybold u. a. auch Oberrichter Jaggi zum Mitglied des Verfassungsrates erkoren. —

Mit Albrecht und Emanuel Jaggi von Gsteig ist nicht zu verwechseln ihr Zeitgenosse Johannes Jaggi von Reichenbach bei Frutigen, Jaggi älter. Vergleiche Band IV., Seite 614 der „Sammlung bernischer Biographien." Seine Wahl in den Großen Rat vom Jahr 1831 erfolgte in Frutigen. In der Besorgung der von ihm übernommenen Beamtungen legte er nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen große Arbeitsamkeit, Umsicht, Leutseligkeit und Bescheidenheit an den Tag. Bei der Verfassungsrevision von 1846 und dem Sturz des Regiments Neuhaus wurde er aus der Regierung beseitigt und war von da an, wie übrigens verschiedene andere Liberale der Einunddreißiger-Periode, so Hans Schnell von Burgdorf, Bendicht Straub von Belp, Wilhelm von Fellenberg von Hofwil, Knechtenhofer von Thun u. a., ein Gegner des Radikalismus. Im Januar 1849 richtete er einen offenen Brief an Jakob Stämpfli (Schweizer. Beobachter Nr. 10, 11, 13), in dem er sein oppositionelles Verhalten rechtfertigte und namentlich den ungleichen Bezug der Vermögenssteuer in Frutigen hervorhob. Dadurch trug er das Seine bei zum Sturz der radikalen Regierung im Jahr 1850. Unter dem neuen (konservativen) Regiment war er Amtschaffner von Frutigen.

hauptung auf, „das Holz sei zunächst für die Anwohner gewachsen, so daß schon dieser Umstand Titels genug wäre, um für das Bedürfnis Holz zu nehmen". Der rechtsgelehrte Regierungsrat stieß zwar mit seinen Ansichten auf Widerstand; aber in der Folge erhielten doch die anstoßenden Gemeinden durch ein Kantonnement große Strecken Waldgebietes.

Einmal, es war im Frühjahr 1841 bei Anlaß von Wahlen in verschiedene Kommissionen, protestierte Alexander Funk, der Vizepräsident des Großen Rates, gegen die von dritter Seite getane Aeußerung, daß er Jaggis Schwager sei und verlangte eine Untersuchung darüber durch die Regierung und Sechszehner. Der Entscheid lautete dahin, Funk und Jaggi seien nicht verschwägert, „weil die Schwägerschaft nur zwischen dem einen Ehegatten und den Blutsfreunden des andern Ehegatten besteht." (Jaggis erste Frau war die Schwester Funks gewesen).

Im Jahr 1846 war Jaggi Mitglied des Verfassungsrates und ergriff bei den Verhandlungen öfters das Wort, ohne freilich weder als rednerisches Talent noch durch Geistesreichtum sich hervorzutun. Im Wahlkreis Signau wurde er in den Großen Rat gewählt und kam dann in die neue Regierung, wo er die Justiz- und Polizeidirektion und bald auch die Kirchendirektion zugeteilt erhielt. Letzteres geschah im Januar 1847. Die „Berner Volkszeitung" von Burgdorf bemerkte damals: „Wenn er die Kirche in Ruhe läßt, wie die Kirchen, so wird es so schlimm nicht gehen." Wie es ging, werden wir nachher sehen.

Wenn es richtig ist, daß die neue radikale Regierung sich das Volk durch verschiedene unkluge Maßregeln entfremdete, so darf beigefügt werden, Jaggi habe einen wesentlichen Anteil daran gehabt. Zu jenen gehörte die Gewährung eines Darlehens an die Waadtländerbank im Betrage von 200,000 Fr. welches Jaggi befürwortete.[1]) Es geschah dies in ganz eigenmächtiger Weise und war gesetzwidrig. Mit der Sache hatte es folgende Bewandtnis: In der Waadt waren 1845 politische Unruhen ausgebrochen, was eine bedeutende Erschütterung des Geldkredites zur Folge hatte. Die waadtländische Regierung gründete nun eine neue Bank, welcher aber die Kapitalisten aus Bedenken vor den radikal-kommunistischen Tendenzen der Regierung fern blieben. Deshalb wen-

[1]) Vgl. „Helvetia" polit.-lit. Monatsschrift, worin Prof. Dr. H. Türler einen bezüglichen Brief von Jaggi publizirt hat.

dete sich letztere an die bernische Finanzdirektion (Stämpfli) um ein Darlehen im angegebenen Betrage. Dem Begehren wurde aus politischen Gründen entsprochen, trotzdem im eigenen Lande das Geld rar war, und der § 27 der Verfassung die Anlage von Staatsgeldern außerhalb des Kantonsgebietes, wofern die Summe 10,000 Fr. überstieg, deutlich untersagte. Als die Angelegenheit im Großen Rate zur Sprache kam, verteidigte außer Stämpfli besonders der Justizdirektor Jaggi die Maßnahmen, allerdings sei die Regierung nicht befugt gewesen, allein: „Reglement hin, Reglement her![1]) In solchen Fällen würde ich gleich handeln.“ „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „hat die Regierung von Bern anno 1832 dem Kt. Baselland und 1845 dem Aargau, als es sich um den Loskauf der Gefangenen aus den Freischaarenzügen handelte, auch mit Fonds ausgeholfen; ich habe damals auch dazu gestimmt, und sei es für oder gegen das Reglement gewesen, so nehme ich die Sünde auf mich.“ „So ein Lamm zu haben, das der Welt Sünde trägt, ist köstlich,“ bemerkte daraufhin ein öffentliches Blatt, und die „Berner Volkszeitung“ (vom 24. März 1847) schrieb: Es könnte die Zeit kommen, wo es heißt: „Jaggi hin, Jaggi her!“ [2]) Dafür wurde diese Zeitung bald darauf auf Befehl des Justizdirektors polizeilich verfolgt.

Der Erwähnung wert ist die Haltung der Regierung gegenüber der neuen Bundesverfassung. Als der Entwurf dazu im Frühjahr 1848 im bernischen Regierungsrat zur Beratung gelangte, sprach sich Ochsenbein unbedingt dafür aus. Jaggi, Funk und Revel wollten „vorderhand“ eintreten, und Stämpfli und Stockmar lehnten ab, „was von der Tagsatzung kommt“, und verlangten einen Verfassungsrat. Diese Meinungsverschiedenheit veranlaßte ein Blatt zu der Aeußerung: „Der Justizminister Hinundher ist seinen Kollegen lästig und wird von ihnen als ein in die politische Rumpelkammer gehöriges Möbel betrachtet.“

Mit der Geistlichkeit stand der Kirchendirektor Jaggi nicht auf gutem Fuße. Die Berufung des freidenkerischen Professor Zeller an den theologischen Lehrstuhl der Hochschule, die zwar nicht von Jaggi selbst ausgegangen war, erregte unter den positiven Pfarrern und

[1]) Es ist das Bankreglement gemeint.

[2]) Wenn Jeremias Gotthelf in „Jakobs Wanderungen“ sagt, des Radikalismus Wahlspruch sei: „Ehe hin, Ehe her! — Eid hin, Eid her! — Teufel hin, Teufel her! — nur nicht: Geld hin, Geld her! und nicht: Dünkel hin, Dünkel her!“ so ist dies wohl eine Anspielung auf Jaggi. (Vergleiche Dr. Lötscher, Jeremias Gotthelf als Politiker.)

unter dem Publikum in allen Landesteilen eine bedeutende Bewegung. Zeitungen, wie der „Guckkasten,“ der „Unabhängige“ u. a. trieben mit den christlichen Grundlehren ihren Spott, ohne daß höhern Orts dagegen etwas getan wurde. Die Pfarrer aber, welche ihrer Ueberzeugung gemäß redeten oder handelten, wurden verfolgt, worüber hier folgende Beispiele: Im Herbst 1847 stellte der Gemeinderat von Kerzers einem dortigen Bürger ein Zeugnis aus, das von der obern Behörde legalisiert werden mußte. Im gedruckten Formular war der betreffende als „Burger“ bezeichnet. Später wurde das Zeugnis dem Ortspfarrer zugestellt und ihm bemerkt, der Ausdruck „Burger“ sei eigentlich nicht richtig, worauf der Pfarrer eine Korrektur anbrachte. Nun erhielt der Justizdirektor Kenntnis davon und veranlaßte über den Pfarrer „wegen Fälschung einer öffentlichen Urkunde“ eine gerichtliche Untersuchung und vorläufige Einstellung im Amte[1]). Der Pfarrer, Emanuel Fueter in Trubschachen, später in Oberbalm, ward (von einem Lehrer) angeklagt: „in der Predigt nach dem Einzug der Reservedivision ins Entlebuch über Amos 8, 10 und 11 aufreizende Dinge gesagt und mich auf die Seite des Sonderbundes wider die Eidgenossen gestellt zu haben, während ich eine reine, ernste Bußenpredigt hielt, aber ohne geschriebenen Aufsatz und ohne alle politische Absicht. Endlich verurteilte mich am 3. März das hiesige Amtsgericht zu 1 Jahr Einstellung und den Kosten. Fetscherin in Trub ist auch in großer Gefahr, entweder abberufen oder gar aus dem Ministerium gestrichen zu werden wegen Aeußerungen im Privatgespräch, die verdreht worden, wie die Justiz, wenn sie will, alles herausfinden kann. Auch ihm geschieht himmelschreiendes Unrecht, und er ist mit seinen 7 Kindern sehr

[1]) Komischer, als dieser, wirkte um die gleiche Zeit folgender Vorfall. Am 17. Oktober 1847 wollte die Berner Liedertafel in der Hl. Geistkirche ein Konzert geben und lud am Tage zuvor das Publikum zu einer Zusammenkunft nach der Aufführung ins „Tivoli“ (eine Wirtschaft beim Hirschengraben) ein. Nun benutzte ein fröhlicher Kauz, Commis in der Buchdruckerei Jenni, Vater, und Mitglied des genannten Vereins, die Presse seines Prinzipals, sowie seinen Mutterwitz, um den Freunden gleich ein lustiges Programm zukommen zu lassen. Davon erhielt der Justizminister Kenntnis und witterte in dem bezeichneten „Tivoli“ irgend eine Verschwörung, da ihm nämlich ein boshafter Denunziant das Wort als ein kuhspanisches erklärt hatte, das soviel wie „Krawall“ bedeute und um so gefährlicher ausgelegt werden müsse, als eben des Sonderbundsfeldzuges wegen im benachbarten Turngraben verschiedenes Kriegsmaterial lag. Daher wurde die löbliche Polizei in Tätigkeit gesetzt und Vater Jennis Offizin an der Metzgergasse 96 durchsucht, Jenni selbst samt dem lustigen Commis hinter Schloß und Riegel gebracht, bis die Liedertafel sich für den Programmfabrikanten sowohl wie für den Drucker verbürgte und nicht ermangelte, den ganzen Regierungsrat zu der Gesangs-Aufführung einzuladen.

zu bedauern. Alles wird aufs Gebiet der Politik gezogen"[1]). Der ehrwürdige Pfarrer Baggesen am Münster in Bern und andere Geistliche wurden einmal amtlich zur Abgabe des Manuskriptes zu ihren Predigten aufgefordert und das Publikum zu Aeußerungen über die Predigtweise veranlaßt in der Absicht, Klagen zu veranlassen. Als der Dekan und Professor Karl Wyß (vorher Pfarrer in Bümpliz) den durch Verurteilungen betroffenen Amtsbrüdern in der Weise beistehen wollte, daß er durch ein Zirkular zu Unterstützungsbeiträgen einlud, wurde auch er auf Antrag des Kirchendirektors Jaggi durch die Regierung als Dekan eingestellt und wegen „Amtsmißbrauch" dem Gericht überwiesen. Wyß wurde zwar freigesprochen; aber dieser und ähnliche Vorfälle verursachten viel Unwillen und zeigten, daß die Behörde in den Geistlichen nicht selbständige Männer ehrte, sondern an ihnen charakterlose Willfährigkeit haben wollte und die Behauptung, der „Amtsmißbrauch" liege auf ihrer (der Behörden) Seite, nicht ohne Grund aufgestellt wurde (Biedermann, Kirche der Gegenwart). Eine Zeitung behauptete, „Regierungsrat Jaggi übe in Kirchensachen mehr Gewalt aus, als seit Gründung des bernischen Freistaates je in der Hand eines einzigen Mannes vereinigt war."

Von seinen Parteigenossen nurmehr schwach gehalten,[2]) wurde Jaggi von seinen politischen Gegnern um so leidenschaftlicher befehdet, in den Zeitungen bald in prosaischer, bald auch poetischer Form. „Ein neues Lied" z. B. („Schweizer. Beobachter" 1848 Juli) befaßte sich wie folgt mit ihm:

---

[1]) Brief Fueters an Pfarrer Schädelin in Frutigen vom 12. Mai 1848. In einem spätern Briefe schreibt Pfarrer Fueter: „Du wirst dich wundern, daß ich Drechsler geworden. Daran ist zum Teil meine Einstellung Schuld. Denn da habe ich angefangen, den Drehstuhl, den ich vom Papa hieher gezügelt, fleißiger zu benutzen, freilich ohne Lehrmeister, und jetzt wäre es eine große Entbehrung für mich, ihn zu lassen" u. s. w.

[2]) Als Jaggi einmal beantragte, gegen den Religionsspötter Friedrich Jenni gestützt auf § 8, 10, 12 und 15 des Preßgesetzes einzuschreiten, widersetzte sich Stämpfli und bemerkte, die Geistlichkeit müsse sich auch Kritik gefallen lassen, die Advokaten müßten es auch geschehen lassen; übrigens sei Preßfreiheit. Stockmar unterstützte Stämpfli, worauf der Große Rat die Anträge des Justiz- und Kirchendirektors zurückwies; dieser glaubte, sich entschuldigen zu müssen, wenn er seine Pflicht tue, „dies wird mir hoffentlich niemand übel nehmen," meinte er.

„Es lebt ein Tierlein wohl auf Erden,
Des Name heißet Hinundher,
Mag schwerlich rubrizieret werden,
Weil es nicht Affe ist, noch Bär,
Nicht Fuchs, nicht Kalb, nicht Krokodill,
Doch weint es oft und frißt sehr viel. —
— — — — — — — — — —
O geh doch wieder an dein Oertchen,
Nicht hin und her, nein hin, woher! — “

Eine drollige Anekdote datiert vom Mai 1848, als Jaggis Kollege Ulrich Ochsenbein noch auf der Höhe seines Ansehens stand. Eines Tages trug jenem ein Kolporteur das wohlgetroffene Bildnis Ochsenbeins an. Jaggi: „Aes isch scho rächt u schön; aber was söll i mit däm Ochsebei mache? J gseh ja d'r Herr Ochsebei alli Tag uf em Rathus!“

„Der Schweizer. Beobachter“ vom Februar 1849 berichtete: „Im verflossenen Herbst (1848) habe der Polizeidirektor zwei Landjäger mit der Bettagsproklamation in der Hand in die Münsterkirche geschickt, um zu lauern, ob der Pfarrer die Bettagsproklamation getreu, d. h. ohne ein Wort auszulassen, ablese. „Bigott, är het all's abg'läse,“ sagte nachher ein Diener der hl. Hermandad zum andern, und so berichteten sie der Polizeidirektion. Riecht solches nicht nach einer Falle, ähnlich wie das jüdische Polizeiministerium in Jerusalem, das seine Laurer aussandte, um dem Herrn eine geheime Falle zu legen? Evviva Alberto Giaccomo, spado di Berna.“ —

Im August 1849 erklärte Jaggi seinen Austritt aus der Regierung, war aber „einstweilen noch eine politische Notwendigkeit“ und mußte, da der an seine Stelle vom Großen Rat am 16. Oktober gewählte Oberrichter Steiner ablehnte, seine Tätigkeit fortsetzen, bis der definitive Nachfolger, Regierungsstatthalter Känel in Aarberg, am 1. Dezember sein Amt als neuer Justiz- und Kirchendirektor antrat. Den Grund seines Rücktrittes aus der Regierung soll Jaggi einem Großratsmitgliede mit den Worten geschildert haben: „er heig's bi däm Pack unmüglich meh länger chönnen ushalte.“ Auf den Tag seines Rücktrittes wurde ein „Rundgesang, am Mittagsschmause des 1. Dezember zu singen“ verbreitet, in dem die Strophe vorkam:

„Da heut der alte Knochenhauer mit unserm Jaggi punktum macht,
So werde ihm statt aller Trauer ein Gläschen Wein aufs Grab gebracht,
Dies nehm' er als Viaticum hinüber ins Dänikuinm.“

Damit war auf Dännikofen, ein Landgut bei Ostermundingen, angespielt, das er angekauft hatte und auf das er sich nun zurückzog.

um es zu bewirtschaften, wie weiland der Römer Cincinnatus, der nach Besiegung der Feinde des Vaterlandes seine Zuckerrübenfelder bebaute.

Jaggi wurde übrigens von der Regierung in verschiedenen öffentlichen Angelegenheiten noch zu Rate gezogen und z. B. in die Direktion des Inselspitals gewählt, und er selbst machte bei seinem Rücktritte im Amtsblatt bekannt, daß er „zur Schlichtung und Vermeidung von Prozessen jedermann, der sich an ihn wende, behülflich sein werde," eine Tätigkeit, die dem Manne alle Ehre machte.

Als Landwirt suchte er seinem Gute Dännikofen den größtmöglichen Ertrag abzugewinnen und interessierte sich zudem um alle Fragen des öffentlichen Wohles. Im Juli 1854 publizierte er in den „Bernischen Blättern für Landwirtschaft" eine Reihe von Artikeln über Moosentsumpfungen und rief in der „Bernerzeitung" (Nr. 238 von 1854) einem Entsumpfungsgesetz, wozu er bereits im Jahr 1847 einen Entwurf ausgearbeitet habe. Nicht ohne Interesse ist die Uebersicht über die vom Staate Bern damals bereits erfolgten Leistungen für Entsumpfungen (Bernerzeitung 4. März 1855), abgesehen von Ostermundingen, wo im Winter 1847/48 über 100 Jucharten entsumpft worden sind:

Fraubrunnenmoos	945	Juch.,	kosten	den	Staat	137,804	Fr.
Bätterkinden	400	„	„	„	„	37,000	„
Konolfingen	320	„	„	„	„	26,123	„
Bleienbach	400	„	„	„	„	17,000	„
Brienzersee Tieferleg.	3500	„	„	„	„	170,000	„
Gürbekorrektion	4000	„	„	„	„	350,000	„
Signaumoos	600	„	„	„	„	60,000	„
Schönbühl	1300	„	„	„	„	70,000	„

ferner Krauchtal 100 Juch., Stettlen 140 Juch. (ohne Staatsbeitrag), Limpach 3000 Juch., Wengi 500 Juch., das große Moos im Seeland nicht inbegriffen. In seiner Vorstellung an den Regierungsrat sucht Jaggi die Ansicht, daß die auf Mösern wachsende Lische von wesentlichem Werte sei, zu widerlegen und hob hervor, daß nicht nur die Privaten, sondern namentlich auch der Staat ein Interesse an solchen Unternehmungen haben, weil entsumpfte Gegenden mehr Grundsteuer abwerfen und die Armenlasten sich vermindern.

Jaggi war Mitglied der bernischen ökonomischen Gesellschaft und gehörte ihrem Ausschusse an. Als es sich im Jahre 1856 in Bern um die Frage handelte, wo der Viehmarkt den geeignetsten Platz fände, trat er lebhaft für die Interessen der untern Stadt ein und bewirkte,

daß er in deren Nähe verlegt ward. Auch regte er durch eine Eingabe an den Großen Rat ein neues Wasserbaugesetz an und interessierte sich 1857 lebhaft um die gesetzliche Regelung des Armenwesens. Zur rationellen Verminderung der Armennot machte er Vorschläge, die nicht bloß auf die Hebung, sondern auch auf die Einführung neuer Gewerbe lossteuerten. So bekundete er den guten Willen, zur Förderung des allgemeinen Wohles das Seinige beizutragen, obschon seine Anregungen oft mehr den Theoretiker als den praktischen Volksmann erkennen ließen, wie es u. a. der Fall war mit seinem in der Hauptversammlung der „Oekonomischen" vom Oktober 1856 eingebrachten Antrage, alle vereinzelten und verstückelten Güter durch den „Austausch der Besitzer" zu arrondieren.

Jaggi starb im Alter von 74 Jahren am 28. April 1870. Weist auch sein vielbewegtes Leben keine großen Taten auf, so ist es doch mit einem wichtigen und interessanten Zeitabschnitt unserer vaterländischen Geschichte verknüpft, und der Bürger des kleinen Gsteig hat, wenn er sich auch in manchen Dingen irrte, durch sein Streben nach Vervollkommnung nicht umsonst gelebt.

Quellen: Verschiedene Zeitungen und Schriften der in Frage stehenden Periode. Sie sind im Verlauf der Darstellung genannt.

J. Sterchi.

Friedrich Tschanz
1834—1903.



Es bildet freilich einen scharfen Gegensatz zu dem schlichten Sinne, von welchem der Mann beseelt war, dessen wir hier gedenken, wenn sein Name und sein Wirken zum Gegenstand einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Darstellung gemacht wird. Immerhin glauben wir, weder das Gefühl der Pietät zu verletzen, noch anderseits den Raum der „Sammlung bernischer Biographien" ungebührlich in Anspruch zu nehmen, wenn wir das Andenken an Regierungsstatthalter Tschanz von Thun frisch erhalten.

Friedrich Tschanz wurde am 11. Dezember 1834 als Sohn des Jakob Tschanz und der Anna geb. Oppliger in seiner Heimatgemeinde Sigriswil geboren. Sein Vater war Obmann jener großen Berggemeinde, ein achtbarer Bauersmann, der dort auf Bergeshöhe mit Eifer dem mühsamen landwirtschaftlichen Beruf oblag und zugleich in führender Stellung die Geschicke der Gemeinde lenken half. Der Bauer ist wahrlich dort nicht auf Rosen gebettet, wo den steilen Abhängen nur durch harte Arbeit ein Ertrag abgewonnen werden kann. Allein gerade da, wo der Mensch einen besonders hartnäckigen Kampf mit den feindlichen Naturgewalten führen muß, wächst auch ein mannhaftes Geschlecht heran; da trifft man vielfach starke Charaktere an, die, auch wenn sie später in mildern Gegenden und in weniger rauhen Verhältnissen sich weiter entfalten, doch ihre ursprüngliche Kraft, Einfachheit und Geradheit beibehalten. Ein solcher Charakter sollte der in freier Bergesluft aufgewachsene Jüngling, Friedr. Tschanz, werden. Von dem in Gemeindeangelegenheiten vielfach beschäftigten Vater scheint der Sohn das Interesse für das öffentliche Leben in Gemeinde und Staat geerbt zu haben. Des Vaters ernstes Führen dauerte freilich nicht bis zur Mündigkeit des Sohnes; Friedrich Tschanz mußte im Verein mit seinen Brüdern schon früh selbsttätig in den Haushalt eingreifen.

Nachdem der Jüngling die Schule seines Heimatdorfes absolviert hatte, trat er bei einem Notar in die Lehre und wurde gegen Ende der Fünfzigerjahre Audienzaktuar auf dem Regierungsstatthalteramt Thun. Von dort siedelte er nach Bern über, um sich daselbst zum Notar auszubilden. In den einfachsten Verhältnissen lebend, lag er mit großem Fleiße seinen Studien ob und erlangte im Jahre 1860 das Patent als Notar und Amtsnotar. Er eröffnete in Thun ein Notariatsbüreau und arbeitete in seinem eigentlichen Berufe bis zum Jahr 1867. Sein Büreau erfreute sich lebhaften Zuspruches, da jeder Klient wußte, daß seine Geschäfte in den bewährten Händen eines ernsten, peinlich gewissenhaften Mannes lagen. Das folgende Jahr wurde für seine fernere ehrenvolle Laufbahn entscheidend. Der damals schon mit einer ersten Ehren- und Vertrauensstellung als Amtsgerichtssuppleant betraute Mann ward zum Gerichtspräsidenten des Amtes Thun gewählt. Von jenem Jahre an war und blieb sein Posten in dem hochgelegenen Schlosse, und während 35 Jahren hat er dort dem Staate Bern und dem Amte Thun in mustergültiger Weise gedient. Am 1. Januar 1873 vertauschte F. Tschanz das Amt des Gerichtspräsidenten mit demjenigen des Regierungsstatthalters. Auch in dieser

neuen Stellung erwarb und bewahrte er sich bis zu seiner Demission einen geachteten Namen. Sowohl die oberste kantonale Behörde, die er vertrat, als die Bevölkerung des Amtes Thun mußte in dem Manne den Beamten ehren, der in genauester Pflichterfüllung und mit unbestechlicher Rechtlichkeit und Gerechtigkeit sein Amt versah. Daß er nicht lauter Freunde und Anhänger hatte, dient ihm nicht zur Unehre; es liegt in diesem Umstande der sprechendste Beweis für die Unabhängigkeit seines Charakters. Mochten etwa die Behörden, oder mochte die Bevölkerung bald da bald dort etwas anders gewünscht haben im Auftreten und Vorgehen des Beamten, — nie konnten sie gerechtfertigterweise in seinen guten Willen und in seine Unparteilichkeit Zweifel setzen. Der Mann, der die allerstrengsten Anforderungen an sich selbst stellte, der mit eiserner Energie seiner Pflicht lebte und derselben jegliche Bequemlichkeit und Zerstreuung unterordnete, durfte sich wohl für berechtigt halten, von andern bedingungslose Unterordnung unter den Gesetzeswillen, Selbstverleugnung, zu verlangen. Er tat dies den Seinen wie der Allgemeinheit gegenüber. Ordnung in seinem Privatleben, Ordnung in seinem Haushalte, Ordnung in der Gesellschaft, sie handhabte er oder betrachtete er als etwas Selbstverständliches. Das Amt als Regierungsstatthalter nahm den Mann infolge seiner Gewissenhaftigkeit natürlich sehr in Anspruch; trotzdem fand er noch Zeit, dem öffentlichen Wohl in andern Stellungen zu dienen. Bei der Gesamterneuerung des Großen Rates im Jahr 1878 wurde Friedrich Tschanz im Wahlkreis Hilterfingen-Sigriswil als Großrat gewählt; indessen erklärte er seinen Rücktritt, sobald seine Wiederwahl als Regierungstatthalter stattgefunden hatte. Die Bevölkerung desselben Wahlkreises wählte ihn anläßlich der Verfassungsrevisionskampagne (1883—1885) in den Verfassungsrat. Friedr. Tschanz versah lange Jahre das Amt eines Vizepräsidenten des Zentralkomitees des „Bernischen Hülfsvereins für Geisteskranke". Er war Präsident des Verwaltungsrates der oberländischen Armenverpflegungsanstalt Utzigen, und funktionierte als Präsident der Bezirksversammlung der Anstalt Gottesgnad, Filiale Spiez. Er war Verwaltungsratsmitglied der kantonalen Brandversicherungsanstalt, ebenso Mitglied des Verwaltungsrates der Dampfschiff-Gesellschaft für Thuner- und Brienzersee. Zu all diesen Stellungen drängte er sich nicht hinzu; das Vertrauen der Behörden und seiner Mitbürger rief ihn auf die z. T. verantwortungsvollen Posten, und er hat wahrlich jenes Vertrauen nicht getäuscht. Ueberall arbeitete er sich mit ungewöhnlichem Ernst und seltener Pflichttreue in die Obliegenheiten seiner Aemter ein, und überall ward

in Rat und Versammlung auf sein wohlerwogenes und treffendes Wort geachtet. Friedrich Tschanz sprach und handelte immer nur seiner innersten Ueberzeugung gemäß; an Unannehmlichkeiten konnte es ihm darum nicht fehlen. Den Gemeindebehörden des Amtes Thun war er jederzeit ein wohlwollender Berater. An Anerkennung hat es denn auch namentlich von seiten dieser Kreise nicht gefehlt. Von dem Vertrauen, welches ein großer Teil der Bevölkerung, zumal maßgebende Persönlichkeiten, wie in der Stadt so auf dem Lande, dem Regierungsstatthalter entgegenbrachten, legt eine Versammlung von ca. 40 Männern der öffentlichen Tätigkeit aus allen Bezirken des Amtes Thun beredtes Zeugnis ab, welche bei Anlaß seiner Demission (infolge der Wahl seines jüngsten Sohnes zum Gerichtspräsidenten von Thun) folgende Kundgebung an ihn richtete: „Die heutige Versammlung fühlt sich gedrungen, Ihnen die vieljährigen und treuen Dienste bestens zu verdanken; sie bezeugt Ihnen auch volles Zutrauen und alle Anerkennung für Ihre ausgezeichnete und pflichtgetreue Amtsführung. Die Versammlung würde Ihren Rücktritt sehr bedauern."

Friedrich Tschanz gehorchte einem innern Drängen und hielt an seiner Demission auf 31. Dezember 1903 hin fest, obschon es ihm schwer ward, einer Tätigkeit zu entsagen, welche ihm troß allen damit verbundenen Mühen und Unannehmlichkeiten so vertraut und lieb geworden war. Er selbst und die Seinigen sahen dem Wechsel in seiner äußern Lebensstellung nicht ohne Bangen entgegen. Seit einer schweren Krankheit, welche er in den Jahren 1886/87 durchgemacht, und welche ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte, nahm er alles besonders schwer auf; Kleinigkeiten konnten zuweilen die Tiefe seiner Seele aufwühlen; seine allzeit ernste Lebensauffassung wurde noch ernster. Ein gütiges Geschick rief ihn indessen mitten aus seiner gewohnten Tätigkeit, bevor der Zeitpunkt seines Abschiedes vom Schlosse da war. Nach kurzer Kränklichkeit machte am 11. Dezember 1903 ein Hirnschlag seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. Die Beerdigungsfeier in der Kirche bewies noch einmal öffentlich, daß des Verstorbenen Charakter und Tätigkeit in weiten Kreisen gewürdigt und geschätzt wurde; sie bewies, daß die Hinterlassenen, die um das Wohl der Ihrigen ebenfalls treubesorgte Witwe, Frau Rosina geb. Hofmann, mit welcher sich Friedrich Tschanz im Jahre 1863 verehelicht hatte, und neun Kinder samt ihren Angehörigen ihren Schmerz mit einer ausgedehnten trauernden Gemeinde teilen durften.

Friedrich Tschanz hat vornehmlich als pflichtgetreuer Beamter sich allgemeine Achtung erworben; er steht in dieser Hinsicht, wir dürfen

es ohne Uebertreibung aussprechen, als Vorbild da. In die Oeffentlichkeit trat er nur, wenn es galt, ein gutes, gemeinnütziges Werk zu unterstützen, demselben seine Dienste zu leisten. Für bloße Repräsentation hatte er als guter, schlichter Republikaner kein Verständnis. In der Politik trat er wenig — und immer weniger hervor. Er verfolgte zwar die politischen Ereignisse und Entwicklungen mit großem Interesse; er hatte seine ganz bestimmten politischen Ziele und Ideale, aus denen er kein Hehl machte; aber er suchte diese Ziele und Ideale nur als einfacher Schweizerbürger zu verwirklichen. Weil er sich jederzeit seine eigene Meinung innerlich erkämpfte, achtete er auch jede aufrichtige gegnerische Anschauung, die sich des Volkes Wohl zum Ziele setzte.

Das Lebensbild des verstorbenen Regierungsstatthalters von Thun würde aber einen großen Mangel aufweisen, wenn wir die Stellung des Mannes zu Religion und Kirche unbeachtet lassen würden.

Friedrich Tschanz war ein durch und durch religiöser Charakter. Die religiöse Weltauffassung war bei ihm nicht etwas Angelerntes; sie war ihm das Selbstverständlichste, was es gibt. Seine Frömmigkeit hatte nichts Weichliches, Verschwommenes an sich; sie war die Kraft, welche alle die Mannestugenden nährte, die jedermann an ihm achten mußte. Er trug seine religiöse Gesinnung nicht zur Schau, scheute sich aber auch in keiner Weise, von ihr Zeugnis abzulegen. Den Gottesdienst versäumte er nur, wenn er wirklich verhindert war, ihn zu besuchen. Den Vertretern der Landeskirche war er ein wohlmeinender Freund und Berater. Seine Funktionen bei Installationen und andern kirchlichen Anläßen übte er würdig und ernst aus. Nichts ertrug er weniger als leichtfertige Urteile in religiösen Angelegenheiten und Fragen. Wie Friedrich Tschanz in politischen Dingen im guten Sinne des Wortes konservativ dachte, so fühlte er sich auch in kirchlich-religiöser Beziehung eher zum Standpunkt der „Rechten" hingezogen. Daß sein Standpunkt aber durchaus kein einseitiger war, daß er überall echte Religiosität zu schätzen wußte, und daß er Andersdenkenden volles Vertrauen auch nach dieser Richtung hin einflößte, das beweist sein freundschaftliches Verhältnis und sein sehr gutes Einvernehmen mit dem einstigen Führer der „Reform", mit Alb. Bitzius sel., der als Regierungsrat oft und gern im Schlosse Thun mit Regierungsstatthalter Tschanz zusammentraf. Die beiden edelgesinnten Männer, jener ein feuriger Idealist, dieser ein viel nüchterner denkender Mann aus dem Volke, fühlten ihre innere Verwandtschaft. Beide liebten ihr Volk, und beide erkannten in einer von bloßem Bekenntnis unabhängigen, tiefwurzelnden, schlichten Frömmigkeit die Quelle der Wohlfahrt für den Einzelnen wie für die Gesamtheit.

Das reiche Gemüt, das in Friedrich Tschanz wohnte und das stets durch jene reine Quelle echter Religiosität gespiesen wurde, verhinderte denn auch, daß der vielbeschäftigte Beamte in bloße Routine und knöchernen Formalismus sich verlor. Wo die Strenge des Gesetzes am Platze war, da wurde sie ohne Rücksicht auf die Person gehandhabt. Wo die Not zu Hause war, wo sie und andere traurige Verumständungen zu einem Konflikte mit dem Gesetze führten, da hörte der Regierungsstatthalter auch auf die Stimme des Herzens, ohne seine Pflicht zu vergessen.

Regierungsstatthalter Friedrich Tschanz entfaltete eine segensreiche Tätigkeit nur in einem kleinen Gebiete unseres Vaterlandes; aber da wirkte er mit Einsetzung all seiner Kräfte. Den Kern seiner Bedeutung hat Pfr. Straßer in Grindelwald in seinem poetischen Nachruf uns enthüllt. Wir lassen das Gedicht hier folgen:

Zum ersten Mal — es war vor manchem Jahr —
Zu Bern im Rat ward seiner ich gewahr.
Er fiel mir auf, ich stund in seinem Bann,
Des Herzens Stimme sprach: Das ist ein Mann!

Und nachher überall und jederzeit
Sah ich ihn eifrig seinem Amt geweiht,
Und immer mehr ich Hochachtung gewann
Vor seinem edlen Wert: Das ist ein Mann!

Ein Sohn des Volks, aus knorrigem Geschlecht,
Schritt er des Weges aufrecht, schlicht und recht,
Charakterfest, und war er dann und wann
Rauh und von barschem Wort: Er war ein Mann!

Und hat gezeigt ein goldenes Gemüt,
Dem, der den Kern zu finden sich bemüht.
Wer ist ein rechter Mann? Der beten kann
Und seiner Seele lebt: Er war ein Mann!

Wie blieb er stets dem Volke zugetan,
Nahm sich der Armen und der Kranken an!
Um ihn zum Danke manche Träne rann:
„Ach, unser Vater starb mit diesem Mann!"

Die Besten sterben . . . Herr, laß immerdar
Dem Bernervolk erstehen eine Schar.
Wo man vom Erst- und Letzten sagen kann
Wie von dem sel'gen Freund: Ein ganzer Mann!

Quellen: Zeitungsnotizen und persönliche Erinnerungen.

E. Herdi-Tschanz, Pfarrer in Walperswil.

Matthäus Zurbuchen.
1845–1902.



In den blinkenden Smaragdspiegel des Brienzersees schaut hart am Rande des rechten Ufers aus stiller Höhe durch die Kronen mächtiger Schattenbäume eine Kirche hernieder. Es ist das Gotteshaus von Ringgenberg — einst Burg Ringgenberg, berühmt durch ein ritterlich Geschlecht, das im Mittelalter den deutschen Kaisern Heerfolge nach Rom und ins heilige Land geleistet, berühmt auch durch einen Minnesänger: Johann von Ringgenberg.

Laß dich, Wanderer, die Mühe nicht verdrießen, vom hochgelegenen Dorfgrunde noch die steile, hohe Treppenflucht zur Kirche hinanzupilgern. Hinter derselben findet sich zwischen ihren Rückmauern und der etwas weiter ab stehenden Turmruine ein winziger Friedhof eingeklemmt, so seltsam, wie er wohl nicht gar zu oft im Schweizerlande vorkommen mag. Ein Riesennußbaum wölbt sein Schattendach über diese Totenstätte, Rosen ranken üppig durch die zerbröckelnde Umfassungsmauer. An den Turm im Hintergrunde lehnt sich ein baumstarker Epheustamm an, der mit seinem Gezweige bis zur höchsten Zinne geklettert ist, im blinden Triebe himmelwärts.

In dieser engen Umfriedung, zwischen gepflegten und vergessenen Gräbern ragt ein Mal empor, das mit der lakonischen Kürze eines Epitaphs den Inhalt eines Lebens wiedergibt:

Matthäus Zurbuchen

geboren in Ringgenberg, den 3. September 1845
gestorben „ „ „ 23. Dezember 1902

Durch eine Fensterluke der einstigen Schloßmauer unweit dieses Grabes lacht sonnig ein Stück Wiese herauf und ein schmuckes Oberländerhaus, blank mit frischgescheuerten Wänden. Dort im Stübchen linker Hand — im sogen. Großvaterhaus — hat er sein menschliches Leiden geduldig getragen, dort auch den letzten Atem ausgehaucht, er, der nun hier zur letzten Ruhe gebettet liegt. Dort steht seine Geschichte ausführlicher geschrieben, in den Herzen der Seinen, mit welchen er so innig verbunden war, geschrieben auch im Herzen aller Dorfbewohner, die ihn achteten, liebten und verehrten.

Am 3. September 1845 war dem damaligen Gemeindepräsidenten, Matthäus Zurbuchen, einem auf allen Gebieten erfahrenen und auch belesenen, gesetzeskundigen Manne, sowie seiner Gattin Margarita, Tochter des gewesenen Amtsstatthalters Eggler, einer stillen, sinnigen Frau, tiefen Gemüts, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen seines Vaters Matthäus erhielt. Die ersten Jugendjahre verbrachte der muntere Knabe auf der heimatlichen Flur, wo manche der Hantierungen der Sennen und Aelpler zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten. So trieb er selbst mehrere Sommer hindurch das Vieh zur Alp, war er ja doch der Sproß begüterter Bauersleute. Auf diese Weise erhielt er frühzeitig einen gründlichen Einblick in die mancherlei Mühsale und Beschwerden seiner Dorfgenossen. Freilich ließen es sich seine Eltern angelegen sein, ihm eine tüchtige Schulbildung zu Teil werden zu lassen. Sobald der Knabe die ersten Klassen der Landschule Ringgenberg absolviert hatte, wurde er im Jahre 1861 nach der neugegründeten Sekundarschule in Interlaken gesandt. Zur Erlernung der französischen Sprache kam er hernach auf ein Jahr nach der französischen Schweiz in ein Pensionat.

Inzwischen hatte Vater Zurbuchen über die Zukunft des Sohnes entschieden. Matthäus sollte Jurist werden und wurde zu diesem Behufe nach seiner Heimkehr auf das Büreau des damaligen Fürsprechs von Bergen, sowie später auf die Gerichtsschreiberei zu Herrn Ruef in Interlaken gebracht. Dort machte er seine ersten Lehrjahre durch, um später in Bern in aller Form die Rechte zu studieren. Nach vier Jahren kehrte er von dort, mit dem Notariats-, sowie Fürsprecher-Patent ausgerüstet, nach Hause zurück. Auf die gleiche Zeit entfällt auch der Beginn seines Militärdienstes, dem Zurbuchen mit außergewöhnlicher Liebe und Begeisterung oblag und der ihn im

Winter 1870/71 im Alter von kaum 25 Jahren während des deutsch-französischen Krieges als Oberleutnant an die Grenze rief. Er war mit unter den Wachen bei Verrières, welche die bourbakischen Flüchtlinge auf Schweizerboden empfingen und entwaffneten.

Nach Erledigung des Felddienstes etablierte sich Zurbuchen als Anwalt und Notar in Interlaken, wo er sich bald eine gute Praxis aufbaute und das Vertrauen der Bevölkerung erwarb. Um diese Zeit (1875) lernte er Fräulein Emma Lehnherr aus Spiez kennen, die damals in seiner Heimatgemeinde Ringgenberg Lehrerin war. Bald führte er sie auch als junge Gattin an den heimischen Herd und gewann in ihr eine treffliche Hausfrau und fürsorgliche Mutter, die ihm im Laufe der Jahre fünf Kinder zur Welt brachte. Sie war auch in geistiger Beziehung seine treue Stütze und eine kluge, unermüdliche Beraterin, von welcher er manche Anregung empfangen hat.

Das wachsende Ansehen, welches Matthäus Zurbuchen im Volke genoß, bekundete sich in den ersten Jahren seiner Praxis dadurch, daß es ihn an die Spitze der Gemeinde stellte. Kurz nachher wählte ihn der Kreis Unterseen in den Großen Rat. Fast gleichzeitig wurde ihm das Mandat eines bernischen Regierungsrates angetragen, das er jedoch aus Rücksichten auf seine Familie ausschlug. Dagegen erfolgte dann 1877 seine Ernennung zum Staatsanwalt des Berner Oberlandes, welchem Amte er bis zu seinem Tode mit Gewissenhaftigkeit, Hingebung und Treue oblag.

Daneben dauerte seine militärische Neigung, sein Interesse und Eifer für alle Fragen der Landesverteidigung ungeschwächt fort. Die Beförderungen zum Hauptmann und Major folgten sich rasch. Schon damals erfreute er sich unter seinen Oberländer Soldaten großer Beliebtheit. Sie wären für ihn durchs Feuer gegangen. Auch die Landesväter anerkannten seine Tüchtigkeit durch seine weitere Beförderung zum Oberstleutnant und endlich zum Oberst-Brigadier. Und seine engeren Mitbürger blieben nicht zurück. Im Jahre 1883 wählten sie Zurbuchen erstmalig zu ihrem Vertreter in den Nationalrat.

Und dabei hätte er kein höheres Vertrauensvotum erhalten können, als die höchste Stimmenzahl, die ein einzelner Kandidat auf sich vereinigen konnte. In jedem späteren Wahlgang bestimmte ihn jeweilen die vox populi mit gleicher Deutlichkeit zu ihrem auserkorenen Vertreter in der obersten Landesbehörde. Tat er sich dort auch nicht durch rhetorische Leistungen hervor, so war er, gleich wie auch im Großen Rate des Kantons Bern, eine umso wertvollere

Arbeitskraft. Diese bewährte sich auch sonst auf dem politischen Gebiete, wo Zurbuchen sich mit patriotischem Eifer und Pflichtgefühl der mancherlei Aufgaben — z. B. in jenen Volksentscheiden über wichtige Gesetzes- und Verfassungsfragen vorausgehenden öffentlichen Versammlungen — entledigte.

In seinem verantwortungsvollen Berufe war er stets von der strengsten Gewissenhaftigkeit geleitet. Doch neben seinem ausgeprägten Rechtsgefühl besaß er eben auch als Sohn des Volkes ein warmes Herz für dasselbe. Er, wie wenig andere, kannte seine Bedürfnisse. Deswegen wurde sein Heim in Ringgenberg ein wahrer Wallfahrtsort aller derer, die Rat und Auskunft, Trost und Hilfe suchten. Aus den entlegensten Berggegenden des Landes wandte man sich vertrauensvoll an ihn. Er besaß die echte Leutseligkeit, Schlichtheit und Biederkeit, um auch mit dem Geringsten freundlich zu verkehren, und schon der Ausdruck seines Gesichtes, der Ton seiner Stimme gewannen ihm die Herzen derer, die mit ihm in Berührung kamen. In seiner Denkart und Einfachheit der Umgangsformen war und blieb er bis zu seinem Tode ein Kind des sparsamen, hart arbeitenden Volkes.

Freilich auf diesem subtilen Charakter lastete die Bürde des Amtes schwer. Und der Schlußstein seiner Laufbahn als Staatsanwalt mag auch zugleich als sein Grabstein bezeichnet werden: Es war dies die Leitung des Mordprozesses von Lenk-Böschenried, der damals im Lande so großes Aufsehen erregte. Zweimal waren in jener weltfernen Berggegend des Obersimmentales Raubmorde vorgekommen, ohne daß es gelingen wollte, die Täterschaft festzustellen. Schon leidend, arbeitete sich Nationalrat Zurbuchen mit letzter Anstrengung durch das ungeheure, verworrene Aktenmaterial hindurch, um dann daraus seine Anklage zu formulieren. Zu schwer war die Bürde, sie warf ihn im Herbste auf das Krankenlager, von welchem er sich nicht mehr erheben sollte.

Wie Matthäus Zurbuchen nach außen ein ganzer Mann gewesen und als solcher geschafft und gewirkt, so war er es auch nach innen, als Gatte und Vater. Vorbildlich stand er an der Spitze seines Hauses. Die Familie war sein Alles, und wenn er aus dem Staube düsterer Akten in ihren geselligen Kreis fliehen konnte, dann war er glücklich. Hier pflegte er auch mit Vorliebe des Gesangs und der Musik. Wie besorgt war er stets um der Kinder leibliches und geistiges Wohl, um ihre tüchtige Ausbildung! Wie half er sie erziehen, weniger durch Ermahnungen als durch die vorbildliche Tüchtigkeit seines Wesens! Wie freute er sich über das Liebesglück

seiner Töchter Emma und Bertha und wie tief schnitt es ihm ins treue Vaterherz, als die letztere im fernen Rußland aus junger Ehe starb! Und wie hat er sich auch bemüht, seinen Söhnen die Früchte seiner eigensten Lebenserfahrungen zu Teil werden zu lassen!

Er ist dahin. Am heiligen Abend 1902 entriß ihn der Tod dem Kreise seiner Familie, seiner Gemeinde, sowie dem engeren und weiteren Vaterlande. Ein Herzleiden hatte seiner rastlosen Tätigkeit ein Ziel gesetzt ... Zwei Tage nach Weihnachten wurde er unter großer Beteiligung der ganzen Bevölkerung von nah und fern auf dem Friedhofe seiner Heimatgemeinde zur letzten Ruhe bestattet.

H. Hartmann, Sekretär des oberländischen Verkehrsvereins.

Eduard Ruchti.

1834–1902.

In Unterseen steht an der Straße, die nach Neuhaus und zu den Beatushöhlen führt, ein Haus, das eine Geschichte erzählen könnte. Diese letztere ist zugleich eine Episode in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte des Weltkurortes Interlaken, zu dessen Aufschwung wenige mehr beigetragen, als der, dem diese Zeilen gewidmet sind, Eduard Ruchti, weiland Nationalrat, der Schöpfer der Viktoria-Unternehmung.

Während eines halben Jahrhunderts fast ist er mit allen Bestrebungen zu identifizieren, die zur Hebung des Kurortes Interlaken unternommen worden sind. Die Geschichte des Emporblühens dieses Ortes zur glänzenden Metropole ist gewissermaßen auch die seine und sicher die Geschichte seines späteren Hauses am Höheweg zu Interlaken.

Das ersterwähnte Haus zu Unterseen ist das Gasthaus Beausite, typisch in seiner Art für das Gastwesen älterer Zeit, einzig auch in

seiner Lage den drei Bergriesen Eiger, Mönch und Jungfrau gegenüber, beachtenswert aber namentlich als Vaterhaus des Herrn Eduard Ruchti.

Der Vater des letzteren war ein Original in seiner Art. Als blutjunger, armer Küherbub war er hinausgezogen in die Fremde, um bald bei einer reichen Französin auf einem großen Gute in Dienst zu treten. Durch Fleiß und Pflichttreue wußte er sich deren Gunst in hohem Maße zu erwerben, sodaß, als er wieder in die Heimat zurück kehrte, sie ihn in den Stand setzte, ein eigenes Geschäftchen zu gründen. Er ist auch hernach, zeitlebens, ein harter, rastloser Arbeiter geblieben, welche Eigenschaft ihm frühe einen guten Ruf eintrug.



Philipp Galen, der in seinem Roman „Der Einsiedler vom Abendberg", Berlin 1876, Vater Ruchti verewigt hat, erzählt unter anderem von einer seiner Reisen nach Unterseen: „Unter den wenigen am Ufer zu Neuhaus versammelten Menschen hatte ich bald meinen guten, alten Wirt, Vater Ruchti, erkannt, der in seiner liebenswürdigen Art es auch diesmal nicht unterlassen hatte, mir persönlich entgegenzukommen, um mich von seinem eleganten Grauschimmel im leichten gelben Korbwägelchen heimführen zu lassen. Im Beausite sieht man Vater Ruchti nun in seiner eigenen Art schalten und walten mit seiner Tochter Mathilde, die ihm Buchhalter, Sekretär und Kassier

ersetzte. Er besorgte das Bureau im übrigen und bekümmerte sich daneben mit nimmer ermüdender Sorgfalt um seine Gäste, oder tischte ihnen in seiner schlau-jovialen Art irgend welche ergötzlichen Anekdoten aus dem Fremdenwesen oder aus der Lokalgeschichte auf. War das Haus voll, so war auch Vater Ruchti sichtbar erfreut über den zahlreichen Zuspruch und die Behaglichkeit der Gäste. In solchen Perioden schritt er bei der Tafel wie ein Feldherr einher, der sein Schlachtfeld siegreich beherrscht, musterte mit scharfem Blick Großes und Kleines und sah nach, ob alles in Ordnung sei und ob jedem sein Recht widerfahre.

Vater Ruchti war die Seele von allem und überall sah und hörte man ihn. Meist im Komptoir sitzend und mit seinen Töchtern arbeitend, wurde er zu jeder Stunde von fragenden, bittenden, fordernden Gästen belagert, und man mußte oft die lammesmütige Geduld des guten Mannes bewundern." Dieses von Galen entworfene Charakterbild des Vaters kann füglich auch als dasjenige des Sohnes gelten.

In dem soeben geschilderten Milieu wurde am 10. August 1834 Eduard Ruchti als erster und einziger Sohn aus der ersten Ehe Vater Ruchtis mit Margaretha Rubin geboren. Es waren nicht eben glänzende Verhältnisse, in die der junge Erdenbürger damals eintrat. Der Fremdenverkehr hielt sich noch in bescheidenen Grenzen, und das Heim der Eltern war nicht schuldenfrei. Es galt für Vater und Mutter einen beständigen harten Kampf, das Schiff über Wasser zu halten. Da wird auch der Erstling die Bitternisse eines sorgenvollen Daseins zu schmecken bekommen haben. Frühe auch wird er in einem Geschäft, in welchem alle Kräfte zur Betätigung herangezogen werden und Gold wert sind, die seinen in den Betrieb von Hotel Beausite haben stellen müssen. Aber gerade diese frühe und schwere Lehrzeit hat ihn vorbereitet und gestählt für die Zeit, da er mit hochgespannten Segeln der Hoffnung allein hinausfuhr in das Meer des Lebens und in die Wogen unabhängiger Arbeit.

Trotzdem man für die Kraft des Jungen daheim sehr gute Verwendung hatte, versäumte der Vater doch nicht, ihm eine den Verhältnissen angemessene gute Erziehung zu teil werden zu lassen. Man darf hierbei wohl auch auf den Einfluß des damaligen Nationalrats Seiler, Besitzers von Hotel Jungfrau, schließen, der zu Ruchti in nahen Beziehungen stand und Eduard stets ein aufrichtiger Gönner und Berater geblieben ist. Aus Erfahrung wissend, daß in einem Geschäft, das mit den Vertretern aller Nationen und Sprachgebieten in

Berührung kommt, die Sprachenkenntnis eine Hauptanforderung bildet, ließ daher Vater Ruchti den Knaben, als er kaum der Schule daheim in Aarmühle entwachsen war, ein Pensionat der französischen Schweiz besuchen. Doch nicht nur in der französischen, auch in der englischen Sprache mußte ein Gastwirt bewandert sein, waren es damals doch besonders die Engländer, die als Touristenpublikum der Schweiz die hervorragendste Rolle spielten.

Um die Bedeutung Eduard Ruchtis, die er nachmals als der typische Vertreter Interlakens und seines Fremdenverkehrs gewinnen sollte, erkennen zu können, ist es nötig, ihn auf die Folie der Zustände und Verhältnisse damaliger Zeit zu stellen. Das Berner Oberland nimmt unter jenen von der Natur mit besonderer Gunst bedachten Gegenden der Erde den Rang eines Kronjuwels ein. Schon Ende des 18. Jahrhunderts, bald nach dem allgemeinen Erwachen des Verständnisses für Naturschönheiten, fing es an durch seine großartige, unvergleichliche Szenerie die volle Aufmerksamkeit des Reisepublikums auf sich zu ziehen. In besonderem Maße war dies der Fall, seit die Hirtenfeste zu Unspunnen in den Jahren 1805 und 1808 namentlich den Adel und die Intelligenz der Nachbarländer nach dem reich geschmückten Bödeli gelockt und die Federn hervorragender Schriftsteller seine seltenen Vorzüge als Wundergarten in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatten. Freilich ist ja gerade dadurch auch jener seltsame Umstand, daß Interlaken, — welches nur eine einzige Unterkunftsanstalt besaß, das „Gasthaus", nachmals Hotel Interlaken — damals ganz und gar unbekannt war, umso deutlicher hervorgehoben worden. Es war Unterseen, welchem um die Wende des 18. Jahrhunderts alle Aufmerksamkeit zukam, weil es eben als alter Marktflecken (noch heute im Volksmunde „Städtchen" genannt) für die Unterbringung von Reisenden einigermaßen eingerichtet und außerdem an der Verkehrsader Bern-Oberhasli lag. Die Sust, d. h. das alte Zoll- und Warenhaus befand sich ja nahe dem jetzt zerfallenen Schloß Weißenau, neben dem Einfluß der Aare in den Thunersee. In dessen Nähe, d. h. beim sog. Neuhaus, landeten die alten Postschiffe und nach 1834 auch die ersten Dampfschiffe. Von dorther führte auch der Weg, d. h. der alte Pilgerpfad, der für den ehemaligen Fremdenverkehr, nämlich für die alten Pilgerzüge von Thun nach Sankt Beaten und dem Kloster Interlaken erstellt worden war, erst nach Unterseen. In Unterseen finden wir den Fußgänger- und Wagenverkehr zu jener Zeit konzentriert, dort sind auch die Führer stationiert. Endlich nehmen in Unterseen alle die Reisen in die Täler von Lauterbrunnen und Grindel-

wald ihren Ausgang, ohne Interlaken besonders zu berühren. So sehen wir z. B. einen Göthe im „Städtchen“ Quartier nehmen und von dort später im Leiterwägelchen nach Lauterbrunnen weiter reisen. Der Fuhrmann zeigt unterwegs etwa mit der Peitsche hinüber und erklärt, auf die über den Nußbaumwald emporragenden Türmchen weisend: „Das Kloster“ (Interlaken). Es ist nun ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß just der Mann, welcher wie vor und nach ihm kein zweiter mit einem Eifer, ja oft geradezu mit Eifersucht, bestrebt, war, den Namen Interlaken hoch zu halten, und vor das Publikum zu bringen, in Unterseen geboren worden ist und hauptsächlich mit dazu beigetragen hat, den Verkehr, den letzteres seit Jahrhunderten beherrschte, von ihm abzulenken. Dieser Mann war Eduard Ruchti.

Noch Vater Karl Friedrich Ruchti hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts für Unterseen ein eigentümliches Ideal vorgeschwebt, das nachmals in Interlaken in so herrlicher Weise in Erfüllung gegangen ist. Er beabsichtigte nämlich für Hotel Beausite eine freie Domäne zu schaffen, d. h. alles seinem Gasthause gegenüber liegende Land zu erwerben, in eine Promenade umzuwandeln und so die Verbauung des einzigartigen Ausblickes auf die ganze Jungfraukette zu verhindern. Dies war die große Idee, welche 1864 durch Erwerbung der Höhematte von Interlaken verwirklicht worden ist und neben den sich ändernden Verkehrsverhältnissen ebenfalls mächtig dazu beigetragen hat, Unterseen den alten Ruhm und Vorrang zu entwinden. Und zuletzt mußte dann Eduard Ruchti selbst seiner Heimatgemeinde den Rücken kehren, um in richtiger Erkenntnis der veränderten Sachlage auf dem Boden festen Fuß zu fassen, der berufen sein sollte, eine klassische Bedeutung zu gewinnen.

Es hatten freilich auf eine solche Entwickelung schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts mancherlei Faktoren gedrängt. Da war namentlich die natürliche Beschaffenheit des alten Klosterlandes und dessen Teilung und Einrichtung maßgebend gewesen. Von Alters her zog sich durch diesen prächtigen Wiesengrund am Fuße des Harders ein Hauptweg, welcher vielleicht einmal für die frommen Klosterleute die Bedeutung eines „Philosophenweges“ gehabt hat. Ihnen verdankt man wohl auch die erste Anpflanzung der Nußbaumallee, die in unserem Zeitalter geradezu sprichwörtlich geworden ist. Dieser alte Klosterweg lud förmlich zur Bebauung ein. Bildliche Darstellungen vom Jahre 1800 zeigen denselben jedoch noch als ein fast jungfräuliches Stück Brachland. Damals machte Dr. Aebersold nach dem Vorbilde von Gais im Appenzellerlande die ersten Versuche, Kurgäste durch Molke

anzulocken. Ungefähr in die gleiche Zeit fielen die vorerwähnten Hirtenfeste und damit war der kräftigste Anstoß zum neuzeitlichen Fremdenverkehr gegeben. Bei dem ersten dieser Feste soll laut einer zeitgenössischen Schätzung eine Summe von eintausend Louisdors zwischen Thun, Lauterbrunnen, Grindelwald und Meiringen in barem Gelde zurückgeblieben sein. Die Gäste des zweiten Festes (1808) werden auf 4—5000 Seelen angegeben. Von jener Zeit nahm der Verkehr nun stetig zu, und es mehrten sich dementsprechend auch die Geschäfte für Unterkunft. Um die Zeit der Geburt Eduard Ruchtis besaß Interlaken wenigstens ein Dutzend Pensionen und Hotels, auch war schon damals, nach eingeholter Erlaubnis von der Regierung, eine der Räumlichkeiten des Klosters für den englischen Gottesdienst eingerichtet worden.

Das Geburtsjahr des späteren hervorragendsten Gastgebers zeichnet sich jedoch noch durch eine große epochemachende Tat aus. Der Thunersee hatte nämlich sein erstes Dampfschiff „Bellevue" erhalten. Im darauffolgenden Jahre (1835) wurde dann die Landstraße zwischen Thun und Interlaken auf der Schattenseite des Sees, d. h. über Spiez-Leißigen gebaut. Und von diesen großen und wichtigen Neuerungen reiht sich nun in der Jugendzeit Ruchtis eine an die andere, bis zum Projekt und Bau einer Bahn auf den Königsgipfel der Berner Alpen, auf die höchste Zinne der Jungfrau.

Als Eduard Ruchti im Jahre 1854 aus der Fremde in seine Heimat zurückkehrte, fand er die Verhältnisse geändert, die Mutter gestorben. Der Vater stand im Begriffe, sich zum zweiten Male zu verheiraten. Dadurch war für den strebsamen jungen Mann der Raum im Vaterhause zu enge geworden. Seine in der großen Welt erweiterten Anschauungen paßten ohnehin nicht mehr zu denjenigen des alten Regimes, dessen hervorragender Vertreter sein Vater war. Dieser zahlte ihm bei Gelegenheit seiner zweiten Verehelichung eine Abfindungssumme von Fr. 25,000 aus und mit diesem damals immerhin beträchtlichen Kapital erwarb Ruchti junior in jenen Tagen die Pension Viktoria eines sonderlichen Junggesellen, nämlich des M. Stähli. Sie war ein bescheidenes, zweistöckiges Biedermeierhaus mit zwei geschlossenen Lauben, etwa 15 Zimmern und einem ziegelbedeckten Dachstock, das ziemlich dicht an der Straße stand. Von dieser alten Herrlichkeit ist nichts übrig geblieben, als der davorstehende Nußbaum, der heute noch mit seiner mächtigen Krone einen Teil des Viktoriagartens überschattet.

In welcher Weise Pension Viktoria von ihrem ehemaligen Besitzer bewirtschaftet worden ist, beleuchtet ein Umstand, der damals gerne und oft herumgeboten wurde. Pension Viktoria erfreute sich nämlich im Sommer vor dem Verkauf des Zuspruchs eines einzigen Gastes, eines Engländers, der just aus dem Grunde der Viktoria die ganze Saison hindurch treu blieb, weil er dort die Alleinherrschaft führen konnte und durch keinen andern Gast gestört wurde. Stähli wird unter den obwaltenden Umständen froh gewesen sein, vom Felde dieser wenig rühmlichen Tätigkeit abzutreten, zumal das Haus in jeder Beziehung gänzlich heruntergekommen war. Er wanderte bald nach Amerika aus und Peter Ober, Besitzer des Hotels Schlößli, führte die Pension hernach einige Jahre. Er konnte jedoch dem in Kalifornien weilenden Besitzer nach Verlauf einiger Zeit nur mitteilen, daß daheim die Geschäfte schlecht gingen und es am besten wäre, wenn der Landesabwesende sein Haus verkaufen würde, damit eine kräftige Hand sich desselben dauernd annehmen könnte. Auf diesen Vorschlag ging Stähli sofort ein, und Eduard Ruchti wurde nun sein Nachfolger. Mit seiner Arbeitskraft, seinem unverwüstlichen Humor brachte er allen Anfechtungen zum Trotz dieses verwahrloste Haus bald in die Höhe.

Aus jener Zeit berichten die Reisehandbücher bereits, daß Interlaken ein Kurhaus mit Kursaal und Molkenkuranstalt besitze, welches ursprünglich (1859) von Baron du Plessy als Spielhölle gegründet und teilweise luxuriös eingerichtet, aber bald hernach in eine Milchtrinkhalle umgewandelt worden sei.

Diese Periode zeichnet sich übrigens durch einen eigenartigen Zusammenschluß zu einem gemeinsamen Zwecke von Elementen, die sonst oft keinerlei Wahlverwandtschaften zueinander gezeigt hatten. Im Jahre 1864 bildete sich nämlich, wie schon erwähnt, aus Gastwirten und Kaufleuten die sogenannte Höhematte-Gesellschaft mit dem Zwecke, die von der Spekulation umworbene Höhematte, jenes einzigartige der Jungfrau gegenüber liegende Stück Wiesland zu erwerben um dasselbe unteilbar und unüberbaut auf alle Zeiten erhalten zu können. In diesem Bunde finden wir Eduard Ruchti zwar nicht finanziell beteiligt, dafür aber seinen Vater Karl Friedrich, welcher als Erwerber von 30 Eigentumsanteilscheinen für jene gemeinnützige Bewegung ein hohes Interesse an den Tag legte und damit einer der Hauptbesitzer wurde. Natürlich sind seine Anteile später auf Eduard Ruchti übergegangen.

Das am Höheweg erworbene Gasthaus Viktoria konnte Ruchti in seiner alten Form nur wenige Jahre genügen. Er kannte die Ansprüche

seiner Zeit genugsam, um zu wissen, daß sein Haus ihnen auf die Dauer nicht gerecht werden konnte. Durch seinen Ratgeber, den für die Entwickelung des Oberlandes unermüdlich tätigen Nationalrat Seiler, aufgemuntert, setzte er sich in Verbindung mit dem Erbauer des Bundesrathauses und Bernerhofs, Herrn Architekt Fritz Studer in Bern, welcher seinem jungen Schwager, Architekt E. Davinet, der sich in Interlaken niederließ, diese Arbeit übertrug. Ein Plan lag übrigens bereits vor, der mit kleinen Abänderungen und Anpassungen für die neue Viktoria Anwendung finden konnte. Die Familie von Rappard wollte damals nämlich die ebenfalls noch sehr bescheidene Pension Jungfraublick in ein großes Hotel umbauen. Nun fiel jedoch das Projekt für sie zu groß aus, und es ist nun ein merkwürdiger Zufall, daß der Plan für die Viktoria erworben wurde. Dadurch hatten die nachmals größten Unterkunftshäuser Interlakens ursprünglich zu ihrer ferneren Entwickelung die gleiche bauliche Grundlage. Der Bau wurde im Herbst 1864 in Angriff genommen und die eine Hälfte fertig erstellt. Die zweite Hälfte wurde erst ein Jahr später zu Ende geführt. Nun hatte Interlaken sein erstes Grand Hotel, und der junge Besitzer war nicht wenig stolz auf dasselbe. Er gab sich jedoch nicht damit zufrieden, nur äußerlich einen imposanten Prachtbau erhalten zu haben. Die innere Einrichtung sollte damit vollkommen übereinstimmen. So ruhte er denn auch nicht, bis er einen Personenaufzug fürs Hotel Viktoria gesichert hatte. Das war zu jenen Zeiten ein großes Ereignis. Im Oberland war noch kein einziger „Lift“ zu finden, und es werden außer in Luzern im ganzen Schweizerland wohl überhaupt noch wenige vorhanden gewesen sein. Freilich die Neuerung kostete ihn mit einigem anderm das große Opfer von zirka 30,000 Franken, deren Beschaffung Ruchti unendlich schwer geworden ist. Er soll manche Jahre daran abbezahlt haben.

Es ist ja nicht zu übersehen, daß wenige Jahre, nachdem das Grand Hotel Viktoria gebaut worden war, die großen Finanzkrisen über das Oberland hereinbrachen, die manche schwache Existenz zu Boden geworfen, oder geknickt haben. Sie gingen auch an Eduard Ruchti und seinem großen Unternehmen nicht spurlos vorüber. Im Gegenteil, auch er wurde schwer mitgenommen, auch er gehörte zu jener Schar, von welcher der Volksmund später berichtete, daß nicht einer mehr völlig fest auf seinen Füßen gestanden habe.

In diesen schwarzen Tagen, wo sich „Freunde in der Not“, meist kleine Existenzen, fanden und ihm nach Kräften beisprangen,

kam auch Ruchtis Eigenwert zur vollen Geltung. In der Not entwickelten sich alle jene Kräfte, jene Energie, die das Schiff über Wasser hielten. Die Bankinstitute, mit welchen er verkehrte und deren Einlagen schwer gefährdet waren, hatten seine geschäftsmännische Gewandtheit kennen und schätzen lernen und sahen voraus, daß bei besseren Zeitverhältnissen die neue Hotelunternehmung unter keiner Leitung besser gedeihen würde als der seinigen. So hielten auch sie in jenen kritischen Tagen zeitweiligen Rückgangs fest zu ihm und halfen ihm die Krisis, die andere beugen und brechen sollte, glücklich überwinden.

Uebrigens war die Viktoria nicht Ruchtis einzige Sorge geblieben. Nachdem sein Vater gestorben war, fiel das Regiment des Beausite in die Hände seiner drei Söhne aus zweiter Ehe, von welchen es Gottfried, nachdem Fritz nach Australien ausgewandert war, vorübergehend übernahm, um dann nach dem Oberländerhof überzusiedeln. Da aber an beiden Orten der Erfolg ausblieb, mußte nun Eduard Ruchti in die Bresche treten und neben Hotel Eiger in Unterseen auch sein Vaterhaus und den Oberländerhof führen. In späteren Jahren hatte er sich dann gezwungenerweise auch mit der Verwaltung eines großen Hotels in Cannes zu befassen, mit dessen Pächter er sich in ein pekuniäres Verhältnis eingelassen hatte.

Bald folgten bessere Jahre. Der neueste Aufschwung des Fremdenverkehrs im Oberland begann. Ruchti blieb niemals während seines ganzen Lebens an der Scholle kleben. Er war ein beweglicher Geist. Ueberall reiste er hin, allenthalben sah er sich nach Zuzug um. Er, der es später wagte, Hotel Viktoria allen pessimistischen Prophezeiungen zum Trotz, schon am 1. April zu eröffnen, um damit eine Propaganda der Tat für die Frühsaison im Oberland zu entfalten, sah damals schon den Erfolg dieser Tätigkeit. Wenn im Vorsommer die lange Reihe der Omnibusse, von allen Fenstern aus nach Passagieren durchmustert, durch den Kurort defilierte, so durfte man sicher sein, daß wenn alle leer waren, im Wagen der Viktoria Leute saßen. Und es hieß dann jeweilen: „Natürlich, Ruchti allein hat wieder arrivée!" Während dieser energische, tatkräftige Gastwirt nun in dieser Zeit des neuen Aufschwungs nach innen die Oekonomie und nach außen den guten Ruf von Hotel Viktoria kräftigte, fehlte es ihm andererseits auch nicht an äußerer Anerkennung.

So wurde er im Jahre 1865 erstmalig vom Wahlkreis Unterseen zum Mitgliede des Großen Rates erwählt, ein Amt, das er bis nahe an seinen Tod inne hatte. Aber auch sonst betätigte er sich mit einem bewundernswerten Eifer bei allen Bestrebungen zur Förderung des

Verkehrswesens. Schon für die Bödelibahn war er im Jahre 1870 lebhaft eingetreten, weil er erkannt hatte, daß einzig der Anschluß an das europäische Bahnnetz Interlaken einen Rang unter den ersten Kurplätzen und Fremdenzentren der Schweiz sichern könne. Am 12. August 1872 ist dieses Unikum einer Kleinbahn, dessen letzte Ueberreste noch heute dem großartig entwickelten Verkehr Interlakens notgedrungen dienen müssen, im Hotel Viktoria über die Taufe gehoben worden.

Durch die Bödelibahn war jenes Ziel in Verbindung mit der Dampferlinie auf dem Thunersee erreicht, wenn auch vorläufig noch in unvollkommener Weise. Im Dezember 1874 war die erste Teilstrecke der Gotthardtbahn eröffnet worden. Nichts lag näher, als auch eine Verbindung Interlakens mit Luzern herbeizuwünschen, das ja durch die Zentralbahn mit Basel, dem nordwestlichen Haupteingangstore der Schweiz in enger Fühlung stand. So sieht man Eduard Ruchti denn auch bald in den Reihen der Gründer der Brünigbahn und als solchen zum Verwaltungsrat der Jura-Simplonbahn ernannt.

Im Jahre 1880 war das Werk vollendet und es konnte die Eröffnung der Bahn stattfinden. Daß Ruchti bei seinen Interessen am Höheweg und den Schöpfungen an und um denselben schon frühe Mitglied der Kurhausgesellschaft geworden war, versteht sich von selbst. Er wurde Ende der sechziger Jahre in denselben gewählt und gehörte ihr, die Periode der sogenannten Kasinogesellschaft abgerechnet, mit kleineren Unterbrechungen bis an sein Lebensende an. In der jungen Korporation fehlte es natürlich in jenen ersten Jahren des Sturmes und Dranges auch nicht an Meinungsverschiedenheiten. Diese veranlaßten ihn mehrmals zum Austritt. Später gelangte man in stilleres Fahrwasser. Die Geister hatten sich beruhigt und da wurde auch Ruchtis Stimme wieder in vielen Fragen, namentlich auch in denjenigen der Propaganda-Angelegenheiten, maß- und ausschlaggebend.

Bei dem sich großartig mehrenden Fremdenverkehr von Mitte der 85er Jahre an erwies sich die junge Bödelibahn bald als unzulänglich, und es machte sich daher eine Bewegung zum Bau einer vollständigen Bahn dem Thunersee entlang bis Scherzligen geltend. Eine solche erst konnte die so lange ersehnte vollgültige Angliederung an das schweizerische Eisenbahnsystem bewerkstelligen. So wurde denn Ende der 80er Jahre die Konzession für die heutige Thunerseebahn anbegehrt und erlangt. Am 1. Juni 1893 fand unter großem Jubel des Volkes die Eröffnung dieser Bahn statt, deren Bau auf 7,500,000 Franken zu stehen gekommen war. Der Staat Bern hatte sich daran mit 1,869,900 Franken beteiligt. Wer war glücklicher als Ruchti, der

neben Oberst Desgouttes in Thun im engeren Oberland das meiste zur Verwirklichung dieses Projektes beigetragen hatte. Auch den Dampfboten des Thunersees sollte nun der Weg nach Interlaken gebahnt werden. Mit einem Aufwand von rund 2,200,000 Franken ließ die Dampfschiffgesellschaft in den Jahren 1890—92 einen Schiffskanal bis zum Bahnhof Interlaken bauen. Dessen Einweihung fand genau ein Jahr vor Eröffnung der Thunerseebahn statt.

Doch schon zuvor hatte die Aera der Bergbahnen im Oberland begonnen. Im Jahre 1889 wurde die Beatenbergbahn eröffnet. Dann folgten 1890 die Berner Oberland Bahnen, 1891 die Lauterbrunnen-Grütschalp- und die Grütschalp-Mürrenbahn, 1892 die Brienz-Rothornbahn, 1893 Schynige-Platte-Bahn und Wengernalp-Bahn, 1896 endlich die erste Abteilung der Jungfraubahn. Auch die hervorragende Bedeutung der letzteren für das Berner Oberland und speziell für den Platz Interlaken hatte Ruchti herausgefühlt und keine Ruhe gehabt, bis er eine ganze Anzahl von Geschäftsleuten zur Zeichnung von Aktien überredet hatte.

Bei den meisten dieser Transportunternehmungen hatte Ruchti kräftig Hand geboten und denselben moralisch wie finanziell seine Unterstützung zukommen lassen. Noch in frischer Erinnerung steht sein wackeres Eintreten für die Erlenbach-Zweisimmen Bahn, die er ja als den Hauptschritt zum Projekt einer durchgehenden Bahnverbindung zwischen dem Genfersee und dem Thunersee betrachtete. Mit dem Subskriptionsbogen konnte man ihn damals persönlich von Haus zu Haus gehen sehen. Und wo Eduard Ruchti anklopfte, da durfte man nicht nein sagen. Zeichnete man auch nicht allenthalben gerne für das Zustandekommen einer Bahn in ein scheinbar so entlegenes Tal, so zeichnete man eben doch. Und so gelang Ruchti das erfreuliche Werk, den den Bödeligemeinden zugemuteten Beitrag in wenigen Tagen und schneller aufzubringen, als dies bei den näher beteiligten Gemeinden der Fall gewesen war. Dieser Erfolg war einer seiner schönsten Triumphe während seiner ganzen Laufbahn und hat ihm den wärmsten Dank der Bewohnerschaft des Simmentals eingetragen.

Und auch mit Erlangung dieser Bahnverbindungen war ihm nicht genug geschehen. Wenn je und je der Fortschritt der Zeit draußen in der großen Welt Besserungen im Verkehrswesen gebracht, so ruhte der Unermüdliche nicht, bis sich auch Interlaken derselben erfreuen konnte. Wie manchen Gang hat ihn nicht die Einführung der Schlafwagen gekostet! Er war unerschöpflich in Ratschlägen und Forderungen, die Einführung vermehrter und verschnellerter Verbindungen betreffend.

In der Tat verging keine Sitzung der mit den Fahrplänen beschäftigten Kommissionen, auf deren Tisch er nicht seinen wohlgefüllten Wunschzettel hätte niederlegen können. Er war auch einer der Hauptbefürworter der vom Berner Oberland ausgehenden Bewegung zur Einführung des Sommerfahrplans der schweizerischen Eisenbahnen auf 1. Mai.

Schon einige Jahre zuvor, nämlich im Jahre 1896, war er durch die Wählerschaft des Wahlkreises Oberland in den Nationalrat gewählt worden. Er vertrat dort die heimatlichen Interessen weder als glänzender Redner, noch als großer Parlamentarier, sondern mehr als stiller, aufmerksamer Beobachter und Wächter, der im Augenblick der Not zur Stelle war und sprungbereit, die Konstituenten zu benachrichtigen und die erforderlichen Maßnahmen zu veranlassen. Allen diesen öffentlichen Pflichten konnte er umso besser obliegen und den beruflichen Anforderungen umso leichter entsprechen, als ihm das Familienleben daheim keine Opfer an Zeit auferlegte. Zwar hatte er sich im Jahre 1859 mit einer Fräulein Marie Eschmann aus Zürich verehelicht. Sie war in Baden-Baden geboren und erzogen worden.

Allein schon die ersten Monate des Zusammenlebens erwiesen, wie unglücklich diese Wahl getroffen worden war und wie wenig die beiden Charaktere sich entsprachen. So mußte denn die 1864 erfolgte Scheidung nicht nur als Lösung eines unhaltbaren Verhältnisses, sondern auch als wahre Erlösung für beide Teile angesehen werden. Diese Erfahrungen hielten Ruchti denn auch in der Zukunft ab, je wieder an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken. Ja, es wurde seine Heirat nach außen hin so bald und gründlich vergessen, daß Ruchti später vielfach als Junggeselle galt. Und so mußte er die süßen Freuden des Familienlebens zum größeren und besseren Teil missen, was er, der im Grunde genommen ein warmer Gemütsmensch war, als schwere Entbehrung empfunden haben muß, empfunden umsomehr, je mehr ihn das Glück zu seinem Schoßkinde machte.

Eduard Ruchti war in Interlaken zum Bahnbrecher geworden. Sein stolzes Haus „Viktoria" am Höheweg spornte zur Nacheiferung an. Hotel Jungfrau nebenan, ehedem ebenfalls ein schlichtes Oberländerhaus, das noch heute im Garten vom Hotel Schweizerhof ein bescheidenes Daseins fristet und an die älteren Zeiten des Fremdenverkehrs im Bödeli erinnert, erheischte nun ebenfalls eine Modernisierung. Hotel Jungfrau wurde hernach im gleichen Stil wie Hotel Viktoria gebaut, sodaß die Seite an Seite gelegenen Häuser schon dem Aeußern nach zusammengehörten und auch oft für ein Unternehmen gehalten wurden. Ihre Zusammengehörigkeit wurde jedoch erst im Jahre 1895

durch Gründung der Aktiengesellschaft Viktoria und Jungfrau auch eine innere. Geistiges Haupt derselben wurde Ruchti, der hinfort als Administrator an der Spitze der vereinigten Gesellschaft stand. Hier namentlich hat er mit außerordentlichem Unternehmungsgeist eingesetzt, um den beiden Grands Hotels am Höheweg, die nun 700 bis 800 Personen zu beherbergen imstande waren, den nötigen Zuspruch zu sichern. Zu diesem Zwecke entfaltete er auf der einen Seite eine intensive Publizität. Er verwandte Tausende und aber Tausende von Franken für Annoncierung in in- und ausländischen Zeitungen, zog Publizisten und Journalisten zu sich heran, von welchen er irgend eine Bekanntmachung seiner Häuser oder Interlakens und seiner großartigen Vorzüge erwarten konnte. Andererseits reiste er aber auch viel im In- und Auslande und wußte auf außerordentlich geschickte Art mit den größten Unterkunftsanstalten Englands und des Kontinents Beziehungen anzuknüpfen. Er war es hauptsächlich, der den Namen Interlaken weit herum in der Welt bekannt gemacht hat. Den Ruhm des Kurortes hütete er aber auch mit ängstlichem Eifer und wurde der rührigste Parteigänger für die Oberherrschaft Interlakens im oberländischen Fremdenverkehr.

Zu Anbeginn des 20. Jahrhunderts konnte er sein Werk zur schönsten Blüte heranwachsen sehen. Hotel Viktoria, sein Augapfel, war zum ersten Hotel Interlakens und zu einem ersten der Schweiz geworden, das einen Weltruf genoß und in welchem die höchsten Herrschaften einkehrten. Fürsten und Könige haben im Laufe der Jahre dort Unterkunft gefunden.

Auf welch eine bewegte Geschichte konnte dasselbe zurückblicken! Als erstes hatte es u. a. Mitte der 80er Jahre eine eigene elektrische Beleuchtungsanlage erhalten. Und der Mann, der die großartigen Vorteile dieser Neuerung unter seinem Dache genoß, wollte dieselben auch Interlaken zuteil werden lassen. Im Jahre 1888, als der Verwaltungsrat der Gas- und Wasserwerke über die Einführung des elektrischen Lichtes beriet, stand Ruchti mit seinem Votum für dieselbe fast allein. Es bedurfte schon seines mutigen Vorbildes, um die Zaghaften mitzureißen. Er mußte als erster 200 Anteilscheine zeichnen, um der neuzeitlichen Idee zum Durchbruch zu verhelfen.

Im Jahre 1899 sah Ruchti sich durch die Fortschritte der Hotellerie in den benachbarten Konkurrenzgebieten gedrängt, auch im Hotel Viktoria größere Neuerungen einzuführen. Es wurde der östliche Turmbau angesetzt und dadurch der nötige Raum für ein modernes Vestibule, sowie für die dazu gehörigen Verwaltungsbureaux gewonnen. In den oberen

Stockwerken konnten nun auch die so dringend benötigten Gemächerfolgen mit Salon, Badezimmern ꝛc. eingerichtet werden. In die gleiche Zeit ungefähr fällt das Engagement einer eigenen ungarischen Hauskapelle. Auf alle diese Errungenschaften, mit welchen Eduard Ruchti im ganzen Oberland allein da stand, durfte er stolz sein. Aber so recht von Herzen darüber froh werden konnte er nicht mehr. Schon nagte an diesem markigen Baum des Bödeli der Wurm einer heimtückischen Krankheit. Einmal sogar, schon zwei Jahre vor seinem Ableben, verbreitete sich bei Anlaß einer Reise ins Ausland das Gerücht, er sei in Basel von einem Schlaganfall betroffen worden. Dasselbe bewahrheitete sich zur Freude der Bewunderer dieses einzigartigen Mannes zwar nicht, doch verwirklichte sich auch jenes Sprichwort nicht, welches dem vorzeitig tot Gesagten noch viele Jahre glücklichen Lebens verleiht. Ruchti war und blieb ein kranker Mann. Zwar gab er nicht auf. Noch sah man ihn im Frühling 1902 täglich seinen Obliegenheiten vom Keller bis zum Giebel seines Hauses nachgehen, noch erschien er wie gewohnt während der Saison auf dem Höheweg, wo er sich mit Vorliebe auf einem der Ruhebänke im Schatten eines Nußbaumes niederließ, den Anblick der ewig schönen Jungfrau genoß und etwa auch Freunde und Bekannte zum fröhlichen oder ernsten Meinungsaustausch empfing. Doch je mehr die Saison ihrem Zenith entgegenstieg, umso tiefer sanken seine Kräfte. Im September wurde er dann dauernd auf das Krankenlager geworfen. Da mag sein wechselvolles und bewegtes Leben oft noch an seinem Geistesauge vorübergezogen sein, da auch reifte der Entschluß jener letzten Tat, für welche ihn später Neider uud Bewunderer, beide in gleichem Maße, gesegnet haben. Er dachte an Ende und Erbe. Er gedachte der Mühseligen und Trostbedürftigen, Schwachen und Kranken, und aus der Fülle der in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens gesammelten Reichtümer schüttete er hochherzig seine Gaben aus. Er verschrieb in jenen letzten Stunden, in Bestätigung seines Testamentes vom 19. August 1902 die Hälfte seines bedeutenden Vermögens seinen Anverwandten, aus der anderen Hälfte stiftete er die nachfolgenden Vermächtnisse:

Für ein zu gründendes Waisenhaus des Amtes Interlaken	Fr.	150,000
Bezirksspital Interlaken	„	50,000
Asyl Gottesgnad, Spiez	„	10,000
Anstalt Heiligenschwendi	„	10,000
Gesangvereine Frohsinn-Cäcilia je .	„	1,500

Frauenarbeitsvereine je	Fr.	1,500
Männerchor Interlaken	„	1,000
Männerchor Unterseen	„	1,000
Männerchor Ringgenberg	„	1,000

Aber auch seine Heimatgemeinde Unterseen vergaß Ruchti nicht. Längst schon hatten der dortigen Kirche ein harmonisches Geläute und eine gute Kirchenuhr gefehlt. In seinen kranken Tagen erinnerte er sich dieses Mangels und bestellte das Nötige. Mit kindlicher Ungeduld erwartete er dann auch das Eintreffen der Glocken; doch ehe sie kamen, nahm sein Leiden eine bedenkliche Wendung. Noch hoffte er, daß ihm ein Aufenthalt am Genfersee Linderung, wenn nicht Genesung bringen würde. Ende Oktober begab er sich nach Ouchy.

Am 3. November trafen die Glocken aus Aarau ein. Feierlich wurden dieselben am Bahnhof abgeholt, reich bekränzt und von festlich geschmückten Pferden durch Unterseen und Interlaken geführt. Halb Unterseen, voran die Dorfmusik, dann sonntäglich gekleidete Schuljugend und hinter ihnen die Behörden, folgten dem Wagen. Der Zug bewegte sich vor das Hotel Viktoria, um trotz des Meisters Abwesenheit dort eine Ehrenkundgebung zu veranstalten. Dann kehrte man auf den Kirchenplatz von Unterseen zurück, wo die Glocken am gleichen Tage von den Kindern in den Turm gezogen wurden. Dem Geber wurde nach Ouchy ein Dank- und Glückwunschtelegramm gesandt. Er antwortete sofort auf gleichem Wege und sprach die Hoffnung aus, es möge die Plazierung der Glocken ohne Unfall von statten gehen. Das Geläute war auf 13,000 Franken zu stehen gekommen.

Eine einwöchentliche Stille trat ein. Dann übermittelte der Draht die Nachricht von den rasch sinkenden Lebenskräften Eduard Ruchtis. Am 7. Oktober ließ er seinen Vertrauten, Herrn Fürsprech Dr. F. Michel zu sich bescheiden. Das ihm neuerdings angebotene Mandat für den Nationalrat hatte er im Gefühle seiner Hinfälligkeit abgelehnt, aber den Wunsch ausgesprochen, es möchte dasselbe auf den Obigen übertragen werden. Durch diesen ließ er nun zum letzten Mal seine irdischen Angelegenheiten ordnen und am 10. November 1902, abends 11 Uhr schloß er im Hotel Beau Rivage in Ouchy die Augen für immer, ohne daß sein sehnlicher Wunsch, das geliebte Interlaken vor dem Tode nochmals sehen zu können, in Erfüllung gegangen war.

Seine sterbliche Hülle wurde sofort nach Interlaken überführt und im Vestibule des Hotels Viktoria unter erdrückendem Blumenschmuck aufgebahrt. So viele Neider und Widersacher dieser große

Sohn des Bödelis im Leben gehabt, er hatte sie durch seinen großherzigen Lebensabschluß zum Schweigen gebracht. Das zwei Tage später stattfindende Leichenbegängnis, an welchem eidgenössische und bernische Behörden, die Vertreter zahlreicher Gemeinden, sowie Vereine teilnahmen, war wohl das Imposanteste, welches weit und breit im Oberlande je zu verzeichnen gewesen war. Aus allen Talschaften, hoch von den Bergen und weit aus den Tälern kamen die unzähligen Trauergäste herbei, um durch ihre stumme Gegenwart zu bezeugen, daß einem hervorragenden Mann ihrer Zeit, einem Mann von besonderer Eigenart die letzte Ehre erwiesen wurde. Und vom altersgrauen Kirchturme von Unterseen, über den die Stürme von Jahrhunderten dahingebraust sind, läuteten zum ersten Male die neuen Glocken.

Sie läuteten ihrem Geber ein: „Friede seiner Asche!" ins offene Grab.

Interlaken, im Oktober 1905.

H. Hartmann,
Sekretär des oberländ. Verkehrsvereins.

Jakob Wildermut.

14..—154?.

Die Persönlichkeit dieses eifrigen Förderers der bernischen und reformatorischen Interessen in der Westschweiz tritt nur auf einen kurzen Augenblick, aber dafür scharf umrissen und hell beleuchtet aus dem Dunkel, das ihren Anfang sowie ihr Ende verhüllt.

Die Wildermut oder Willermut stammen aus dem bernischen Seeland und finden sich um 1500 in Rüthi, Aarberg und Bellmund. Doch hatte sich schon bald nach 1450 ein Zweig dieser Familie in Biel angesiedelt.

Hans Wildermut, laut dem Jahrzeitenbuch von Biel, in der Neuenstadt daselbst angesessen und schon 1462 und 1467 erwähnt, nahm 1468 an einem Zuge ins Elsaß und nach Waldshut teil, wohnte

nach alten Ueberlieferungen den Schlachten von Grandson und Murten bei und erscheint 1486 als Abgeordneter an einen Friedensschluß in Courrendlin zwischen Bern und dem Bischof von Basel. Er lebte noch 1501. Sein schon 1485 waffenfähiger Sohn Peter scheint den Vater nicht lange überlebt zu haben.

In der Familie Wildermut war das Glaserhandwerk heimisch. Ein Konrad Wildermut, Glaser, lebte mit seiner Mutter 1512 in Biel, beteiligte sich 1513 an einem Zuge nach Burgund und zog 1515 nach Mailand. Von da an verschwindet sein Name.

Den nämlichen Beruf übte jener Jakob Wildermut aus, der 1479 ein Glasgemälde in das Johanniterhaus in Biel ausführte, bis 1495 als vielbeschäftigter Meister häufig genannt wird und 1487, weil kinderlos, seine Gattin zum Erben einsetzen ließ. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter, dem diese biographische Skizze gewidmet sein soll und der ebenfalls den Beruf eines Glasers ausübte. In welchen Beziehungen er mit den bisher genannten Gliedern der Familie Wildermut stand, ist nicht zu ermitteln. Bald nach 1500 muß er nach Neuenburg übergesiedelt sein, wo er schon 1502 erwähnt wird. Er war verheiratet und hatte einen Sohn, der den Namen des Vaters trug und 1523 als Anführer einer kleinen Reiterabteilung genannt wird. Jakob Wildermut blieb auch in Neuenburg ein eifriger Berner und vertrat die Interessen seiner ehemaligen Obrigkeit mit großem Nachdruck. Ende November 1529 war Wilhelm Farel mit bernischen Empfehlungsbriefen in Neuenburg eingetroffen. Trotz des Widerspruches der dortigen Obrigkeit nahm sich Wildermut des feurigen Agitators an, ließ ihn in den Häusern seiner Gesinnungsgenossen predigen und berichtete hierüber an den Rat von Bern in einem Schreiben vom 3. Dezember, in welchem er demselben den Rat erteilte, sich durch keine Unterhandlungen mit der neuenburgischen Obrigkeit abhalten zu lassen ihren Einfluß zu Gunsten der Reformation geltend zu machen. Auch an der gewaltsamen Einführung der Reformation in Valangin scheint Wildermut beteiligt gewesen zu sein. Um diese Zeit finden wir ihn in der Umgebung des Claudius von Neuenburg, des letzten illegitimen Sprossen des alten Grafenhauses, den er mit Erfolg bewog, in seinem Herrschaftsgebiet die Reformation zu begünstigen. Im Juni 1531 begleitete er Farel nach Payerne, um ihm daselbst das Predigen zu ermöglichen. Aber in dieser savoyischen, von Bern und Freiburg in entgegengesetzter Weise beeinflußten Stadt hatte eine antibernische Strömung Oberwasser bekommen. Als Farel, dem beide Kirchen verschlossen waren, am 24. Juni auf offener Straße predigen

wollte, erregte er damit unter der Bürgerschaft einen derartigen Tumult, daß man ihn durch Gefangennehmung vor der Volkswut schützen mußte. Wildermut war außer sich. „Wollte Gott, ich hätte zwanzig Berner bei mir gehabt, wir hätten nicht geschehen lassen, was geschehen ist," schrieb er noch am selben Abend nach Bern, die dortige Obrigkeit um sofortige Intervention ersuchend. Im nämlichen Schreiben gibt er seinen Gönnern den Rat, die Wiedereinführung der Messe, da wo sie abgeschafft worden sei, um keinen Preis zu gestatten, weil man befürchten müsse, daß unter den zur Reformation Uebergetretenen viele zur alten Kirche zurückkehren würden.

Doch die Haupttat seines Lebens ist unstreitig seine Beteiligung an dem Freischarenzug nach Genf im Oktober 1535, zum Entsatze dieser von den savoyischen Truppen hart belagerten Stadt.

Als Bern sich weigerte, dem schwer bedrohten Genf zu Hilfe zu ziehen, setzten sich die genferischen Agenten mit Wildermut in Verbindung. Dem alten Soldaten gelang es, eine Schar Freiwilliger zu sammeln, die ihren hauptsächlichsten Zuzug aus dem bernischen Seeland fand. An der Seite Wildermuts stand sein „handlicher Vetter Erhard Burger von Nidau", der nach Anshelm „in diesem frevlen Zug vast fürnäm gewesen". Außerdem erscheinen als Hauptanstifter und Führer dieser verwegenen Unternehmung die beiden Genfer Patrioten Claude Savoye und Etienne Dada, sowie die Neuenburger Jaques Baillod und André Mazellier. In Bern war die Sache ruchbar geworden, und am 6. Oktober waren vom Rate Boten abgeordnet worden, „die verloffnen Knechte heißen still halten". Aber schon waren die Freischaren, über 400 Mann stark, darunter freilich halbwüchsige Jungen, ja selbst Frauen, abmarschiert. Da der nächste Weg nach Genf durch savoyische Truppen gesperrt war, beabsichtigten die Freischaren durch das Traverstal über Pontarlier, St. Claude und die Faucille, ja vielleicht durch das Tal der Valserine Genf zu erreichen. Aber bei „les Bayards" durch eine savoyische Truppenabteilung am Weitermarsch verhindert, gewannen sie unter großen Schwierigkeiten über die Höhen von Côte aux Fées das Tal von Jougne, querten dasselbe und gelangten, wahrscheinlich dem Nordhang des Risoux entlang ziehend, durch tiefverschneites Gelände, nach unendlichen Mühen in die Nähe von St. Claude. Aber auch hier wurde ihnen durch die savoyische Besatzung der Durchzug verwehrt, so daß sie sich genötigt sahen etwas nördlich von der Dôle den Jura zu übersteigen. Die Nacht vom 9. auf den 10. Oktober brachten die Freischaren in St. Cergues zu, hart mitgenommen durch Müdigkeit und Hunger.

Ihre Anwesenheit war den um Nyon und Coppet herum lagernden Truppen des Herzogs von Savoyen gemeldet worden; denn als sie am Morgen des 10. Oktober bei dem am Fuße des Jurahanges gelegenen Dorfe Gingins eintrafen, wurden sie von einer an Zahl ihnen bedeutend überlegenen feindlichen Heeresabteilung angegriffen. Das Treffen endigte mit der Niederlage der savoyischen Truppen, die starke Verluste erlitten und den Rückzug antreten mußten.

Schon rückten die Freischaren dem Jura entlang in der Richtung nach Genf vor, als eine bernische Delegation eintraf mit der Aufforderung, vom Weitermarsch abzustehen und umzukehren.

Diese aus politischen Gründen erfolgte Intervention der Berner hatte die Wirkung, daß die Freischaren sich auflösten und wieder heimwärts zogen. Immerhin trug dieser Zug bei, den Namen seines Führers bei der Nachwelt in ein helles Licht zu stellen. Obwohl schon wohlbetagt, wie Anshelm meldet, war Jakob Wildermut noch rüstig genug, sich von den Strapazen dieses abenteuerlichen Zuges zu erholen. Wenige Wochen später bestieg der alte Haudegen abermals sein Streitroß und ritt an der Seite seines Vetters Erhard Burger in dem bernischen Heere mit, das am 24. Februar die Grenzen der Waadt überschritt und am 2. März in Genf einzog. Ja, als die Genfer zögerten den Teilnehmern des Zuges vom Oktober 1535 den verheißenen Sold zu bezahlen, besaß ihr greiser Führer noch Temperament genug, die im Bezahlen ihrer Schulden saumselige Stadt aufs härteste zu bedrängen und mit Repressalien aller Art ihr zuzusetzen, bis sie ihre Verpflichtungen einlöste.

Jakob Wildermut muß bald darauf gestorben sein. 1541 melden die Ratsmanuale von Neuenburg, daß man seiner Gattin 24 ℔ für zwei Fenster im Rathause ausbezahlte. Aus dieser Mitteilung darf man schließen, daß der Herr des Hauses nicht mehr am Leben war. Allerdings melden Aufzeichnungen einer Bieler Familie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, daß in einem Landsitz der Umgebung ein Glasgemälde mit Namen und Wappen Jakob Wildermuts und der Jahrzahl 1546 sich befunden habe. Doch könnte sich diese Erwähnung auf seinen 1523 genannten, gleichnamigen Sohn beziehen, von dessen Existenz sonst nichts verlautet.

Als mehr als ein Jahrhundert später die 1569 aus dem piemontesischen Alpentale St. Jaques d'Ayas nach Biel übergesiedelte Kaufmannsfamilie Wildermett zu hohem Ansehen gelangt, ihre fremdländische Herkunft vergessen hatte und das Bedürfnis empfand, über ihren Ursprung und ihre Geschichte unterrichtet zu sein, glaubte sie, durch

die ähnlich lautenden Namen verleitet, in Jakob Wildermut ihren Ahnherrn gefunden zu haben. Diese Annahme aber, durch die neuesten Forschungen widerlegt, muß endgültig fallengelassen werden. Jakob Wildermut, der Beschützer Farels und Sieger von Gingins, ist nach Temperament und Geistesrichtung ein echter Sohn des bernischen Seelandes. Geht auch sein Name des Ehrenplatzes im Stammbaum eines vielverdienten Geschlechtes verlustig, so ist ihm dafür eine bleibende Stellung in den Annalen Berns gesichert.

Quellen: E. Bähler. Zwei Briefe Jakob Wildermuts Anzeiger für Schweizerische Geschichte Nr. 2. 1905. Weitere Quellen sind angegeben in des Verfassers Arbeit über den Seeländerzug nach Genf im Oktober 1535 im Berner Taschenbuch 1905.

E. Bähler, Pfarrer, Thierachern.

Franz Alexander Neuhaus.

1747—1803.

Zu den bedeutenderen Persönlichkeiten, welche Biel hervorgebracht hat, gehört auch Fr. Alex. Neuhaus[1]). In einer politisch schwierigen Zeit hat er seine Kräfte dem Wohle seiner Mitbürger geopfert und ragt, wenn auch nicht durch schöpferisches Genie, so doch durch Talente und edle Bemühungen um das Gedeihen des Vaterlandes über die Menge seiner Zeitgenossen hervor.

Geboren im Jahre 1747 in Biel, widmete er sich mit großem Erfolg dem Studium der Arzneikunst und wurde bald nach seiner frühe erfolgten Promotion als ausübender Arzt und Lehrer der Medizin „mit königlicher Freiheit“ nach Nantes in Frankreich berufen. Als in diesem Lande 1789 die große Revolution begann und sich in der Folge immer weiter ausdehnte, kehrte er in die Heimat zurück und wurde 1792 Stadtschreiber von Biel.

[1]) Gebürtig aus Gals bei Erlach (E. Tr. Bähler in „Sammlung bernischer Biographien“ Band V., 108, und Strickler Aktensammlung der Helvetik, VII., 692.)

Das gleiche Jahr schon brachte Spannungen ernster Art mit Frankreich, wo sich der Plan zur Umwälzung der Nachbarländer vorbereitete. Den nächsten Angriffspunkt in der Schweiz bildete das Fürstbistum Basel, wo revolutionäre Klubs den Bringern von Freiheit und Gleichheit Vorschub leisteten. Das Bistum wurde von den Franzosen besetzt, und der Bischof (Sigmund von Roggenbach) floh aus dem Lande. Einzig das Münstertal, die Pierrepertuis und das Erguel, das „Pannergebiet" der Stadt Biel, blieben einstweilen verschont. Um nun die Neutralität dieser Gebiete aufrecht zu erhalten, fand am 27. August 1792 zu Delsberg eine Konferenz statt von Abgeordneten Biels mit dem französischen General Ferrière und vier Kommissären aus Paris, worunter der Konventionsdeputierte und Staatsmann Carnot. Den Bürgermeister Moser von Biel begleitete der Stadtschreiber Neuhaus, der mit den französischen Gebräuchen bestens vertraut war und zur Lösung der Aufgabe sich trefflich eignete. Das Ergebnis der Verhandlungen bestand in der Hauptsache darin, daß der General Ferrière den Auftrag erhielt, die Schweiz in keiner Weise zu beunruhigen und namentlich das Münstertal und Pierrepertuis nicht zu besetzen [1]).

Als indessen die Gärung in den Gemeinden des Erguel, besonders im obern Teile desselben, stetig zunahm, sandte Biel wiederum seinen Stadtschreiber hin, um sie zu beruhigen und ihnen namentlich den Vorteil der Verbündung mit Biel und dadurch mit der Eidgenossenschaft zu schildern, — alles freilich ohne nachhaltigen Erfolg; denn immer bestimmter lauteten die Nachrichten, daß in Paris die Vereinigung des ganzen Bistums mit Frankreich beabsichtigt sei. Deshalb faßten Räte und Burger von Biel am 13. August 1896 den Beschluß, „jemand an das französische Direktorium abzuordnen, um womöglich in Erfahrung zu bringen, was eigentlich im Entwurfe sei und um die hiesigen Interessen zu wahren, im Falle Frankreich wirklich die Absicht haben sollte, in alle Rechte des Fürstbischofs von Basel einzutreten".

Mit dieser keineswegs leichten Mission wurde neuerdings der Stadtschreiber Neuhaus beauftragt und ihm die Weisung gegeben, in

[1]) Den Franzosen war damals noch viel an der Aufrechterhaltung der Neutralität der Schweiz gelegen, weil sie eben mit Sardinien und Preußen im Norden und Oesterreich im Süden, von der Lombardei her, beschäftigt waren. Im bernischen Rate sah man die Uebereinkunft von Delsberg nicht sehr gern, und auf der Tagsatzung vom 3. September wurde sie auch von Luzern, Freiburg und Solothurn eher mißbilligt als belobt.

Paris sich vor allem aus zu Carnot zu begeben, mit welchem der Bürgermeister Moser seit dem Tage von Delsberg in Korrespondenz geblieben war. Neuhaus verreiste schon am 22. August und nahm seinen Weg über Solothurn und Basel, an welch letzterem Orte er Barthelémy, den französischen, und De Wit, den holländischen Gesandten, besuchte und von beiden freundlich empfangen wurde. Beim Abschied übergab ihm Barthelémy ein an den Minister des auswärtigen, Ch. Lacroix, gerichtetes Empfehlungsschreiben. Ueber seine Reise nach Paris und seine Beobachtungen und Erfahrungen berichtete er in sehr interessanter Weise in den Briefen, welche um die Mitte des Monats September in Biel anlangten. Die Schilderungen sind so kennzeichnend, daß wir hier einiges daraus zitieren wollen:

„Der erste Gegenstand, welcher mir bei meinem Eintritt in Frankreich auffallen mußte, war der beinahe gänzliche Verfall der ehemals so vortrefflichen Landstraßen. An gar vielen Orten können die Fuhrwerke ohne Verdoppelung des Zuges gar nicht mehr fortkommen. Ich habe Dörfer gesehen, deren Bewohner sich aus diesem Zustande der bei ihnen durchführenden Straßen einen eigenen Erwerbszweig machen. Kein Wagen fährt hindurch ohne Unfall, worauf die armen Fuhrleute und Reisenden durch die sie belauernden Wirte und Handwerker entsetzlich gebrandschatzt werden. Auch meine Postchaise wurde an mehreren Orten beschädigt und mußte unter dem Drang der Umstände auf ärgerliche Weise diesen Tribut zahlen. Die Reparatur eines zusammengebrochenen Rades kostete nicht weniger als 36 Franken, und doch war die ganze Arbeit in drei Stunden fertig."

„Die Polizei ist im ganzen noch schwach und die Regierung nachsichtig. Von neuem leben die alten Mißbräuche wieder auf, über welche man unter der monarchischen Regierung nicht ohne Grund geklagt hatte. Echten und reinen Patriotismus findet man nirgends. Jeder Karrenzieher lästert über seine Vorgesetzten, weil jeder im Taumel sich zur Bekleidung einer jeden Magistratsstelle geeignet glaubt. Jeder meint, er könne so gut befehlen als sein Nachbar, und keiner möchte gehorchen. Jene neuen moralischen Grundsätze, durch welche zuerst die Revolution herbeigeführt worden ist, sind längst verschwunden. Der ausschließendste Eigennutz ist an ihre Stelle getreten. Reichtum und Ansehen ist das Ziel, nach welchem alles jagt. Die ehemals einem jeden Stande eigenen Laster sind nun zu einem unmoralischen Universalamalgam zusammengeschmolzen, welches der Keim des zukünftigen Nationalcharakters der Franzosen ist."

„Erziehungsanstalten für die angehende Jugend existieren natürlich fast keine mehr. Wozu brauchte man dieselben noch? Wenn junge Leute das 16te Jahr erreicht haben, so werden sie zur Armee geschickt, wo die letzten Keime der Sittlichkeit, welche sich etwa noch bei dem einen oder andern finden, sehr bald erstickt werden."

„Von der früher herrschenden katholischen Religion bleibt in Frankreich, besonders in Paris, dermalen nichts mehr übrig, als der fanatische Eifer der verarmten Geistlichen, welche sich umsonst bemühen, die verlornen Güter

und das ehemalige Ansehen wieder zu erlangen. Es ist ihnen zwar jetzt erlaubt, die Messe zu lesen. Sie trägt aber wenig ein. Konstitutionelle und inkonstitutionelle Priester stehen auf der gleichen Linie der Verachtung. Der Pöbel will nicht mehr an ihr Fegfeuer glauben. So ist nun das religiöse Band gerissen, welches die rohe Masse an die moralischen Pflichten knüpfte. Was diese Emanzipation von allen moralischen Zwangsmitteln für bedenkliche Folgen haben werde bei einem großen Volke, und zwar zunächst auf seine unter dem Getöse der Waffen aufwachsende Jugend, das kann man sich kaum vorstellen."

„Wie die römische Republik, so wird die fränkische die ganze Welt bezwingen wollen."

„Der Nationalschatz ist schon lange leer und der Zudrang der Staatsgläubiger unbeschreiblich. Lieferanten aller Nationen, sogar Gesellschaften von Algier, Tunis und andern afrikanischen Städten bringen seit Jahr und Tag umsonst auf Bezahlung ihrer ausgeliehnten Gelder."

„Die Preßfreiheit ist ohne Maß und Schranken. Der aufs äußerste getriebene und recht teuflische Mißbrauch derselben kann einzig den schädlichen Eindruck auslöschen, welchen sie auf das Publikum ausübt."

„Bei dem in allen Ecken tönenden revolutionären Gebrülle, bei der allgemeinen Unzufriedenheit aller Stände, bei dem unbeschreiblichen Zerfall der Finanzen, bei den äußerst beschwerlichen Kriegen mit dem Ausland und den großen Spaltungen im Innern, bei dieser aus allen Fraktionen zusammengesetzten Administration befestigt sich aber die Republik je länger je mehr."

„Der Krieg gegen die äußern Mächte wird mit großem Eifer betrieben. Die neulich mit Spanien geschlossene Allianz scheint gegen England und zwar noch ganz besonders gegen Portugal gerichtet, um diese Macht zu zwingen, ihrer Verbindung mit England zu entsagen u. s. w."

Zu diesen und andern Beobachtungen hatte Neuhaus auf seiner Hinreise und in den ersten Tagen seines Aufenthalts in der Seinestadt Gelegenheit gefunden. Er konnte sich auch nicht enthalten, die Befürchtung auszusprechen, daß sich die französische Revolution früher oder später auch auf die Schweiz ausdehnen werde. So viel er bisher bemerkt habe, schrieb er, werde Frankreich keine Gelegenheit fahren lassen, um sich in die schweizerischen Angelegenheiten zu mischen. Das Münstertal werde schwerlich gerettet werden. Wegen Erguel sei noch nichts Bestimmtes beschlossen. Lacroix der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, habe die Ansicht, Frankreich sei in die Rechte des ehemaligen Fürstbischofs von Basel getreten und befugt, auch über das Erguel zu verfügen. Umsonst habe er ihm bei seinem ersten Besuche die Ansprüche Biels auf das Erguel zu begründen gesucht. Als er fragte, wie groß die Bevölkerung Biels und die des Erguels sei und zur Antwort erhielt, daß Biel 4000, Erguel 12,000 Einwohner zähle, gab er kurz zur Antwort: „Also befiehlt die Minderheit der Mehrheit!" —

Als eine dringende Notwendigkeit riet Neuhaus an, die zweideutige helvetische Stellung Biels ins Reine zu bringen und die Stadt von jeder fremden Verbindung zu trennen, bevor Frankreich seine Entwürfe gegen die Schweiz in Ausführung bringe. Wenn die am Rande des Abgrundes schlafenden Eidgenossen nicht Hand bieten, damit Biel an eine vom Bistum unabhängige und rein eidgenössische Stellung gelange, so werde sie ganz gewiß in Verlegenheit geraten.

In zwei konfidentiellen Schreiben an den Bürgermeister Moser gab Neuhaus Bericht über zwei Besuche bei Carnot und Reubel. Während ersterer ihn im Palast von Luxemburg freundlich empfing, benahm sich letzterer bei der Audienz trocken und barsch und bemerkte unter anderm, „der Bischof von Basel sei der souveräne Fürst auch von Biel gewesen, und Frankreich sei vollkommen befugt, alle Rechte zu vindizieren, welche der Bischof besessen habe".

In einer vom 30. September datierten offiziellen Zuschrift an den Rat zu Biel äußerte sich Neuhaus unter anderm dahin, daß Bern sich gewaltig irre, wenn es meine, ohne Mitwirkung Frankreichs über das Münstertal verfügen zu können. Auf alte Titel werde wenig Rücksicht genommen, und der einzige Grundsatz der gegenwärtigen Politik sei: la convenance, das unfehlbare Mittel: les voeux du peuple.

Während Neuhaus noch in Paris war, erschien hier auch der Oberst Franz Rud. Weiß, Landvogt zu Milden, um jenen im Auftrage des Rates von Bern bei seinen Unterhandlungen mit dem Minister Lacroix zu unterstützen.[1] Beide mußten sich aber bald überzeugen, daß Frankreich das ganze Bistum mit allen dazu gehörenden Rechten an sich zu ziehen willens sei. Trotz diesen geringen Aussichten auf einen günstigen Erfolg seiner Mission unterließ Neuhaus doch keinen Schritt, von dem er noch etwas hoffte, und überall, wo sich die Gelegenheit darbot, verfocht er die Interessen der in der helvetischen Neutralität begriffenen Bezirken des Bistums, sprach zu Gunsten dieser Landesteile und ihrer Vereinigung mit Biel und der Eidgenossenschaft und ließ in diesem Sinne am 11. Oktober eine offizielle Note an den Minister der äußern Angelegenheiten abgehen. Allein die Aussichten für seine Sachen trübten sich immer mehr. Am 27. Oktober schrieb er unter diesem Eindruck an den Bürgermeister Moser, „er glaube mit Sicherheit annehmen zu können, daß Frankreich bei dem bevorstehenden Friedensschluß mit dem deutschen Reich das ganze Bistum Basel samt allen seinen Rechten sich werde abtreten lassen; er rate

[1] Vgl. S. 331 hievor die Biographie von Weiß, von Dr. J. Strickler.

daher, sich mit den Erguelern so gut als möglich zu verständigen und ihnen allenfalls die Hälfte der Mitglieder des Großen Rates zuzugestehen".

Infolge seiner dem Minister der öffentlichen Angelegenheiten am 11. Oktober zugestellten Note wurde Neuhaus am 2. November dem Direktorium offiziell vorgestellt. Im großen Saale des Luxembourg, wohin ihn 8 Garden zu Pferd mit militärischen Ehren begleiteten, empfingen ihn die Direktoren stehend und mit entblößten Häuptern. Nach kurzer Anrede wiederholte er das in seiner Note vom 11. Oktober enthaltene Ansuchen und empfahl dem Direktorium die Angelegenheiten der Stadt Biel. Nach einer kurzen Antwort durch den Präsidenten Barras wurde die Sache mit den Mitgliedern gesprächsweise verhandelt. Carnot zeigte sich auch bei diesem Anlasse wohlwollend und widersprach seinem Kollegen Reubel wiederholt in verschiedenen Punkten. Nach einer halben Stunde, welche diese Bieler-Angelegenheit in Anspruch nahm, ward Neuhaus ehrenvoll entlassen, durch den Minister bis zum Wagen begleitet und auf den Abend zur Tafel geladen.

Einige Tage nachher erhielt Neuhaus durch einen Staatsbedienten ein von dem Direktorium an Bürgermeister und Rat von Biel gerichtetes Rekreditiv, worauf er seine Aufgabe vorläufig erfüllt zu haben glaubte und sich von den Machthabern Frankreichs und einigen fremden Gesandten verabschiedete. Am 8. Dezember 1796 langte er nach einer mehr als 16 Wochen langen Abwesenheit in seiner Vaterstadt Biel wieder an, um dem Rate unverzüglich einen ausführlichen Bericht abzustatten.

Am 4. September des folgenden Jahres fand in Paris eine neue Revolution statt, durch die Carnot und Barthelémy aus dem Direktorium verstoßen und verbannt wurden. Das neubestellte Direktorium beschloß schon wenige Wochen nachher die Einverleibung der Bezirke des ehemaligen Bistums Basel mit Frankreich und die Bekriegung der Schweiz. Umsonst ward der Stadtschreiber Neuhaus von Biel am 26. Oktober nochmals wegen der erguelischen Angelegenheiten zu dem französischen Geschäftsträger Bacher nach Basel und einen Monat später (am 23. November) an den Rat nach Bern gesandt, um über alles, was in Erguel vorgefallen war, Bericht zu erteilen und „kluge Belehrung einzuholen[1]". Schon hatte der General Nouvion St-Cyr Befehl zur militärischen Besitzergreifung jener Landesteile. „Ihre Seufzer habe die mächtige und großmütige französische

[1]) Strickler, Helvetische Aktensammlung, I. 89.

Nation erhört, ihre Ketten zerbrochen und aus Untertanen sollen freie Bürger von Frankreich werden", so verkündete seine überall im Münstertale und Erguel verbreitete Proklamation vom 14. Dezember. Zwei Tage später erhielt ein Herr Bresson aus Pfirt im Elsaß die Ernennung als Meier der Stadt Biel und die Weisung, sofort von dieser Stelle Besitz zu nehmen.

Von diesen Ereignissen gab Biel den mit ihm verbündeten Ständen Bern, Freiburg und Solothurn, ebenso dem eidgenössischen Vororte Zürich sofort Kenntnis und beschloß, am 20. Dezember dem Direktorium in Paris noch eine ehrerbietige Vorstellung überreichen zu lassen, von welcher auch Bern eine Abschrift zugestellt wurde. Mit Zustimmung aller Zünfte wurde wiederum der Stadtschreiber Franz Alexander Neuhaus mit der Mission beauftragt. Er übernahm auch diese Aufgabe und reiste am 26. Dezember 1797, versehen mit den nötigen Vollmachten und mit der Instruktion „alles anzuwenden zur Wahrung der Rechte Biels im Erguel und zur Ordnung der Stellung desselben zur Eidgenossenschaft", neuerdings nach der französischen Hauptstadt ab.

Sein Weg führte ihn über Delsberg, wo er dem General Nouvion einen Besuch abstattete, nach Basel, um hier dem französischen Geschäftsträger Bacher ein Schreiben zu überreichen. Dieser war aber bereits durch Mengaud ersetzt worden, an welchen er sich nun wendete um ein Empfehlungsschreiben an Talleyrand, den neuen Minister der äußern Angelegenheiten, sowie um die Legalisation des Passes. Mengaud bemerkte zu dem Vorhaben Neuhausens: „er halte die Reise für unnütz; übrigens solle er machen, was er für gut finde". Wegen den schlechten Straßen über Belfort nahm Neuhaus den Weg über Straßburg und durch Lothringen und langte nach verschiedenen abenteuerlichen Erlebnissen am 5. Januar 1798, also nach 10 vollen Tagen, in Paris an, wo er sich zunächst zu dem Gesandten von Basel, dem Oberzunftmeister Peter Ochs begab, dessen Wohnung „dem reichen Palaste des Lucullus ähnlicher sah als einem eifrigen Verteidiger der Gleichheit", und dessen Aeußerungen und ironische Antworten auf Neuhaus keinen guten Eindruck hinterließen. Als sich dieser am folgenden Morgen bereit machte, um dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Besuch abzustatten, erschien in seinem Zimmer ein «Inspecteur de police» mit einem Zettel in der Hand, fragend, „ob er mit Herrn Neuhaus von Biel zu sprechen die Ehre habe?" Auf die bejahende Antwort und die Frage, was er von ihm wünsche, hieß es: „Nichts anderes, als daß der Herr Kanzler von Biel ihm auf

das Zentralbureau der Polizei folgen solle." Hier wurde Neuhaus in eine stinkende Wachtstube geführt und als verhaftet erklärt («Le citoyen est consigné!»). Bald befand er sich inmitten einer Menge anderer Arrestanten und einiger Polizeidiener, welche die Ordnung aufrecht erhielten. Unter den Verhafteten erblickte er einen jungen Mann, mit dem er ein Gespräch anknüpfte und der sich als ein Herr Brand aus La Chaux-de-Fonds zu erkennen gab, der im Hause eines Kaufmanns Morel aus dem St. Immertal wohnte. Auf erhaltene Erlaubnis hin schrieb nun Neuhaus ein Billet, in welchem er einem Herrn Châtelain aus Neuenstadt, der sich auch in Paris befand, von seiner Lage Kenntnis gab. Als dieser erschien, erklärte er sich sogleich bereit, für Neuhaus Bürgschaft zu leisten, die aber auf der Zentralverwaltung rundweg abgeschlagen wurde. Bei einem nun folgenden Verhör, dem sich Neuhaus zu unterziehen hatte, teilte man ihm als Grund der Verhaftung mit, er sei dem Polizeimeister „als in verbrecherischem Einverständnis mit Feinden des Staates stehend denunziert worden". Hierauf führte ihn ein Polizeidiener in sein Absteigequartier, wo seine Papiere durch den Friedensrichter inventarisiert und versiegelt wurden. Dann führte man ihn wieder hinter Schloß und Riegel, in einen Gefangenenraum, wo bereits zwei andere Männer, ein Herr von Velderbusch und der schon erwähnte Brand von La Chaux-de-Fonds lagen. Ein wenig später kam noch der ebenfalls schon genannte Morel hinzu. Letzterer berichtete, daß er aus den gleichen Gründen, wie Neuhaus, nämlich wegen „helvetisch-patriotischen Ansichten und Handlungen" verhaftet worden sei. Drei Tage war Neuhaus in dieser ungewissen, verzweifelten Lage gelassen worden, als ein Weibel erschien und ihn vor den Verhörrichter führte, der das ganze Paket seiner Schriften durchwühlte, aber nichts darin entdeckte, das Neuhaus irgendwie bloßgestellt hätte. Daraufhin fertigte der Richter ein Verbal aus, das Neuhaus unterzeichnete, um sofort wieder in seine Zelle abgeführt zu werden. Doch durfte er nun Besuche empfangen und an seine Freunde schreiben. Von den letztern verwendeten sich besonders zwei, der oben genannte Châtelain und ein gewisser Roulier, mit Eifer für ihn. Durch sie wurden einzelne Minister und andere Machthaber für die Sache interessiert, und Neuhaus schrieb auch an Ochs, den Gesandten von Basel, von ihm bundesgenössische Verwendung erwartend. Nach zehn Tagen endlich brachte der brave Roulier, die Nachricht, daß beide, Neuhaus und Morel, auf freien Fuß gesetzt werden, was auch wirklich geschah, aber mit der Aufforderung, das Gebiet der französischen Republik unverzüglich zu verlassen. Unter den

seither bei Châtelain für Neuhaus eingetroffenen Briefen befand sich auch ein vom 5. Januar datiertes Beglaubigungsschreiben der eidgenössischen Tagsatzung in Aarau, wodurch er dem Minister Talleyrand als Unterhändler wegen Erguel und dem Münstertal empfohlen ward [1]). Allein Neuhaus gelangte zu keiner Unterredung mit demselben und entschloß sich deshalb zur möglichst baldigen Abreise. Bis aber sein Paß in seinen Händen war, verflossen wiederum acht lange Tage, die er zu einem nochmaligen Besuche bei Ochs benutzte. Dieser empfing ihn mit Höflichkeit, bezeichnete aber die erfolgte Verhaftung als „eine weise Maßregel der Regierung", die dadurch habe zu erkennen geben wollen, daß sie keine Reklamationen einzelner Kantone mehr anzunehmen gewillt sei, es wäre denn, „daß man solche durch ihn, den vom französischen Direktorium selbst bezeichneten Gesandten, vorbringen ließe". Dann ließ er sich mit Spott über die in Aarau versammelte Tagsatzung, den Bundesschwur, die militärischen Anstalten Berns, die Selbständigkeitsbestrebungen Biels u. a. m. aus. „Die Schweiz muß machen, was Frankreich will", und „dieses wird die drei Seen zur Grenze gegen die Schweiz bezeichnen", fügte er bei und bemerkte, als die Rede auf das von der Tagsatzung an Neuhaus adressierte Empfehlungsschreiben gelenkt wurde, voll übler Laune: «Le directoire s'attendait que les cantons lui adresseraient leurs réclamations par la personne qu'il a lui-même désignée pour résider auprès de lui.» An Ochs hätten sich also Biel und die Eidgenossenschaft wenden sollen.

Neuhaus kehrte, sobald sein Rückreisepaß in Ordnung war, durch den ihm die Route, die er zu nehmen hatte, vorgeschrieben war, über Besançon und Neuenburg in die Heimat zurück und langte am 29. Januar in Biel wieder an. Eben vollzog sich hier alles das, was er geahnt und in seinen Gesandtschaftsberichten ausgesprochen hatte. Hindern konnte er die Heimsuchungen, die Biel und das ganze schweizerische Vaterland über sich ergehen lassen mußten, nicht mehr. Aber er setzte alle seine Kräfte ein, die Leiden seiner Mitbürger zu lindern und eine bessere Zukunft für Land und Volk der Schweiz herbeizuführen, deren treuer Sohn er war und blieb.

Später siedelte Neuhaus nach Bern über und bekleidete hier im helvetischen Senat zuerst die Stelle des ersten Unterschreibers [2]), dann

[1]) Das Kreditiv mit Instruktion ꝛc. dagegen langte nicht in Paris an, sondern blieb in Basel hängen. (Strickler, Akten I. 99, 182).

[2]) Die Wahl fand „durch das geheime und absolute Mehr" am 10. Nov. 1801 statt. (Strickler, Aktensammlung VII. 692).

die eines Beamten im Finanzwesen, wo er als «excellent calculateur» [1]) galt. Schon lange kränkelnd, wozu die oben geschilderten Erlebnisse nicht wenig beigetragen haben mögen, starb er im Laufe des Jahres 1803 in seinem 56sten Lebensjahre.

Quellen: M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, 1812. C. A. Blösch Geschichte der Stadt Biel, III. Band 1856. J. Strickler, Aktensammlung der helvetischen Republik, Band I bis IX und Register.

J. Sterchi.

Albrecht Karl Ludwig Kasthofer.

1777–1853.



Das schweizerische Geschlecht Kasthofer stammt ursprünglich aus Baiern. Leonhard Kasthofer (oder Kastenhofer, wie der Name auch lautete), der als der Stammvater desselben angesehen werden kann, verließ das Land im Reformationsjahrhundert des Glaubens wegen und siedelte nach Aarau über. [2]) Im Jahre 1631 sodann kam dessen Enkel Johann Friedrich nach Bern und wurde hier Burger. [3]) Ein Großsohn dieses Johann Friedrich war der Fürsprecher Gottlieb Kasthofer (1725 bis 1803) und (wahrscheinlich) des letztern Schwester, die Anna Maria, Gemahlin des verdienten Dekans Joh. Rudolf Gruner in Burgdorf,

[1]) Strickler, Aktensammlung IX. 1163.

[2]) H. Morf in Dr. Otto Hunzikers Geschichte der schweizerischen Volksschule II. 148.

[3]) In der Zunft zu Kaufleuten, siehe „Burgerbuch oder Verzeichnis der Burger der Stadt Bern“. Im Jahre 1631 hatte Johann Friedrich Kastenhofer die Bewilligung zur Burgerrechtserwerbung und am 13. Februar 1632 das allgemeine Burgerrecht erhalten. Er war 1645 Großrat, 1647 Zeugwart, 1653 Schaffner zu Zofingen und starb 1680. (Berner Taschenbuch 1862, Seite 168).

Mutter des Verfassers der „Eisgebirge des Schweizerlandes" und Großmutter des Förderers der Naturwissenschaften, Pfarrer Gottlieb Sigmund Gruner in Zimmerwald[1]). Gottlieb Kasthofer bekleidete seit 1789 die Stelle eines Inselverwalters. Seiner Ehe mit Rosina Susanna Chaillet von Murten entsprossen acht Kinder, von denen eines früh starb, während die andern sieben alle zur Freude der Eltern aufwuchsen und in ihrem Leben ehrenvolle Stellungen eingenommen haben. Der älteste Sohn, Gottlieb Rudolf, und die Tochter, Maria Rosette, sind in der vorliegenden „Sammlung" (Bd. I. und III.) bereits in gebührender Weise erwähnt. Emanuel (1772 – 1824) betrat die militärische Laufbahn. Friedrich Daniel (1775—1854) war Arzt in den schweizerischen Fremdenregimentern Napoleons[2]) und später als solcher in der Waadt tätig. Die zwei Töchter Katharina Margaritha Susanna (1769—1853) und Juliane Margaritha führten ihre Szepter in Pfarrhäusern, erstere als die Gemahlin von Daniel Hunziker, Pfarrer in Kirchlindach, letztere als diejenige des Pfarrers und Dichters Joh. Rud. Wyß d. ä. in Münchenbuchsee, später in Wichtrach. Hier nun wollen wir versuchen, den fünften der Sprößlinge Gottlieb Kasthofers zu zeichnen. Es ist Karl Kasthofer, der Politiker und verdiente Forstmann.

Er wurde geboren zu Bern im Todesjahr des großen Haller, 1777. Auf den Rat und durch die Unterstützung seines ältesten Bruders Gottlieb Rudolf wählte er die Forstwissenschaft zu seinem Berufe. Seine Studien vollendete er in Göttingen, Heidelberg und in den Forstschulen am Harz und ward, nach Bern zurückgekehrt, zuerst Adjunkt des Kantonsforstmeisters Franz Gruber, dann, 1806, Oberförster des Oberlandes.

Als solcher entwickelte er daselbst eine vielseitige Tätigkeit. Das ganze Oberland, aber besonders das Bödeli und dessen Umgebung, haben ihm viel zu verdanken. Da nicht alles, was er in den deutschen Forstschulen gelernt hatte, auch in der mannigfaltigen Gebirgsnatur der Alpenwelt anwendbar war, so suchte er nach neuen, dem Charakter des Bodens und des Klimas angepaßten Regeln der Waldbehandlung und wurde darin von der Regierung unterstützt, indem sie ihm „mit edlem gemeinnützigen Sinn jede Summe, die er wünschte, zu Kulturen

---

[1]) R. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich 1862.

[2]) A. Maag, Geschichte der Schweizertruppen in Spanien rc. und in französischen Diensten. Biel, 1892 und 1894.

bewilligte"[1]). Auf dem Abendberg machte er einen interessanten Versuch zur Aufzucht der tibetanischen Ziege, wozu ihn der Kommerzienrat finanziell unterstützte. Er hoffte, durch Kreuzung mit der einheimischen Geiß eine Rasse zu erzielen, welche sich durch Milchergiebigkeit und eine Art feinen Flaums vor der inländischen Art auszeichnen werde. Wenn auch das Endergebnis den Erwartungen nicht entsprach, so war es doch ein Unternehmen, dem damals allgemeines Interesse entgegengebracht wurde, das z. B. auch die Gartenbaugesellschaft in Genf besonders bekundete.

In dem weitläufigen Schloßgebäude zu Unterseen hatte Kasthofer seine Wohnung und nahm, nachdem er etwa 10 Jahre lang seinen für die Landeskultur so wichtigen und schönen Beruf ausgeübt hatte, „als Lehrer der Gebirgsforstwissenschaft und der Alpenwirtschaft" auch junge Männer aus der Nähe und Ferne als Zöglinge bei sich auf, um sie in den verschiedenen Zweigen der Forstwissenschaft (in Mathematik, Vermessungen, barometrischen Höhenbestimmungen, Plan- und Landschaftszeichnen u. s. w.) zu unterrichten und auf „Amtsreisen" mit der Gebirgsforstkunde in Beziehung zur Alpenwirtschaft bekannt zu machen. Auch schriftstellerisch war Kasthofer sehr tätig. Im Jahre 1808 erschienen von ihm im Schweizer Beobachter (Bd. II.) die „Bemerkungen über die Forsten des bernischen Hochgebirges". Die von Kuhn und Meisner herausgegebenen „Alpenrosen, ein Schweizeralmanach", enthalten von ihm verschiedene Arbeiten, so der Jahrgang 1812: „Gang durch Kandersteg und Gastern", und 1813: „Wanderung durch das Siebenthal". Ferner veröffentlichte er: „Bemerkungen über die Wälder und Alpen des bernischen Hochgebirges" (Aarau 1818), „Vorlesungen über die Kultur der Kuhalpen" (Bern 1818), „Bemerkungen auf meiner Reise über den Susten, Gotthard, Bernardin und über die Oberalp, Furka und Grimsel" (Aarau 1822), „Bemerkungen auf meiner Alpen-Reise über den Brünig, Pragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Maloja und Splügen" (Bern 1825). Der Luzerner Ratsherr und Gelehrte Josef Anton Balthasar[2]) nennt Kasthofer einen kenntnisvollen, scharfsinnigen und geistreichen Mann und stellt ihn dem damals beliebten

[1]) In seinem ums Jahr 1848, auf Wunsch von G. Meyer von Knonau verfaßten „Lebensabriß" sagt er zwar, er sei von 1814, in welchem Jahre er sich politisch betätigte, bis 1830 „Verfolgungen" ausgesetzt gewesen.

[2]) Helvetia, Denkwürdigkeiten für die 22 Kantone zc. Aarau und Bern, 1826, Band II. 147.

französischen Schriftsteller Jouy an die Seite, „weil er, wie dieser, in seinen Schriften auf angenehme Weise belehrt, Liebe zum Vaterlande und Gefühl für das Gute weckt und auch an gewöhnliche Begebenheiten und Erscheinungen einen Reichtum scharfsinniger Bemerkungen zu knüpfen weiß. Seine Kenntnisse sind umfassend, seine Bemerkungen treffend und tief, die Schilderungen, die er macht, lebendig und treu. Seine Schreibart ist fließend, oft blühend, niemals schwulstig" u. s. w. Besondere Anerkennung spendet ihm Balthasar wegen seiner Unparteilichkeit gegenüber Protestanten und Katholiken, „denen Lob und Tadel mit unbefangenem Sinn und nach strenger Gerechtigkeit erteilt werden".

In den Jahren 1828 und 1829 veröffentlichte Kasthofer, nachdem er ein Jahr zuvor die „Beiträge zur Beurteilung der Vorteile der Kolonisation eines Theis der Alpenweiden" hatte erscheinen lassen (Leipzig 1827), das Werk, welches seinem Namen am meisten Ehre gemacht hat, nämlich „Der Lehrer im Walde. Lesebuch für schweizerische Landschulen, Landleute und Gemeindsverwalter. 2 Teile mit 15 kolorierten und 9 schwarzen lithographierten Tafeln." Das Werk war Kasthofers Schwester, Rosette Niederer, zugeeignet. Es wurde allgemein als eine schätzenswerte Arbeit begrüßt und seinem Verfasser volles Lob zu teil. Die ökonomische Gesellschaft des Kantons Bern bezeichnete es als „die zweckmäßigste und belehrendste Beantwortung der früher ausgeschriebenen Preisfrage über die Kultur des Waldes" [1]), und gab in der Herbstsitzung von 1829 dem Verfasser ihre Wertschätzung dadurch zu erkennen, daß sie ihm die goldene Medaille zuerkannte. Ebenso verwendete sich die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft für die Verbreitung des Werkes [2]). Auch im Auslande wurde ihm die gebührende Beachtung zu teil. In der Zeitschrift „Kritische Blätter für die Forstwissenschaft" (Band V. 3) äußerte sich der Professor Pfeil, Direktor der königlichen Forstschule in Berlin, also darüber: „Nicht leicht erinnert sich Referent, ein forstliches Lehrbuch gelesen zu haben, das ihn ununterbrochen so angezogen hätte, wie das vorliegende, das dazu bestimmt ist, Landleuten die ersten Elemente der Waldwirtschaft vorzutragen. Wohl dem Lande, wo die Vorgesetzten (ein solcher ist Herr Kasthofer für die Berner Waldungen) von dem Grundsatze ausgehen, daß es ersprießlicher sei, das Volk über seinen

[1]) „Neue Schweizerzeitung" vom 5. Mai 1829.

[2]) An die zweite Auflage im Jahre 1838 verwendete sie die Summe von 800 Fr. Für die erste Ausgabe, welche eigentlich den Charakter einer Preisschrift trug, hatte sie 1000 Fr. bestimmt.

Vorteil gehörig aufzuklären, als es durch Gesetze, denen es nur widerstrebt, zwingen zu wollen, ihm gemäß zu handeln.[1] „Der Lehrer im Walde" wurde nicht lange nach seinem Erscheinen ins Französische übersetzt und von den Behörden gratis an die Schulen und Volksbibliotheken verteilt.[2])

Der staatliche Umschwung des Jahres 1830/31 (die Regeneration) führte den Forstmann auf das Feld der Politik, und hier spielte er eine Zeitlang, wenn auch keine so durchgreifende, wie verschiedene seiner Zeitgenossen, so doch weder eine unbedeutende, noch uninteressante Rolle. Zum Staatsmann war er zwar nicht geboren, weil in ihm das Gemütsleben vorherrschte.[3]) Seine Handlungen auf dem Gebiete der Diplomatie ließen sich nicht nach dem Maßstabe eines scharf berechnenden Verstandes bemessen, sondern mußten nach irgend einer Gemütsseite seines Innenlebens beurteilt werden. Wenn er sich, wie wir sehen werden, seinem Wesen entsprechend auch oft in den Mitteln täuschte, die er zur Erreichung eines Zweckes anriet oder anwenden wollte, so durften doch selbst seine Gegner von ihm die Ueberzeugung hegen, daß er nur das Gute und das Wohl des ganzen anstrebte. Wir versuchen, im folgenden eine Skizze seiner verschiedenen Bestrebungen und Erfahrungen während der sogenannten Regenerationszeit zu geben.

Das Oberland, wo seine Tätigkeit von anerkannten Erfolgen gekrönt war, wählte ihn 1831 in den Verfassungsrat, in dem er (mit Karl Friedr. v. Tscharner, Karl von Lerber, Samuel Bürki, Oberstleutnant Karl Koch, Lehenskommissär Rudolf Wyß, Emanuel von Graffenried von Burgistein, Fürsprecher Gottlieb Wyß, Emanuel von Goumoëns-Dorat (in Büren), Staatsschreiber Friedrich May (in Burgdorf), Philipp Emanuel von Fellenberg von Hofwil, Robert von Erlach von Hindelbank (in Konolfingen), Zuchtanstaltsdirektor von Ernst (in Schwarzenburg), Oberst von Graffenried von Gerzensee und Dr. jur. Samuel Hahn (in Thun) einer der 15 Stadtberner war, die demselben angehörten. Am 28. Februar begann die Versammlung ihre Beratungen und wohnte am darauffolgenden Mittwoch den 2. März einem feierlichen Gottesdienst in der Hl.-Geistkirche bei, wo der Pfarrer

[1]) „Neue Schweizerzeitung" vom 9. März 1830.

[2]) Die Regierung von Freiburg z. B. bestellte 100 Exemplare der französischen Ausgabe, und ähnlich gingen die andern westlichen Kantone vor.

[3]) Im „Abriß seines Lebens" sagt er selbst: „Ungern spreche ich von meiner politischen Laufbahn, der ich fast nur schmerzliche Täuschungen und auch Mißgriffe verdanke, die in meiner zu erregbaren gemütlichen Natur und in Gefühlsschwächen ihren Grund haben."

Samuel Lutz eine würdige Predigt hielt, für die ihm der Rat nachher danken ließ und zu diesem Zweck zwei Mitglieder, unsern Karl Kasthofer und Philipp Emanuel von Fellenberg, an ihn abordnete.

An den Beratungen beteiligte sich Kasthofer mit lebhaftem Interesse sowohl in der 19gliedrigen Verfassungskommission, die einen Entwurf zu dem neuen Staatsgrundgesetz ausarbeitete, als auch im Verfassungsrate selbst. In einzelnen Fragen, so in denjenigen über die Bildung der Wahlkreise und die Repräsentation der Hauptstadt Bern, schloß er sich teilweise den Ansichten von Koch, Hahn und Wyß an, welche der Stadt eine Art Wahlvorzug zuerkennen wollten. In der Verfassungskommission wirkte er u. a. auch dafür, daß der Große Rat nicht, wie dann beschlossen wurde, 200, sondern 300 Mitglieder zähle, ferner, daß der Kanton in eine bestimmte Zahl (10) von Wahlbezirken eingeteilt werde, damit der „Oertlichkeitsgeist" weniger erstarke. Auch trat er dafür ein, daß der Rat sich mit einer verhältnismäßig hohen Zahl von zu wählenden Gliedern selbst ergänze, und trug in der Sitzung vom 1. Juni darauf an, daß der Stadt Bern 80 Wahlen zustehen sollen. Während andere davor warnten, ihr wiederum Vorzüge einzuräumen, und z. B. Joh. Gottl. Watt von Löwenburg bemerkte, „das Land könne nie aristokratisch werden, die Stadt aber sei es immer", fand dagegen Kasthofer einen Vorzug für Bern gerecht und zeigte anhand der Geschichte, wie der Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie oft unter verschiedenen Gestalten sich erneuern müsse, daß aber der Sieger in diesem Kampfe sich gerecht und mäßig erzeigen solle. Es war eine Art Glaubensbekenntnis, das er abgab und in dem er Anlaß nahm das Patriziat zu geißeln und ihm u. a. die Vorgänge des Bauernkrieges, der Henziverschwörung, des Ueberganges von 1798 u. s. w. als Sünden vorzuhalten. Doch bemerkte er dabei, der Haß gegen die Vorrechte einzelner Geschlechter reiche zur Befestigung der jungen Freiheit nicht hin, sondern müsse auch mit Klugheit gepart sein; er habe s. Z. „aus patrizischem Haß" Bern verlassen und sei in die oberländischen Berge gezogen. Der Beifall des Rates für diesen mit Begeisterung gesprochenen Vortrag fehlte ihm nicht. Karl Neuhaus dankte ihm ganz besonders dafür und auf den Antrag von Oberst Koch wurde beschlossen, die Rede drucken und verbreiten, und auch ins Französische übersetzen zu lassen[1]). Von anderer Seite

[1]) Es wurden in dieser Zeit zwei von Kasthofers Vorträgen veröffentlicht. 1. Rede über die **Bildung der Wahlkreise und die Repräsentation der Hauptstadt** nebst einer Anrede an die oberländischen Landleute. 2. Rede über das **Verhältnis der Repräsentation der Hauptstadt und über den Kampf der Demokratie mit der Aristokratie** in der Republik Bern.

dagegen ihm ironisch bemerkt, es scheine, das Patriziat habe ihn nicht so sehr gehaßt, da es ihn als Oberförster ins Oberland sandte und gut besoldete.

In der Frage über die Wahlfähigkeit oder vielmehr Wählbarkeit der Geistlichen trat Kasthofer „mit Wärme" für diesen Stand ein und suchte diejenigen Pfarrer, welche sich der neuen Staatsform nicht durchwegs günstig zeigten, zu entschuldigen. Ihr Amt, sagte er, ist ein Amt des Friedens, der Ruhe und Ordnung und deshalb auch ihre Anhänglichkeit an die bestehende, d. h. die vorherige Regierung der natürlichen Rücksicht auf Anerkennung und Dankbarkeit zugeschrieben worden. Daran knüpfte sich eine gereizte Zeitungspolemik. Der Pfarrer Gottlieb Samuel Lauterburg in Walperswil erwiderte in der „Allgemeinen Schweizerzeitung", Kasthofers Verteidigung sei unnötig, weil die Geistlichen ja stets ihre Pflicht tun, und nur derjenige, der etwas verbrochen habe, auch verteidigt oder entschuldigt zu werden brauche u. s. w.[1]).

Dem Großen Rate gehörte Kasthofer sodann als Vertreter des Oberlandes an und entwickelte in demselben eine Zeitlang eine bemerkenswerte Tätigkeit sowohl in kantonalen als auch in eidgenössischen Dingen. In der „Baslerfrage", die in jener Zeit alle Gemüter in der Schweiz beschäftigte, veröffentlichte er im Februar 1832 eine Schrift, welche die Trennungsangelegenheit von Baselstadt und Baselland beleuchtete. Als Zugehöriger der radikalen Fraktion befürwortete er kräftig die Ansprüche der Liestaler. Im März desselben Jahres wurde ihm das wichtige Amt eines Forstmeisters des Kantons Bern[2]) anvertraut, und er wiederum auf das schöne Tätigkeitsgebiet gelenkt, das seinen Neigungen und seinem Geschicke entsprach. Hier hätte er zur eigenen Befriedigung, wie zum Vorteile des Landes wirken können, wenn er sich nicht durch die Politik zu einer Teilung seiner Kräfte hätte hinreißen lassen. Die zirka 80,000 Jucharten Staatswaldungen waren, wie er selbst offiziell berichtete, ganz unzulänglich beaufsichtigt und forstwirtschaftlich mangelhaft behandelt und etwa $^2/_3$ derselben noch mit sogenannten Rechtsamen oder Nutzungsrechten einzelner Gemeinden und Privaten belastet. Eine Besserung in diesen

[1]) Tagblatt des Verfassungsrates Nr. 39, S. 283, Nr. 54, S. 402. Allgemeine Schweizerzeitung 1831, S. 324, 354, 367, 434, 487, 488. „Volksfreund" von Burgdorf, Nr. 28

[2]) Vergleiche Mitteilungen des bernischen statistischen Bureaus 1905, Lieferung II., Untersuchungen über die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur zc., von C. Mühlemann. Seite 106 u. ff.



Dingen wurde als Notwendigkeit erkannt und die Organisation des Forstwesens im Laufe des Jahres 1832 anhand genommen. Dieselbe sah für den Kanton 6 Forstkreise vor mit je einem Oberförster als Oberbeamter, während Kasthofer als Forstmeister den gesamten Forsthaushalt und überdies eine in Aussicht genommene Forstschule leiten sollte. Im übrigen ward das Forstwesen dem Departement der Finanzen zugeteilt und stund, wie dies bisher der Fall gewesen war, unter einer besondern Forstkommission. Als der Große Rat im Spätherbst 1832 das neue Organisationsgesetz behandelte, entwickelte Kasthofer einläßlich die Grundsätze einer gehörigen Forstadministration und fand damit allgemeine Zustimmung. Schließlich regte er jedoch, über die praktische Möglichkeit hinausgehend, in Form eines Anzuges an: Errichtung von Verschanzungen und Waffenplätzen in Gebirgsgegenden, Bau von Fahrstraßen über den Brünig, den Sanetsch, eventuell auch über den Rawil oder die Gemmi, Entsumpfung des Seelandes, Errichtung von Bildungsanstalten im Jura rc. „Wegen seiner allzugroßen Ausgedehntheit" wurde dieser Anzug verworfen, d. h. nicht erheblich erklärt.

Im März 1833 veröffentlichte Kasthofer seine Gedanken über einige Gegenstände der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes in der Schrift: „Betrachtungen über die einheimischen E i s e n w e r k e und über die Freiheit der H o l z a u s f u h r"[1]). Darin erörterte er die Frage, ob durch Aufhebung des Holzausfuhrverbotes der Bestand der einheimischen Eisenwerke gefährdet werde, ob es ein Verlust wäre, uns mit fremdem statt mit einheimischem Eisen versehen zu müssen und ob die ungehinderte Holzausfuhr nach Frankreich nicht die eigenen Bedürfnisse, namentlich im Jura, gefährde? Es wird darin der Grundsatz aufgestellt, daß nur aus der gänzlichen Freiheit des Verkehrs der Wohlstand der Länder hervorgehen könne. War der frühere Forstmeister Gruber[2]) fast zu konservativ verfahren und hatte eher zu wenig als zu viel abholzen lassen, so drängten nun die neuen Behörden ins andere Extrem und veranlaßten zu viel Waldausreutungen und eine damit im Zusammenhang stehende starke Holzausfuhr aus dem Lande, wozu Kasthofer mit seiner Schrift wahrscheinlich den Anstoß gegeben und dieselbe gefördert hat. Auch in dem von ihm 1836 veröffentlichten „B e r i c h t ü b e r d i e W a l d u n g e n d e r S t a d t B i e l" steht in der Vorrede ein Satz, der dieselbe Anschauung zu empfehlen scheint, wenn es heißt: „Die unermeßlichen Wälder der Schweiz scheinen von der

[1]) Bern bei Huber & Comp., Preis 6 Bz. = 24 Kreuzer.

[2]) Franz Gruber, † 1827.

Natur bestimmt zu sein, nicht bloß die Bedürfnisse ihrer Bewohner zu befriedigen und die Landeskultur gegen zerstörende Wirkungen der Natur sicher zu stellen, sondern auch mit außerordentlichem Gewinn für unsern Nationalwohlstand an Italien, Frankreich, Holland den Ueberfluß ihres Ertrags zu verkaufen". Zu erwähnen ist, daß unter Kasthofers Anregung an vielen Orten Aufforstungen stattfanden, Saatschulen errichtet und hauptsächlich in den Staatswaldungen häufige und regelmäßige Forstkulturen vorgenommen wurden, in welcher Beziehung überhaupt viel geschah.[1])

Mehr als aus seinem forstamtlichen Tätigkeitsgebiete, auf dem er trotz seines Eifers große Ziele nicht mehr erreichte,[2]) ist von Kasthofer als Politiker zu berichten. Nach der Regeneration der einzelnen Schweizerkantone suchten die radikalen und nationalen Elemente vorab die Errungenschaften zu bewahren und bildeten dazu die Schutzvereine, sodann auf eidgenössischem Boden den lockern Staatenbund von 1815 in einen Bundesstaat umzuwandeln, wozu der Nationalverein entstand. In beiden Hinsichten war Kasthofer tätig. Als ein Bundesentwurf zustande gekommen war, ernannte die bernische Regierung zu dessen Beurteilung eine besondere Kommission, welcher nebst Karl Neuhaus, Hans Schnell, Schultheiß Tscharner u. a. auch Kasthofer angehörte. Im März 1833 gelangte der Entwurf im Großen Rate zur Behandlung, und hier sprach er sehr eifrig für die Vermehrung der Bundesgewalt. In der Frage über den Bundessitz redete er der Stadt Luzern das Wort, indem er deren zentrale Lage hervorhob und betonte, dort sei man allgemein den neuen Grundsätzen der Politik ergeben; da Bern schon Hauptstadt des größten Kantons sei, so würde seine Bewerbung um den Bundessitz Anlaß zu Mißtrauen gegen die Tendenz, seinen Einfluß zu mehren, geben. Uebrigens habe er sich sagen lassen, französische Kavallerieregimenter könnten die Stadt in Zeit von 24 Stunden besetzen und dergleichen mehr. Die Gedanken

[1]) C. Mühlemann, Mitteilungen des bernischen statistischen Bureaus 1905, II., 110/111.

[2]) In der Periode von 1831—1840 folgten auf die Forstorganisation vom November 1832 noch: die Verordnung über das Einsammeln von Holz vom Dezember 1832, die Forstorganisation für den Jura vom Oktober 1836, das Gesetz über den Loskauf der Waiddienstbarkeiten vom Dezember 1839 und ein solches über die Waldkantonnemente vom Juni 1840. Von da an geschah bis 1847 in gesetzgeberischer Hinsicht für das Forstwesen nichts mehr. Im Großen Rate vom Februar 1837 erklärte Kasthofer in Bezug auf die in Aussicht genommene Forstschule, „es wäre für eine Forstbibliothek bereits ein Schaft da, aber noch kein Buch darin".

der Bundesreform förderte und popularisierte er durch eine Druckschrift, das „Bundesbüchli" (Burgdorf 1833).

Im Frühjahr 1833 drang eine militärisch organisierte Schar polnischer Flüchtlinge in den bernischen Jura ein. Ihr Führer, der Offizier Lelewel, ersuchte die in Zürich tagende eidgenössische Tagsatzung um Duldung und Unterstützung. In der Schweiz waren die Ansichten darüber sehr geteilt. Für die Gewährung des Asyls aber wirkte kaum jemand mehr als Kasthofer. Am 23. Juni fand deswegen zu Burgdorf eine große Volksversammlung statt, an der er als begeisterter Redner auftrat und seine sogenannte Polenpredigt hielt[1]), worin er sich für die Duldung der Schar aussprach und damit viel dazu beitrug, daß Bern ein Jahr lang großmütig die fremden Flüchtlinge beherbergte und unterstützte, sich aber auch damit große Verlegenheiten zuzog, indem dieselben im Februar des folgenden Jahres einen tollkühnen Einfall in das savoyische Gebiet machten und den schweizerischen Regierungen Schwierigkeiten und Verwicklungen mit dem Auslande zuzogen. Die Reklamationen und Drohungen von Oesterreich, Preußen, Frankreich, Rußland ꝛc. mehrten und wiederholten sich noch, als auch deutsche Flüchtlinge eintrafen und eine Anzahl solcher am 27. Juli 1834 im Steinhölzli bei Bern sich versammelten und mißbeliebige politische Reden hielten. Im November kam diese Angelegenheit im Großen Rate zur Sprache, wobei mehrere Redner ihre Ansicht dahin äußerten, man sollte zur Wiederherstellung guter Beziehungen mit den Nachbarstaaten sich mehr dem zürcherischen (nachher Hirzel-Bombelleschen) System[2]), der sogenannten indirekten Ruhestörung und dessen Maßnahmen gegen die Flüchtlinge anschließen. Mit gewaltiger patriotischer Begeisterung griff auch Kasthofer, der kurz zuvor an zwei Orten, in Interlaken und Burgdorf, in den Großen Rat wiedergewählt worden war, in die Diskussion ein und brachte nach seiner eindringlichen Rede, im Gegensatz zu jener von Schultheiß Tscharner, Koch, Karl Schnell u. a. vertretenen Meinung, einen Anzug ein mit nicht weniger als 9 Forderungen, vor allem Wegweisung aller fremden diplomatischen Agenten, sodann Ernennung eines „erprobten, von echt schweizerischer Gesinnung beseelten

---

[1]) Die Rede wurde gedruckt (Burgdorf, bei C. Langlois) und stark verbreitet. In seinem „Lebensabriß" sagt Kasthofer von dieser Rede: „Hier, wie immer, hat der Menschenfreund und der Gefühlsmensch gesprochen; als Knabe schon weinte ich, da Kosziusko im Kampf gegen die Russen unterlag und Suwarow Warschau erstürmte."

[2]) Zürich war damals eidgenössischer Vorort und der Bürgermeister Hirzel an der Spitze desselben, Bombelles, der fremde Gesandte, der sich stark in die schweizerischen Verhältnisse einmischte.

Generals", Vervollkommnung der Wehranstalten, Rückweisung aller Forderungen der Mächte in der Asylfrage, Ungeeigneterklärung des Bundesvertrags von 1815, dagegen Beeidigung der Großratsmitglieder auf die neue kantonale Verfassung u. s. w. Bei solch weitgehenden Anträgen erhielt nun aber Kasthofer im Rate, so gut dieselben gemeint waren, nur geringe Unterstützung, und als er sie zurückzog und dafür bald nachher in vereinfachter Form wieder vorbrachte, waren bloß 15 Stimmen dafür, 125 aber dagegen. „Gesandte fortschicken und Generäle aufstellen, heißt Krieg erklären; wir wünschen jetzt keinen Krieg!" wurde ihm entgegnet. Friedrich Albrecht May, ein trefflicher Redner und oft Gegner von Kasthofers Ideen, hieß letztern einen „hypothetischen Diplomaten und herrschsüchtigen Volksmann", was die heftigsten Erörterungen nach sich zog.

Mit dem Jahr 1835 übernahm Bern als Vorort die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten und damit auch diejenigen der Beziehungen zum Ausland. Da diese Dinge nicht nach dem Sinne Kasthofers verliefen, so gedachte er sich ganz von der Politik zurückzuziehen und trat vom diplomatischen Departement, dem er angehörte, zurück. „Ich will und muß in die Wälder zurück. Die Diplomatik ist mir ein Greuel; die Wälder sind meine Wonne", schrieb er in einer Erwiderung auf Angriffe, die der „Volksfreund" gegen ihn gebracht hatte.[1]) Allein nicht nur brachte er diesen Vorsatz nicht zur Ausführung, sondern er beteiligte sich von nun an eher noch lebhafter an den öffentlichen Fragen. Am 21. Oktober 1835 verlangte er mit 27 andern Mitgliedern des Großen Rates durch eine Motion, daß die Regierung unter Vorlage aller diplomatischen Aktenstücke innert 8 Tagen genau Bericht erstatte über die Lage des Vaterlandes in Hinsicht auf die Forderungen des Auslandes an die Schweiz. Anfangs März kam die Motion im Großen Rate zur Behandlung. Hier nun sprach sich Hans Schnell von Burgdorf, der schon im „Volksfreund" die Anträge scharf bekämpft und die Motion ein „Schoßkind des Ausländers Ludwig Snell" genannt hatte, sehr heftig gegen dieselbe aus: Dem Hetzen und Verdächtigen liege nur das Streben zu einer Einheitsregierung in der Schweiz zugrunde, und dazu wolle er nicht helfen; den bisherigen Geist in der Regierung halte er für den Geist der Mäßigung, Klugheit und Gerechtigkeit, was gegen denselben getan wurde, war „dumm, linkisch, tölpelhaft, geeignet uns in die falscheste

[1]) Und in seinem Lebensabriß: „Ich beging den großen Fehler, aus dem Großen Rate zu treten und den noch größern, mich nicht nur wieder in den Großen Rat, sondern auch in den Regierungsrat wählen zu lassen."

Stellung zum Ausland zu bringen". In seiner Antwort wandte sich Kasthofer ebenso bissig gegen Schnell und nannte ihn einen „wahnsinnigen Redner". Die Motion wurde, obschon außer Kasthofer auch durch Stettler, Fellenberg, Jaggi und Dr. Schneider verteidigt, mit großem Mehr (153 gegen 36 Stimmen) abgelehnt.

Infolge dieser Vorgänge entstand in der liberal-konservativen Partei ein tiefgehender Riß, der nie ganz zuheilte[1]). Kasthofer selbst war immer mehr der Gegenstand wie der politischen Gunst, so auch des Hasses. Seine Gegner warfen ihm Hochmut und Eitelkeit, Mangel an politischen Talent und an Erfahrung und dergleichen vor[2]). Um so fester wurde er von seinen politischen Gesinnungsgenossen und Freunden gehalten. Nach den Vorgängen im März hatte er seinen Austritt aus dem Großen Rate erklärt. Aber im folgenden Oktober wurde er in Thun und Bern wiedergewählt, „das heilsamste Mittel für die erlittenen Wunden". Auf dem ersten Stiftungsfeste der jungen Hochschule im November 1835 schlug ihn die philosophische Fakultät als Ehrendoktor vor[3]). Um dieselbe Zeit empfahl Kasthofer im Großen Rate bei Anlaß des Begnadigungsgesuches eines Verbrechers, namens Fête, freilich umsonst, die Aufhebung der Todesstrafe. Als der Rat am 19. und 20. Februar des folgenden Jahres die sogenannten Badenerkonferenzartikel diskutierte, sprach er „mit einer Innigkeit und Kraft, die jedes gesunde Gemüt durchdrang, von der vaterländischen und religiösen Bedeutung dieser Angelegenheit, warnte auch wieder vor der Beachtung fremder Influenzen, zeichnete die Falschheit der französischen Politik und schilderte in erschütternden Episoden die

[1]) Im Juli darauf trat Karl Schnell aus der Regierung, und sein Bruder Hans lehnte die Wahl als Tagsatzungsgesandter ab und erklärte in seinem Unmut, kein Schnell werde mehr ein Ehrenamt oder eine besoldete Stelle annehmen.

[2]) Eine Zeitung brachte die Notiz, Kasthofer habe als Reisender irgendwo in ein Fremdenbuch seinen Namen eingetragen und unter der Rubrik „Beruf oder Begangenschaft" sich als „Republikaner" bezeichnet. Auf der Bielerinsel habe er ins Fremdenbuch geschrieben: „Glücklich wie du, unglücklich wie du, Verewigter! Karl Kasthofer, Forstmeister der Schweiz". — Die Neue Zürcherzeitung berichtete über ihn: „Wir haben diesem Manne immer mehr Gemüt als Einsicht zugetraut; allein eines solchen Benehmens (nämlich, daß er eine Motion von sozusagen europäischer Bedeutung in den Rat werfe, ohne sich vorher mit seinen Freunden beraten zu haben) hätten wir ihn nicht für fähig gehalten." Und die Allgemeine Augsburgerzeitung urteilte über ihn also: „Herr Kasthofer ist ein entschiedener Radikaler, wenngleich nichts weniger als Geschäftsmann, daß er weder viel Gewandtheit noch Lebenserfahrung, noch politisches Talent besitze, hat er durch seine unzeitigen Anzüge und deren Zurücknahme bewiesen."

[3]) Außer ihm noch Karl Monnard von Lausanne, Rud. Fetscherin von Bern und J. A. D. Federer von St. Gallen.



Lage von Baselland gegenüber den französischen Impertinenzen“ [1]) und trug damit ein wesentliches zur Annahme derselben bei [2]). Infolge dessen gärte es im Jura bedenklich, weil man dort glaubte, es handle sich um die Unterdrückung der katholischen Religion. Es wurde eine besondere Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheit niedergesetzt, an deren Spitze Kasthofer als Präsident stand, und dann in der Junisitzung ein ausführlicher Bericht erstattet, der gedruckt wurde. Dieser Bericht wiederholte die von Kasthofer schon oft erhobenen Vorwürfe der Unschlüssigkeit und des Wankelmutes gegen die Regierung, beantragte deren Mißbilligung, dafür aber die Beobachtung eines Systems, „das im steten Hinblick auf die Ideen der Freiheit und Gerechtigkeit, Ehre, Unabhängigkeit und Sicherheit der Eidgenossenschaft und auf die Beglückung des Volkes den in der Verfassung verheißenen Gütern entgegenstrebe“. Sodann verlangte der Bericht u. a. auch die Einführung der Zivilehe, Uebertragung der Zivilregisterführung an bürgerliche Beamte u. s. w.

Hatte sich Kasthofer von jeher aufs kräftigste wider die Anmaßungen der fremden Mächte ausgesprochen, so war dieses wiederum und ganz besonders der Fall in der geheim abgehaltenen Großratssitzung vom 2. Juli 1836, wo er die gegenüber dem französischen Gesandten Montebello in der Jurafrage beobachtete Haltung der Regierung (besonders des Schultheißen Tscharner, Koch u. a. vom sogenannten Juste milieu [3]) stark angriff, und ebenso scharf äußerte er sich in der Nationalvereinssektion, die sich am 31. Juli in unmittelbarer Nähe seines Wohnortes [4]) versammelte. In langer Rede geißelte er den „diplomatischen Schrecken“ der Regierung. Diese samt dem Großen Rate seien „verwöhnte und verweichlichte Kinder und Zöglinge eines 300jährigen Friedens“. In ähnlicher Weise sprach er drei Wochen später in einer durch die Sektionen des Nationalvereins nach Münsingen berufenen Volksversammlung. Er sollte diese präsidieren, lehnte aber ab und ließ um so freier sein patriotisches Rednertalent glänzen zur Begründung von nicht weniger als 9 auf die Tagesfragen bezüglichen „Erklärungen“ [5]).

[1]) Schweizerischer Beobachter 1836, Seite 94.

[2]) Sie erfolgte mit 123 gegen 53 Stimmen.

[3]) Tscharner sagte: „Nach meiner Ansicht dürfen wir nicht trotzen, sondern sollen trachten, in Ruh und Frieden die Verfassung zu entwickeln.“

[4]) Kasthofer wohnte damals zu Ittigen bei Bolligen.

[5]) Zu Flawyl in der Ostschweiz hatte kurz zuvor eine ähnliche Versammlung stattgefunden. Die Erklärungen Kasthofers lauteten: 1. Beipflichtung zu den Beschlüssen der Flawiler Versammlung in Bezug auf die drohende Gefahr fremder Einmischung. 2. Die Behörden sollen keine Herabwürdigung mehr dulden. 3. Bereiterklärung, für die

Es war wohl eine Folge der noch anhaltenden Mißstimmung gegen die Schnell von Burgdorf, daß Kasthofer im Februar 1837, als der wieder in die Regierung eingetretene Karl Schnell die Aufhebung des sogenannten Sicherheitsvereins von Bern betrieb, im Großen Rate dagegen auftrat[1]). „Die Grundtugend, sagte er, besteht im Freistaate in der Gerechtigkeit für alle; will das Volk die Aristokratie, wer kann es hindern? will es sie nicht, so wird es mit ihr verfahren, wie mit den alten. Uebrigens wäre es kein Unglück, gute, brave Aristokraten in den Behörden zu haben, da man noch viel von ihnen lernen könnte". — Dazu bemerkte der „Schweizerische Beobachter": „Wären doch alle Menschen gegen Kasthofer, diesen von links und rechts mißhandelten Mann, ebenso gerecht, als er selbst gegen andere mild und gerecht ist. Wenn Diogenes nochmals Menschen suchte, er würde bei jenem Manne seine Laterne löschen!"

Kasthofer stand um diese Zeit auf der Höhe seines politischen Ansehens. Bei der periodischen Drittelserneuerung des Großen Rates im Oktober 1837 wählte ihn der Kreis Büren wieder zu dessen Mitglied, und der Rat ernannte ihn am 1. Dezember zum 16er[2]) und einige Tage nachher zum Regierungsrat (zugleich mit Dr. Joh. Rudolf Schneider). Dieses Ereignis feierte der zu Baden im Aargau versammelte schweizerische Nationalverein in begeisterter Weise, dies um so mehr, da Kasthofer als dessen Präsident[3]) von jeher die Ziele desselben kräftig hatte fördern helfen und auch jetzt für die wichtigste Frage, diejenige einer andern Bundesverfassung, alle Kräfte einsetzte. Da die Forstmeisterstelle mit der eines Regierungsrates sich nicht vertrug, so wurde dieselbe provisorisch erklärt bis zur definitiven Forstorganisation.

Bemerkenswert ist, daß Kasthofer in verschiedenen Angelegenheiten von Bedeutung sich mehr und mehr im Gegensatz zu seinen radikalen Gesinnungsgenossen stellte. So hielt er nicht mehr unbedingt daran

Freiheit mit Gut und Blut zu stehen. 4. Entfernung des französischen Gesandten. 5. Instandstellung der Wehrhaftigkeit. 6. Erhaltung des Asylrechts. 7. Abhaltung großer Versammlungen, damit die Behörden wissen, was Wunsch und Wille des Volkes sei. 8. Erneuerung des eidgenössischen Bundes durch einen vom Volk gewählten Verfassungsrat, da die Tagsatzung untüchtig sei. 9. Gesetz gegen alle geheimen politischen Gesellschaften.

[1]) Man warf diesem Vereine Geheimtuerei und aristokratisches Wesen vor.

[2]) Das Institut der 16er, in der Republik eine uralte Einrichtung, war auch 1831 in die Verfassung aufgenommen worden (§ 69).

[3]) Sekretär war Dr. J. R. Schneider, ferner Komiteemitglieder Druey aus der Waadt, Kasimir Pfyffer von Luzern, Augustin Keller, Ludwig Snell, Troxler u. a.

fest, daß die Aenderung der Bundesverhältnisse absolut durch einen Verfassungsrat erfolgen sollte, sondern er wollte sich zufrieden geben, wenn in dieser Beziehung nur irgendwie Hand angelegt wurde. Daß er mit Hans Schnell von Burgdorf immer noch auf gespanntem Fuße stand, zeigte ein Vorfall in der Junisitzung des Großen Rates von 1838. Es wurde die Instruktion für die beiden Tagsatzungsgesandten (Kohler und Stettler) wegen des schwyzerischen Hörner- und Klauenstreites beraten. Kasthofer, mit einigen Punkten nicht einverstanden, verlangte nachher in einer schriftlichen Eingabe, daß man auf die Instruktion zurückkomme. Da aber die Zuschrift die Anrede „Hochgeachteter Herr Landammann" nicht enthielt, so ließ dieser (Hans Schnell) sie unbeachtet und gab eine weitere Diskussion im Rate nicht zu, worüber sich Kasthofer in der Presse durch lange, scharfe Artikel glaubte auseinandersetzen und rechtfertigen zu sollen. In der Ausweisungsfrage Louis Napoleons, die im Herbst desselben Jahres die Räte beschäftigte, wirkte er für die Abweisung des Begehrens von Frankreich und berief zu diesem Zwecke den Nationalverein nach Langenthal zusammen. In andern Dingen sprach er seit seinem Eintritt in die Regierung der Versöhnung das Wort und zwar oft in einer Weise, „daß er von seinen Freunden mit Erstaunen aufgenommen wurde" [1]). Dieses Urteil bezieht sich zunächst auf die Haltung, die er in der Amnestie- und Dotationssache einnahm. In Wort und Schrift [2]) empfahl er die Amnestie gegenüber allen durch das Obergericht wegen dem Hochverratsversuch von 1832 ausgesprochenen, aber noch nicht vollzogenen Strafen. Seine Reflexionen darüber teilte er im Februar 1839 im Großen Rate gedruckt aus [3]).

Einen ähnlichen Standpunkt nahm Kasthofer in der Aargauer Klosterfrage ein. Dort (und in Solothurn) waren infolge Verfassungsstreitigkeiten und wegen der Klosteraufhebung anfangs 1841 Unruhen entstanden. Bern, wo Schultheiß Neuhaus an der Spitze der Regierung stand, stellte als eidgenössischer Vorort Truppen ins Feld, um den Aufstand zu dämpfen. Als die Regierung nachher dem Großen Rate darüber Bericht erstattete, sprach sich Kasthofer gegen die Genehmigung der bezüglichen Maßnahmen aus. Der Bericht wurde zwar mit 107 gegen 16 Stimmen genehmigt; aber Kasthofer war der erste unter diesen oppositionellen Stimmen. Und als er hierauf bei der

[1]) Verfassungsfreund von 1840.

[2]) Schweizerischer Beobachter 1838/89.

[3]) Der Amnestievertrag wurde dann mit 125 gegen 73 Stimmen verworfen.

Beratung der Instruktion für die Tagsatzung wiederum seine eigene, der Mehrheit entgegengesetzte Stimmung verfocht und für die konfessionelle Trennung des Aargau, sowie die Wiederherstellung der nicht schuldig befundenen Klöster und die Kultusfreiheit nicht nur der reformierten, sondern auch der katholischen Miteidgenossen eintrat, da wurde er der Gegenstand scharfer Angriffe, gegen die er sich erfolglos in der Presse zu erwehren suchte [1]). Mit großer Heftigkeit sprachen die beiden Jaggi, Vogel von Wangen u. a. gegen ihn, als er sich im Februar 1842 im Großen Rate den besonderen Dankesbezeugungen für die Verrichtungen der Tagsatzungsgesandten nicht unbedingt anschloß, sondern es tadelte, daß sie einige kantonale Gesandte nicht mit der gleichen schweizerischen Gastfreundschaft behandelt hätten. „Die Schweiz soll", sagte er, „ohne Beunruhigung des katholischen Volkes gegen den Reaktionsgeist der römischen Kurie sicher gestellt und das Prinzip der Reformation aufrecht erhalten werden; aber dabei darf man nicht vergessen, daß wir der Hilfe des Vertrauens und der Liebe der katholischen Miteidgenossen dringend bedürfen, wenn es sich darum handeln sollte, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen. Ich habe, wie Stettler, Gesandte der katholischen Orte aufgesucht, um mildernd auf sie einzuwirken. Deswegen bin ich noch kein Anhänger der „Sarnerei", kein Reaktionär und kein Feind des Fortschritts, wie man mich hier im Rate und in Zeitungen verdächtigte."

Es war dies freilich schön, aber bei der damaligen politischen Zeitlage in den Wind gesprochen. Kasthofers Stern verschwand am Horizonte und selbst das Gebiet, das er einst als seine „Wonne" bezeichnete, die forstamtliche Tätigkeit, stand nicht mehr so frei und einladend vor ihm, wie es zur Zeit der Fall gewesen war, da er ihm mit ungeteilten Kräften diente. Schon vor seinem Eintritt in die Regierung und dann besonders von diesem Zeitpunkte an stand er nie mehr unangefochten da. Es war dieses zum Teil eine Folge der Zeitumstände. Nicht ohne seine Mitwirkung und seine Beeinflussung waren die gesetzlichen Bestimmungen über das Forstwesen entstanden. Er glaubte dafür gesorgt zu haben, daß seine Autorität und sein Einfluß als kantonaler Forstmeister auf die ganze Forstverwaltung unangetastet sein werde. Ihm war ja die Leitung des Forsthaushaltes, die Kontrollierung der Forstbeamten, sowie die Direktion der in Aussicht genommenen Forstschule übertragen. Allein die Forstkommission, welche, je nach der Natur des Gegenstandes, teils dem Departement

[1]) Schweizerischer Beobachter 1841, Nr. 78.

der Finanzen, teils dem des Innern Bericht zu erstatten hatte, besaß und beanspruchte auch ihre Kompetenzen, und obgleich der Forstmeister jener Kommission als Mitglied angehörte, so entstanden doch bald allerlei Konflikte, die sich allmählich derart mehrten und vertieften, daß sie zu einem völligen Bruche führten, der hätte gemieden oder doch gemildert werden können, wenn Kasthofer die Tätigkeit eines „Lehrers im Walde" als seine Hauptaufgabe erkannt haben würde. Die gegenseitigen Verhetzungen dauerten zum Schaden einer gedeihlichen Förderung des so wichtigen Zweiges der Landeskultur mehr als sechs Jahre lang und endeten mit dem Sturze Kasthofers, dessen Reizbarkeit und autokratischem Wesen daran nicht eine geringe Selbstschuld beizumessen ist[1]).

Er ertrug es nur schwer, daß die Befugnisse des Forstmeisters der Forstkommission nicht übergeordnet waren, und litt es auch nicht ohne starkes Widerstreben, wenn sein Adjunkt und Oberförster des Kreises Bern, Emil v. Greyerz[2]), der Forstkommission mit beratender Stimme beiwohnte, und verlangte im September 1837, daß derselbe ihm, „dem 61jährigen Forstmeister, der seit 44 Jahren sich dem schweizerischen Forstwesen widme und seit dreißig Jahren dem bernischen als Beamter diene", untergeordnet und ins Oberland versetzt werde. „Außer einigen bairischen Wäldern und den Wäldern um Bern habe v. Greyerz bei seiner Anstellung nichts verstanden und sich nicht das geringste Verdienst erworben", behauptete Kasthofer in der Schrift „Ueber den Zustand der Forstverwaltung und die Verantwortlichkeit der Forstbehörden"[3]), obschon v. Greyerz sein Schüler gewesen war; ja er fiel, faute de mieux, auch über den Stammbaum der Familie v. Greyerz her, wenn schon dieser mit der obschwebenden Frage natürlich nichts zu tun hatte. In der zitierten

---

[1]) Schon in der Februarsitzung des Großen Rates von 1837 begannen die Uneinigkeiten. Bei Anlaß der Diskussion über einen Waldkantonnements-Abschluß mit Aarberg über Rechte im Tiergartenwald daselbst erlaubte sich Regierungsrat Koch tadelnde Bemerkungen über die Forstverwaltung. Dies reizte den Forstmeister so, daß er das Gesagte als „Verläumdung" erklärte, und zwischen beiden bittere Aeußerungen („Krüppel", „Lümmel" &c.) fielen und eine lange Zeitungsfehde sich daran schloß.

[2]) Vgl. über v. Greyerz S. 209 hievor.

[3]) Zu elenden politischen Zwecken sollte diese Schrift im Jahre 1852 nochmals gedruckt werden, zu einer Zeit, da sich Kasthofer und von Greyerz (Schwager von Finanzdirektor Fueter) glücklicherweise ausgesöhnt hatten. (Vgl. Bernerzeitung 1852, Nr. 70, Inserat und Nr. 73, sowie den „offenen Brief" an Finanzdirektor Stämpfli im „Vaterland", von E. v. Greyerz).

Schrift, sowie in andern Blättern [1]) entwickelte er jedoch in interessanter Weise seine Gedanken über die Kultur und Verwaltung der Wälder, rechtfertigte sich auch über seine Tätigkeit als Lehrer der Forstwissenschaft an der Hochschule [2]) und rief wiederholt, wenn auch umsonst, der Errichtung einer Forstschule, von der er glaubte, daß durch sie die praktische Ausbildung von Förstern möglich sein würde. Seine fast ununterbrochene Uneinigkeit mit Behörden und einzelnen Persönlichkeiten, besonders auch mit den Förstern von Greyerz und Müller, mit dem Lehenskommissär Friedr. Stettler und dem Großrat Dr. Manuel [3]), sowie mit verschiedenen Unterbeamten, bewirkte schließlich eine unüberbrückbare Kluft. Noch war ihm im Frühling 1843 die Ehre zu teil geworden, daß ihn das „National-institut zur Beförderung der Wissenschaften in Washington N.-A." zum Mitgliede ernannte, so erfolgte im gleichen Jahre seine Nichtwiederwahl als Regierungsrat [4]) und später seine Absetzung als kantonaler Forstmeister.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Kasthofer gegenüber dem Gebrauch in frühern Perioden in den Waldungen zu viel abholzen ließ. In dieser Beziehung stellte sich ihm nun die Forstkommission entgegen und untersagte im April 1843 weitere Schlagführungen, „damit die Hochwaldungen des Mittellandes nicht in kurzer Zeit von allem großen Holz entblößt werden". Einige Wochen nachher fand zu Langenthal eine Versammlung schweizerischer Forstmänner statt, an der sich 38 Teilnehmer aus verschiedenen Kantonen einfanden. Kasthofer eröffnete dieselbe mit einer Rede, in der er von der Entwicklung und dem Stand des Forstwesens sprach und Anlaß nahm, seine ganze bisherige Tätigkeit als Forstmann zu rechtfertigen, dagegen diejenige der bernischen Forstkommission und deren Präsidenten Fürsprech Alb. Jaggi als „verderblich" zu bezeichnen. Dann teilte er eine mit seinem Namen unterzeichnete Druckschrift aus mit dem Titel: „Die Quellen der Unordnung in der Forstverwaltung" u. s. w. Darin wurden alle die schon oft erhobenen Anschuldigungen gegen Behörden und Beamte wiederholt. Während vier Wintern habe er als Forstmeister unentgeltlich populäre Vorträge gehalten, seit 1832 „bei 40,000 Folioseiten Manuskripte zur Förderung der Fortschritte in der Forstwirtschaft redigiert" und so weiter.

[1]) Bernische Vierteljahrschrift, begründet von Dr. Joh. Rud. Schneider.
[2]) Schweizerischer Beobachter 1839, Nr. 4.
[3]) An seine Stelle kam von Tavel wieder.
[4]) „Erklärung und Belehrung für und gegen Dr. Manuel".

Diese Verhandlungen nun gaben Anlaß zu Berichten und Reklamationen an die Regierung und langen, gehässigen Zeitungsfehden[1]. Der Forstbeamte Bendicht Jucker zu Winterswil behauptete von Kasthofer, dieser sei „als Schriftsteller in Forstsachen schätzbar, aber aus lauter Gelehrsamkeit kein praktischer Forstmann, gegen Behörden und Untergebene herausfordernd und überdies ein politischer Ueberläufer". Die Erstellung eines Weges auf den Abendberg bis zu seiner Besitzung[2]) habe er zu „erschleichen" gewußt und dergleichen mehr. Wohltuend muß es für Kasthofer gewesen sein, daß gerade aus dem Oberland damals ein Einsender im „Schweizer Beobachter" sich seiner mit warmen Worten annahm. Der Weg auf den Abendberg dürfe dem Forstmeister als Verdienst und nicht als Sünde angerechnet werden; wohl habe derselbe auch seine Fehler, aber noch viel mehr Verdienste ums Vaterland, hieß es in dem Artikel, der mit den Worten schloß: „Das Andenken an ihren alten, wackern, achtbaren Oberförster ist den Oberländern lieb und wert."

Das Provisorium der Forstmeisterstelle ging mit dem 7. Dezember 1844 zu Ende[3]. Auf diesen Tag wurde Kasthofer als Forstmeister für abgesetzt betrachtet und ihm die Besoldung nur bis zu diesem Zeitpunkt ausgerichtet. Er lehnte sich nun dagegen als gegen eine „Willkür und Gesetzlosigkeit" auf und überreichte in der wegen der Jesuiten- und Freischarenfrage wichtigen Großratssitzung vom Februar 1845 dem Landammann (Großratspräsident Emanuel Jaggi) eine in diesem Sinne abgefaßte „Mahnung" und Beschwerdeschrift gegen die Regierung ein. Diese verlangte von dem Finanzdepartement und letzteres von der Forstkommission näheren Bericht. Ein solcher ließ nicht lange auf sich warten und suchte nachzuweisen, daß alles, worüber sich der Forstmeister beklage, „teils unbegründet, teils unwahr und anmaßend" sei. Ueber „Unordnung" und „babylonische Verwirrung" in Forstsachen habe Kasthofer schon 1817 und 1826 gejammert und sich im Alter von 49 Jahren für „zu alt, zu schwach, zu beschränkt und zu hilflos gehalten, um bedeutende Verbesserungen bewirken zu können". Und doch habe er damals die Oberförsterstelle im Oberland schon bei 20 Jahren bekleidet. „Nur zwei freie, ganz nahe bei seinem Amtssitz im Bödeli gelegene Waldungen, der Rugen und das Bleiki, tragen Spuren

---

[1]) Namentlich im „Volksfreund", Nr. 65 u. f., „Schweizerischer Beobachter" rc.

[2]) Die Kretinenanstalt von Dr. Guggenbühl.

[3]) Als Kasthofer Ende 1887 in die Regierung gelangte, so war ihm das Forstmeisteramt, weil unverträglich mit der Regierungsstelle, nur provisorisch, „bis auf weiteres," überlassen worden.

positiver Thätigkeit“ u. s. w. In dieser Weise wurden ihm Untätigkeit, Nachlässigkeit und andere derartige Vorwürfe gemacht. Die unangenehme Angelegenheit lief schließlich in einen sogenannten Achtungsprozeß aus, den die Regierung wegen „achtungswidrigen Ausdrücken“, deren sich Kasthofer bedient hatte, gegen ihn erhob. Als die Klage zur polizeilichen Verfolgung an den Regierungsstatthalter gewiesen ward, so verlangte er die namentliche Bezeichnung der eingeklagten Stellen. Eine solche lautete: „Es wird sich zeigen, ob wir unter der Herrschaft der Gesetze oder unter der Herrschaft rachsüchtiger Faktionen und Demagogen stehen“[1]). Kasthofer wurde zuerst vom Amtsgericht, dann vom Obergericht zu Buße, zur „Leistung“ (Verweisung) aus den Aemtern Bern und Burgdorf, zu sämtlichen Kosten und zur Abbitte verurteilt. Seinen nicht freiwilligen Aufenthalt brachte Kasthofer zunächst in Murten, der ursprünglichen Heimat seiner Mutter zu und war im Februar 1846 in Genf, von wo aus er bekannt machte, daß er mit dem ersten April in Burgdorf eine Forstschule eröffnen werde. Auch publizierte er um diese Zeit ein neues Werk über die Behandlung der Wälder: „Kurzer und gemeinfaßlicher Unterricht in der Naturgeschichte der nützlichsten einheimischen Waldbäume“ 2c. Genf 1846. Zur Abbitte wollte er sich durchaus nicht herbeilassen. Die Regierung erließ ihm dann diese bittere Pille.

Um die gleiche Zeit trat er von der Stelle eines außerordentlichen Professors an der Hochschule zurück. Daß seine wirklichen Verdienste als Forstmann und als Schriftsteller ihre Anerkennung fanden, beweist der Umstand, daß der Verein deutscher Forst- und Landwirte, welcher sich im Jahr 1846 unter dem Vorsitz des Erzherzogs Johann in Graz versammelte, ihm ein sehr verbindliches Anerkennungsschreiben für eine Arbeit über „Alpenforstwirtschaft“ 2c. zukommen ließ. Die Regierungen mehrerer Kantone abonnierten zahlreich auf dieses Werk. (Nur Bern fehlt in dem betreffenden Verzeichnis). Sein am meisten benutztes Buch „Der Lehrer im Walde“ fand ebenfalls noch Verbreitung. Es wurde neu aufgelegt (Bern, bei Jenni, Sohn) und von Fr. Briatte ins Französische (Lausanne 1848), später von Guis. Sandrini di Valcamonica ins Italienische übersetzt (Bellinzona 1855).

---

[1]) Nr. 36 des „Volksfreund“: „Daß eine planmäßige politische Verfolgung und persönliche Feindschaft und Parteihaß gegen den Forstmeister vorwalteten und diese bösen Geister in der Forstkommission und der Finanzdirektion überwiegend Einfluß behaupten“.

Im schweizerischen Forstjournal von 1850 und 1851 publizierte Kasthofer noch verschiedene forstkundliche Arbeiten, u. a. die „Bemerkungen über die Baumwälder von Airolo und die Vegetation im obern Livinental“, „Die Weißerle“, „Kulturversuche mit ausländischen Baumarten bei Interlaken“, „Memorial über den Bannwald bei Andermatt“ 2c.

Nicht unerwähnt darf gelassen werden seine „Zuschrift an den schweizerischen Bundesrat“ vom Jahr 1849 (Bern, Stämpflische Buchdruckerei). Ueberzeugt von der Notwendigkeit und der Möglichkeit einer Umgestaltung des Bundeslebens hatte der Politiker Kasthofer in den dreißiger Jahrigen im Nationalverein diesen Gedanken hochgehalten. Aber nicht auf dem Wege friedlichen Uebereinkommens, wie er es wünschte, sondern erst nach gewaltsamem, kriegerischem Aufeinanderplatzen der Parteien ward, nach Besiegung des Sonderbundes, 1848 das erreicht, was seit 1830 angestrebt worden war. Damit hatte sich auch Kasthofers Traum erfüllt. Aber „alt und reich genug an Erfahrungen, um weder den Beifall ungerechter Parteimänner zu erwarten, noch ihren Groll zu fürchten“, wollte er, wie er stets getan,[1]) vor einem Mißbrauch des Sieges warnen und beantragt deshalb für alle Beteiligten Amnestie; die den Sonderbundskantonen auferlegten Kriegskosten sollen in langen Terminen in die Bundeskasse fließen und als Beiträge zu Straßenbauten, wie auch das Vermögen der aufgehobenen Klöster zu Zwecken der Volksbildung verwendet werden. „Gebe Gott“, rief er, der greise Eidgenosse, aus, „daß die Kantons- und Bundesbehörden und alle wahrhaft liberalen Schweizer mit Erfolg die religiöse Duldung festhalten und dem Glaubenshaß entgegenwirken.“

Kasthofer schied aus diesem Leben am 22. Januar 1853 im Alter von 75 Jahren[2]). Am treuesten blieb sein Andenken im Oberlande

[1]) Schon 1813 und 1814, als im Oberland bei Annäherung von Exekutionstruppen die aufgeregten Landleute sich bewaffneten und Sturm läuten wollten, habe er sie besänftigt, dann die eingekerkerten Häupter mit Wärme verteidigt und ein Schreiben in diesem Sinne an den Landvogt G. von Jenner gesendet. Ebenso habe er bei den Zerwürfnissen in Basel für Mäßigung gewirkt, desgleichen die Amnestie der angeklagten Berner Aristokraten und die Nachsicht für die Katholiken im Jura und im Aargau 2c. befürwortet. (Bericht Kasthofers über die Vorgänge im Oberland von 1814 in Possetts „Europ. Annalen“, 1815, I. S. 49—96. Vergl. Kasthofers „Lebensabriß“, von Prof. Tobler, veröffentlicht im Berner Taschenbuch, 1906.

[2]) Seine Gattin Elise, geb. von Grafenried, war ihm schon 1845 durch den Tod entrissen worden. Der Ehe waren drei Töchter und der Sohn, Wilhelm, entsprossen. **Wilhelm Kasthofer** war geboren 1816. Er widmete sich der Rechtsgelehrtheit und wurde nach Vollendung seiner Studien als Großrichter in das in neapolitanischen Diensten stehende Jägerbataillon berufen, wo er Gelegenheit hatte, seine juristische, wie auch die

bewahrt, wo auch seine Wirksamkeit von bestem Erfolge begleitet war. Die herrlichen Wälder und Anlagen in der Umgebung des weltberühmten Interlaken zeugen dort von ihm; deswegen war, ist und bleibt er „den Oberländern lieb und wert“, was sie schon 1843 bezeugten. Darum auch faßte der dortige gemeinnützige Verein im Winter 1867/68 den Beschluß, dem wackern und achtbaren Manne ein Denkmal zu errichten. Dort im Waldesdom, am südlichen Abhang des Rugen, steht auf einem imposanten Granitstein die Inschrift: Zum Andenken des ersten Pflegers der Oberländer Waldungen, Oberförster Kasthofer von Bern, der gemeinnützige Verein von Interlaken, 1868.

„Fast alle Forstmänner der Schweiz“, bezeugt ein Zeitgenosse [1], „haben von ihm gelernt, teils als Lehrlinge unter seiner Leitung, teils aus seinen Schriften, und alle sind ihm zu Dank verpflichtet. Was und wie er im Oberlande gewirkt, das zeigen die herrlichen Wälder der beiden Rugen, am Harder und andere, wo seine Kulturen in schätzbaren Holzarten zu schönen Beständen heranwuchsen, die nun zu den lieblichsten Parkanlagen umgewandelt sind. — Aus dem grünen Wald in den Ratssaal gezogen, wähnte er, von Idealen begeistert, auf das Leben der Staatsverfassung einwirken zu können, nicht bedenkend, daß seine in sich gekehrte Schüchternheit so wenig wie seine große Reizbarkeit und sein Mangel an Menschenkenntnis für eine Regierungsratsstelle wenig geeignet waren, und dies fühlte er am Ende seiner Laufbahn und bereute oft tief, seine Oberförsterstelle im Oberland verlassen zu haben, seinen Harder, seinen Rugen und seinen Abendberg, wo er für Verbesserung der Alpwirtschaft schwärmte, und sein liebliches Eldorado auf der Aarinsel beim Schloßgebäude zu Unterseen, wo ihm die schönste Lebenszeit vorüberging. An dieser letztern Stätte steht eine Ceder vom Libanon, die er vor 50 Jahren dort gepflanzt hat. Was ist es, daß der Baum zu kränkeln anfängt? Es war ein lebendes Denkmal Kasthofers, diese Ceder vom Libanon. Man wußte, daß es ihm gelungen war, diesen Fremdling bei uns heimisch zu

allgemeine weltmännische Bildung zu erweitern. Nachdem die Kapitulationen mit Neapel durch den Sturz der Dynastie aufgelört hatten, diente er dem Vaterlande als Gerichtspräsident in Neuenstadt, Biel, Courtelary und Pruntrut und später als Untersuchungsrichter in Bern. Ueberall erwarb er sich den Ruf eines gerechten, pflichttreuen und kenntnisreichen Mannes. Er starb als der letzte des bernischen Geschlechtes Kasthofer am 20. Dezember 1902 in Bern.

[1]) A. v. G. (wahrscheinlich Adolf von Greyerz, vgl. S. 205 hievor) im „Anzeiger von Interlaken“ vom 4. Juli 1868.

machen, so daß er in guten Jahrgängen reife Früchte trug. Was nun der Libanonbaum, aus dessen harzduftendem Holze einst Salomos Tempel gezimmert wurde, nicht mehr erzählt, das bewahrt die einfache Inschrift auf dem Granit am Rugen."

Quellen: Zeitschriften aller Art, angezeigt im Verlaufe der Biographie. Herr Dr. J. Coaz, eidgenössischer Forstinspektor, hat mir Kasthofers forstwirtschaftliche Schriften zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm bestens danke. Das Bildnis Kasthofers ist nach dem einzigen, in der Hochschule (Philos. Fakultät) vorhandenen Original erstellt. Herr Prof. Dr. G. Tobler, Herausgeber der Selbstbiographie Kasthofers im Bern. Taschenbuch von 1907, danke ich bestens für die gütige Mitteilung desselben.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Johann Rudolf Ris.

1766–1837.



Johann Rudolf Ris wurde geboren Ende November oder Anfangs Dezember 1766 zu Kulm im Aargau. Sein Vater Albrecht Ris war daselbst Pfarrer und, wie seine Mutter, eine geborne Wyttenbach, gebürtig aus Bern. Aus einer frühern Ehe des Vaters hatte er zwei Stiefbrüder, von denen sich Albrecht durch gründliche juristische Kenntnisse auszeichnete und lange die Stelle eines Archivars der Stadt und Republik Bern versah[1]). Als er im Jahre 1803 starb, ehrten seine Freunde das Andenken des verdienten Beamten durch die Errichtung eines Denkmals im Schermenwalde bei Bern[2]).

[1]) Siehe „Inventar des Staatsarchivs Bern", von Dr. H. Türler.

[2]) Das Denkmal steht noch (westlich der Anstalt Waldau), ist aber gegenwärtig von Kleinholz überwachsen. Die Inschrift lautet: „An dieser Stelle ereilte der Tod

Aus seiner zweiten Ehe hatte Pfarrer Albrecht Ris außer J. Rudolf noch einen Sohn, Franz Samuel, und eine Tochter Katharina. Mit diesen seinen Geschwistern brachte Johann Rudolf die ersten Lebensjahre im elterlichen Hause zu und empfing auch da den ersten Unterricht durch seinen Vater. Im Jahre 1779 starb letzterer, worauf die Witwe mit den Kindern in ihre Vaterstadt Bern übersiedelte, wo die beiden Söhne die Literarschule und später die Akademie besuchen konnten. Beide, Rudolf und Franz[1]), widmeten sich dem Studium der Theologie. Rudolf unterbrach jedoch dasselbe, indem er eine zeitlang in der Familie eines Herrn von Gingins zu Ecclépens in der Waadt eine Informatoren- oder Hauslehrerstelle bekleidete, welche günstige Gelegenheit er ausnützte, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Bern wurde er hier am 16. Mai 1791 mit acht weitern Studiengenossen zu denen u. a. die nachherigen Pfarrer Johann Friedrich Stapfer zu Maikirch (Bruder des helvetischen Ministers) und Georg Friedrich Beth zu Reichenbach gehörten, ins heilige Predigtamt aufgenommen und übernahm bald nachher die Stelle eines Feldpredigers im Schweizerregiment Rochemondet in königlich sardinischen Diensten. Seine Verrichtungen als Geistlicher besorgte er hier bald in deutscher, bald in französischer Sprache, je nachdem das Bedürfnis es verlangte. Kaum hatte er einige Monate dem Regiment angehört, so brach der Krieg aus, in dem die Schweizer für den König von Sardinien[2]) gegen die Franzosen, welche in dessen Gebiete eindrangen, kämpfen mußten. Mit seinem Regiment hatte nun der Feldprediger alle Beschwerden zu ertragen, die der Krieg mit sich bringt, und er lernte das Militärleben von den verschiedensten Seiten kennen. Häufig kam er dazu, den Aerzten in der Besorgung der Verwundeten beizustehen, deren Not er auch durch wohltuende Tröstungen und Zusprüche zu lindern suchte. Mit den Soldaten litt er Hunger und Durst, Frost und Entbehrungen aller Art und stand überdies mehr als einmal in Lebensgefahr. Am wenigsten sagte es ihm zu, wenn er, wie dies sich nur zu oft ereignete, militärischen Hinrichtungen von Ausreißern beiwohnen und letztere auf ihren Tod vorbereiten mußte. Es war dieses

---

den weltmüden Wanderer David Albrecht Ris, in bessern Zeiten des souveränen Rats und Archivarius der Stadt und Republik Bern, geboren den 8. März 1758, gestorben den 1. August 1803. Diesen Denkstein, einfach und fest, wie Er war, setzten seine Freunde 1809."

[1]) Später Pfarrer zu Ins.

[2]) Viktor Amadäus III., der 1792 Nizza und Sardinien an die Franzosen verlor.

der hauptsächlichste Grund, warum er schon im November 1793 die Feldpredigerstelle aufgab und in die Heimat zurückkehrte.

Hier wirkte er nun zuerst als Vikar des Pfarrers Schiferli zu Ammerswil im Aargau und nach dessen Hinscheid in gleicher Eigenschaft zu Ins, wo der Pfarrer Reinhard von Graviset seine Mithilfe in Anspruch nahm. Allein bald nachher, den 15. Dezember 1796 (es war an seinem 30sten Tauftag), wurde er zum Pfarrer nach Büren a. A. gewählt. Hier führte ihm, so lange er noch ledig war, seine Schwester Katharina die Haushaltung. Drei Jahre später verheiratete er sich mit der Jungfrau Rosina Maria Schnell, der Tochter eines Kaufmanns in Burgdorf. Sie war, da ihr Vater frühe starb von ihrem Oheim, dem Pfarrer Johann Rudolf Schnell in Heimiswil und dessen Gattin erzogen worden. Dieser würdige Geistliche nahm am 25. November 1799 die Einsegnung der Ehe vor, die eine überaus glückliche ward und über 37 Jahre anhielt.

Während der politischen Stürme am Ende des 18. Jahrhunderts war die Lage des Pfarrers zu Büren nicht immer eine angenehme, teils wegen den öftern lästigen Einquartierungen und ähnlichen durch die Umstände herbeigeführten Beschwerden, dann auch wegen Anfeindungen, denen er als Anhänger des alten Bern und Gegner der französischen revolutionären Grundsätze durch andersgesinnte Mitbürger gelegentlich ausgesetzt war. Indessen war seine Wirksamkeit während neun Jahren, die er in Büren zubrachte, eine reich gesegnete. Außer seinen Pflichten als Geistlicher, die er stets gewissenhaft ausübte, versah er längere Zeit die Stelle eines Oberlehrers an der Stadtschule und widmete sich auch einer Anzahl von Jünglingen, die er zur Vollendung ihrer Erziehung ins Haus genommen hatte.

Im Jahr 1808 wurde Ris als Klassenlehrer an die neuorganisierte Literarschule in Bern berufen und erhielt in der Folge zu dieser Stelle auch die eines Predigers am Burgerspital. An beiden Orten erfüllte er die übernommenen Pflichten mit großer Treue. Seine Familie hatte sich im Laufe der Jahre vergrößert und damit vermehrten sich auch die häuslichen Sorgen. Dieser Umstand mag eine der Veranlassungen gewesen sein, daß er, der die Feder mit Leichtigkeit führte, nun eine Zeitung für das Volk zu schreiben und herauszugeben sich entschloß. Sie führte den Titel „Schweizerfreund, ein gemeinnütziger Volks- und Landesbote für alle Kantone". Die erste am 6. Oktober 1814 erschienene Nummer stellte in Aussicht: „wöchentlich einen Bogen voll fremder und einheimischer Neuigkeiten und sonst allerlei kuriose alte und neue Geschichten, nützliche Nachrichten, spaß-

hafte Erzählungen etc., alles im alten, ehrlichen Schweizersinn gegen einen billigen Botenlohn im Lande herumzutragen und jedermann freundlich mitzuteilen."

Der „Schweizerfreund" war die einzige bernische Zeitung während der sogenannten Restaurationszeit und erschien natürlich unter genauer Zensur. Ihr Redaktor stellte sie ganz in den Dienst der Restaurationsideen. Ueber politische, besonders über vaterländische Angelegenheiten schwieg sie leider fast ganz, und man würde umsonst Auskunft über heimische öffentliche Zustände darin suchen. Er war aber ein Freund der Schule, und es war ihm gewiß voller Ernst, wenn er in der 10ten Nummer erklärte: „Den lieben, braven Schullehrern ist der Schweizerfreund von Herzen zugetan." Wo sich ein Anlaß bot, suchte er ihnen zu nützen, das schwere Amt zu erleichtern, im Volke das Interesse an der Schule zu wecken und Mängel, welche ihr anhafteten, zu beseitigen, machte auf neue pädagogische Werke aufmerksam, empfahl und erläuterte frische Methoden, so namentlich die Bell-Lancastersche und die in Freiburg vom Pater Gregor Girard angewendete des gegenseitigen Unterrichts. Als Schulkommissär des Kreises Bern gab er sich viel Mühe diese Methode einzuführen. Der Freiburger Gelehrte Franz Küenlin sandte Artikel ein über Girard, die „englische Lehrart" und die Erfahrungen, die man in Freiburg damit machte[1]). Auch Elias, der Förderer der Gymnastik (Sammlung bernischer Biographien, Band IV), war gelegentlich Mitarbeiter. Seine „Anfangsgründe der Gymnastik" und die Leibesübungen überhaupt als ein Teil des Jugendunterrichts wurde von ihm erläutert (1816 Nr. 41, 1818 Nr. 12). Der Schullehrer Johann Andri, seit 1766 in Bern angestellt, empfahl recht eindringlich seine „Schulmethode oder Anleitung für Landschulmeister und christliche Eltern, um ihre Kinder in den nötigsten und nützlichsten Kenntnissen auf die leichtmöglichste Art zu unterrichten". Als „vornehmste Mängel unserer Landschulen" wurden wiederholt[2]) bezeichnet: Die zu große Schülerzahl in den Klassen (150—200), die weite Entfernung der Kinder von der Schule, die kurze Sommerschule, die schlechte Bezahlung der Lehrer, das geringe Interesse der Eltern an vermehrter Bildung, — alles Dinge, die auch viel später nicht von der Traktandenliste der Pädagogen verschwanden. Einmal (1818) brachte der Schweizerfreund an hervorragender Stelle folgende originelle Fragen, die heute noch wiederholt zu werden verdienten:

[1]) 1815 Nr. 41, 1816 Nr. 39, 41. 1818 Nr. 2, 40, 46. Letztere Nummer enthält Girards „Denkschrift über den Religionsunterricht".

[2]) 1815 Nr. 10, 1816 Nr. 44, 45 und 46.

„Wie mancher Hausvater hat im letzten Winter die Schule besucht, in der seine Kinder unterrichtet wurden?“

„Wie mancher hat sich gelegentlich erkundigt, wie der Schulmeister mit seinen Kindern zufrieden sei?“

„Wie und womit wird das ersetzt, was durch die Schulversäumnis der Kinder verloren geht?“

„Was ist mehr wert, das Spinnrad oder das Kind, das spinnt? Die Geiß im Stall, oder der Sohn und die Tochter? Ein Kratten voll Mist, oder Verstand im Kopf?“

Schulwohltätern, wie Hans Hiltbrunner und Ulrich Sommer in Sumiswald, die eine Summe von 300 Kronen stifteten, damit aus den Zinsen ein Schulmeister in Riedschachen besser besoldet werden könne, wurden mit Vergnügen Ehrenmeldungen ꝛc. gewidmet und über neue Schulhausbauten Bericht erstattet[1]).

Im Jahre 1818 kündigte der „Schweizerfreund“ die „Einrichtung einer allgemeinen Schulmeisterkasse“, sowie einer „Schulmeisterbibliothek“ an und brachte von Zeit zu Zeit Nachrichten über den Fortgang dieser beiden Institute. Zugleich entschloß er sich zur Herausgabe eines „Schulmeisterblattes“, dessen Aufgabe bestehen sollte in: „Anweisung und Rat über einzelne Teile des Unterrichts; Warnung vor Fehlern, die hie und da begangen werden; Nachrichten von guten und schlechten Einrichtungen; kleine Erzählungen von Schulbegebenheiten“ u. a. m. Das Schulmeisterblatt begann seinen pädagogischen Lauf im Sommer 1819, erschien monatlich einmal und machte sich anfänglich die Verbreitung der Girard'schen Lehrmethode zur Hauptaufgabe.

Für die Geschichte des Uebergangs von 1798 und andere historische Begebenheiten interessant und wichtig sind die Berichte über die Feier, welche 1818 zur Erinnerung an den 5. März 1798 und an die Laupenschlacht erschienen[2]). Einen „Zusammentrag“, d. h. eine Sammlung der auf den „Uebergang“ bezüglichen Artikel, Reden und Gedichte, hat J. J. F. in Zofingen[3]) 1827 besonders herausgegeben.

Obschon Pfarrer Ris mit Leichtigkeit arbeitete und seine Obliegenheiten als Geistlicher und als Redaktor seiner Zeitung fleißig besorgte, fühlte er doch nach Verfluß einer Reihe von Jahren das Bedürfnis,

[1]) „Die neue Schule zu Ins“ 1815 Nr. 1, „Das Kloster St. Urban und die reformierte Schule zu Bingelz am Bielersee“ 1829 Nr. 2, „Einweihung des Schulhauses an der Neuengasse in Bern“, 1829 Nr. 47, u. s. w.

[2]) „Schweizerfreund“ 1815 Nr. 10; 1818 Nr. 10, 18, 19, 26—32; 1819 Nr. 10, 35 bis 41.

[3]) J. J. Frikart, s. Sammlung bernischer Biographien, Band I.

von einem Teil der Arbeitslasten enthoben zu werden, und trat im Mai 1818 zunächst von seiner Lehrerstelle zurück. Er konnte dies um so eher, als ihm eine Pension zuerkannt wurde. Daß er aber stets dabei war und gerne mithalf, wenn eine das öffentliche Wohl betreffende Angelegenheit in Frage stand, das sieht man daraus, daß er einer der Mitgründer der Ersparniskasse von Bern war, die 1818 ins Leben trat[1]).

Im November 1819 wurde Ris an die schöne und beliebte Pfarrstelle in Muri bei Bern gewählt, die er im darauffolgenden Februar antrat. Die Redaktion des „Schweizerfreund" behielt er bei bis 1829, in welchem Jahre dann die „Allgemeine Schweizerzeitung" an dessen Stelle trat. Im Februar 1821 verlor er seinen Bruder Franz Samuel, der in seinem 52. Altersjahr als Pfarrer von Ins unerwartet rasch starb. Ein erhebendes, freundliches Fest fand am 25. November 1824 statt, indem die Pfarrfamilie von Muri die 25jährige Dauer der Ehe des Hausvaters und der Hausmutter im Vollgenuß des irdischen Glückes feierte. Das würdige Familienhaupt hielt am selbigen Tage einen Morgengottesdienst in der Kirche und legte seiner herzlichen Ansprache die Worte Samuels zugrunde: „Bis hieher hat der Herr geholfen; er wird auch weiter helfen." Eine zahlreiche Nachkommenschaft wuchs den Eltern zur Freude glücklich heran. Erst im 35. Jahre der Ehe verloren sie eine Tochter durch den Tod. Von vier Söhnen: Albrecht, Rudolf, Gabriel Friedrich und Karl, widmeten sich die zwei erstgenannten wissenschaftlichen Berufen. Albrecht wurde Arzt und praktizierte in Worb; Rudolf trat in die Fußstapfen des Vaters und wurde Pfarrer, zuerst in Dürrenroth, dann in Kallnach. Er ist der (wahrscheinliche) Verfasser der in der Berner Stadtbibliothek aufbewahrten Lebensskizze, die zu der vorliegenden Biographie mitbenutzt worden ist.[2]) Die Söhne Gabr. Friedrichs, welcher den Beruf eines Schreinermeisters ausübte, sind der 1841 geborene und am 22. Dezember 1904 gestorbene treffliche Lehrer am städtischen Gymnasium in Bern und eidgenössische Eichmeister: Friedrich Ris, Rudolf

[1]) Ris gehörte der Kommission an, welche der „Burgerleist" mit dem Statutenentwurf beauftragte.

[2]) Der „Katalog der Handschriften" sagt zwar: „Verfasser unbekannt." Da aber im Verlauf der Lebensgeschichte wiederholt von „meinem Vater" die Rede ist, so muß wohl ein Sohn der Autor sein. — Der vierte Sohn, Karl, war zuerst Bäcker, dann Offiziat des Burgerrates in Bern. Von den drei Töchtern Marie, Elise und Charlotte heiratete die letztere den Pfarrer E. L. Rudolf Schweizer, gestorben 1904 in Grafenried.

Buchbindermeister in Dachsfelden, (1843—1895), und der Pfarrer **Emanuel Gottlieb Ris** in Worb, dem wir verschiedene Notizen zu dieser Biographie verdanken.

Bis ins Greisenalter bewahrte der Pfarrer Joh. Rud. Ris seine feste Gesundheit. Im Winter 1835/36 stellten sich jedoch allerlei Beschwerden ein, und er bedurfte zur Verrichtung der Pastoralgeschäfte eines Vikars.

Durch die liebevolle Pflege seines Sohnes, des Arztes Albrecht, wurde er aber soweit hergestellt, daß er die Amtsverrichtungen wieder selber übernahm. Allein am Neujahrstag 1837 bestieg er zum letzten Male die Kanzel. Wenige Wochen später, am 19. Januar, entschlummerte er sanft. An der am 23. Januar stattgehabten Beerdigung hielt der Pfarrer Karl Wyß in Bümpliz (Professor der Theologie) die Leichenrede und hob darin die Tugenden und Verdienste des Verblichenen gebührend hervor. Zehn Wochen nachher folgte die Witwe Ris ihrem Gemahl in die Ewigkeit nach.

Von den schriftstellerischen Arbeiten Ris' sind außer dem „Schweizerfreund" und dem „Schulmeisterblatt" im Druck erschienen: 1. Einige Predigten in den zwei von Pfarrer Joh. Jakob Schweizer in Trub herausgegebenen Zeitschriften „Christenlehr" und „Predigermagazin"; 2. Briefwechsel mit Pater Wynistörfer in St. Urban, die dieser ohne Ris' Zustimmung in die „Athanasia" von Dr. Benkert (11. Heft, Würzburg 1829) abdrucken ließ; 3. Ein Passionslied, Umarbeitung des 13. Festliedes des (damaligen) Kirchengesangbuches; 4. seine am Laupenfest von 1818 gehaltene Rede („Schweizerfreund" 1818, Nr. 31/32); 5. Gedichte in den von Kuhn und Meisner herausgegebenen „Alpenrosen", und Gelegenheitsgedichte.

Bern, im Dezember 1905.

J. Sterchi, Oberlehrer.

Franz Daniel Züricher.
1793–1855.

Franz Daniel Züricher, geboren 1793, verlor seinen Vater schon im fünften Lebensjahre und kam dann als Zögling in das Waisenhaus seiner Vaterstadt Burgdorf. Frühe zeichnete er sich durch Lernbegierde und hervorragende Talente aus und widmete sich nach Beendigung seiner Vorbildung dem Studium des klassischen Altertums an der Akademie in Bern, wo er mit seinen Freunden Bernhard Rudolf Fetscherin, Robert von Erlach von Hindelbank, Theodor von Mohr aus Graubünden u. a. wetteiferte. Begeistert für alles Edle und Große, war er ein gründlicher Kenner der griechischen und römischen Literatur und rang nach jenen Tugenden, die seine klassischen Vorbilder ihm vor die Seele zauberten. Seinem edlen Gemüte prägten sich die herrlichen Ideale tief ein und blieben mit Flammenschrift in ihm geschrieben. Außer der Philologie betrieb er auch das Studium der Theologie und stieg hier hinunter in die Fundgruben dieser herrlichen Wissenschaft, jedoch ohne unter der Wucht der Dogmatik zu verkrüppeln. Er suchte Liebe, Licht und Freiheit und fand sie, und das reine einfache Evangelium blieb seines Herzens Trost und die Richtschnur seines Lebens, in dessen Stürmen er stets mutig blieb und die jugendliche Begeisterung für ein mit Freiheit gepaartes Christentum bewahrte. „Das Christentum", sagte er, „ist das Fortschreiten der Menschheit zur Vollendung, das Ringen nach Freiheit und Licht; ein Theologe, ein Jünger des Herrn, muß freisinnig und kein Dunkelmann sein."

Ein schönes Zeichen seiner Menschenfreundlichkeit waren die von ihm veranstalteten Jugendfeste an den Orten, wo er als Pfarrer wirkte: in dem hochgelegenen stillen Abläntschen (1817—1822), zu Boltigen im lieblichen Simmental (1822—1829), im aussichtsreichen Oberbalm (1829—1853) und im sonnigen Maikirch, wo er bis zu seinem Tode am 7. März 1855 wirkte. An diesen Orten seiner Tätigkeit zog er über 30 junge Männer zu Lehrern heran, erteilte ihnen unentgeltlichen Unterricht und begeisterte sie für den Lehrerberuf. Auch war er ein tätiges Mitglied der ökonomischen und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Der Regeneration des Jahres 1831 schloß sich Züricher voll und ganz an und arbeitete, gemeinsam mit seinem ihm aus der Jugendzeit

her bekannten Parteiführer Hans Schnell an dem „Volksfreund“, dem damaligen Hauptorgan der Umwälzung aus Burgdorf. Als sich aber dieses Blatt später politisch wendete, sandte er seine geistreichen Artikel in den „Schweizerischen Beobachter“, und als dieser 1846 zur Opposition überging, in die von Jakob Stämpfli und nachher von Niklaus Niggeler redigierte radikale „Bernerzeitung“. Seine schriftstellerischen Arbeiten zeichneten sich aus durch Entschiedenheit der Grundsätze, aber auch durch Mäßigkeit und Besonnenheit im Ausdruck. Seine gründliche Kenntnis der Geschäfte, wie der Nationalökonomie und Statistik befähigte ihn trefflich zum politischen Schriftsteller. Mehrere von ihm herrührende Broschüren bekundeten seine Gediegenheit und seinen Scharfsinn. Da er allen Ruhm vermeiden wollte, so blieben sie anonym.

Züricher kannte und beherrschte nebst den alten auch mehrere neuere Sprachen und war imstande, außer dem Deutschen auch englische, französische und italienische Meisterwerke in ihrer Ursprache zu lesen. Seine tägliche Abendunterhaltung war aber die hebräische Bibel.

Da er seine radikale Gesinnung niemals verleugnete, so wirkte er auch im Jahr 1852 für die Abberufung der konservativen Regierung. Die Folge davon war aber für ihn nicht angenehm. Das sonst so freundliche Verhältnis zwischen ihm und seinen Pfarrgenossen in Oberbalm trübte sich. Obschon die Gemeinde in ihrer überwiegenden Mehrzahl konservativ war, so hatte sie ihn doch im Jahr 1847, als er die Absicht kundgab, sie zu verlassen und nach Amerika auszuwandern, zum Bleiben bewogen. Jetzt aber zur Zeit der heftigsten politischen Aufgeregtheit lockerte sich das gegenseitige Zutrauen derart[1]), daß er gerne seine Stelle wechselte und die letzten zwei Jahre seines Lebens in Maikirch zubrachte. An der am 12. März 1855 daselbst stattgefundenen Beerdigungsfeierlichkeit hielt sein Amtsbruder, der Pfarrer Karl Schenk aus Schüpfen (später bernischer Regierungsrat und schweizerischer Bundesrat), die Leichenrede, eines seiner oratorischen Meisterwerke, über das Bibelwort: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn.“

Quellen: „Emmenthalerblatt“ 1855. Nr. 22. — „Bernerzeitung“ 1855, 17. März, u. a. m.

J. Sterchi.

[1]) „Züricher war Schwiegervater von Fürsprech Scherz und dem radikalen Gerichtspräsidenten Gussel von Brienz. Er beschwor den Widerwillen der zu 4/5 konservativen Gemeinde herauf, indem z. B. seine Töchter mit Gleichgesinnten aus der Stadt radikale Lieder im Dorfe sangen, („Zin, zin“) und sich mit Tannriis, dem radikalen Abzeichen, zierten,“ heißt es in einer Randbemerkung der mir zur Verfügung gestandenen „Bernerzeitung“.

Friedrich Alfred Züricher.
1837—1887.

Friedrich Alfred Züricher wurde 1837 als das jüngste Kind der Familie des Pfarrers Franz Daniel Züricher zu Oberbalm geboren. Von seinem Vater in den Elementarfächern und namentlich auch im kirchlichen Religionsunterricht vorgebildet, trat er im gleichen Jahre, da jener die Pfarrei Maikirch bezog, zu Bern in die „Grüne Schule" ein, um bald nachher in das obere Gymnasium befördert zu werden und hier den anregenden Einfluß eines Professors Karl Pabst und eines Theodor von Lerber auf seinen zwar schüchternen, aber sehr empfänglichen Geist wirken zu lassen.

Im Jahre 1856 bezog Züricher als stud. jur. die Berner Universität, trat auch der Studentenverbindung „Helvetia" als eifriges und tätiges Mitglied bei und wurde zu deren Zentralpräsidenten gewählt. In dieser Eigenschaft hielt er eine bemerkenswerte Rede, die gedruckt wurde und die den prädestinierten Staatsmann ankündigte.

Nachdem Züricher noch ein halbes Jahr in Heidelberg zugebracht hatte, erwarb er sich in Bern 1863 das Fürsprecherpatent und wurde zuerst Sekretär der Finanzdirektion, hierauf Mitredaktor des „Bund", dann Bezirksprokurator des Mittellandes und Generalprokurator und endlich, im Juli 1874, Mitglied des Obergerichts. Als wohlgebildeter, rechtskundiger und sehr gewissenhafter Richter nahm er es mit Recht und Unrecht äußerst genau, und doch war sein Hauptinteresse weniger auf dem Felde der Rechtsprechung, als vielmehr auf demjenigen des eigentlichen staatlichen Lebens, des nationalen Daseins nach seinen verschiedensten Seiten hin. Dieser ausgesprochene patriotische Charakterzug machte ihn zum eifrigen Militär, auf welchem Gebiete er sich auch wiederholt betätigte. Schon im Herbst 1856 diente er als Offizier bei der Besetzung von Neuenburg und später, als ein Krieg mit Preußen unvermeidlich schien, an der Rheingrenze. Ebenso war er 1870 bei der Grenzbewachung im deutsch-französischen Kriege in Tätigkeit. Durch militärschriftstellerische Arbeiten erwies er sich als gebildeter Offizier, wurde deshalb in den Generalstab aufgenommen und erhielt schließlich den Rang eines eidgenössischen Obersten.

Eine besondere Stellung nahm Züricher im kirchlichen Leben ein. Selbst ein tiefreligiöser Charakter, betrachtete er die kirchlich-religiösen Angelegenheiten für das höchste und wichtigste, womit ein denkender

und fühlender Mensch sich beschäftigen kann. Im Jahre 1874 wurde er, nach der Inkrafttretung eines neuen Kirchengesetzes, Mitglied der kantonalen Kirchensynode und dann deren Präsident. Dieses Amt bekleidete er wiederholt und bildete, obschon Jurist, mit seinem durch ernstes Nachdenken erworbenen, lebendigen Glauben eine eigenartige Vermittlung zwischen positiven und freiern Glaubensansichten (Orthodoxen und Reformern) einerseits und Laien und Theologen andrerseits.

Auch das Schulwesen interessierte ihn lebhaft. Von 1873—1879 war er Mitglied der Kantonsschulkommission und nahm sich besonders eifrig des Kadettenwesens an, dessen Hebung ihm um so mehr am Herzen lag, als er von der pädagogischen und nationalen Wichtigkeit dieser körperlichen Uebungen durchdrungen war.

Ueberall, wo er für das allgemeine Beste etwas tun konnte, legte Zuricher Hand an. So nahm er sich ganz besonders auch der Sorge für entlassene Sträflinge an und wirkte im Ausschusse des Vereins, der diese schwierige Aufgabe übernommen hatte. Seine Menschenfreundlichkeit veranlaßte ihn, auf diesem freien Felde der Tätigkeit in der zur persönlichen Befriedigung notwendigen Ergänzung seines Richterberufes zu wirken.

Politisch übte er nicht den Einfluß aus, welcher von ihm hätte erwartet werden können, und wozu er vermöge seiner allseitigen Tüchtigkeit geeignet war. Ein Höhepunkt seines Wirkens war für ihn der Tag von 1874, an dem er als Präsident des Schweizerischen Volksvereins einen großen „Volkstag" zu Solothurn leitete und die Ziele auseinandersetzte, welche die liberale Schweiz bei der Revision der Bundesverfassung als ihre Wünsche und Forderungen hinstellte. In seinen letzten Jahren gehörte er dem großen Stadtrate in Bern an. Im August 1886 war der von allen Parteien hochgeachtete Berner, der in seinem ganzen Wesen die Vaterlandsliebe sozusagen personifiziert darstellte, der Hauptredner bei der Einweihung des Denkmals im Grauholz. Das war sein Schwanengesang. Eine rasch verlaufende, heftige Krankheit raffte den scheinbar starken Körper am 6. Oktober 1887, im 50sten Jahre, dahin.

Quellen: „Oberländisches Volksblatt" Nr. 121 von 1887, u. a. m.

J. Sterchi.

Johann Maritz.

1680—1743.

Im Hofe des Zeughauses in Bern stehen sechs große Geschütze, sogenannte Batteriestücke (Zwölfpfünder), die durch ihre gefällige Form und die saubere Ausführung der Ornamente auffallen. Aehnliche Stücke befinden sich im historischen Museum in Bern, in den Zeughäusern von Genf und Morges, im Hofe des Hotel des Invalides in Paris. Sie tragen den Namen Maritz und der Kenner weiß, daß diese Stücke die Erzeugnisse einer Kunstgießerfamilie sind, deren Glieder einst in ganz Europa als die ersten Meister ihres Faches berühmt waren.

Der Begründer dieser Dynastie von Kunst- und Kanonengießern war Johann Maritz von Burgdorf. Eine kurze Lebensskizze dieses Mannes in der „Sammlung bern. Biographien" hat um so mehr ihre Berechtigung, als über ihn und seine Söhne in den Lexiken sehr unvollständige und ungenaue Notizen sich vorfinden.

Der Stammvater der Familie Maritz in Burgdorf war der Bäcker Jean Maurice (Moritz), der 1533 das Burgerrecht erwarb. Er soll des reformierten Glaubens wegen aus dem Wallis ausgewandert sein und das Wappen der Familie, das ähnlich demjenigen von St. Moritz ist, scheint diese Ueberlieferung zu bestätigen. Mehrere seiner Nachkommen waren geschickte Drechsler oder Schlosser, so Jakob, der 1679 zur Stundenuhr im Kirchturme ein Viertelstundenwerk für 90 Kronen machte, wofür der Rat seiner Frau noch 2 Taler schenkte.

Johann Maritz wurde in Burgdorf getauft den 11. April 1680; seine Eltern waren Conrad Maritz und Susanna Spittler. Der Vater war ebenfalls Drechsler und der Sohn erlernte den gleichen Beruf. Im Jahre 1700 wurde Johann als Burger angenommen und vermählte sich den 16. August gleichen Jahres mit Susanna Katharina Vögeli von Burgdorf, welcher Ehe zwei Söhne und eine Tochter entsprossen. Maritz scheint sehr frühe mit den Stückgießern Daniel Wyß von Bern und dessen Schwager, dem Burgdorfer Samuel Leuw in Verbindung gestanden zu haben. Samuel Leuw (1671—1722) war der Sohn des Venners Jakob (1625—1689). Er war ein tüchtiger Stückgießer, der zuerst in Bern mit seinem Schwager Wyß arbeitete, später in den Dienst der Stadt Genf trat, wo er aber nach kurzer

Wirksamkeit starb. Maritz erfand nun eine Stückbohrmaschine, die einen wichtigen Fortschritt in der Technik der Geschützgießerei bedeutete und seinen Namen berühmt machte. Vorher wurden die Geschützrohre hohl über eine Kernstange gegossen und dann in vertikaler Lage ausgebohrt. Maritz wandte nun den Vollguß an und bohrte dann mit seiner Maschine die Stücke inwendig „sauber und glatt wie ein Spiegel", wie Gruner in seinen Del. Urbis Bernae meldet. Zur Ausübung seiner Kunst erbaute Maritz auf der obern Allmend eine große Werkstätte, die den 10. Februar 1711 bei einer großen Ueberschwemmung der Emme zerstört wurde. Auch mit Anfertigung von Artilleriegeschoßen, namentlich Haubitzgranaten und Kartätschen, befaßte sich Maritz, und Gruner rühmt namentlich die Wirkung der letzteren. Er arbeitete hauptsächlich für die Gießer Wyß und Leuw, welche damals für die bernische Artillerie den Guß der Geschützrohre besorgten.

Im März 1717 bemühte sich Genf Wyß und Leuw in seine Dienste zu nehmen, aber erst am 8. Mai 1720 kam nach langen Verhandlungen ein Vertrag zu stande. Daniel Wyß starb im Herbst 1721, und im Mai 1722 kam endlich Leuw mit seinen Arbeitern und Maschinen nach Genf, wo er schon am 15. Oktober ledig starb.

Im Herbst 1721 hatte Maritz mit seiner Familie Burgdorf verlassen und war bei Leuw eingetreten, dem er nach Genf folgte und dessen erster Mitarbeiter er war. Die Genfer Regierung erklärte den mit Leuw geschlossenen Vertrag als erloschen und suchte nun den „Sieur Moritz, ouvrier Tourneur du feu Sr. Leuw" für ihren Dienst zu gewinnen, um den vorgesehenen Umguß von 32 Geschützrohren zu vollenden. Sie erwarb auch die Maschinen der Werkstätte Leuws und verhandelte mit dem Gießer G e o r g M ü n i c h aus Dresden, der ebenfalls bei Leuw gearbeitet hatte. Den 8. Februar 1723 wurde der neue Vertrag mit den Beiden von der Artilleriekammer abgeschlossen.

Maritz hatte Schwierigkeiten erhoben, sich mit Münich zu verbinden, und man entsprach seinen Bedingungen. Im Mai 1723 fand die Probe der vier ersten aus der Gießerei hervorgegangenen und von Maritz gebohrten Geschütze statt. Sie wurden als gut befunden und die Arbeiten fortgesetzt.

Bald fand Maritz Gelegenheit, der Stadt Genf weitere nützliche Dienste zu erweisen. Im Jahre 1708 hatte der französische Ingenieur Abeille für die Stadt das erste Wasserwerk auf der Isle errichtet; aber es entsprach den gehofften Erwartungen nicht. 1726 beklagte man sich über den schlechten Zustand der öffentlichen Brunnen und die Regierung kaufte die Maschinen für 10,000 Taler. Im Januar 1727

wurde nun Maritz mit der Aufsicht und bessern Instandsetzung der Wasserwerke betraut. Er ersetzte den komplizierten, daher häufigen Störungen ausgesetzten Mechanismus durch ein großes Rad von 24 Fuß Durchmesser, dessen Wellbaum die 6 Kolben der Pumpen in Bewegung setzte. Im Jahre 1732 verpflichtete sich Maritz, eine zweite gleiche hydraulische Maschine zu erstellen, um für alle Fälle genügend Wasser liefern zu können und Störungen im Betriebe zu vermeiden.

Der Rat von Genf scheint anfänglich Zweifel an den Fähigkeiten von Maritz als Mechaniker gehabt zu haben. In einem Schreiben vom 22. Januar 1727 legt Maritz sein Projekt und seine Bedingungen für die Leitung und Verbesserung der Wasserwerke vor. Er erklärt, daß er diese Arbeit nicht unternehmen würde, wenn er nicht glaubte, dank seiner Fähigkeiten, sie zu vollbringen, daß es ihm übrigens nicht an Gelegenheit gefehlt, seine Kunst und sein Genie anderwärts unter sehr vorteilhaften Bedingungen zu verwerten. Er bittet Mngh. bescheidentlich die Vorteile zu betrachten, die er ihnen durch die Herstellung der Maschine verschaffe und durch andere Erfindungen, die er noch machen könne; namentlich auch, daß er mit Hilfe seiner Söhne ein Geschütz samt Geschoß gießen, bohren, drehen könne ohne irgend fremde Beihilfe. Die Artilleriekammer unterstützte Maritz, indem sie in einem Bericht die Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit des Meisters lobte, worauf der Rat den Vertrag mit ihm genehmigte.

Maritz erhielt mit seiner Familie eine Wohnung im Gebäude der Wasserwerke angewiesen. Man verpflichtete sich, ihm ferner eine besondere Werkstätte im gleichen Gebäude zur Aufstellung seiner Bohrmaschine zu errichten, die ohne seine Erlaubnis niemand betreten dürfe.

In den Jahren 1727—1732 führte nun Maritz die vorgesehenen Arbeiten zur Verbesserung der Wasserwerke aus; daneben erstellte er auch die neuen Leitungen zu den öffentlichen und vielen Privatbrunnen. Für diese Arbeiten betrug seine Rechnung am 10. August 1734 die Summe von 38,022 florins 6 sols 3 deniers. Die Rechnungskammer fand sie zu hoch und Maritz willigte ein, sie auf 32,696 fl. 2 sols 3 den. zu reduzieren, legte jedoch eine Bittschrift ein, um sich zu rechtfertigen.

In seiner Bittschrift erinnert Maritz an den schlechten Zustand der hydraulischen Maschine bei der Uebernahme, an die vorteilhaften Offerten von mehreren fremden Mächten, die er ausgeschlagen. Er habe sein Vermögen, sowie dasjenige seiner Frau und seiner Kinder aufgeopfert, in seinem Vaterlande alles verkauft, sein Haus in Burgdorf, alle seine kostbaren Maschinen und Erfindungen, die für ihn

und seine Kinder die Quelle seines Wohlstandes, seines Glückes gewesen wären, alles zu geringem Preise, daß er sogar bei seinen Freunden Geld borgen mußte. Seine Arbeit sei nicht diejenige eines Schlossers oder Schmieds, sie sei höherer Art wie die des Uhrmachers oder Geometers, zudem habe er angestrengte, persönliche Arbeit geleistet. Schließlich erinnert er an die Belohnungen, die ihm die Regierung für die Bohrung der Geschütze gewährt. Der Rat erkannte seine Verdienste an und gab ihm eine Gratifikation von 3500 fl., wodurch die Rechnung für die Arbeiten Johannes und seines Sohnes Samuel auf 38,196 fl. 2 sols 3 den. anstieg.

Maritz setzte seine Arbeiten im Dienste der Stadt fort, im Februar 1738 zahlte ihm die Rechnungskammer für eine große Feuerspritze 550 Livres. Aber im Oktober war er nicht mehr in Genf, denn sein Sohn Samuel rechnet mit der Rechnungskammer ab und erinnert in seinem Schreiben, daß man ihnen Hoffnung auf Verleihung des Burgerrechts gemacht habe.

Zwei Gründe mögen den Vater Maritz hauptsächlich bewogen haben, Genf zu verlassen. Sein ältester Sohn Samuel war als langjähriger, treuer Mitarbeiter wohl im Stande, die Arbeit des Vaters zu übernehmen und in Lyon, wo sich dieser niedergelassen, winkte ihm ein ungleich größeres und günstigeres Wirkungsfeld zur Ausbeutung seiner Erfindungen. Der frühere Mitarbeiter von Maritz, Georg Münich, hatte 1725 von dem französischen Minister Marquis de Breteuil einen ehrenvollen Ruf als Leiter der Geschützgießerei in Lyon erhalten. Den 4. Oktober 1735 hatte der Rat von Genf zwar Münich freie Wohnung zugesichert und ihn zum Commissaire fondeur de la Seigneurie ernannt; aber er folgte der Berufung, ohne indes seine Beziehungen zu Genf gänzlich abzubrechen, und bald kam auch Johann, der jüngere Sohn von Maritz, zu ihm, nun ebenfalls der Vater. Den 23. Oktober 1739 forderte Samuel Maritz, Einwohner von Genf, für seinen Vater ein Zeugnis, in Hinsicht darauf, daß er in Frankreich Gelegenheit habe, Arbeiten seiner Kunst, vor allem hydraulische Maschinen und Werke auszuführen. Die Genfer Rechnungskammer stellte das gewünschte Zeugnis aus, in dem sie hervorhob, daß Maritz die Maschine des Wasserwerks, welche nach der Abreise von Abeille nicht mehr funktionierte, von 1727—32 gründlich in Stand gesetzt, daß sie das Wasser bis auf den höchsten Punkt der Stadt, nämlich 125 Fuß Höhe treibe und im Stande sei stündlich 300 Maß zu liefern und daß seit 1732 die Maschine ununterbrochen selbst bei größter Kälte oder dem größten Tiefstand funktioniert habe. Wahrscheinlich

gedachte auch Samuel Genf zu verlassen, denn in einer andern Bittschrift wünschten Vater und Sohn, daß der Rat von Genf die Nachfolge in der Leitung des Wasserwerks ihren Neffen und Witwen zusichern möge. Der Rat wies das Begehren ab, aber er versicherte, daß man Maritz und seinen Kindern die Leitung überlassen wolle, so lange sie sich als rechtschaffene Leute betragen.

Am 24. Oktober 1738 erhielt Mr. Favre von der Genfer Artilleriekammer den Auftrag, mit Münich in Lyon definitiv abzurechnen. Gleichzeitig sollte er mit Vater Maritz unterhandeln über den Guß einiger Geschütze zu Uebungszwecken, ob der Guß in Lyon oder Genf vorteilhafter wäre. Den 9. Februar 1739 sandte Favre ein Gutachten der beiden Maritz, Gießer in Lyon. Sie setzten auseinander, daß es in Genf schwierig wäre, die Kanonen zu gießen, weil auch die Bohrmaschine in schlechtem Zustand sei, und und schlugen vor, die fraglichen Geschütze in Lyon zu gießen. Favre empfahl die Gelegenheit zu benutzen, denn nach seinen Wahrnehmungen werden die beiden Maritz nach Vollendung ihrer Arbeiten in Lyon sich nach Straßburg begeben. Nach einer neuen Untersuchung der umzugießenden Stücke beschloß jedoch die Artilleriekammer, sich mit einigen Reparaturen zu begnügen, die man Samuel Maritz in Genf übertrug.

Den 22. Mai 1742 befand sich Vater Maritz wieder in Genf, vielleicht wegen einer Reise Samuels nach Paris. Mittwoch, den 18. Februar 1743 starb er in der Wohnung auf der Isle bei seinem Sohne an der Brustwassersucht. Im Totenregister wird er Bürger von Genf genannt. Es ist jedoch zweifelhaft, ob er wirklich das Bürgerrecht erhalten, wie sein Sohn Samuel 1740. Im Inventar über seine Hinterlassenschaft heißt er nur Einwohner (habitant). Seine Frau scheint ihm im Tode vorangegangen zu sein, ihr Todestag ist aber unbekannt.

Johann Maritz war unzweifelhaft ein Mann von ungewöhnlicher Begabung und seltener Energie, der sich durch eigene Kraft empor arbeitete und dessen Wirksamkeit eine erfolgreiche gewesen ist.

Quellen: Tauf-, Toten- und Eheregister der Stadt Burgdorf. — Aeschlimann, Geschichte von Burgdorf. — v. Rodt, Geschichte des bernischen Kriegswesens, Bd. III. — Ueber die Tätigkeit in Genf, die Auszüge aus den Protokollen der Artilleriekammer, der Rechnungskammer 2c., die mir Hr. Viktor van Berchem gefl. zur Verfügung stellte, und ihm hiermit gebührend verdankt werden.

R. Ochsenbein.

Samuel Maritz.

1705–1786

Samuel Maritz, der würdige Nachfolger seines Vaters, wurde getauft den 24. Juli 1705 [1]) in Burgdorf und trat frühzeitig in das Geschäft seines Vaters, dessen hauptsächlichster Mitarbeiter er in Genf wurde und dessen Erfindungen er vervollkommnete. Den 21. Oktober 1731 vermählte er sich mit Anne Mussard von Genf, Tochter des Jaques Mussard und der Jeanne Marie Dassier. Aus dieser Ehe gingen 7 Kinder hervor, von welchen aber nur 2 Söhne und 2 Töchter den Vater überlebten. Im Ehekontrakt vom 19. Okt. 1731 verpflichtet sich der Vater, die Gatten bei sich zu halten und zu sorgen für sie wie für die andern Kinder. Samuel dagegen verpflichtet sich dem Vater gegenüber zu Gehorsam und zur Mitarbeit bei allen Arbeiten, besonders auch an der hydraulischen Maschine und in der Geschützbohrerei, wogegen ihm der Vater eine angemessene Entschädigung leistet.

Bis zum Weggange des Vaters tritt seine Tätigkeit naturgemäß zurück, um aber nachher um so mehr hervorzutreten. Er übernahm nun die Leitung der Geschützgießerei und des Wasserwerks, sowie die verschiedenen Aufträge, mit denen ihn die Regierung von Genf betraute.

Im Jahr 1739 erfand er eine Maschine, um die Pfähle des Pfahlwerks, das den Hafen von Genf schloß, und die man entfernen wollte, zu ebener Erde abzusägen; eine andere, um die kleineren auszuziehen. Im kalten Winter 1740 verhinderte er das Eingefrieren der Wasserwerke. Ferner gab er Wegleitung zur Wiederherstellung der schadhaften Glocke der Fusterie (Temple neuf). Den 29. April 1740 gab er der Rechnungskammer Auskunft über diese Arbeiten, die er teilweise unentgeltlich ausführte, und die Kammer versicherte ihn ihrer Erkenntlichkeit, die auch nicht ausblieb, denn den 10. Mai 1740 schenkte ihm der Rat von Genf, auf den Bericht der Rechnungskammer, unter Hervorhebung seiner uneigennützigen Dienste unentgeltlich das Bürgerrecht der Stadt, ebenso seinem 20 Monate alten Söhnchen.

Aber auch die Berner Regierung bemühte sich um die Dienste dieses Mannes, wenn vorerst noch ohne Erfolg. In einem Schreiben

[1]) Taufzeugen waren Samuel Leuw, sein Bruder Jakob und ihre Schwester Frau Daniel Wyß.

vom 24. April 1739 ersuchte der Rat von Bern Genf, ihm den Meister Maritz, seinen Untertanen, herzuschicken, um Wasserleitungen, namentlich in der neuen Insel, zu erstellen. Ob Maritz dem Rufe folgte, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Im Dezember 1741 berief die Compagnie des Glaces in Paris (heute Glaces de St. Gobain à Circy) Maritz in einem wichtigen Auftrage nach Paris. Er sollte einen großen Gußtisch erstellen, um Spiegelscheiben größter Dimension gießen zu können. Die Artilleriekammer gewährte ihm den erbetenen Urlaub für fünf Monate, die Rechnungskammer willigte ebenfalls ein unter der Bedingung, daß der Vater während dieser Zeit sich nicht entferne und die Aufsicht über die Wasserwerke übernehme. Samuel scheint im Frühling 1744 zurückgekehrt zu sein.

Während der Jahre 1739 bis 1746 führte er für die Artilleriekammer verschiedene Arbeiten aus, doch war die Bohrmaschine nicht brauchbar, ebenso verfertigte er 1745/46 mehrere große und kleine Feuerspritzen, ebenso 1749. Eine Feuerspritze, die Samuel Maritz wahrscheinlich in Bern erstellte, war bis vor kurzem in Burgdorf im Gebrauch, nachdem sie später in eine Saugspritze umgeändert worden war.

Den 8. Januar 1748 tat Bern abermals Schritte, um Maritz definitiv in seine Dienste zu nehmen. Auf den Vorschlag des Feldzeugmeisters Otth sollte eine Verbesserung der bernischen Artillerie und ihrer Geschütze durchgeführt werden, und dazu war Maritz vom Kriegsrate als der geeignete Mann ausersehen worden. Am 16. Juli 1748 gewährte Genf, nachdem Maritz sich entschlossen, der Berufung zu folgen, Bern seine Entlassung. Am 26. Juli genehmigte der Große Rat den Vertrag und sicherte ihm ein jährliches Wartgeld von 1000 Franken zu. Im Zwingelhofe beim Golattenmattgaßtor wurde für Maritz ein besonderes Bohrhaus gebaut. Genf ließ aber den Meister nur ungern ziehen, noch am 6. Juni 1749 bewilligte ihm die Rechnungskammer einige Monate Urlaub, um in Bern Geschütze zu gießen. Am 19. Juni war er dann in Bern. Seine Frau und Kinder ließ er jedoch in Genf zurück, und sie übernahm unter Beistand eines tüchtigen Gehilfen die Leitung des Wasserwerks. Maritz kehrte von Zeit zu Zeit noch zu notwendigen Reparaturen nach Genf zurück und führte auch noch andere Arbeiten aus; aber diese Aufenthalte wurden immer kürzer und seltener, das Hauptfeld von Samuels Tätigkeit war nun bis zu seinem Tode Bern.

Von 1752 bis 1775 war Maritz in Bern beinahe ununterbrochen als Geschützgießer tätig. Nach dem Etat von 1748 waren für Maritz folgende Arbeiten bestimmt:

6 Batteriestücke, 16 pfünder, neu zu gießen, 6 neu zu bohren.

2 lange ½ Kartaunen (12 pfünder), 1712 in Baden erobert, umzugießen.

2 Feldstücke, 6 pfünder, neu zu gießen, ebenso 12 4 pfünder Feldstücke.

6 Haubitzen, 20 Pfund Granaten werfend, neu zu gießen.

1758 goß er noch 12 16 pfünder Haubitzen und 1768 leichte 2 pfünder Feldstücke; 1767 12 verkürzte 12pfünder preußischer Ordonnanz nach demVorschlage des Generals R. Scipio von Lentulus.

Die Geschützgießerei in Genf war in Verfall geraten und daher erhielt Maritz 1760, 1765, 1767 und 1769 Auftrag, die Geschütze auf Kosten Genfs in Bern zu gießen. Ebenso goß er Geschütze für Basel 1765 und Biel 1770. Der Ruf von Samuels Kunst veranlaßte auch fremde Mächte, den Mann zu gewinnen. 1756 suchte der Prinz von Liechtenstein im Auftrage des Wienerhofes Maritz nach Oesterreich zu berufen; er blieb seinem Vaterlande treu, noch 1768 erkannte der Kriegsrat es dankbar an, daß Maritz „unendlich größere Fortun auffer Lands ausgeschlagen und vorgezogen, mit einer sehr mäßigen Pension seinem Vaterlande zu dienen". In späteren Jahren scheint sein ältester Sohn Jean, geboren 1738, den Vater in Bern unterstützt zu haben; er zog später nach Frankreich, dann nach Holland, wo er 1807 starb; dessen Sohn Louis Ernest folgte ebenfalls den Traditionen seiner Familie und war Direktor der königl. Gießereien in Holland.

1764 goß Samuel Maritz die Bet- oder Elfuhrglocke des Berner-Münsters.

Die Geschütze der ersten Periode von Maritz's Tätigkeit in Bern (1752—1760) sind mit prächtigen Rokokoornamenten, Wappen und Sprüchen geschmückt; die spätern hingegen sind nach dem Gutachten von Lentulus auf Befehl der Regierung einfacher ausgeführt, entbehren aber auch so nicht einer gewissen Eleganz in ihrer Form.

Von den 150—160 Geschützen, die Maritz für Bern gegossen, ist nur noch ein kleiner Rest vorhanden; ein Teil mußte 1790 umgegossen werden. Denn es wird behauptet, daß Maritz, wie übrigens auch andere Geschützgießer, es verstanden, Gußfehler zu verdecken, daß sie erst später zum Vorschein kamen; auch den nachherigen Umänderungen fielen manche Stücke zum Opfer.[1]) Vorhanden sind noch in Bern:

[1]) Diese Vorwürfe, die auch v. Rodt erwähnt, mögen teilweise begründet sein. Es

Im Zeughause die schon genannten 6 langen 12 Pfund Batteriestücke von 1752 mit hübschen Ornamenten, und 2 kurze, einfache 6pfünder von 1762. Im historischen Museum: 1 langer 6 pfünder von 1752, 2 kurze 6pfünder von 1762, wie die im Zeughause, 2 kurze 2pfünder Bataillonstücke von 1757 und ein 100pfünder Bombenmörser. Das Zeughaus von Morges bewahrt noch auf 2 lange 16pfünder Batteriestücke von 1752.

Im August 1785 rechnete der Kriegsrat mit dem alt gewordenen Maritz ab und kaufte sein gesamtes Metall (wohl auch die Werkzeuge). Am 19. Juni 1786 starb Samuel in Bern, wo er am 22. begraben wurde. Seine Frau erscheint bis 1774 noch in Genf in der Wohnung des Wasserwerks, ihr Todestag ist nicht bekannt. Zwei ihrer überlebenden Töchter vermählten sich in Genf und der jüngste Sohn David erlernte den Goldschmiedberuf, 1795 war er auch Mitglied des Gesetzgebenden Rates von Genf.

Samuel Maritz war gleich seinem Vater ein Mann von Talent und rastloser Tätigkeit. Was ihn am meisten ehrt, war seine treue Anhänglichkeit an seine Heimat, der er trotz lockender Anerbietungen bis an sein Ende seine besten Kräfte und sein ganzes Können widmete.

Quellen wie bei Johann Maritz. — Gefl. Mitteilungen der Herren B. van Berchem in Genf und A. Zesiger in Bern.

Rud. Ochsenbein.

Johann Maritz d. j.

1711—1790.

Während der Vater Johann und sein Sohn Samuel ihre Tätigkeit hauptsächlich der Schweiz widmeten, war es dem jüngsten Sohne beschieden, den Namen Maritz auch im Ausland zu hohen Ehren zu bringen. Johann der Jüngere wird oft mit seinem Bruder und Vater verwechselt und ihm allein deren Erfindungen und Arbeiten zugeschrieben. (Berner Taschenbuch 1853; Lutz, Nekrologe; Füßli, allg. Künstlerlexikon). Aber

ist jedoch zu beachten, daß die Bronce, die zum damaligen Geschützguß verwendet wurde, nicht die Zähigkeit des jetzt verwendeten Gußstahls besitzt und daß auch die jetzigen Gußstahlgeschütze, besonders die großkalibrigen, nach einer gewissen Schußzahl umgegossen werden müssen, was man damals wohl zu wenig beachtete.

wenn er auch nicht allein Anspruch darauf hat, so beweisen seine glänzende Laufbahn und die hohen Ehrungen, mit denen ihn Ludwig XV. von Frankreich bedachte, daß Johann unbestritten einer der ersten Meister seiner Zeit in seinem Fache war.

Getauft den 26. Juli 1711 in Burgdorf, kam er noch jung mit seinen Eltern nach Genf und arbeitete wie sein Bruder Samuel zuerst bei seinem Vater. Bis 1727 war er zuverlässig noch dort, wie aus den Akten hervorgeht; bald hernach finden wir ihn bei Georg Münich, dem früheren Mitarbeiter seines Vaters, in der Kanonengießerei in Lyon. Bei der Vermählung seiner Schwester Susanna Katharina (get. 31. Juli 1701, gest. 16. April 1751) im Oktober 1735 mit Joh. Peter Jakobi aus Frankfurt a. M., Buchhändler in Genf, nennt sich Johann im Ehekontrakt maître fondeur de canons à la fonderie royale à Lyon au faubourg de Vaize. Er und sein Bruder Samuel versprechen der Schwester als Heiratsgut 300 écus blancs de Genève, wofür diese allen Ansprüchen an das väterliche und mütterliche Erbe entsagt. Er selbst verheiratete sich den 10. November 1735 mit Judith Deonna, Tochter des Gaspard Deonna und der Laurence Peudesin, der 1726 Bürger von Genf geworden war. Seine Frau scheint anfänglich in Genf geblieben zu sein; seine drei Knaben (Laurence, geb. 1737; Jean Gaspard, geb. 1738 und Charles, geb. 1740) wurden alle in der deutschen reformierten Kirche daselbst getauft.

Nachdem 1738 sein Vater eine Zeit lang mit ihm gearbeitet hatte, kam Johann als Geschützgießer nach Straßburg und um 1750 nach Paris als Commissaire des fontes de l'artillerie de France. Den 13. Januar 1753 ersuchte ihn die Genfer Artilleriekammer, einen Mörser für Pulverproben zu gießen. Maritz übernahm den Auftrag unentgeltlich, und im Mai 1754 langte der Mörser in Genf an. Im Schreiben an die Herren der Artilleriekammer nennt er sie seine Wohltäter. Der Rat beschloß, Maritz eine goldene Repetieruhr neuester Form mit dem Wappen der Stadt und eine goldene Kette zu schenken. Maritz verdankte das Geschenk von Paris aus am 17. Januar 1755. Im gleichen Jahre reiste er im Auftrage des Königs als Inspektor der Eisenwerke nach Perigord. 1756 war Maritz wieder in Paris zur Leitung des Gusses der Statue Louis XV. nach dem Modelle von Bouchardon. 1757 wohnte er, laut dem Testamente seiner Schwiegermutter vom 13. Oktober, wieder in Straßburg als Direktor der Geschützgießerei, später in Douai, einige Zeit war er in Spanien zur Einrichtung der Gießereien, ebenso in Rußland. Katharina II. berief ihn in ihre Dienste; er schlug den Ruf aus. Der König ernannte

ihn zuletzt zum Generalinspektor der königlichen Gießereien und erhob ihn in den Adelstand. Nach 34jährigen ausgezeichneten Diensten bedachte ihn der König mit einer Pension von 12,000 Livres. Seine letzten Lebensjahre verbrachte Maritz auf seinem Landgute bei Lyon, wo er 1790 starb.

Quellen wie bei den Vorigen.

R. Ochsenbein.

Albert Friedrich Haller.

1813—1882.



Albert Friedrich Haller, geboren den 8. April 1813 als der zweite Sohn des Stadtbaumeisters Karl Gabriel Haller und seiner Ehefrau Marianne Müslin, entstammte sowohl väterlicher- als mütterlicherseits einer bernischen Theologenfamilie der Reformationszeit. Sein Vater war als siebter Abkömmling Johannes Hallers d. J.[1]) der erste in der Reihe, der nicht geistlichen Standes gewesen wäre; seine Mutter aber war die Tochter David Müslins, des letzten Nachkommen von Wolfgang Muskulus[2]). Seinen Vater verlor Albert Haller schon am 1. Februar 1814. Er starb am Lazarettyphus, den er sich in den ihm unterstellten Militärbaracken zuzog, in denen die Kranken der Alliierten von 1813/14 bei ihrem Durchzug durch die Schweiz verpflegt werden sollten. Im großväterlichen Pfarrhaus an der Herrengasse wuchs der Knabe auf bis zum Tode des Großvaters, der 1821 erfolgte. Doch scheint nicht

[1]) Bern. Biogr. II. 22 ff.
[2]) Bern. Biogr. II. 491 ff.

der Großvater, sondern die Mutter, die geistvolle Freundin eines Baggesen, Freudenberger, Schlegel, den nachhaltigsten Einfluß auf das Gemüt und die Bildung des Kindes von Anfang an geübt zu haben, wie denn das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn zeitlebens ein ganz besonders inniges scheint gewesen zu sein. Einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des zwölfjährigen Knaben scheint eine Reise durch die Urkantone in Begleitung des Malers Freudenberger gemacht zu haben. Doch waren ihm auch das Oberland durch gelegentliche Ferienaufenthalte im Schloß zu Amsoldingen und die reizenden Höhen zwischen Seeland und Mittelland durch solche im Pfarrhaus zu Maikirch von Jugend auf wohlbekannt. Seine Schulbildung genoß er ganz in Bern, wo er von 1828—1830 das obere Gymnasium, von 1831 bis 1834 die Akademie und bis 1837 die neugegründete Universität besuchte. Ins Jahr 1830 fällt seine Konfirmation, auf den 5. Februar 1831 sein Eintritt in den Zofingerverein. 1837 bestand er als zweiter seiner Promotion die theologische Prüfung, verlebte den Sommer 1838 in Bonn, von wo er nach einer Reise durch Belgien und Holland für den Winter nach Berlin übersiedelte. Im Frühjahr 1839 trat er sein erstes Vikariat an der Heiliggeistkirche in Bern an, amtierte dann im Jahr 1840 drei Monate in Frutigen und übernahm 1841 die Stelle des Geschichtslehrers an der Mädchenschule in Bern. Das Jahr 1842 brachte ihm einerseits den Tod seiner Mutter, aber andrerseits seine Verehelichung mit Ida von Greyerz, der Tochter des Forstmeisters in Bayreuth und Schwester seines Freundes Alphons von Greyerz[1]). Endlich 1844 wurde ihm die ersehnte Pfarrstelle in Biel zuteil, wo er, in politisch wild bewegter Zeit, unter allerlei Kampf und Widerstand volle 20 Jahre aushielt. Auf Ostern 1864 kehrte er nach Bern zurück, das er immer als Heimat betrachtet hatte, um zunächst zwei Jahre am Burgerspital und dann dreizehn am Münster sein Amt auszuüben, bis ihn 1879 ein sich beständig verschlimmerndes Herzleiden zu frühzeitiger Demission zwang. Am 19. Oktober 1882 raffte ihn ein Herzschlag unerwartet schnell dahin.

Ueber Hallers theologischen Werdegang gibt die beste Auskunft ein curriculum vitae, das seine Bewerbung um das Tillier'sche Reisestipendium begleitete, also offenbar aus dem Jahre 1837 stammt und ihn in jeder Hinsicht trefflich charakterisiert. Von seinen theologischen Lehrern in Bern[2]) scheint Lutz den dominierenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben, und zwar mehr nach der exegetischen als nach der

[1]) Bern. Biogr. V. 198.

[2]) Damals Lutz, Schneckenburger, Hundeshagen und Gelpke.

systematischen Seite seiner Lehrtätigkeit hin. Wie Haller sich eigener Aussage gemäß schon auf der Akademie mit der Philosophie nie recht befreunden konnte, sondern sein Interesse mehr der Geschichte zuwandte, auf welchem Gebiete er ansehnliche Leistungen zu verzeichnen hatte, so brachte er es auch auf der Universität nur zu einem sehr geringen Grad von Interesse für die systematischen Fächer. Es mochte dies seinen Grund haben in einem Mangel an dialektischer Begabung, den auch die Freude an Romangs Vorlesungen nicht zu heben vermochte. Wenn also Haller in seinem curriculum schreibt, „daß er niemals in Zweifel an Gott und Unsterblichkeit geriet", so zeigt dieser Ausspruch einerseits eine gewisse Unabhängigkeit seines theologischen Urteils von intellektualistischen Einflüssen, andrerseits in der Beschränkung auf diese beiden Hauptstücke ein unbewußtes Nachwirken des Rationalismus kantischer Färbung, das auch bei Müslin spürbar ist, vielleicht aber auch eine gewisse Unklarheit in der Unterscheidung von Religion und Theologie, die man dem damals 24jährigen nicht wird zum Vorwurf machen wollen. Wenn er sich aber rühmt, „daß er sich nicht lange durch Wenn und Aber aufhalten ließ", so dürfte eben dieser Mangel an dialektischer Begabung, der vielleicht auch einen solchen an Verständnis für die Bedeutung religiöser Denkarbeit und ihrer Probleme im Gefolge hatte, aus diesem Urteil sprechen. Indessen war Haller weit davon entfernt, sich der damaligen orthodoxen oder pietistischen Partei anzuschließen, vielmehr gehört er mit Baggesen, Güder u. a. einer Generation bernischer Theologen an, die er selber „christlich-wissenschaftliche" nennt, deren historische Bedeutung darin liegt, unter Lutz' Einfluß bei Verzicht auf systematische Durcharbeitung der Probleme der historischen Arbeit und der dadurch bedingten Modifikation des noch immer in der Kirche vorhandenen calvinistischen Dogmas Eingang gewährt zu haben, eine Tendenz, die sowohl gegenüber dem geschichtslosen Rationalismus als gegenüber dem damals ebenso kirchenfeindlich als geschichtslos auftretenden Pietismus einen ausgesprochenen Fortschritt bedeutete. Hallers theologische Arbeiten sind leider nicht so zahlreich veröffentlicht worden, wie sie es verdient hätten und wie man nach der Zahl der vorhandenen Vorarbeiten erwarten dürfte. Im Berner Taschenbuch erschien 1857 die Biographie von Daniel Müsliu und in Herzogs Realenzyklopädie diejenige von Thomas Wittenbach. Eine Preisarbeit über „Nazarener und Ebioniten" erschien nicht im Druck.

Als Prediger reichte Haller nicht an die Popularität seines Großvaters Müslin heran. Gleichwohl lohnt es sich, seiner Eigenart nach-

zugehen. In seiner Vikariatszeit am Heiligen Geist in Bern, wo er zeitweise Schneckenburger, Lutz und Bunsen unter seiner Zuhörerschaft hatte, scheint er, nach den vorliegenden Manuskripten zu urteilen, sich durch besonders eingehende historisch-biblische Textbehandlung auf Kosten des ethischen und unmittelbar religiösen Moments ausgezeichnet zu haben. Eine offenbar aus der Studienzeit stammende, von unbekannter Hand geschriebenen Kritik einer Predigt Hallers über I. Thess. 5, 21 hebt lobend den Fleiß in der Disposition, die große Schriftkenntnis und die Kunst der Uebergänge hervor, tadelt aber die weite Ausdehnung des Themas, nach der die ganze christliche Dogmatik und Ethik in ihr Platz gehabt hätte. Spätere Predigten zeigen Haller als energisch die ethische, gewissermaßen theokratische Seite des Christentums hervorkehrenden, gelegentlich mit großer Schärfe die Schäden seiner Zeit und seiner Zuhörerschaft geißelnden Redner, der es durchaus nicht scheute, gelegentlich aktuelle Ereignisse der nähern und weitern Umgebung auf der Kanzel zur Sprache zu bringen, so in einer Predigt aus dem Revolutionsjahr 1848 und besonders in einer andern vom 4. Dezember 1864, die ganz augenscheinlich auf ein bekanntes, die Stadt Bern damals stark aufregendes Ereignis Bezug nimmt. Nach dem Urteil ehemaliger, jetzt selber dem geistlichen Stande angehörender Konfirmanden Hallers und anderer Predigtbesucher wurde der Eindruck seiner Predigt verstärkt durch seine ganze prophetenhafte Persönlichkeit, wie auch durch Organ und Vortrag, so daß er als Prediger in Biel seinen neben ihm wirkenden, wissenschaftlich bedeutenderen Kollegen Güder weit in Schatten gestellt habe. Mit Güder verband ihn übrigens zeitlebens eine warme Freundschaft und Kampfgenossenschaft.

Von besonderem Interesse für Hallers Art ist ein handschriftlich erhaltener „Generalbericht über das sittliche, religiöse und kirchliche Leben im Kanton Bern“, den Haller an der ersten gemischten Synode vom Jahr 1853 im Auftrag der frühern Geistlichkeitssynode abzulegen hatten und der den Mann und seine Zeit trefflich charakterisiert[1]. Blösch nennt den Bericht[2] einen stark pessimistischen. Haller beginnt denn auch mit der Bemerkung, es sei nicht wohl möglich, aus den in der Mehrzahl düsteren Dekanatsberichten ein Lichtbild zusammenzustellen. Das Urteil der Gemeinden über ihre Pfarrer sei trotz der meistens divergierenden politischen Ansichten in der Mehrzahl ein überaus lobendes, „eine Ehrentafel für die bernische Geistlichkeit“, wo es un-

[1] Für die Ueberlassung des betreffenden Aktenstücks bin ich dem bernischen Synodalrat, insbesondere seinem Kassier, Herrn Kirchmeyer Henzi, zu großem Dank verpflichtet.
[2] Geschichte der schweiz. ref. Kirche. II. 331.

günstig laute, sei häufig dasjenige des Pfarrers umso optimistischer. Allgemein wird geklagt über zunehmende Kirchenflucht, wofür als Gründe angeführt werden: Die mehr und mehr sich ausdehnende, den ganzen Sonntag in Beschlag nehmende Vereinsmeierei, die steigende Verarmung, die durch den Mangel an Sonntagskleidern die Leute vom Kirchgang abhalte, die vermehrte Möglichkeit der privaten Erbauung durch Ausbreitung erbaulicher Druckschriften, aber auch die veraltete Predigt- und Bibelsprache, deren die Prediger sich vielfach bedienten, wozu Haller unter Empfehlung einer moderneren Bibelübersetzung bemerkt: „Die Hauptsache ist doch nicht, daß Luther oder Piskator kanonisiert werden, sondern daß das Volk nicht angesichts der Quelle lebendigen Wassers verdurste." Beklagt wird die Flucht der frisch Admittierten aus der Kirche und die zunehmende Entheiligung des Sonntags durch Wahlen und Feste, besonders in den Städten und im Jura. Für die politische Aufregung jener Tage ist bezeichnend, daß der Bericht das Tragen politischer Parteiabzeichen durch Schulknaben und -Mädchen erwähnt. Ebenso, daß als Grund für den ökonomischen Niedergang ganzer Familien die Entfremdung der Männer vom Hause durch die beständige politische Aufregung genannt wird. Seine Betrachtung über das sittliche Leben des Bernervolkes faßt Haller zusammen in den Satz: „Das ist das Merkmal dieser Zeit von frühern, daß, während ehemals das Böse sich bewußt war, kein Recht zu haben, weder auf Duldung noch auf Freiheit, es jetzt nicht nur das der Duldung, sondern der Anerkennung in Anspruch nimmt."

Kirchenpolitisch ist Haller nicht hervorgetreten. Auf der Versammlung der schweizerischen Predigergesellschaft in Neuenburg am 6. und 7. August 1850 spricht er sich äußerst skeptisch aus über den Wert aller und jeder Kirchenverfassung und spricht von der Wünschbarkeit spezifisch theologisch-kirchlicher Hochschulen zur Ergänzung des rein wissenschaftlichen Universitätsstudiums, im Hinblick auf die eidgenössische Universität, deren Kommen man damals für sicher annahm. Der Gedanke Hallers hat neuerdings auf deutschem Boden eine Verwirklichung durch Bodelschwingh gefunden. An den kirchlichen Kämpfen der siebziger Jahre hat sich Haller im ganzen wenig betätigt, doch hat er an den Hirtenstimmen, dem Organ der kirchlichen Rechte, gelegentlich mitgearbeitet. Bei seiner geringen Wertung aller äußern Organisation und Politik ist solche Zurückhaltung kaum verwunderlich.

Der Liturgiekommission von 1872 gehörte Haller etwa zwei Jahre an, scheint aber, nach einem Briefe vom 19. Januar 1874 zu schließen, infolge unliebsamer Ereignisse demissioniert zu haben.

Zum Schlusse sei das Wort beigefügt, mit dem Haller sein curriculum schließt und das für seine Auffassung des Amtes und seine ganze Persönlichkeit charakteristisch ist: „Ich habe den Predigerberuf nicht erwählt, weil ich ihn für ein Handwerk halte, das einen goldenen Boden hat, oder nach feinerer Art für das Ideal eines ruhigen, ländlichen und glücklichen Lebens, nein, ich halte ihn für das Amt der Nachfolge Christi, für das Amt des geistlichen Streiters, der keinen Kampf scheut mit allem, was widerchristlich in Kirche und Staat, und der um der lieben Ruhe willen nicht Frieden macht mit der Finsternis, auch nicht mit der täuschendsten; der nur einen Herrn über sich erkennt, dem er allein dienen will, seinen Herrn Jesum Christum."

Quellen: 1. Handschriftlicher Nachlaß. 2. Lebensbild Hallers im Berner Taschenbuch von 1884, beschrieben von Albert Haller, Pfarrer in Leißigen. 3. „Generalbericht" vom Jahr 1853. 4. Verhandlungen der schweizerischen Predigergesellschaft in Neuenburg 1850.

Lic. M. Haller.

Karl Wilhelm Hochstetter.
1782–1811.

„Wie er Bern und seine Freunde ehrte, so haben Bern und seine Freunde ihn wieder geehrt." Zwar kein Berner, sondern ein Württemberger von Geburt, hat Karl Wilhelm Hochstetter doch alle Kräfte seines kurzen Erdendaseins Bern gewidmet und verdient es, daß wir ihn für einen der Unserigen halten. Als Jüngling schon hatte er sich in seiner Heimat durch seltene Geistesgaben und ausgebreitete Kenntnisse ausgezeichnet und wurde dann von seinen Freunden an der im Jahre 1805 neu organisierten Akademie [1]) bewogen, sich in ihre Mitte zur Fortsetzung seiner naturwissenschaftlichen Studien ebenfalls hieher zu begeben und sich zugleich mit der Schweiz näher bekannt zu machen. Bald fühlte er sich hier so heimisch, daß er im Jahre 1808 die Stelle eines ausübenden Arztes, die ihm eine württembergische Stadtbehörde anläßlich eines Besuches daselbst unter sehr günstigen Umständen anbot, ausschlug und nach Bern zurückkehrte. Hier ver-

[1]) Vgl. Pfr. von Greyerz, Geschichte der Akademie im Berner Taschenbuch von 1871, und E. Müller's Geschichte der Hochschule Berns (erster Abschnitt).

traute ihm die Kuratel der Akademie die Stelle eines Prosektors an. Zwei Jahre später erhielt er von Berlin aus einen höchst ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie und Pathologie mit einem für die damalige Zeit splendiden Gehalt von 4000 Fr. und andern vorteilhaften Bedingungen. Aber auch jetzt ließen ihn seine Vorliebe für unser schweizerisches Vaterland und die Anhänglichkeit an seine hier gewonnenen Freunde keinen Augenblick anstehen, die ihm nun von Bern angebotene Stelle eines Professors der Heilkunde mit 1600 Franken Besoldung jenem weit glänzenderen Lose vorzuziehen. Als solcher entwickelte er eine rastlose und erfolgreiche Tätigkeit. Von seinen öffentlich gehaltenen Vorträgen, die von dem gebildeten Publikum Berns mit lebhafter Teilnahme aufgenommen und gewürdigt wurden, sind die zwei wichtigsten: „Ueber den Sinn des Gesichts" und „Ueber den Einfluß der Gewohnheit auf den menschlichen Körper" abgedruckt im literarischen Archiv der Akademie zu Bern, Bd. III.

Im Frühjahr 1811 erteilte ihm die akademische Behörde auf seinen Wunsch die Erlaubnis, zum Studium naturwissenschaftlicher Gegenstände und zur Erweiterung seiner praktischen Kenntnisse den Sommer in Wien und den Herbst an der Küste des adriatischen Meeres zuzubringen. Sein wissenschaftlicher Eifer aber führte ihn hier dem frühen Grabe entgegen. Von typhösen Anfällen in Italien bereits ergriffen, eilte er über Ebenen und Berge seinem lieben Bern zu, um hier beim Beginne des Winterhalbjahres seine Pflichten als akademischer Lehrer und zugleich Prorektor rechtzeitig zu beginnen. Am 16. Oktober langte er auf der Höhe der Gemmi an. Hier erfaßte ihn eine so anhaltende Schwäche, daß er in Ohnmacht fiel und ins Gasthaus Schwarenbach getragen werden mußte, wo er die Nacht zubrachte. Am andern Tage ließ er sich in einem Tragstuhl nach Kandersteg hinunterbringen und wünschte, unverzüglich nach Bern zu gelangen. Die Errichtung eines passenden Fuhrwerkes verzögerte sich aber so, daß die Weiterreise bei Nacht hätte geschehen müssen, weshalb er sich entschloß, dort zu bleiben. Er besorgte noch, wieder ziemlich munter geworden, seine mitgebrachte naturwissenschaftliche Sammlung, genoß ein wenig Suppe und begab sich, ohne den ihm angebotenen Wärter anzunehmen, zur Ruhe. Um 2 Uhr nachts schaute der Wirt nach ihm und fand ihn, in den Kleidern auf dem Bette liegend, von einem Schlagfluß gelähmt, röchelnd und ohne Bewußtsein. Sofort wurde der Vorfall nach Frutigen gemeldet, von wo der damalige, menschenfreundliche Oberamtmann Wurstemberger[1]) selbst unverzüglich mit einem

[1]) Joh. Ludwig Wurstemberger, der Historiker, vgl. Samml. bern. Biogr. Bd. IV. 121.

Arzt herbeieilte. Alles Mögliche wurde zur Rettung des Sterbenden angewendet, aber umsonst. Auf dem Wege nach der Tellenburg, wohin er, in Betten wohl eingehüllt, gebracht werden sollte, hauchte er seine Seele aus. So endete ein Leben, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und das ganz dem Forschen nach Wahrheit, dem Streben nach Vervollkommnung, dem Wohle der Menschheit und, so dürfen wir beifügen, der Ehre Berns geweiht war. Auf der Friedensstätte zu Frutigen wurde er zur Ruhe gebettet.

Hochstetters Freunde und Mitarbeiter in Bern behielten ihn in treuem Andenken. Dreizehn Jahre nach seinem frühen Hinscheid, im November 1824, stifteten sie ihm im Chor der Kirche zu Frutigen ein würdiges, schönes Denkmal. Unter einem Sternenkranz steht auf einer schwarzen Tafel in goldenen Buchstaben folgende (lateinische, hier ins Deutsche übersetzte) Inschrift:

„Karl Wilhelm Hochstetter aus Württemberg, öffentlicher ordentlicher Professor der Arzneikunst in Bern, eine ausgezeichnete Zierde der Akademie der am Ufer des adriatischen Meeres Seetiere untersuchend, mit dem Studium der vergleichenden Anatomie beschäftigt, das Krankheitsgift einer feuchten, ansteckenden Luft eingesogen hatte und an diesem Uebel schmachtend durch das Piemont zurückkehrend, nachdem er die Alpenpässe überschritten hatte, in Frutigen unter menschenfreundlicher Besorgung des bernischen Oberamtmanns am 18. Weinmonat 1811 in einem Alter von 29 Jahren starb. Freunde, denen er unvergeßlich ist, setzen ihm dieses Denkmal."

Quellen: „Der Schweizerfreund" von 1825, Juni 7.
K. Stettler, Pfr., „Das Frutigland."
„Literar. Archiv der Akademie Bern", Bd. 3.

J. Sterchi.

Christian Heinrich Hugendubel,
1803—1897.



„Wohl dem jungen Menschen, welcher einen nicht nur wissenschaftlich und pädagogisch tüchtigen, sondern auch durch Charakter und sittliche Würde ausgezeichneten Mann zum Lehrer hat; ihm ist ein Vorbild gegeben, das ihm nicht ganz verloren geht."

Ein solches Vorbild war Christian Heinrich Hugendubel, der diese Worte geschrieben hat. Er wurde am 17. Dezember 1803 in Stuttgart geboren, als das Kind eines Schneidermeisters, der durch seinen Fleiß und seine Rechtschaffenheit sich die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger erworben hatte.

Die Familie entstammt der Ostschweiz; der Name lautete höchst wahrscheinlich „Hugo im Tobel". Ein Ahne, ein Müllermeister, soll ohne Waffe einen Bären erlegt haben[1]). Vater Hugendubel erfreute sich eines bescheidenen Wohlstandes und betrieb sein Geschäft im eigenen Hause. Es lag ihm, wie auch seiner Gattin, einer Professorstochter, sehr am Herzen, daß ihre 8 Kinder gut erzogen und für den Lebenskampf tüchtig ausgerüstet werden. Sie drangen auch bei den heranwachsenden Kindern auf fleißigen Besuch des Gottesdienstes.

Hugendubels Kindheit und Jugend fiel in die große Zeit der Befreiungskriege. Sie entzündete in ihm eine warme Vaterlandsliebe und einen glühenden Eifer für alles Edle, Wahre und Schöne.

In großen Zeiten werden empfängliche Herzen groß! Welch hohe, opferfreudige Begeisterung erfüllte damals die deutsche Jugend. Um die Wende der so ereignisreichen Jahre 1812/13 ließ der edle, umsichtige General Scharnhorst in Breslau vor dem Könige

[1]) Ueber seine Vorfahren befragt, pflegte er auf die Schriften zu verweisen, die man nach seinem Tode finden werde. Sie konnten aber unter seinem Nachlaß nicht gefunden werden.

Friedrich Wilhelm III. die Schar der Jünglinge vorüberziehen, die er im Geheimen im Waffendienst geübt, und die in heiliger Begierde und Begeisterung glühten, ihre frischen Kräfte, ja ihr Leben in den Dienst des bedrängten Vaterlandes zu stellen. Als der König vom Balkon aus die stattliche, tapfere Schar überblickte, gewann er den Mut, den Kampf mit dem Eroberer aufzunehmen. Das Feuer dieser Begeisterung der Jugend ergriff auch schon das Herz des zehnjährigen Knaben Christian Heinrich.

Als die Völkerschlacht bei Leipzig am 16. und 18. Oktober 1813 geschlagen wurde, verbreitete sich in Stuttgart das Gerücht, man vernehme aus der Ferne Kanonendonner. Der Knabe eilte mit andern Knaben auf eine Anhöhe in der Nähe der Stadt, legte sein Ohr an den Boden und glaubte einen Ton zu vernehmen, der von Kanonenschüssen herrühre. Wie freudig stimmte er in den Jubel ein, als nun die Kunde vom glorreichen Siege kam! Als die Heere der Alliierten sich Stuttgart näherten, wurde den Kosaken nicht gestattet, durch die Straßen der Stadt zu reiten; sie waren genötigt, einen weiten Umweg zu machen. Es machte ihnen aber Vergnügen, die Buben zu sich auf ihre flinken Rosse zu nehmen. Noch in seinem hohen Alter erzählte Hugendubel gerne, wie auch er auf solchem Kosakenrößlein Stuttgart umritten habe.

Reiche Anregung und Förderung empfing er im Hause des Dichters Gustav Schwab, der in edelster und uneigennützigster Weise strebsame, begabte Jünglinge bei sich empfing, für ihre Ausbildung kein Opfer scheute und den heilsamsten Einfluß auf sie übte.

Hugendubel bildete sich in seiner Vaterstadt zum Lehrer aus, begann seine Lehrtätigkeit in einer Armenschule und erhielt dann eine Lehrerstelle in einer Mittelanstalt für Töchter.

Nach dem Zeugnis des Oberkonsistorialrats Köstlin zeichnete er sich „durch Unverdorbenheit des Charakters, religiösen Sinn und unermüdeten auf die eigene Fortbildung verwendeten Fleiß“ aus und galt schon damals als tüchtiger Schulmann.

Als 23jähriger Jüngling kam er in die Schweiz und wirkte 3 Jahre lang im Segen und mit sichtlichem Erfolg an der damals weitbekannten und in den aristokratischen Kreisen Berns hochgeschätzten Anstalt Zehender in Gottstatt.

Obwohl mit Arbeit überhäuft und in den Freistunden mit der Oberaufsicht über die Knaben betraut, vervollkommnete er sich durch Privatstudien in den alten Sprachen und im Hebräischen und beab-

sichtigte, zu höherer Ausbildung die Universität Tübingen zu beziehen. Doch Gott führte ihn andere Wege.

Im Herbst 1829 wurde die Realschule in Bern gegründet. Sie begann mit 64 Schülern in 3 Klassen. Große Hoffnungen wurden auf sie gesetzt. „Mit dieser aufblühenden Jugend" — rief damals Herr Appellationsrichter Tillier bei Eröffnung der Anstalt den Lehrern zu — „übergeben wir Ihnen unsere Hoffnungen für die Zukunft, um sie dereinst aus Ihren Händen veredelt und gereift, als nützliche Bürger wieder zu empfangen." Nach Tillier sprach Professor Bernhard Studer, Mitglied der Direktion. Er trat der Ansicht entgegen, daß die Erlernung der alten Sprachen der einzige Weg zu allgemeinerer und höherer Geistesbildung sei. Es lasse sich kaum mehr bezweifeln, daß auch auf anderem Boden als auf dem klassischen die Humanität zur Blüte gelange. Keine Wissenschaft und keine Kunst vermöchten das schöne Werk der Erziehung zu vollenden und den Menschen zum Menschen zu bilden, wenn nicht etwas Höheres sich mit ihnen verbinde, wodurch das Gemüt mit Wärme erfüllt und zum Idealen emporgehoben werde. Er weist dann zuerst auf die Religion hin, sie solle den Grundton der edlen Menschheit in der Brust des heranwachsenden Jünglings anregen. Dann nannte er die Lehrfächer, in denen Hugendubel zu unterrichten berufen wurde, Geschichte und deutsche Sprache.

Der Pfarrer von Nidau hatte Hugendubel ermuntert, sich für die Stelle eines Lehrers an dieser Lehranstalt zu melden. Der Letztere fühlte sich aber wohl in seiner gegenwärtigen Stellung, hatte auch in jüngster Zeit von seinen Vorgesetzten besondere Beweise des Wohlwollens empfangen und glaubte, daß eine Anmeldung wenig Erfolg haben werde. Da wurde er von seinem Freunde, dem Pfarrer von Nidau, ohne seine förmliche Zustimmung angemeldet und auch gewählt.

Zum Lehrer der deutschen Sprache und Geschichte und 7 Jahre später zum Direktor in dieser Anstalt ernannt, hat er ihr 30 Jahre lang, vom 2. Mai 1836 bis Herbst 1866 als Direktor und 44 Jahre als Lehrer, seine beste Lebenskraft und Manneskraft gewidmet und in unwandelbarer Mannestreue hier ausgeharrt, obschon ihm günstigere Stellen mit Alterspension angeboten wurden. Während dieser langen Zeit hat er nur ganz wenige Tage den Unterricht ausgesetzt.

Professor B. Studer bemerkte bei Eröffnung der Schule: „Ein methodischer Unterricht im Deutschen ist bei uns bis vor wenig Jahren fast unbekannt gewesen, und es ist ein beneidenswerter Beruf,

durch Veredlung der Sprache eines Landes auf die Grundlage seiner höhern Kultur wohltätig einzuwirken."

Indem Herr Direktor Lüscher an dieses Wort Studers erinnert, fährt er fort: „Wahrlich, das hat Hugendubel in reichem, ja in reichstem Maße getan. Sein klarer lichtvoller Vortrag, die kurze, präzise Fassung seiner Regeln, seine strenge, auch auf das Kleinste achtende Korrektur brachten in unmerklichem Uebergange die noch anklebenden Fehler hinweg und führten die Schüler zu leichter und gefälliger Handhabung der Sprache, zu klarer Darstellung ihrer Gedanken und zu korrektem, fehlerfreiem Niederschreiben, auch der größten Aufsätze. Die unausgesetzte Aufmerksamkeit endlich, womit er die vom Dialekte herrührenden Fehler der Aussprache jeweilen verbesserte, brachte auch eine Fertigkeit im mündlichen Gebrauche der Schriftsprache hervor, wie sie kaum in höherem Grade erreicht werden kann."

Durch sein großes pädagogisches Geschick, durch eine Einsicht von seltener Schärfe und Klarheit, strenge Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Pflichteifer, sowie durch seine feste und doch nicht harte Hand, die Zucht und Ordnung handhabte, führte er die Anstalt zu hoher Blüte. Er war streng, aber durchaus gerecht, darum bei den Schülern beliebt.[1]).

Mit einer Handbewegung oder einem kurzen Wort wußte er jeden Versuch, die Ordnung zu stören, zu vereiteln. Einmal freilich erlaubte sich Ferdinand Schmid (der bekannte Dichter Dranmor), als Hugendubels Verlobung mit Fräulein Fisch bekannt wurde, auf die Tafel des Schulzimmers einen Fischer zu zeichnen, der an seiner Angelschnur einen zappelnden Fisch emporhielt. Der Knabe entging aber der verdienten Strafe nicht. Einmal glitt H. bei Beaufsichtigung des Badens der Knaben aus und stürzte ins Wasser, wurde aber vom Schwimmlehrer Schaffroth, nachherigem Pfarrer und Gefängnisinspektor, dem nassen Element entrissen. Als zuerst sein Zylinder aus dem Wasser auftauchte und er dann triefend die Badetreppe heraufstieg, erhob sich unter den Knaben ein lautes Gelächter. Hugendubel gestattete aber nicht, daß die Lacher gestraft werden, „denn," äußerte er, „ich habe jedenfalls eine gar traurige Figur gemacht, die zum Lachen reizen mußte." Lagen zwei Knaben im Streit miteinander, und verklagte einer den andern beim Direktor, so erhielt er die Antwort:

[1]) „Dein Ahnherr, so erzählen alte Mären — bezwang einst mannesmutig einen Bären — doch du, vom Morgen bis zum Abendscheine, bezwangest Tausende, ob auch nur Kleine."

Geht miteinander auf den Graben (den Spielplatz), und macht es unter einander aus! Er drang darauf, daß die Aufsätze sauber geschrieben werden und daß zwischen den Zeilen und am Rande der Blätter genügender leerer Raum gelassen werde. Wer dies nicht beachtete, erhielt den ernsten Tadel: „Was sparst du das Papier so, man bekommt ja 2 Bogen für einen Kreuzer!"

Er verstand es, in seinen Geschichtsstunden die Schüler für große Männer und große Taten zu begeistern. „Die Geschichte", so bezeugt er in einer Promotionsrede, „ist nicht bloß eine Sammlung von Beispielen des Guten. Sie schildert auch die Entartung, die Schwächen, Laster und Verbrechen ganzer Völker; aber sie tut dies nicht mit den oft mehr glänzenden, verführerischen als abschreckenden Farben des Romans, sondern mit einem sittlichen Ernst, welcher seine Wirkung auf die jungen Gemüter nicht verfehlen kann." Wie viele Schüler gedenken seiner in inniger Dankbarkeit, und erinnern sich lebhaft, mit welcher Anschaulichkeit er z. B. die Zeit der französischen Revolution oder der deutschen Freiheitskriege zu schildern verstand! Welch lautlose Stille herrschte da! Wie hingen die leuchtenden Augen an Mund und Auge des Lehrers! Wie lag es ihnen am Herzen, daß ihnen kein Zug der Geschichte entgehe! Seine Wirksamkeit als Direktor hat sein Nachfolger, Herr Direktor A. Lüscher, mit den treffenden Worten gezeichnet: „Seine reichen pädagogischen Erfahrungen und sein gründliches umfassendes Wissen leisteten sowohl der Direktion, als der Lehrerkonferenz die vortrefflichsten Dienste, und seine weltmännische Gewandtheit nnd sein feiner Takt ließen ihn auch in dem oft so schwierigen Verkehr mit den Eltern stets das Richtige treffen." „Wir Lehrer", erklärt derselbe, „werden uns mit Freuden und Achtung erinnern an sein taktvolles Benehmen, welches er im Verkehr mit uns stetsfort gezeigt hat."

Die Promotionsrede pflegte er während des ganzen Jahres aufs Sorgfältigste vorzubereiten und trug sie bei der Promotionsfeier mit tiefer Bewegung vor. Sie enthielt jeweilen goldene Worte tiefer pädagogischer Weisheit. Oft wurden Wert und Bedeutung eines Schulfachs besprochen. Des Religionsunterrichts wurde stets mit besonderer Liebe gedacht.

In seiner ersten Promotionsrede, am 28. April 1838, ging er von der Tatsache aus, daß im Kampfe des Humanismus mit dem Realismus jener realistischer, dieser humanistischer geworden sei und fährt dann fort: „Einsichtsvolle Philologen erkennen, daß weder bei Griechen noch bei Römern die Humanität auf der höchsten Stufe er-

scheint und selbst ihre erhabensten Vorbilder nicht den vollendeten Menschen für unsere Zeit erziehen können."

Die Promotionsrede schloß jeweilen mit einer ergreifenden Ansprache an die Schüler, oft auch mit einem kurzen Gebet.

Seine Schriften: „Erster Unterricht in der Weltgeschichte", Erzählungen aus der alten und mittleren Geschichte," seine Uebersetzungen der Geographiewerke Rougemonts (Erster Unterricht in der Geographie, zweiter Unterricht in der Geographie 2c), namentlich sein „Lesebuch für die reifere Schuljugend des Kantons Bern", im Auftrag der Erziehungsdirektion verfaßt und sein „Deutsches Lesebuch für die Bürger- und Gelehrtenschulen" wurden von Fachmännern als hervorragende Leistungen anerkannt und haben viel zur Veredlung unserer Jugend beigetragen.

Eins der tätigsten Mitglieder der Musikgesellschaft, hat er oft in uneigennützigster Weise bei Konzerten durch seine prachtvolle Tenorstimme die Musikfreunde erfreut und begeistert. Die Geschichte der Musikgesellschaft (s. Berner Taschenbuch 1858, Seite 241 bis 247 u. a.) erwähnt ihn wiederholt in freundlichen Worten. „Das von Mendel neugegründete Männerquartett, Mendel, Matti, Hugendubel, Schnyder" erwarb sich durch schönen Vortrag von gediegenen Liedern allgemeinen Beifall."

In den bewegten 40er und 50er Jahren galt er als der Führer der Konservativen im Länggaßquartier. Bei Beginn des Freischarenzuges machte er den Militärdirektor auf die vielen waffentragenden Männer, die Bern verließen, aufmerksam. Der betreffende Regierungsrat erklärte aber, er sehe nichts. Oft sammelten sich die Konservativen des Länggaßquartiers vor seinem Hause auf dem Falkenplatz und zogen unter seiner Anführung zur Abstimmung. Unter seiner Leitung zog am 25. März 1850 eine große Schar aus der Länggasse auf die Leuenmatte nach Münsingen. Manche fürchteten einen Bürgerkrieg. Man hatte uns Kindern gesagt, wenn ein solcher ausbreche, werde man uns in einem gewölbten Keller des Hauses einschließen. Bangend erwarteten wir die Rückkunft des Vaters; ehe er erschien, ging eines der Häupter der Radikalen mit finsterer Miene an unserem Hause vorüber; wir schöpften Hoffnung und als nun der Vater mit strahlendem Antlitz eintrat, fielen wir ihm jubelnd in die Arme.

Manche Anerkennung wurde ihm zu Teil. So berief ihn der schweizerische Bundesrat im Jahre 1854 in die Kommission für die Organisation der polytechnischen Schule in Zürich.

Während einer Reihe von Jahren widmete er seine kargbemessenen Freistunden als Armenpfleger den Bedürftigen des Länggaßquartiers.

Müde von der mit dem Wachstum der Anstalt wachsenden Arbeit, legte er im Jahre 1866 sein Direktoratsamt nieder, trat dann zuerst als Lehrer der deutschen Sprache und im Jahre 1873 auch als Lehrer der Geschichte zurück.

Der Gemeinderat der Stadt Bern überreichte ihm als Zeichen der Anerkennung eine kostbare silberne Platte.

Er verbrachte seine letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit in dem freundlichen, von einer mächtigen Linde beschatteten Heim, das er sich im Jahre 1841 auf dem Falkenplatz hatte erbauen lassen. Besonders gerne weilte er während seiner Ferien in Biel, bei seiner jüngeren Tochter, von der er aufs herzlichste aufgenommen wurde, und wo er Erholung nach schwerer Arbeit fand.

Doch ohne Arbeit wäre ihm das Leben schal und leer erschienen. Im Jahre 1835 in ehrenvoller Weise ins Berner-Burgerrecht aufgenommen, bekleidete er das Amt eines Seckelmeisters seiner Zunft 36 Jahre lang bis 1887 und dasjenige eines Zunftvorgesetzten 47 Jahre bis 1892. Die Finanzen der Zunft hat er mit großer Pünktlichkeit, Einsicht und Umsicht verwaltet. Er wurde ein echter Berner und nahm allezeit den innigsten Anteil an Wohl und Weh der Stadt.

Freundliche Verhältnisse waren ihm wie Wenigen beschieden. Er war stets zufrieden mit dem ihm gewordenen Los und von Herzen dankbar. „Wenn ich", äußerte er mit tiefer Herzensbewegung an seinem letzten Geburtstag „mein langes Leben überblicke, so muß ich bekennen, daß Gottes Gnade mich viel freundlicher geführt hat, als ich es verdient habe."

Doch gibts kein Dach ohne Ungemach. Nach einer nur nach Monaten zählenden glücklichen Ehe wurde ihm plötzlich seine erste Gattin, Charlotte geb. Hermann, durch den Tod entrissen. Er hat ihr ein ergreifendes Gedicht gewidmet, dem wir zwei Strophen entnehmen:

Gute Seele, was du mir gewesen,
Fasset nicht der armen Sprache Laut;
Doch du hast's empfunden, hast's geschaut,
Hast's im Auge mir so oft gelesen.

Sanft, wie du gelebt, bist du geschieden,
Gottes Frieden noch im Angesicht,
Und ein Strahl von jenem höhern Licht,
Das dich nun umglänzt im ew'gen Frieden.

Mit seiner zweiten Gattin, Cölestine Fisch von Aarau, die in Paris geboren, zu ihrer Ausbildung einige Zeit im Pfarrhaus Hindelbank weilte und ihn dort kennen lernte, lebte er 46 Jahre lang in glücklicher, gesegneter Ehe; sie ist ihm um 13 Jahre (1884) im Tode vorangegangen. Den Gatten hat Gott den Schmerz erspart, eins ihrer Kinder dem Herrn zurückgeben zu müssen. Alle drei, zwei Töchter und ein Sohn, haben der Mutter und dann auch dem Vater die Augen zugedrückt, in inniger Dankbarkeit für die nach den Begriffen des heutigen Geschlechts strenge, aber ungemein heilsame Erziehung.

Es war Hugendubel bis ins hohe Alter Gesundheit und Geistesfrische beschieden, wie sie nur sehr Wenigen zu Teil wird. Für die Ereignisse im Völkerleben, für die Umwälzungen des 19. Jahrhunderts, die er fast alle an seinem Geistesauge vorüberziehen sah, bewahrte er sich ein warmes Interesse und ein klares, selbständiges Urteil.

Mit dem Eintritt ins 94. Jahr begann jedoch seine Kraft zu schwinden. In den letzten 9 Wochen, in denen er ganz ans Bett gefesselt war, verhehlte er sich nicht, daß Gott ihn bald abrufen werde und bestellte sein Haus.

Es war ihm noch vergönnt, am 14. Februar 1897 die Feier des 25jährigen Amtsjubiläums seines Sohnes, des Pfarrers an der Nydeckkirche in Bern, zu erleben.

Ungemein herzliche Worte väterlicher Liebe richtete er an seine Kinder und freute sich des Besuchs seiner Großkinder und der übrigen Verwandten. Er entschlief am 6. Juli 1897.

Mit seltener Hingebung haben ihn die ältere Tochter und eine Großtochter, die bei ihm wohnten, gepflegt und ihm seine Wünsche von den Augen gelesen.

In seiner Krankheit und auf dem Sterbebette erquickten ihn die Gottesworte: „Der Herr ist mein Hirte . . . Ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir." Wiederholt äußerte er: „Ich unterhalte mich in der Stille mit meinem Gott, wie ich es schon in gesunden Tagen getan".

Bei seinem Anblick drängten sich die Gottesworte auf: „Graue Haare sind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden." In seiner ganzen Lebensweise war er äußerst schlicht und einfach. Bäder und Kurorte hat er nie besucht. Hie und da begab er sich zu seinen Verwandten nach Stuttgart; am liebsten aber weilte er in seinem freundlichen Heim. Ihn zeichnete aus ein Verstand von seltener Schärfe und Klarheit, Gewissenhaftigkeit, Lauter-

keit, unerschütterliche Charakterfestigkeit und Sparsamkeit. „Nicht der ist reich" pflegte er zu äußern, „der große Einkünfte hat, sondern der, der wenig braucht." War er streng gegen andere, so war er noch strenger gegen sich. Obwohl nicht frei von Neigung zur Heftigkeit, pflegte er nie im Zorn zu strafen. Seine Pünktlichkeit war sprichwörtlich. Eine Nachbarin äußerte, daß er ihr die Uhr ersetze.

Fernerstehende erkannten oft das reiche Gemüt nicht; äußerst selten offenbarte er etwas von dem, was die Tiefen seiner Seele bewegte; seine Kinder wissen aber, wie warm und treu sein Herz für sie schlug. Sein Leben war ein Leben der Mühe und Arbeit und darum köstlich. In seinem ganzen Wirken war er sich bewußt, welch wichtige erziehende Kraft der Schule in der Persönlichkeit des Lehrers liegt. „Die Treue und der Eifer" äußerte er, „mit welcher der Lehrer sein Amt verwaltet, seine Nachsicht und Geduld mit den Schwächern, sein Ernst gegen Mutwillen, Bosheit und Trägheit, seine Unparteilichkeit in Lob und Tadel, Belohnung und Strafen, sein Benehmen bei den mannigfachen Vorkommnissen des Schullebens, sein Urteil über Menschen und Dinge, sein ganzes Wesen prägt sich unauslöschlich ein, ist durch keine späteren Eindrücke ganz zu verwischen". Er hat der Stadt Bestes gesucht, hat treu und redlich geholfen, unser edelstes Gut, unsere Jugend, zu bilden und sie zu begeistern für alles Gute, Wahre und Schöne.

„Dem himmlischen Vater", schloß er seine erste Promotionsrede, „geloben wir heute aufs neue, nach seinem Willen zu streben und zu wirken, wozu uns sein heiliger Geist kräftig stärken möge."

„Er wurde versammelt zu den Vätern," wie es nach genauem hebräischem Ausdruck lautet, „in gutem grauem Haar."

Hugendubels Name bleibt mit der Geschichte der Realschule auf's innigste verflochten.

Er durfte auch eine reiche Ernte aus seiner Sämannsarbeit erwachsen sehen. „Die höchsten kantonalen Behörden," schreibt Herr Direktor Lüscher, „die eidgenössischen Räte zählen ehemalige Realschüler in ihren Reihen; tüchtige Professoren, geachtete Pfarrherren, gediegene und erprobte Lehrer, die gesuchtesten Aerzte und Advokaten saßen einst auf unsern Schulbänken; kein Stand, kein Beruf wäre zu nennen, dem nicht im Laufe der Jahrzehnte durch Realschüler Ehre gemacht worden wäre." Aus innerstem Herzen flossen die Worte, mit denen er an der Promotion die austretenden Schüler anzureden pflegte. In seiner zweiten gedruckten Promotionsrede rief er ihnen zu: „Nicht ohne tiefe Rührung blicken wir auf Euch, teure Jünglinge,

die Ihr heute aus dem Schulverbande scheidet, denn Ihr seid uns lieb geworden durch jahrelange Sorge und Arbeit, durch die geistige Verwandtschaft, welche Lehren und Lernen, Ausstreuen und Empfangen zwischen uns und Euch vermittelt haben, lieb geworden durch viele Beweise des Zutrauens, der Anhänglichkeit und Hingebung. . . . Auf das, was sich unter unserer Pflege in Eurem Geiste und Gemüte entfaltete, bauen wir schöne Hoffnungen für Euch und das Vaterland, deren Verwirklichung unter höherem Beistande in Eure Hand gegeben ist. . . . Strebet rastlos danach, in Wissen und Können, Willen und Tat, den tüchtigen Menschen, den wackern Bürger darzustellen, zu dem wir Euch bilden wollen. . . . Möchte es uns gelungen sein, Euch durch die religiösen Grundsätze, die wir in Euer Inneres niederlegten, gegen die Reizungen des Lasters gewappnet und den Glauben an eine allweise und allgütige Leitung unserer Schicksale in euch so befestigt zu haben, daß Ihr in allen Verhältnissen lauter, rein und vertrauensvoll nach oben blicken könnt. Die Lehre unseres göttlichen Meisters sei Euer teuerster Schatz. Sie verleiht Kraft, wenn der sinnliche Mensch den strengen Forderungen der Pflicht unterliegen will, spendet Trost, wenn Leiden uns heimsuchen, wenn das Herz bricht". Solche Worte, von einer charaktervollen Persönlichkeit gesprochen, bringen reiche Früchte.

Wir fügen einige Strophen des Gedichts bei, das bei der Leichenfeier vorgetragen wurde:

Du alte, rauschende Linde, [1]
Du sankst und gingst zur Ruh.
Einst flüstertest du dem Kinde
Viel Lieder und Träume zu.

Du streutest so süße Düfte,
Wenn Lenzwind dich rührte leis,
Und brausten des Winters Lüfte,
Wie strahlte dein Kleid von Eis!

Wie leuchteten Wipfel und Zweige
In purpurner Sonnenglut,
Wenn müde beir Tagesneige
Der Goldstrahl auf dir geruht!

Und du, der hier im Schatten
Geruht nach des Tages Last,
Du schlossest die altersmatten
Augen zu süßer Rast.

---

[1]) Die Linde, die vor seinem Hause stand.

Du standest fast hundert Jahre
Im Sturme frisch und stark,
Und färbten sich silbern die Haare,
Du grüntest voll Kraft und Mark.

Den Wipfel, den hohen, hehren,
Hobest du himmelwärts
Und säuseltest weise Lehren
Viel tausend Knaben ins Herz.

Die Bücher der Weltgeschichte
Hast du der Jugend entrollt
Und ließest im deutschen Gedichte
Sie schauen der Sprache Gold.

Dem Pulsschlag der Zeiten lauschte
Dein Ohr und dem Völkergeschick.
Fast ein Jahrhundert rauschte
Vorüber an deinem Blick.

Sahst manche Stirne bekränzen
Mit des Sieges Lorbeerlaub,
Sahst Namen und Throne glänzen
Und sinken in den Staub.

Sahst Arbeiterbataillone
Trotzig fordern ihr Recht,
Sahst schmücken die Kaiserkrone
Das Hohenzollerngeschlecht.

Es bleibt uns im Herzen geschrieben,
Als köstlicher Schatz und Hort,
Dein Bild, dem väterlich Lieben,
Dein ernstes Manneswort.

Quellen: Erinnerungen des Verfassers. Mitteilungen ehemaliger Schüler. Reden, gehalten bei Eröffnung der Realschule und bei den Promotionsfeiern von Appellationsrichter Tillier, Prof. Dr. B. Studer, den Direktoren Hugendubel und Lüscher (1829—1874).

H. Hugendubel.

Beat Ludwig Steiger.
1711—1798.

Unter der zahlreichen Nachkommenschaft des Schultheißen Hans Steiger, Freiherrn von Rolle, Mont 2c., des Stammvaters aller sogenannten weißen Steiger, hat sich Beat Ludwig durch seinen Pflichteifer und seine Uneigennützigkeit besonders ausgezeichnet.

Er wurde geboren als dritter Sohn von Hans Rudolf Steiger und Frau Maria Magdalena Lombach, den 16. September 1711 und verbrachte seine Jugend wohl in Bern, denn sein Vater wurde erst im Jahre 1728 zum Landvogt von Oron gewählt, nachdem er verschiedene Aemter in der Stadt versehen hatte, die ihm nur allmählich zufielen, da er in jungen Jahren in fremden Diensten gewesen war. Im Erbfolgekrieg war er am Kopf verwundet und trepaniert worden, was seinem Leben keinen Eintrag tat, denn trotz der silbernen Platte, die seinem Schädel eingesetzt werden mußte, erreichte er, wie später sein Sohn, das hohe Alter von 87 Jahren. Seine zahlreichen Kinder (er hatte 11 Söhne und 4 Töchter) zeichneten sich alle durch starke Charakter-Eigenschaften aus und nicht zum mindesten Beat Ludwig.

Früh schon, mit 15 Jahren, hatte nach damaliger Sitte der junge Beat Ludwig die Heimat verlassen, um sich in den Dienst der holländischen Generalstaaten zu stellen, wo er im Jahre 1726 als Fahnenjunker beim Regiment von Goumoens eintrat. Er wurde Unterleutnant im Regiment Stürler anno 1729, Leutnant 1736 und Kapitän-Leutnant im Jahre 1741. Es ist zu bedauern, daß wir von seinem Leben in Holland wenige Nachrichten haben und uns damit begnügen müssen, dessen wichtigste Wendepunkte, nämlich die Daten seiner jeweiligen Beförderungen kurz anzuführen. Er war ein äußerst eifriger und dienstbeflissener Soldat und wurde am 22. Januar 1748, nachdem er sich in den fünf flandrischen Feldzügen außerordentlich ausgezeichnet hatte (er hatte mit seinen 2 Brüdern, Gottlieb und Sigmund Friedrich, die Schlacht bei Fontenoy mitgemacht), vom Fürsten von Oranien andern für die Stelle des ersten Oberleutnants mit Obersten-Rang im Regiment von Graffenried vorgezogen.

Die Ordnung sollte in diesem Regiment neu hergestellt werden und er begann damit, alle Hauptleute in Arrest zu setzen. Die Belohnung blieb nicht aus, denn zum Dank, in dem Regiment bessere Disziplin eingeführt zu haben, so daß dasselbe nach einem Jahre als

eines der schönsten Infanterieregimenter Hollands galt, erhielt Beat Ludwig Steiger am 1. Sept. 1749 die Obersten-Kommission in demselben.

Das Regiment wurde 1751 abgedankt, und Steiger erhielt am 14. Februar durch seinen Gönner, dem Prinzen von Oranien, als Beförderung die Charge eines Oberstleutnants mit Obersten-Rang im Schweizer Garde-Regiment, dessen Oberst-Kommandant er am 22. Oktober 1758 wurde und im Jahre 1760 erhielt er die Kompagnie seines verstorbenen Bruders Franz.

Als der Herzog von Braunschweig Neuerungen, welche die den Schweizern vertraglich zugestandenen Rechte schmälerten, einführte, widersetzte sich Steiger denselben und zog sich den 10. Juli 1766 zurück, ohne jedoch den Dienst zu verlassen. Er behielt den Ertrag seiner Kompagnie und seinen sehr ansehnlichen Gehalt.

Den 24. August 1772 wurde er zum General-Major ernannt und mit Handschreiben d. d. Oktober 1791 bestätigte ihm der letzte Statthouder, Vater des ersten Königs der Niederlande, in der freundlichsten Weise seine am 15. Oktober 1787 erfolgte Ernennung zum General-Leutnant.

Nach seiner Heimkehr von Holland lebte er auf seinem schönen Gute Märchligen bei Bern, bis er sich in seinen letzten Jahren anno 1795 in die Stadt Bern zurückzog, den Sommer aber brachte er in Märchligen zu.

Da er unverheiratet geblieben war, pflegte ihn seine Schwester Maria Magdalena bis zu ihrem im Jahre 1794 eingetroffenen Tode.

Gegen seine Kopfschmerzen ließ er sich von seinem Kammerdiener Howald magnetisieren.

Seine schönen Einkünfte verwendete der General hauptsächlich zu Gunsten seiner Verwandten; sie machten es ihm möglich, jedem seiner Neffen eine schöne Ehesteuer zu geben; einige Jahre vor seinem Tode sandte er seinem Neffen und nachmaligen Haupterben Karl Friedrich Steiger, Landvogt zu Interlaken, das Dokument der Schenkung von Märchligen zum Neujahr.

Denjenigen, welche sich bei ihm für seine Generositäten bedankten, pflegte er auf derb soldatische Weise zu erwidern: Qu'il n'avait pas la manière des cochons de ne lâcher leur lard qu'après leur mort.

Er starb zu Märchligen im hohen Alter von 87 Jahren, den 3. Juni 1798.

Quellen: Familienaufzeichnungen. May, Tome VIII. pag. 228. Girard, Tome III. pag. 93.

B. v. Steiger.



Karl Friedrich Steiger.

1755—1832.

Der Haupterbe und bevorzugte Neffe von General Beat Ludwig war Karl Friedrich Steiger, der einzige, den Kinderjahren entwachsene Sohn von Karl Steiger, Kastlan von Zweisimmen. Seine Mutter, Elisabeth, war eine geborene Tschiffeli. Er kam zur Welt den 3. November 1755 und brachte seine Jugend wohl in Bern zu, da sein Vater erst im Jahre 1775 nach Zweisimmen kam und vorher hin und wieder Missionen nach dem Ausland besorgt hatte.

Während 6 Jahren arbeitete er freiwillig und ohne Besoldung in der obrigkeitlichen Kanzlei, und im Jahre 1781 wurde er Sekretär der äußeren Zinskasse.

Er wurde mit einer großen Geldsumme in den achtziger Jahren nach Lyon geschickt. Diese Sendung hätte ihm das Leben kosten können, denn er vernahm, in Lyon angekommen, durch den dortigen Regierungsrepräsentanten, daß ein berüchtigter Räuber, welcher von seiner Mission gehört hatte, ihm in einem Hinterhalt aufgelauert habe.

Am 22. April 1782 verheiratete er sich mit Fräulein Salome Katharina Sophie Willading, geb. 1765, Tochter des Venners und alt Landvogts von Nyon N. E. Willading, dessen Frau eine geborene v. Goumoens war.

Er kam in den Großen Rat im Jahre 1785.

Am 16. April 1789 wurde er zum Landvogt nach Interlaken bestellt und zeichnete sich dort durch eine musterhafte Verwaltung aus. Er schenkte bei seinem Wegzug der Landschaft Interlaken die Summe aller von ihm während seiner Amtsperiode gefällten Bußen und bedachte dieselbe später noch mit silbernen Ehrengeschirren.

Ueber die Zeit seines Lebens, welche folgt, und die er nach der großmütigen Schenkung seines Onkels, Beat Ludwig, im Sommer in Märchligen zubrachte, finden sich interessante Mitteilungen in den Briefen des nachmals berühmten Philosophen Herbart [1]), der bei ihm als Hauslehrer angestellt war und die Erziehung seiner Söhne, Beat Ludwig, geb. 1783; Sigmund Karl Ludwig, geb. 1787 (siehe Bern. Biogr. Bd. V, pag. 395); Johann Rudolf, geb. 1789 (Bern. Biogr. Bd. V, pag. 390) und Franz Georg, geb. 1794, übernommen hatte.

Herbart spricht sich mehr als lobend über den alt-Landvogt von Interlaken wie über seine Frau und Kinder aus und unterhielt später

mit seinem ehemaligen Zögling S. Karl Ludwig noch einen interessanten Briefwechsel.

Herbart nennt, kurz nach der Einnahme Berns durch die Franzosen im Frühjahr 1798, den alt-Landvogt Steiger in einem Brief, den er an einen seiner Freunde richtet, die „Stärke des Hauses vieler anderer Häuser und des Staates". [1])

Karl Friedrich Steiger war in den Jahren 1797 und 1798 eifriger Anhänger des Schultheißen Niklaus Friedrich Steiger und wünschte energisches Handeln. Seinen ältesten, noch nicht 15-jährigen Sohn Ludwig schickte er schon im Winter 1797 als gemeinen Scharfschützen zur Armee, wo er sich, wie Herbart (der nicht für ein, wie er glaubte, müßiges Lagerleben war) schreibt, so mutig und munter allen Beschwerden unterzog, daß man ihn einer Reihe von Offizieren zum Muster aufstellte.

Nach Abdankung der alten Regierung wollte sich Karl Friedrich wie sein Schultheiß zu den Truppen begeben und hatte sich schon eine Miliz-Uniform machen lassen; seine Ernennung zum Mitglied der provisorischen Regierung, als welches er stets für kräftige Verteidigung stimmte, verhinderte ihn jedoch daran, sein Vorhaben auszuführen.

Als später sich die Schweizer Regimenter unter dem Schultheißen N. F. Steiger bildeten, glaubte er jedoch den dahin abgehenden Offizieren zeigen zu sollen, daß sie seiner Meinung nach auch im Innern des Vaterlandes und wohl auch auf bessere und nützlichere Weise zu dessen Befreiung mitwirken könnten.

Es wurde ihm ao. 1798 als Mitglied des Regierungsausschusses und Mitglied der ökonomischen Kommission die Einsammlung der Kontributions-Gelder übertragen, und er war auch unter den Geiseln, die man zur Abführung nach Frankreich bezeichnet hatte; indessen erhielt er am Tage vor der beabsichtigten Verhaftung Mitteilung davon und verließ die Stadt, wie um sich auf die Jagd zu begeben, im Jägerkleid.

Auf dem neutralen, damals preußischen, Boden Neuenburgs fand er während mehreren Monaten Zuflucht, was ihn wohl veranlaßt haben mag, dem neuenburgischen Ausschuß, welcher eine Gegenrevolution gegen die helvetische Regierung vorbereitete, beizutreten.

Im Mai 1799 war er noch in dieser Eigenschaft tätig, und in dasselbe Jahr fällt der Kauf des Schlosses und Schloßgutes Riggis-

[1]) Die Briefe Herbarts, sowie andere bezügliche Mitteilungen sind öfters im Druck erschienen. In neuester Zeit hat Professor R. Steck in „Der Philosoph Herbart in Bern" im Berner Taschenbuch von 1900 uns Interessierendes gebracht.

berg, das er von der Familie von Erlach, welche diese frühere Herrschaft während verschiedenen Generationen besessen hatte, erwarb.

Sein jüngster Sohn, Franz Georg, verkaufte einige 70 Jahre später den schönen Besitz an den Staat Bern.

Im Jahre 1802 überreichte er zu Feldkirch dem jungen Erzherzog Johann ein Memorial über den Zustand der Schweiz und begab sich auch nach Braunschweig und Holland, um als eines der tätigsten Mitglieder der sog. Umsturz-Partei für den Sturz der helvetischen Regierung zu wirken. Nachher finden wir ihn unter den Mitgliedern der von der wieder eingesetzten alten Regierung gewählten Standes-Kommission, die ihn am 13. Oktober 1802 zum Gesandten an die Tagsatzung nach Schwyz ernannte. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse verhinderten aber das Zustandekommen der Mission.

Bei Einführung der Mediations-Verfassung wurde er in 7 verschiedenen Wahlkreisen des Kantons in den Großen Rat gewählt und kam auch in den Kleinen Rat, wo er der Führer der Altgesinnten war. Zu jener Zeit, 1803, verkaufte er das Gut „Winkel" bei Kirchdorf, das er 1798 von seinem Onkel Sigmund Friedrich ererbt hatte, und später, 1805, auch Märchligen.

Als er das Nutzlose seiner Bestrebungen einsah, verzichtete er 1804 auf seine Stellung im Rate. Neun bis zehn Jahre später finden wir ihn jedoch wieder mit Politik beschäftigt und einer der Führer jener Partei, welche die alte Verfassung wieder einführen und die Mediations-Regierung abschaffen wollte. Auch glaubte man im Dezember 1813 bei der Versammlung von Räth und Burgern bei Distelzwang, er würde Schultheiß werden, indessen kam er wieder in den Kleinen Rat, aus dem er in den zwanziger Jahren wieder schied.

Am 6. März 1826 verlor er seine Frau; von ihren 4 Söhnen und 8 Töchtern überlebten sie 3 Söhne (der älteste, Beat Ludwig, starb 1825 als gew. Hauptmann in der französischen Schweizer-Garde) und 4 Töchter.

Die lebhafte und tätige Natur Steigers veranlaßte ihn, sich auch in industriellen und Handels-Unternehmungen zu versuchen; so beteiligte er sich an einem Geschäft mit Bordeaux-Weinen und an einer Tabakfabrik in Nidau. Beide brachten ihm indessen durch die Unzuverlässigkeit der Vorsteher derselben große Verluste.

Der dadurch verursachte Verdruß, so wie die mühevollen Arbeiten, die bezweckten, etwas zu retten, mögen dazu beigetragen haben, daß er trotz seiner nüchternen und äußerst mäßigen Lebensweise früher starb, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre.

Seine Fähigkeiten des Geistes und des Körpers bewahrte er indessen bis gegen sein Ende, denn an seinem 75ten Geburtstage schoß er einen Hasen im vollen Lauf und aus dem Virgil rezitierte er noch im Alter lange Stellen.

Er starb, 77 Jahre alt, den 12. September 1832 bei seiner Tochter Cecile Josephine Pigott auf Schloß Riesen.

B. v. Steiger.

Johann Grimm.

1675—1747.

Tüchtigeres als sein vielseitiger Vetter, der Chronikschreiber, leistete der Maler Johann Grimm. Sein Vater gleichen Namens war geboren 1647 als Sohn des Stadtschreibers Johann Grimm (1613—1665) und der Anna Schmidli. Nach Besuch der Akademie in Bern war er zuerst Schulmeister in Lengfeld in der Pfalz, wo er sich verheiratete, dann Inselprediger in Bern, 1683 Pfarrer in Boltigen und 1701 in Oberburg. Hier erblindete er am Star, wurde aber glücklich geheilt und starb den 6. Juni 1716.

Aus seiner zweiten Ehe mit Barbara Freudenreich von Bern, entsproß 1675 sein Sohn Johann. Der spätere Wohnsitz der Familie im lieblichen Simmental weckte wohl frühe in dem Knaben die Freude an der Natur und die Lust zur Malerei. Glücklicher als sein Verwandter Samuel Hieronymus Grimm, durfte er seiner Neigung folgen und kam noch jung zu dem bekannten Maler und Künstler Joseph Werner (1637—1710), der 1682 sich in Bern niedergelassen hatte und eine Zeichenschule leitete.

Ein reges künstlerisches Leben herrschte damals in Bern und eine zahlreiche Schülerschar hatte sich um den geschätzten Meister gesammelt, worunter der Heraldiker Wilhelm Stettler (gest. 1708) und Johann Dünz (1647—1736), der als beliebter Porträtmaler wirkte. Grimm bildete sich unter Werners Leitung ebenfalls als Porträt- und Miniaturmaler aus. Als Werner 1695 einem Rufe als Rektor der Akademie in Berlin folgte, ging Grimm nach Italien, um seine Studien

zu vollenden und hielt sich längere Zeit in Rom auf. Zurückgekehrt nach Bern nahm er hier nun seinen bleibenden Wohnsitz. Er leitete nach dem Tode Werners, der nach kurzem, durch bittere Erfahrungen getrübten Aufenthalte in Berlin, ebenfalls wieder nach Bern gekommen war, die von ihm begründete Zeichen- und Malerschule. Unter Grimms Schülern finden wir den Winterthurer Johann Ludwig Aberli (1723—1786), der dann sein Nachfolger als Leiter der Zeichenschule wurde, und den Burgdorfer Johann Sebastian Dür (1709—1749), welcher nach kurzer, vielversprechender Wirksamkeit in Warschau starb.

Von Grimms Werken sind zu nennen eine große Zahl Porträts, wovon in Burgdorf drei Familienbilder Fankhauser, ebenso drei der Familie Kupferschmied, das Porträt von Johann Georg Altmann, gestochen 1740 von J. L. Nötiger, ferner zahlreiche, hübsche Miniaturen. 1721 schenkte er seiner Vaterstadt ein Bild in die Ratsstube. Zwei hübsche Aquarelle: „Burgdorf von Westen und Osten“ schmücken noch jetzt den dortigen Burgerratssaal.

Schlechten Dank erntete er für seine Wappentafel oder seinen Staatskalender von 1726, den er der Regierung widmete. Der Künstler hatte eine Anzahl Wappen der burgerlichen regimentsfähigen Geschlechter in neuer veränderter Gestalt aufgenommen, wohl auf Wunsch der Inhaber. „Das ganze Gemeinwesen geriet in Harnisch, und der Kalender wurde als eine höchst gefährliche, politische Ketzerei verdammt“, bemerkt Tillier sarkastisch in seiner „Geschichte des Freistaats Bern“ Bd. V, pag. 147. Die Regierung nahm das Geschenk höchst ungnädig auf, da sie ohnehin gegen die Sucht, sich ausländischer Titel und Wappendiplome zu bedienen, strenge einzuschreiten entschlossen war, und erteilte dem harmlosen Künstler einen derben Verweis:

„Nachdem M. G. H. und Obern Räth und Burger, durch die Vorträg Mr. H. H. der Burgerkammer und Mr. H. S. O. et T. nach dem Befelch vom 22. May jüngsthin vorgetragen worden, was sie in dem durch H. Mahler Grimm verfertigten und Mngh. dedicirten, so genandten Staatskalender sowohl in Ansehn der Waapen als Nahmen etwelcher Geschlechteren und Standts-Gliedern für ungewohntes befunden, haben hochgedacht Ihr Gn. diesen Calender deßwegen nit angenommen, sondern selbigen hierdurch umprobieren, abrogieren und abschaffen wollen, zu diesem End dann einhellig erkennt, daß die darauf stehende sambtliche Waapen und Nahmen durch die Canzlei darvon abgehoben und abgeschafft, die übrige Mahlerei zu samt der Taffel dann Ihme wiederumb zugestellt und bey oberk. Straff und Ungnad verbotten werden solte, nicht nur auf dieser Taffel dergleichen waapen

nicht mehr zu mahlen, sondern auch dergleichen Werk fürs künfftig gänzlichen zu underlassen. 5. Juli 1726." (Titulaturenbuch p. 133.) „Als aber die Tafel ordnungsmäßig hergestellt war, nahm die Obrigkeit sie in Gnaden an. Sie ziert noch jetzt, ein seltenes Stück, das Zimmer des Oberbibliothekars der Stadtbliothek."[1]) Inmitten der Tafel ist eine sehr fein gemalte Ansicht der Stadt Bern und darum die Wappen der Landvogteien und der regimentsfähigen Burgergeschlechter. In seinen letzten Lebensjahren beabsichtigte der Künstler, eine Serie der merkwürdigsten Gebäude der Stadt in Kupferstich herauszugeben, und es erschienen das Münster, die Insel, das Burgerspital und das Kornhaus. Johann Grimm starb den 3. Oktober 1747 in Bern. Er war verheiratet in kinderloser Ehe mit N. Bäckli von Bern, die 1755 starb.

Grimm war ein Mann von großer Bescheidenheit, der einzig seiner Kunst lebte. Als Nachfolger Joseph Werners vermittelt seine Wirksamkeit den Uebergang zu jener glänzenden Periode der Kunsttätigkeit in Bern in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, deren hervorragendste Vertreter, neben seinem Schüler Joh. Ludwig Aberli, hauptsächlich Sigmund Freudenberger und Balthasar Anton Dunker waren.

Rud. Ochsenbein.

Hans Rudolf Grimm.

1665—1749.

Eine merkwürdige Erscheinung ist der Burgdorfer Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, Flachmaler, Posaunist, Trompeter, Poet und Chronikschreiber. Schon die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit zeigt, daß dieser Mann ein Original war, dessen Lebensgang zu verfolgen nicht ohne Interesse ist.

Grimms Vater war der Deutschlehrmeister, Kürschner, Posaunist und Trompeter Johann Rudolf von Burgdorf, geboren 1640, gestorben den 9. Dez. 1726. Er bekleidete volle 55 Jahre, von 1665—1720, sein sicherlich nicht dornenloses Amt als Lehrer. Er war

[1]) Siehe: Schweiz. Archiv für Heraldik. 1896. p. 71. W. F. v. Mülinen Standeserhöhungen und Wappenwesen im alten Bern.

auch poetisch veranlagt, und diese Veranlagung, wie diejenige für Musik, vererbte sich auf seinen Sohn. Eine Probe Grimm'scher Poesie war über dem Portal des alten Schulhauses am Kirchbühl, das durch den großen Brand von 1865 zerstört wurde. Neben einem Bären mit der Zuchtrute in der Tatze stund folgender Spruch:

„Wer wohl lehrt — der wird g'ehrt,
Wer nüt thut — dem g'hört d'Ruth."

Der Sohn Hans Rudolf, getauft den 15. September 1665, besuchte die Schule seines Vaters und erlernte die Berufe eines Buchbinders und Flachmalers, daneben war er, wie sein Vater, Posaunist und Trompeter. Diese Beschäftigungen scheinen jedoch den lebhaften Geist Grimms nicht vollständig befriedigt zu haben. Sein Ehrgeiz war, als Schriftsteller sich einen Namen zu machen und deshalb verfaßte er einige Bücher, die jetzt teilweise sehr selten geworden sind. Seine Auffassung von dem Berufe eines Volksschriftstellers erklärt er in der Einleitung zu seiner „Schweizer-Chronica" (Ausgabe v. 1733):

„Ich thu den Bauren Bücher schreiben,
Kann darmit meine Zeit vertreiben,
Bücher schreiben ist mein Acker,
Darin arbeit ich sein wacker,
Und verkauffen ist mein Pflug,
Damit so hab ich Brod genug.
Dann ob die Bauren schon nicht Herren,
Wollens doch auch wissen und hören
Wie es gegangen ist im Land,
Solches mach ich ihnen bekandt.
Ein jeder sollt die Cronic kauffen,
Wär besser als das Geld versauffen."

Grimm war, wie seine Bücher beweisen, für einen Handwerker jener Zeit, sehr belesen; er kannte die Werke der Dichter des 17. Jahrhunderts, hatte die Chroniken von Stumpf, Stettler, Hafner u. a. gelesen [1]) und war auch gründlich in der Bibel bewandert. Es gebrach aber Grimm an Bildung und Talent, Tüchtiges zu schaffen; seine Bücher sind Kompilationen. Trotz seiner Vielleserei ist sein geistiger Horizont ein sehr beschränkter, eingeengt durch Hang zu krassem Aberglauben. Wo seine Kenntnisse zur Erklärung der Naturerscheinungen versagen, behilft er sich mit Zitaten aus der Bibel.

Im Jahre 1703 erschien Grimms Erstlingswerk, betitelt: Poetisches Lustwäldlein, darinnen zu finden, die von den Heyden und Poeten erdichtete Götter, Ursprung und Namen, die sieben Wunder-

[1]) Siehe Schweizerchronik: Verzeichnis der benutzten Werke.

werck der alten Welt, die weissagenden Sybillen; Beschreibung der höchsten Bergen, auch einige denkwürdige Historien, allerhand Vers, Sprüchwörter, Anbind-Gedicht, ein Bericht von illuminier Farben, zusamt der Blason und das alte A B C Schrifften zu lesen. Meist selbst aufgesetzt und zusammengetragen von Hans Rudolf Grimm, Buchbinder in Burgdorf, Anno 1703. Bern, Gedruckt bey Jakob Anthoni Vulpio. — Also ein Vademekum für Mythologie, Geschichte, Heraldik, Geographie, Malerei, Kalligraphie und Poesie, aus allen möglichen Büchern zusammengestoppelt und nach seinem Gutfinden zusammengestellt.

Woher nahm Grimm den Stoff zu seinem Buche? Wahrscheinlich aus den Büchern der Stadtbibliothek, die damals im Schulhause am Kirchbühl ihr erstes Heim hatte und die der wissensdurstige, schreibselige Handwerksmann verschlang.

Den besten Teil des Buches bilden die Verse p. 109 u. f. Es sind Epigramme, Sentenzen u. s. w. von Logau, aus J. H. von Traunsdorff „Deutscher, weltlicher Poematum. 1642", Lehmann „Blumengarten. 1630", Schill „Teutsches Stammbuch. 1647". Heinrich Kurz, der zuerst in seiner „Geschichte der deutschen Literatur. 1856", Bd. II., p. 372, Grimms Buch erwähnt, urteilt darüber, nachdem er die Quellen, aus denen Grimm geschöpft, genannt, „. . . aber viele Sprüche und Priameln hat er gewiß aus älteren Dichtern gezogen, oder im Munde des Volkes vorgefunden; es ist daher auch diese Sammlung für die Kenntnis der volkstümlichen Sprüche und Sentenzen von Wert, und jedenfalls wird sie dadurch von Bedeutung, weil wir aus ihr erkennen, welche Sprüche der kunstmäßigen Dichter im Laufe der Zeit zum Allgemeingut geworden sind." Kurz gibt auch eine Auswahl von zehn solcher Sentenzen, von denen zwei hier folgen:

3. „Die bösen nach viel guten Tagen
Sind desto schwerer zu ertragen."

10. „Frisch, frölich, ehrlich, fromm und frey
Das ander Gott befohlen sey."

(Siehe auch: Jak. Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz: Zusätze und Verbesserungen, p. 212.)

Vielleicht hat schon Grimms Vater diese Sammlung von Sentenzen zu Unterrichtszwecken, als Schreibvorlagen, angelegt und der Sohn sie noch vermehrt.

Im Jahre 1712 machte Grimm als Trompeter mit dem Burgdorferbataillon unter dem tapfern Major Fankhauser den zweiten Villmergerkrieg mit.

1723 erschien dann Grimms bekanntestes und verbreitetstes Werk, die Schweizer-Chronik; der vollständige Titel lautet: „Kleine Schweitzer Cronica oder Geschicht-Buch. Darinnen enthalten alles dasjenige, so ein Liebhaber der Schweitzer Historien zu wüssen vonnöthen hat. Erstlich woher der Name Schweitzer komme, dene auch alle alten Herrschaften so im gantzen Land gregieret: Beschreibung der alten Stätten und Kirchen im Schweitzer-Land und die Ursach des Schweitzer Bunds, nebst ein und andern Historien, so sich hier und dort im Land zugetragen.

Benebst auch ein Beschreibung der Natur-Wunder deß Schweitzer-Lands und was da für Geschöpffe anzutreffen, sambt einem Register hirvon, alles der Kürtze nach zusammengetragen und in Truck gegeben von Hans Rudolff Grimm, Buchbinder in Burgdorff. Anno 1723.

Die Einigkeit hat große Krafft,
Wo vil sind eins der Feind nichts schafft."

Gewidmet ist das Buch Daniel Amport, Landvogt zu Landshut (1717—1723), Dr. Joh. Kupferschmied und Sebastian Schwarzwald, beide des Rats zu Burgdorf. Landvogt Amport wird am Schlusse der Dedikation noch angesungen mit den besser gemeinten als geratenen Versen:

„Herr Amport hat vil geschriben
Dort in jenem Fürsten Saal,
Keine Müh hat ihn vertriben
In der selben Zeit zumahl.
Allwo die Gerechtigkeit
Mit Fürsichtigkeit bekleidt,
Drum so thu ich billig ehren
Disen schönen Tugend Glantz,
GOTT wol ihm sein G'schlecht vermehren,
Das es nicht erlösche gantz."

Die beiden Burgdorfer bedenkt er mit folgendem Vers:

„So auß Schreibern und Studenten
Sie sind Edel oder nicht,
Werden in der Welt Regenten
Ja gemeinlich zu Gericht."

In der Vorrede an den „geneigten Leser" schreibt Grimm: „Es hat Gott der Herr allen und jeden Menschen, besonders den Vernünfftigen, ein Beruff gegeben, darinnen zu arbeiten und damit ich neben meinen Beruff nicht dörfft müssig gehen, ... hab ich mir fürgenommen eine kleine Schweitzer Cronica zu beschreiben und selbige auß vilen Büchern zusammenzulesen und in ein Ordnung zu setzen, da mir dann über dem Schreiben die Zeit gar kurtz worden ist." Er hofft, „seinen

Neben-Menschen dadurch ein Gefallen zu erweisen und der günstige Leser werde in denen Merkwürdigen Schweitzer Historien ein sattsames Vergnügen finden ... damit doch mancher hören kan wie theur doch unsere Voreltern die Freyheit, in denen wir leben, mit ihrem Blut erkauffen müssen."

Der gelehrte Gottl. Emanuel von Haller war jedoch von Grimms Buch weniger erbaut und rezensierte dasselbe in seiner Bibliothek der Schweizergeschichte, Bd. IV., p. 470, folgendermaßen: „Eine sehr elende und höchstens für unverständige Bauern sich schickende Arbeit, die in allen Absichten sehr schlecht ist. So erzählt er z. Ex. verschiedene alte schweizerische Wörter, deren einige aber nicht schweizerisch sind, als promt, tort u. s. w. Die Stadt Bern sagt er, sei 1218 gebaut und deren Stifter 1263 gestorben, anderen elenden Beschreibungen zu geschweigen. Der Verfasser war ein ungelehrter Mensch, ein Buchbinder, Maler und Trompeter zu Burgdorf. Mit allem dem hat er das sonderbare Schicksal gehabt, daß seine Bücher und Verse von dem Pöbel begierig sind aufgenommen und mit einem solchen Erfolg unter demselben eingeführt worden, daß kein Schriftsteller sich einer so schleunigen, durchs ganze Land ausgebreiteten Begierde, seine Schriften aufzukaufen und auswendig zu lernen, rühmen kann."

Hallers Aussetzungen sind richtig; das Buch wimmelt von Irrtümern und Unrichtigkeiten, die aber nicht alle Grimm aufgebürdet werden können, sondern den Quellen, aus denen er geschöpft, und die er ohne Prüfung benutzte. Sonderbare Sachen findet der Leser fast auf jeder Seite; eine kleine Blütenlese mag genügen: p. 4: „Der erste Herrscher des Schweizerlandes ist Noahs Sohn Ham oder Cham, 3000 v. Chr. Tausend Jahre nach der Sündflut gehörte es zur Assyrischen Monarchey." P. 9: „Zu der Belagerung Jerusalems nahm Vespasian alle Schweizer aus dem Wifflisburger Gäuw weg, dahero die Gegend Oedland, darnach Nücht, auch Uechtland genennet wird." P. 11: „Weilen die Schweitzer sich in der Römmer Diensten allzeit dapffer und ruhmlich gehalten, wurden selbige von frembden Völckeren sehr geförchtet, deßwegen sie ihnen von erst den Nahmen geben Hellen-Vetter[1]), hernach Helden-Vätter und zuletzt ist ihnen der Nahmen Helvetier beygelegt worden."

Die Schweizerchronik behandelt im ersten Abschnitte die Geschichte der Schweiz von der Sündflut bis zur Eroberung der Waadt. Dann folgen im zweiten Teile, p. 162—172, „eint und andere Historien",

[1]) Ausgabe von 1733 gar: „Höllen-Vetter" !

so der Drachenkampf Winkelrieds bei Oedweiler 1353, die Sage vom Ring von Hallwyl, der Untergang von Plurs (1616 oder 1623!), die Eskalade, Teufel holt ein Spieler zu Willisau, die Geschichte des Studenten Weinzäpfli und kurze Notizen über den Bauern- und die beiden Vilmergerkriege. Der dritte Teil behandelt: die Schweitzer Religion, Wacht und Macht der Eidgenossen, die Grimm auf 200,000 Mann schätzt, Art und Natur der Schweitzer und Lebensart, die Regierung, die Müntz, die Justitz und die Treu der Unterthanen gegen ihre Oberkeiten. P. 184 folgt als Anhang eine kurze geographisch-naturhistorische Beschreibung der Schweiz, mit Bibelzitaten gewürzt und ergötzlichen Mitteilungen, so p. 190 „Berg-See, so von der Sündfluth herkommen sollen, wie der Bergsee auf dem Fractmont bey Luzern". P. 192 schreibt er: „Auch sind die Bergen zu vergleichen einem Brenn Hafen, darunder das Feur ist, das die Wasser in die Höhe ziehen thut und hernach oben zu den Bergen herausspritzet und ein Fluß verursachet, dann so wie der Rhin Fluß . . ." und zuletzt: „die feurig Lufft Geschicht: „Denn so weilen in dem Schweizerland vor Zeiten viel Schlachten geschehen sind un deßwegen viel schwäfflichter Materi in der Erden anzutreffen, so hat die Sonnen die Eigenschafft, daß sie die schwäbelichte Erd-Dünst an sich ziehet, solches verursachet öffters ein feuriger Lufft Geschicht." Grimm erklärt so die Meteore und Sternschnuppen und die Entstehung der Gewitter. Er schließt sein Buch mit dem patriotischen Wunsche:

> „O du liebes Schweizerland, Gott erhalte dich im Frieden
> Und verstärk doch dises Band, daß es nimmer werd geschieden.
> Denn es ist ein Trost den Frömbden und fürwahr ein sichere Statt
> Allwo Frid und Ruh zu finden, da mancher auch sein Zoar hat."

So ganz wertlos ist jedoch Grimms Buch, trotz seiner Mängel und Hallers absprechender Kritik, durchaus nicht. Der Verfasser hatte die redliche Absicht, für den gemeinen Mann eine kurze Schweizergeschichte zu verfassen, die ihm das Wissenswerteste über die Schweiz bieten und die Liebe zur Heimat beleben sollte. Daß er den richtigen Ton getroffen, beweist die große Verbreitung, die das Buch fand und Hallers Zorn noch mehr erregte. 1733 gab Grimm eine verbesserte Auflage des Buches heraus: „Neu vermehrte und verbesserte kleine Schweizer-Cronica oder Geschicht Buch, darinnen in Erzehlung über 200 Historien alles dasjenige begriffen ist, was ein Liebhaber der Schweizer-Historien zu wissen nötig hat etc." Der Text ist um 55 Seiten vermehrt worden. Die Widmung ist weggelassen und durch das erwähnte Gedicht mit der burlesken Einladung zum Kaufe des Buches ersetzt;

einige der gröbsten Fehler sind korrigiert, andere dagegen verschlimmbessert worden, so die Erklärung des Ursprungs des Namens Helvetier und „die feurige Lufft-Geschicht". Köstlich sind Seite 42 die Knittelverse über den Drachenkampf in der Gysnauflu h zu Burgdorf.

Die Schweizerchronik von Grimm war unter dem Volke so beliebt und die Nachfrage nach ihr so groß, daß 1786, im Todesjahre des gestrengen Kritikers Haller, die Gebrüder von Mechel in Basel einen unveränderten Neudruck der Ausgabe von 1733 veranstalteten, dem 1796 ein zweiter folgte!

Der steigende Erfolg seiner Werke veranlaßte Grimm, einen kleinen Buchhandel zu betreiben; in seinem Verlage erschienen:

1. Das seltzame Vogel Gschrey oder Kurtz Auslegung über diejenigen Stein-Keutzlin So zu Bern in der großen Kirchhof Mauern seyend gefangen worden. Zu finden bey Hans Rudolf Grimm, Buchbinder und Trompetter In Burgdorf 1714.[1] 8°. 8 Seiten. (Stadtbibliothek Bern.)

2. Naturliches Bedenken So Uber die entsetzliche und dergleichen gar nie mahls gesehene seltzame und wunderliche Feur Rothe Lufft Geschicht So sich den 19. Weinmonat dieses 1726 Jahres bey Niedergang der Sonnen gar mit vielfärbigen Wolchen hat sehen lassen. Dann so wird diese Lufft Geschicht als ein Wunder der Natur mit Beschreibung einiger Wunder Zeichen nebst einem Vermahnungs- und Bußlied vorgestellt.

Zu finden in Burgdorf bey Hans Rudolf Grimm, Buchbinder, im Jahr 1726. 8°. 8 Seiten. (Stadtbibliothek Bern.)[2]

3. Buch der Natur oder Planeten Buch. Ist eine Beschreibung deß Vierten Tagewerks Gottes, so da handelt von der Erschaffung der großen und kleinen Himmels Lichteren ꝛc. Getruckt im Jahr 1716. Zu finden in Burgdorf bey Hans Rudolf Grimm, Buchbinder und Flachmahler. 8°. 100 Seiten. (Stadtbibliothek Burgdorf.)

4. Buch der Natur oder Beschreibung deß großen Welt Gebäus Himmels und der Erden. Darinn enthalten Gottes

---

[1]) Ein wunderliches Machwerk ist dieses Schriftchen, berechnet auf den faustdicksten Aberglauben seiner Leser. Aus dem Namen, Aussehen und Eigenschaften der Vögel wird das konfuseste Zeug abgeleitet; z. B. Steinkautzen bedeuten steinharte Hertzen; Seite 2 heißt es: „N. B. Betreffent dann daß diese Vögel gebtlümt und getüpflet, möchte solches die Hoffart der heutigen Kleyderpracht und neuerfundne Tücher, so man die Indianen nennt, bedüten."

[2]) Herrn Prof. Dr. W. F. v. Mülinen, der mich auf diese Werke aufmerksam gemacht, der beste Dank für seine gefl. Mitteilung.

Wunder, preysende Betrachtung seiner Werke rc. Gesprächsweiß vorgestellt zwischen einem Vatter und seinem Sohn. Zu finden bey Hanß Rudolff Grimm, Buchbinder in Burgdorff, im Jahr 1727. 8°. 240 Seiten. (Stadtbibliothek Burgdorf.)

Nach Form und Inhalt sind alle vier Grimms Büchern sehr nahe verwandt, und die Frage ist berechtigt, ob nicht Grimm selbst der Verfasser ist. Aber der Umstand, daß Grimm sich ausdrücklich nur als Verleger nennt, gestattet vorläufig nicht, diese Frage bestimmt zu beantworten. Der Verfasser der beiden letzterwähnten Bücher war in der Bibel sehr belesen, aber daneben von krassem Aberglauben befangen.

Grimm war auch, ein Beweis eines gewissen Ansehens und Einflusses unter seinen Mitbürgern, Mitglied des Großen Rates oder der Zweiunddreißiger seiner Vaterstadt geworden und bekleidete von 1728-31 die Stelle eines Unterspitalvogtes. 1733 endlich versuchte sich der unermüdliche Mann in der Malerei. Das alte Kaufhaus auf dem Kornmarkt, woran 1613 der Aarauer Maler Hans Ulrich Fisch den Drachenkampf in der Gysnau gemalt hatte, wurde abgebrochen, und Grimm, der dieses Bild der Nachwelt erhalten wollte, malte eine Kopie desselben an die Wand eines Nebenhauses. Die Malerei ist aber seither spurlos verschwunden, so daß über Grimms künstlerische Tätigkeit kein Urteil möglich ist.

Hans Rudolf Grimm war dreimal verheiratet, zuerst mit Katharina Kupferschmied, dann mit Elisabeth Brunner und endlich 1741 noch mit Margaretha Lerch, der Witwe des Ammanns von Hasle. Aus erster Ehe entsprossen fünf, aus zweiter zwei Kinder. Er starb, wie der Dekan Gruner im Totenrodel schreibt, „den 11. Januar 1749, als Nachältester Burger, an marasmus senilis".

Grimm war sicher kein bedeutender Geist; seine Werke sind nicht frei von Mängeln und Schwächen; aber seine Chronik war einer der ersten Versuche, eine volkstümliche Geschichte der Schweiz zu schreiben, und der Erfolg beweist, daß dieser Versuch nicht ein vergeblicher war. Auch auf Grimm passen jene Worte Peter Roseggers: „So unbedeutend ist keines Menschen Leben, daß es — ins rechte Licht gestellt — nicht für die übrigen von Interesse sein könnte."

Quellen: Tauf-, Ehe- und Totenregister von Burgdorf. — Aeschlimann, Geschichte von Burgdorf und Geschlechtsregister, Mss. — Grimms Werke.

Rud. Ochsenbein.

Samuel Hieronymus Grimm.
1733—1794.

Während es seinem Oheim, dem vorgenannten Maler Johann Grimm beschieden war, seiner Neigung zur Kunst frei und ohne Einschränkung zu folgen, mußte Samuel Hieronymus sich unter schweren Kämpfen und Anfechtungen, die er aber erfolgreich überwand, seinen Weg bahnen. In den Künstlerlexiken von Füßli, Nagler, Meusel u. a. finden sich über Grimms Lebenslauf verschiedene Unrichtigkeiten, so daß eine Richtigstellung an diesem Orte wohl berechtigt ist.

Grimms Vater, Johann Jakob, der Bruder des Malers, war geboren 1680 und wurde 1707 Mitglied des Großen Rates seiner Vaterstadt, dann des Kleinen Rates, Oberspitalvogt und Vogt der burgdorfischen Herrschaft Lotzwyl. Am 25. Juli 1749 hatte er das Unglück, bei Anlaß eines Familienfestes in seinem Garten auf dem alten Markt durch einen Haufen umstürzender Laden so schwer verletzt zu werden, daß er seinen Verletzungen am 10. September erlag. Aus seiner Ehe mit Katharina Leuw hinterließ er zwei Söhne und vier Töchter. Der jüngere Sohn, Samuel Hieronymus, getauft den 18. Januar 1733, zeigte schon frühe eine ausgesprochene Neigung für die Malerei und die Dichtkunst. Hallers Gedichte hatten auf das empfängliche Gemüt des talentvollen Jünglings einen tiefen Eindruck gemacht und wurden sein Vorbild. Der Tod des Vaters bereitete diesen Zukunftsträumen ein jähes Ende, und der Oheim war zu frühe gestorben, um entscheidend auf die zukünftige Laufbahn des jungen Mannes einwirken zu können. Die Familie und namentlich der Vormund, ein reicher Erbonkel, wollten von solch brotlosen Künsten nichts wissen. Grimm wurde, nachdem er auf Weihnachten 1749 konfirmiert worden war, zu seiner größten Verzweiflung in eine kaufmännische Lehre gebracht, um sobald als möglich auf eigenen Füßen zu stehen. Wohl mochte sich das Selbstgefühl des Jünglings gegen diesen verhaßten Zwang aufbäumen; aber er mußte sich fügen, weil ihm die Mittel zu einer selbständigen Existenz fehlten. Er entsagte aber seinen Lieblingsneigungen nicht, wenn auch unter schweren Kämpfen und Anfechtungen.

„Zwar oft, gebeugt von meinem Schicksal, schrecket
Der Schwermut finstres Aug und blasses Angesicht
Mich plötzlich; doch ihr Arm erhascht mich nicht;
Wann sie ihn gleich, mich hinzureissen, strecket,
Ich trotze sie. Die düstre Feindin flieht,
Und neue Hoffnung blüht."

Mit diesen Worten schildert er in dem Gedichte: „Der Winter" seinen Seelenzustand.

In Bern, wo Grimm oft weilte und namentlich in J. L. Aberli einen wohlwollenden Lehrer und Freund fand, gelang es ihm auch Gönner zu finden, die sich seiner annahmen, darunter war der bekannte Arzt Johann Georg Zimmermann von Brugg. In einem Briefe vom 8. April 1758 an Albrecht von Haller, der damals Salzdirektor in Roche war, empfahl er warm seinen Schützling:

«... Je connais un jeune homme de 24 ans de Berthoud, qui est négotiant de profession, qui fait de très jolis et de bons vers, qui entend la peinture et surtout le dessin en perfection, qui sait le Français et l'Italien, qui est d'un excellent caractère, qui a de très bonnes mœurs, qui est fort laborieux, mais qui est malheureux, parce qu'il dépend d'un oncle qui est marchand et sot et âpre jeun, dont il doit être l'héritier. — Il s'appelle Jérôme Grimm, mais je vous prie, Monsieur, n'en jugez pas par le nom. J'ai tâché en vain de le placer chez un négotiant à Zurich en qualité de marchand et il me vient en idée que ce serait un homme que vous pourriez peut-être employer à Roche ou que vous pouviez du moins rendre heureux d'une autre façon. — Je prends la liberté, Monsieur, de vous le recommander avec toute la vivacité possible. C'est apparemment un homme d'un grand mérite. Si vous êtes curieux de le voir, il pouvait venir exprès à Berne pour se présenter à vous ....» [1])

Ob Zimmermanns Verwendung Erfolg hatte, ist nicht bekannt, doch wahrscheinlich. 1758 veröffentlichte Grimm eine Ode auf Friedrich II. unter dem Titel: „ODE auf den König von Preußen von S. H. Grimm aus Burgdorf in der Schweiz" (Berlin 1758). [2])

Unterm 23. Juni 1758 schrieb Zimmermann darüber abermals an Haller:

«... On a donné au public une Ode de Mr. Grimm, dont j'ai eu l'honneur de vous parler dernièrement. Elle est faite forte à la hâte et c'est une de ses moindres pièces. J'espère qu'avec plus de travail et de correction il deviendra un bon poète ...» [3])

In gleichen Jahre scheint Grimm endgültig der kaufmännischen Laufbahn entsagt zu haben und widmete sich nun der Kunst. 1760

[1]) Hallers Correspondenz. Mss. hist. helv. XVIII., Bd. 51, Nr. 12 der Stadtbibliothek Bern.

[2]) Siehe Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, p. 162.

[3]) Hallers Correspondenz, Bd. 51, Nr. 23.

erschien in Bern bei Abraham Wagner, Sohn, das dreibändige Werk von Gottlieb Siegmund Gruner: „Die Eisgebirge des Schweizerlandes". Geschmückt ist der erste Band mit 14 hübschen Kupferstichen und einer Karte, sämtlich gestochen von Adrian Zingg aus St. Gallen, der in Paris wirkte [1]). Das Titelblatt ist von Aberli selbst gezeichnet, und vier der übrigen Ansichten: der Lauteraargletscher, der Zinkegletscher, der Schwarzwald- und der Geltengletscher sind von Samuel Hieronymus Grimm. 1778 ließ Gruner eine zweite verkürzte Ausgabe dieses Werkes anonym unter der falschen Bezeichnung des Druckortes: „Londen bey der Typographischen Gesellschaft" erscheinen. Dasselbe umfaßt zwei Bände unter dem Titel: „Reisen durch die merkwürdigsten Gegenden Helvetiens". In dieser Ausgabe sind im ersten Bande von Grimm die schon genannten Ansichten des Lauteraar- und Zinkegletschers aufgenommen und im zweiten der Schwarzwaldgletscher. Der Geltengletscher findet sich wiederholt in dem 1796 erschienenen Werk Heinzmanns: Beschreibung der Stadt und Republik Bern, Band 2. Diese Bilder sind Erstlingsarbeiten Grimms, die aber immerhin beachtenswert sind. Eine weitere Frucht der Reise, die Grimm zur Aufnahme seiner Bilder ins Berner Oberland unternahm, war das Gedicht: „Die Reise nach den Alpen". Wahrscheinlich gemeinsam mit andern an der Illustration des Werkes beteiligten Künstlern führte Grimm diese von Thun durchs Bödeli ins Haslital bis zur Grimsel, zum Lauteraargletscher und wieder zurück über die große Scheidegg ins Tal von Grindelwald aus.

1762 gab Grimm nun eine kleine Sammlung seiner Gedichte heraus unter dem Titel: „Samuel Hieronymus Grimms von Burgdorf, Gedichte. Bern in der neuen Buchhandlung. Gedruckt bey Abraham Wagner, Sohn." Ein bescheidenes Bändchen von 56 Seiten und einer Vorrede von 8 Seiten. Dr. Adolf Frey äußert in seinem Werke: „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. 1879" die Vermutung, daß wohl kein Geringerer, als Albrecht von Haller der Verfasser dieser Vorrede sein könnte. Es heißt in derselben:

„Wir hoffen mit Bekanntmachung dieser wenigen Gedichte dem Publico kein gleichgültiges Geschenk zu liefern und freuen uns die Talente ihres Verfassers auf einen größern Schauplatz zu führen."

Nachdem der Verfasser von dem Einflusse der Umgebung, der Er-

[1]) Siehe: Neujahrsblatt der litter. Gesellschaft Bern, 1902. Dr. Dübi: Der Alpensinn in der Litteratur und Kunst der Berner, p. 27 u. f. Auch hier sind verschiedene unrichtige Angaben.

ziehung, des Berufes auf die Entwicklung der seelischen Kräfte des Menschen gesprochen, führt er weiter aus:

„Eine desto größere Achtung verdienen diejenigen, bei denen der angeborne Same des guten und edlen, nicht nur aus freiem Triebe aufkeimt, sondern mitten unter dem Gesträuche allerhand widriger Umstände, aufblühet und reife, unerwartete Früchte trägt. — Wir gedenken also für diese Gedichte ein günstiges Vorurteil zu erwecken, wenn wir anzeigen, daß der Verfasser derselben, bei seinem starken Trieb zu der Malerey und der Dichtkunst nicht nur von Jugend an keine Aufmunterung, sondern wirklich vielfältige Hindernisse gefunden hat, und daß noch izt seine Glücksumstände weder die Ruhe noch die Unabhängigkeit mit sich bringen, die zur Hervorbringung schöner Werke des Geistes erforderlich scheinen, und wenigstens allezeit die Aussichten und Kräfte der Seele erweitern."

Das Bändchen enthält 12 Gedichte, worunter die schon genannte Reise nach den Alpen. Diese Gedichte sind keineswegs bloße Nachahmungen von Hallers Poesie, wenn sich auch ihr Einfluß auf Form und Inhalt nicht verkennen läßt. Die geistreiche **Julie Bondeli**, die ebenfalls die regste Teilnahme an dem Wirken des jungen Künstlers nahm, schrieb am 21. August 1762 an Zimmermann:

« J'ai lu les poésies de Mr. Grimm, et j'en suis contente, d'autant plus contente que je connais les circonstances défavorables dans lesquelles le génie de l'auteur s'est développé. En général son génie me parait plus pittoresque que poétique. Les idées sont plus liées et plus fortes, lorsqu'il point la nature inanimée ou qu'il se livre aux images poétiques, que lorsqu'il moralise. Son ton philosophique vise à l'imitation Hallerienne et n'a rencontré que le coloris rembruni de Creutz. Il n'observe point l'élévation graduelle, trop haut dans le commencement, il plane au retour dans les régions moyennes. Je frémis chaque fois que je vois la mésure de sa première pièce, il y a toujours 100 à parier contre 1, qu'on ne satisfora point à tout ce qu'elle exige. La pièce sur la nuit a exactement le coloris qui convient au sujet, cela est brun, mais ce n'est pas tout. Celle sur la nuit et le matin est encore d'un bon peintre, le claire obscuro y est admirablement bien ménagé. Quelle suite rapide d'horriblement beaux tableaux que le voyage des glaciers! Le ton moral de la pièce sur la vie champêtre me plait mieux que le ton moral des autres. N'est-ce-pas, j'ai assez dit sur ce sujet et peut être trop pour m'en avoir fait qu'une lecture rapide et jugé sur la simple impression du tout, sans l'intervention de la réflexion des règles. [1])

Jakob Bächtold, der Grimms Bedeutung als Dichter ebenfalls in seiner: „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" p. 513/515 anerkennend hervorhebt, schließt sich diesem Urteil der geistvollen Bernerin ganz an. Nicht zutreffend ist aber, wie Bächtold

[1]) Siehe auch: Frey: „A. v. Haller", und Bodemann: „Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis."

schreibt, daß das Gedicht: „Die Reise nach den Alpen" eine direkte Nachahmung Hallers ist. Parallelstellen zu Hallers Gedichten finden sich in den Gedichten Grimms, wie schon Adolf Frey nachweist, verschiedene, aber daneben zeugen seine poetischen Erzeugnisse von eigener Beobachtung und Stimmung, wie die Beschreibung der Aareschlucht beweist (Reise nach den Alpen):

„Dort aber füllt und brüllt der Fluß in tiefen Gründen,
Die Last der Klippen weicht des finstern Stroms Gewalt,
Der gleich dem Donner brüllt und weit umher erschallt.
Die Felsen stehn gethürmt in wirbelvollen Schlünden.

Es ächzt die weite Flur, die festen Alpen zittern;
Wie wenn, im Bauch bestürmt, die Erde berstend bebt,
Hier prangt der Hörner Schnee, mit blauer Luft umschwebt,
Und läßt der Wellen Wuth den niedern Fuß erschüttern."

In dem Gedichte: „Die Mahlerey" gedenkt Grimm der schweren Kämpfe, die er bestand:

„Mein Zorn entbrennt gerecht,
Daß sich das Vorurtheil erfrecht,
Der Künste Wachsthum zu verhindern,
Das edle Feuer zu vermindern,
Das in dem Jüngling flammt
Und von dem hohen Himmel stammt.
Ihr Thoren, schenkt er solche Gaben,
Sie zu vergraben?"

Von tiefem Gefühl für die Sprache der Natur und von Grimms reicher dichterischer Begabung zeugt die Schilderung des Anbruchs des Tages in: „Die Nacht und der Morgen":

„Die Nacht erschrickt und weicht, sie fühlet
Des Tages Anzug und durchstreicht
Die Länder, die das Meer bespület,
Der helle Morgenstern erbleicht.
Es steigt auf lauer Winde Flügel
Der Tag an die bekränzten Hügel,
Sein junger bunter Glanz durchbricht
Die Wolken, und der Thürme Spizen
Begrüßen von den hohen Sizen,
Von ihm vergöldt, sein frühes Licht.

Voll Anmuth dringen niedre Flächen
durch den zerrissnen Schattenflor.
Der Fluren frische Farben stechen,
Von klarem Thau beperlt, hervor.
Der Hayn zeigt die verworrnen Aeste,
Mit einem frohen Freudenfeste
Belebt ihn lieblicher Gesang.

Die girrend sanften Thöne schallen,
Daß Thal und Berge wiederhallen.
Die Liebe herrscht mit süßem Zwang."

Drei Gedichte („Die Gemütsruhe", „Nachtgedanken", „Der Frühling") erinnern durch die Kraft ihrer Sprache und die Tiefe ihrer Gedanken so sehr an die Gedichte Hallers, daß E. Bodemann sie in seiner Schrift: „Von und über Haller" (Hannover 1885) als „ungedruckte Gedichte Hallers" veröffentlichte. [1])

Die Gedichte Grimms scheinen bald der Vergessenheit anheim gefallen zu sein, zwar mit Unrecht. Es ist das Verdienst von Adolf Frey und Jakob Bächtold, das Andenken des Dichters bei der Nachwelt erneuert zu haben.

Von weiteren poetischen Werken Grimms ist nichts bekannt; er widmete sich von nun an ausschließlich der bildenden Kunst. Zwei kleinere Oelbilder „Burgdorf von Norden und Süden" sind in hiesigem Privatbesitz; im Burgerratssaale ist ein Aquarell „Burgdorf vom Gysisberg" aufbewahrt.

Während der letzten Jahre seines Aufenthalts in Bern arbeitete der Künstler hauptsächlich für den Buchhändler und Verleger Beat Ludwig Walthard. Dieser veröffentlichte 1765—1775 eine Reihe von Werken zeitgenössischer Schriftsteller und Dichter, die Grimm illustrierte; die Walthardschen Ausgaben sind aber auch typographisch sehr schön ausgestattet und daher von Bibliophilen gesucht und geschätzt. In genanntem Verlage erschienen:

1. Gottlieb Wilhelm Rabeners Satyren. 8 Teile mit 40 Kupfern. Gedruckt bey Daniel Brunner und Albrecht Haller. Verlegt Beat Ludwig Walthard 1765—66. Klein 8°.

Sämtliche Kupfer sind gezeichnet von Grimm, gestochen von C. G. Guttenberg (1743—1792).

2. Sämtliche Schriften des Herrn C. F. Gellert. Bern, bei B. L. Walthard. 1767—1775. Klein 8°. 10 Teile.

Im 1.—5. Teil sind 13 Kupfer von Grimm, ebenfalls von Guttenberg gestochen, diejenigen des 6. und 7. Teils sind von Ch. Body, der 8. Teil enthält 12 Kupfer, wovon 10 von Grimms Hand, 2 von J. Rud. Holzhalb, der als Kupferstecher Guttenberg ersetzte; im 9. Teil sind 3 Kupfer, wovon eines von Grimm und Holzhalb, die andern sind nicht signiert.

[1]) Schweiz. Künstlerlexikon I., p. 264.

3. Poetische Werke des Herrn von Hagedorn. Bern, bey B. L. Walthard. 1772—73. 5 Teile. Klein 8°. Der erste Teil mit 5 Kupfern, wovon 4 von Grimm, das Bild Hagedorns nach van der Schwissen (Kopie der Hamburger Ausgabe von 1769), sämtlich gestochen von J. Rud. Holzhalb. Der 2. Teil hat 4 Kupfer, der vierte 6 und der fünfte 2 von Grimm und Holzhalb; diejenigen des dritten Teils sind nicht signiert.

4. Sämtliche Werke des Herrn Ewald Christian von Kleist. o. D. (1772?) 2 Teile. Jeder Teil ist mit 5 hübschen Kupfern von Grimm und Holzhalb geschmückt.

5. Des Herrn von Caniz sämtliche Gedichte. Mit (5) Kupfern von S** H*** G***. Bern 1772. Verlegt Beat Ludwig Walthard. Kupferstecher: Joh. Rud. Holzhalb.

Alle diese Bilder sind sehr fein und sauber gezeichnet und erinnern an ähnliche Blätter Dunkers.

Aeschlimann meldet in seinen Genealogien der Burgdorfer Geschlechter, der Künstler habe 1765 Bern verlassen und sei nach England gezogen. Nach den obstehend erwähnten Arbeiten Grimms zu schließen, muß dies erst später erfolgt sein. Ueber die letzte Lebenstätigkeit Grimms fehlen bestimmte Nachrichten. Einige Bilder aus dieser Periode sind in Naglers Künstlerlexikon Bd. V., p. 381 aufgezählt. Meusel erwähnt in seinem gelehrten Deutschland und im Schriftstellerlexikon 1766 und noch 1800 einen Samuel Hieronymus Grimm von Burgdorf, geboren 1740, Sohn Johanns. Seine Angaben beruhen auf irrtümlichen Angaben von Leu und Füßli. Laut einer Notiz im Totenrodel von Burgdorf starb Grimm im April 1794 in London als Mitglied der königlichen Malerakademie.

Ist es zur Stunde auch nicht möglich, eine erschöpfende Darstellung des Lebenslaufes Sam. Hieronymus Grimms zu bringen, so wird man doch immerhin aus diesen wenigen, aber auf sicheren Belegen beruhenden Notizen erkennen, daß Grimm ein Künstler von ernstem Streben und großer Begabung war, der um so mehr Anerkennung verdient, wenn man an die Hindernisse denkt, die er überwinden mußte, bevor er seine Kräfte frei entfalten konnte.

Rud. Ochsenbein.

David Schüpbach.

1821—1899.

Das 19. Jahrhundert ging zur Neige. Alles kommt und geht und ist naturgemäß dem Untergang geweiht. Das nennen wir das Werden und Vergehen. Diesem Naturgesetz ist auch der Mensch unterworfen; denn auch die edelsten unter ihnen ruft der unerbittliche Tod von hinnen, die einen früher, die andern später.



Es war am 28. Januar 1899, als die Nachricht vom Hinscheid des Herrn D. Schüpbach, Arzt, die Gemeinde Oberburg durchlief. Man hatte dieselbe übrigens schon lange erwartet; denn die Gesundheit des früher so baumstarken Mannes war in den letzten Jahren infolge eines Schlaganfalles arg untergraben. Am Tage war er immer an den Krankenstuhl oder ans Bett gefesselt und vermochte diese nicht mehr selbst zu verlassen.

David Schüpbach*) war der Sohn des Landarztes Johann Schüpbach in Dießbach bei Thun, eines Verwandten des weit über die Schweizergrenzen hinaus berühmten Doktors Michael Schüpbach, unter dem Namen Langnau-Micheli bei der emmentalischen Bevölkerung bekannt. Er besuchte zuerst den Unterricht in den Schulen seines Geburtsortes und zugleich den Privatunterricht eines Bendicht Walthert, Schullehrers daselbst. Hierauf zog er in das damals weitherum berühmte Institut von Emanuel von Fellenberg in Hofwil bei Münchenbuchsee, das bekanntlich sogar von Fürstensöhnen aufgesucht worden ist. Hier bereitete er sich mit Eifer auf das Hochschulstudium vor und kam im Frühling 1839 als junger Student nach Bern.

Alle Zeugnisse aus damaliger Zeit beweisen, mit welchem musterhaften Fleiß er sich nun dem Fach der Medizin widmete und mit

*) Ein Bruder starb 1896 in Belp als hochgeschätzter Arzt.

welch seltener Hingebung und Lust er sich für seine Laufbahn vorbereitete. Er hörte Vorlesungen über Botanik (in diesem Fach tat er sich besonders hervor) bei Wydler, Zoologie bei Perty, Physiologie und Astrologie bei G. Valentin, allgemeine Chemie und Pharmacie bei C. Brunner, Chirurgie bei den Herren Demme und W. Emmert, Geburtshilfe bei Hermann, Augenheilkunde bei Carl Emmert, allgemeine Pathologie, Therapie, Rezeptierkunst und ophthalmatische Poliklinik bei Rau, sowie Anatomie des Menschen und vergleichende Anatomie. Die Zeugnisse und Belege über sein Hochschulstudium bezeugen übereinstimmend den unermüdlichen Fleiß und die vortreffliche Begabung des Kandidaten, so daß er in einem glänzenden Examen in den Junitagen des Jahres 1844, also nach fünfjährigem Studium, sein Patent als Arzt und Wundarzt erwarb. Dasselbe ist unterschrieben von dem damaligen Schultheißen von Tavel und dem Staatsschreiber Hünerwadel.

So vorteilhaft mit den nötigen theoretischen und praktischen Kenntnissen ausgerüstet, betrat Schüpach bald darauf die Laufbahn als praktischer Arzt in Kirchdorf, wo er sich auch verheiratete mit Jgfr. Elisabeth Indermühle, des Löwenwirts Töchterlein, zog dann aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit nach Kiesen bei Dießbach, um dem nun bereits in hohem Alter stehenden Vater in seiner weit ausgedehnten Praxis zur Seite zu stehen.

In den Jahren 1863 bis 1865 finden wir ihn dann aber zum erstenmal in der Gemeinde Oberburg, wo er sich bald großer Beliebtheit erfreute. Dann aber siedelte er für ganz kurze Zeit nach Dießbach über. Hier starb plötzlich sein Vater, und dieser Umstand bewog ihn, vorläufig in seinem Geburtsort zu bleiben. Bewegte Zeiten aber standen vor der Türe oder warfen noch ihre Schlagschatten und zwar in politischen und namentlich auch in religiösen Dingen. Der Arzt Schüpbach aber war dem Gezänke, das auch die Gemüter in seiner Wohnsitzgemeinde stark aufregte, abhold. Er auf der freien Richtung mit inzwischen gereifter Weltanschauung hatte seine unversöhnlichen Gegner in maßgebenden, einflußreichen Persönlichkeiten.

In Oberburg bei Burgdorf aber, wo man den Mann von seinem frühern zweijährigen Aufenthalt her kennen gelernt und seine Kräfte zu schätzen wußte, starb 1866 der originelle Arzt Abraham Maret (siehe bern. Biographien, Band V, Heft 3), der lange Jahre an der leidenden Menschheit mit großem Geschick und viel Erfolg gearbeitet und der nun in Schüpbach einen würdigen Nachfolger erhielt.

Ein Arzt mußte wieder in die Gegend, und so ist es begreiflich,

wenn die maßgebenden Persönlichkeiten Oberburgs ihr Augenmerk auf Hrn. Schüpbach in Dießbach richteten und ihn baten, er möchte sein Domizil neuerdings nach Oberburg verlegen. Er tat dies um so lieber, weil er auch von seinem Freunde, Dr. Gerber in Goldbach bei Lützelflüh, darum gebeten wurde und dieser ihn namentlich auch als loyalen Kollegen, der die Arbeit und das Wissen und Können anderer nicht in hämisch neidischer Weise verlachte, wie dies leider so oft geschieht, von seinem ersten Aufenthalt her in Oberburg kennen gelernt hatte.

In Oberburg und den angrenzenden Gemeinden übte nun D. Schüpbach mehr als 25 Jahre mit seltenem Fleiß seine Praxis aus. Kein Weg war ihm zu weit, keine Straße zu wüst und zu krumm, keine Nacht zu schwarz, wenn er zu seinen Patienten gerufen wurde. Rücksichten gegen sich und die lieben Seinen kannte er in dieser Beziehung nicht. Wenn ihn die Pflicht rief, war er auf seinem Posten. Wir hatten selber Gelegenheit, zu beobachten, wie der nimmermüde Menschenfreund durchs Dorf ging, freundlich lächelnd links und rechts grüßend, überall ein liebes Wort zurufend, der Mann, der auch mit den Tagesfragen auf dem Laufenden war und oft mit recht beißender, jedoch nicht verletzender Satyre Kritik übte an Dingen, die seinen weitblickenden Anschauungen mißfielen. Wie freute er sich nicht am Wachsen und Werden des neuen Bundes, an der nach und nach stark gewordenen Eidgenossenschaft! Bei einem glühenden Patrioten, wie er einer war, konnte es übrigens auch nicht anders sein; hatte er doch als gebildeter und geistvoller Sohn Helvetiens die bewegtesten Jahrzehnte seines Jahrhunderts alle miterlebt und darin freudig mitgekämpft. Nicht daß man ihn etwa im Vordertreffen, auf der Rednerbühne oder als Journalist antraf; aber um so eifriger bemühte er sich, im kleinen Kreise den Ideen des neuen Bundes Eingang zu verschaffen und Aufklärung und Belehrung zu bringen, wo er es für nützlich hielt.

Trotz der ausgedehnten Praxis fand er noch Zeit, seine guten und überall geschätzten Kräfte in den Dienst des Gemeindewesens zu stellen. Die Schule fand in dem je und je bescheiden auftretenden Mediziner stets einen warmen Freund und in sozialen Dingen ging sein Geist oft der Zeit voraus. Lange Jahre war er Mitglied des Gemeinderates und Vizepräsident desselben und hier war sein Rat bei gar manchen wichtigen Fragen ausschlaggebend. Mit seinem einstigen Studienfreund Pfr. W. Bähler, dem kenntnisreichen Notar und Großrat Howald und dem geschickten und feinfühligen Landwirt Chr. Scher-

tenleib von Freudigen, ebenfalls lange Jahre Großrat, besprach er jeweilen in ernster und würdiger Weise die Geschicke der Gemeinde.

Im Erkennen von Krankheiten und Stellen der richtigen Diagnose war er besonders stark. Er wußte bald, wo bei den Kranken der Hebel anzusetzen war, um eine rasche Heilung oder doch wenigstens eine Linderung des Uebels herbeizuführen. In der Bekämpfung von Fieberkrankheiten, namentlich Lungenentzündungen, war er ein Meister. Aber auch Knochenbrüche wußte er mit besonderem Geschick einzurichten und hat auch mit Erfolg Krebsoperationen durchgeführt.

In seinen jüngern Jahren war unser Schüpbach auch ein eifriger Nimrod; gerne durchstreifte er mit andern Jägern oder auch allein Wald und Heide und erzählte dann in Freundeskreisen in humorvollem Jägerjargon, der an leibhaftige Münchhausiaden erinnerte, von seinen ungezählten Jagdabenteuern. Da zwinkerte er dann gar vergnügt mit seinen schelmischen Aeuglein, wenn seine Zuhörer nicht aus dem Lachen herauskamen oder der eine und andere Zweifel über seine Behauptungen äußerte. Und wie gerne saß der gute Mann in Freundeskreisen, er, der keinen Feind hatte, er, der die Aufrichtigkeit und Freundschaft selber war! Und den Humor verlor er nie, so lange es in seinem Geiste helle war, wenn auch er die tolle Ausgelassenheit nicht kannte, ja geradezu verabscheute und obschon ihn gar mancher harte Schicksalsschlag traf. So war ihm seine Gattin, mit der er lange Jahre treu vereint durchs Leben ging, schon im Jahr 1885 ins Jenseits vorausgeeilt. Der glücklichen Ehe entsprossen fünf Kinder. Zwei Söhne weilen in geachteten Stellungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, während die drei Töchter in ihrer alten Heimat wohnen und zwei davon ihren Vater mit seltener Geduld und aufopfernder Liebe pflegten bis an sein Lebensende, das gleichwohl freilich für ihn infolge des physischen Zustandes kein freundliches war. Aber er konnte auf ein Leben voller Arbeit, die reich gesegnet war durch die dankbare Bevölkerung, zurückblicken, auf ein Leben, das ihm freilich nicht nur duftende Rosen auf den Weg streute, sondern wo er gar oft auch recht arge Enttäuschungen erlebte und manche kummervolle Stunde in stiller Abgeschlossenheit zubrachte.

Groß war denn auch die Trauer bei allen, die die Ehre hatten, ihn kennen zu lernen, beim Hinscheid des so hoch geschätzten Arztes. Mit ihm ist ein braver und ganzer Mann zu Grabe gestiegen, der im weitern nicht nur an der hehren Natur seine große Freude hatte, sondern auch jeglicher Kunst feinfühlig gegenüberstand. Wie oft ist er ausgezogen und hat den stillen Wald durchwandelt und so gerne

hier Stunden der Andacht unter Gottes freiem Himmel gepflegt. Und wie oft ist er nicht hingezogen an unsere nationalen Feste, an die kant. und eidgen. Turn- und namentlich an die Schwingfeste. Da leuchteten seine Augen heller und schlug das Herz höher, wenn die markigen Emmentaler und die sehnigen Oberländer einander auf dem Kampfplatze gegenseitig in ihrer Kraft maßen. Sein einstiger Studienfreund und nachmaliger großer Förderer des Schwingerwesens im Kanton Bern, Direktor Dr. Schärer von der Waldau, mag hierin nicht wenig Einfluß auf ihn ausgeübt haben, obschon er von Natur aus an unseren nationalen Eigenheiten stets seine helle Freude bekundete und dabei immer jung blieb, jugendfrisch, bis ihn körperliches Leiden niederbeugte und sein helles Auge den einstigen ungetrübten Glanz verlor. Still und ruhig ist er hinübergeschlummert, beweint von manchem dankbaren Herzen. Sein Andenken wird noch lange im Segen bleiben.

Quellen: Mitteilungen der Töchter des Hrn. Schüpbach sel., sowie eigene Beobachtungen und Erinnerungen.

Oberburg, 13. August 1906.

Jos. Marti, Lehrer in Oberburg.

Karl Emil Blösch.

1838—1900.



Die Sammlung der Bernischen Biographien darf, nachdem sie auf 5 Bände angewachsen, nicht abgeschlossen werden, ohne daß sie in ihrer Ruhmeshalle einen der letzten Plätze dem Manne einräumt, dem sie so viel verdankt, dem langjährigen Präsidenten des bernischen historischen Vereins, dem Oberbibliothekar und spätern Professor der Theologie Dr. Emil Blösch. Dies nicht nur um des großen Anteils an Mitarbeit bei dieser Sammlung, die er geleistet, sondern vor allem um der Bedeutung willen, die dem liebenswürdigen und bescheidenen Gelehrten für die bernische und schweizerische Geschichtswissenschaft zukommt.

Karl Emil Blösch wurde am 11. Januar 1838 in Burgdorf geboren als das dritte Kind des Fürsprechers und nachmaligen Landammanns Eduard Blösch und seiner Gattin Lisa Schnell. Seine Mutter verlor er leider schon frühe, so daß bei der starken Inanspruchnahme seines Vaters durch das öffentliche Leben seine Erziehung in den Händen der Großeltern Schnell lag, in deren Hause er nun ein Heim fand. Im Jahre 1850, als Emil gerade 12jährig war, erfolgte jener denkwürdige Umschwung in der politischen Haltung des Bernervolkes, welcher die konservative Partei an's Ruder und Blöschs Vater an die Spitze der Regierung brachte. Für den jungen Emil wie für seinen Bruder Eduard waren das Zeiten gewaltiger innerer Erregung, die zuweilen noch in der doch so leidenschaftslos und unparteiisch geschriebenen Geschichte jener Zeit (Ed. Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte) nachzittert. Für die Knaben brachte der Umschwung den Vorteil, daß die Familie von Burgdorf nach Bern übersiedelte und sich ihnen damit die Gelegenheit erschloß, die Schulen Berns zu besuchen. Emil entschied sich nach Absolvierung des Gymnasiums für das Studium der Theologie, sowohl einer innern Neigung als auch der im väterlichen Hause herrschenden Wertschätzung der Kirche folgend. Sein Vater hatte sich bei der Verteilung der Departemente die Kirchendirektion ausbedungen, aus wirklicher Liebe zur Kirche und in der Überzeugung, daß es für das Wohl des Volkes von eminentester Wichtigkeit sei, daß der Kirche die ihr gebührende Stellung eingeräumt und sie in ihrem Wirken von der Regierung tatkräftig unterstützt werde. Er hat denn auch in der kurzen Zeit seines amtlichen Wirkens der Kirche mit Fürsorge und Hingebung gedient. Er trat für sie ein, hielt aber auch durch Anwendung einer persönlichen Zucht die unwürdigen Geistlichen in Schranken. Das geschah nicht aus klerikalen Herrschaftsgelüsten noch aus devoter Unterwerfung unter die Kirche, sondern weil er, wie der Sohn schreibt (Geschichte der Ref. K. II 329), die Wichtigkeit der kirchl. Dinge mit persönlich-religiöser Wärme erwog. Daß dieser tiefreligiöse Geist des Vaters auch auf die Berufswahl des Sohnes einigen Einfluß ausgeübt, ist nicht zu bezweifeln. Er studierte in Bern, Heidelberg und Berlin. Nach seiner Rückkehr bestand er mit bestem Erfolg sein theolog. Staatsexamen als der erste von sieben Kommilitonen, von denen aber keiner mehr im Amte ist. Hatte Blösch auf der Hochschule fleißig studiert und seine Kollegien gehört, ohne daß einer seiner Lehrer einen besondern Eindruck auf ihn gemacht hätte, so fand er nun erst als Vikar den Mann, der für sein ganzes Leben nachhaltig auf ihn einwirken sollte, nämlich den

originellen, tiefgründigen Religionsphilosophen Joh. Peter Romang, gewesenen Professor und damaligen Pfarrer von Niederbipp. Zu ihm war Blösch nach einem kurzen Vikariate in Sutz gekommen. Joh. Peter Romang war schon der Freund seines Vaters, welcher den Umgang mit dem Philosophen gepflegt hatte, und sich in seinen Ansichten über das Verhältnis von Kirche und Staat auch sehr von ihm bestimmen ließ. Er sollte nun der Erzieher und Bildner des Sohnes werden. Zwar weniger theoretisch — wie sich Blösch eigentlich auch wenig über seine Gedanken und Anschauungen zu äußern pflegte — als vielmehr dadurch, daß er dem jungen Vikar jene Hochachtung vor dem Gewissen und jene Treue des Gehorsams gegenüber dem Gewissen in die Seele legte, die beide in gleichem Maße ausgezeichnet hat, Romang und Blösch. Blösch hat die letzten Jahre der Wirksamkeit Romangs mit ihm geteilt, von 1861—64, jene Zeit, da im Leben Romangs die Schatten immer länger und die Verbitterung immer stärker wurden. Romang hatte das Pfarramt übernommen ohne innere Neigung, nachdem er einem Gefühl der Kränkung voreilig nachgebend seine Demission als Professor eingereicht hatte. Das Amt führte er „geistesmächtig und ernst, von wenigen geliebt, aber von allen geachtet, von einigen bewundert und von vielen gefürchtet, mit sich selbst am wenigsten zufrieden". Es verstärkten sich diese Stimmungen und Zustände im Alter so sehr, daß es oft schwer war, bei ihm auszuharren. Das Jahr 1864 brachte beiden eine Erlösung. Romang zog sich in den Ruhestand zurück, Blösch wurde zum Pfarrer nach Laupen gewählt, wo er seine Braut, Mathilde Studer, die Tochter des Prof. Gottlieb Studer in Bern, heimführen konnte. Die Ehe war stetsfort eine harmonische und glückliche.

Aber in seinem Amte stiegen die Schatten auf. Zehn Jahre bekleidete er sein Pfarramt, von einer zunehmenden Enttäuschung begleitet. Dieselbe wurzelte weniger in seiner eigenen Gemeinde, als vielmehr in den kirchlichen Streitigkeiten der 60er Jahre, veranlaßt durch das Auftreten der Reform und die leidenschaftliche Debatte über den Religionsunterricht am Seminar Münchenbuchsee. Auf der einen Seite standen die Vorkämpfer der kirchlichen Reform, die beiden Langhans, Albert Bitzius, Scartazzini u. a., auf der andern die Führer der alten orthodoxen Partei, Dekan Güder, Oberst von Büren, Helfer Baggesen u. a., und zwischen beiden Richtungen die sog. Vermittler, die aus innerer Wahrhaftigkeit sich weder der einen noch der andern Partei anschließen konnten. Blösch beobachtete diese Kämpfe von seinem stillen Laupen aus mit einem wachsenden

Unbehagen. Auch er vermochte sich weder für die Rechte noch für die Linke zu entscheiden, aber auch den Standpunkt der Mitte teilte er nicht. In einem kleinen Schriftchen: „Zur kirchlichen Frage" (1871) legte er seinen Standpunkt dar. Er fühlte und empfand darin ganz modern, daß er in der „Kirche", wie sie ihrem Begriffe nach es früher war, etwas für unsre Zeit Unmögliches erkannte, eben infolge der modernen Bildung, der Wandlungen in der Denkart der Menschen. Es ist noch heute wertvoll, das Schriftchen zu lesen und zu beherzigen, welches in gewaltigen und wuchtigen Sätzen den kirchlichen Optimismus zerstörte, unter dessen Bann alle drei kirchlichen Richtungen sämtlich mehr oder weniger standen. Blösch kam entgegen den Versuchen einer Auffrischung der kirchlichen Institutionen zu der Erkenntnis, daß die Voraussetzungen einer Volkskirche als eines nationalen Instituts von Grund aus zerstört seien, daß sie als Erziehungsanstalt ihren Zweck eigentlich schon erreicht habe und daß folglich die einzig mögliche Gestalt der christlichen Kirche, also der Kirche der Zukunft, „die nach freier individueller Wahlverwandtschaft sich bildende religiöse Gemeinschaft" sei. „Soll der Zutritt und die Zugehörigkeit der Kirche — nach pietistischer sowohl als nach reformerischer Forderung — Sache klaren eigenen Bewußtseins und freier selbständiger Entschließung sein, dann wird die Kirche zur Freikirche, im Verhältnis zum Staate in die Stellung einer Sekte gerückt, im Verhältnis zum Volksleben Sache einer kleinen Minderheit. Denn „der Glaube — im biblischen Sinn des Wortes — ist nicht jedermanns Ding." An die Stelle der bisherigen Glaubensbekenntnisse wollte Blösch das Gelübde setzen: „Jesum als sein persönliches Ideal anzuerkennen", und alle, die dasselbe ablegen, zu einem internationalen Verein verbinden, der „nach Auflösung der historischen aber bereits nichts mehr bedeutenden Konfessionskirchen", „durch die Mittel der jetzt sogenannten Innern Mission im großen Stil auf die Völker Einfluß üben, und vielleicht dereinst auch wieder dazu gelangen" würde, „das Völkerleben im Großen zu regenerieren und den welthistorischen Schritt Constantins zur Wiederholung zu bringen." . . . „Für die nächste Zeit hat nach dem geschichtlich bewährten Gesetz der Extreme der seines Glaubens bewußte und seines Glaubens lebende Christ weit eher die Aussicht, als ein Sonderling in der Welt da zu stehen, wohl auch gar ein neues odium generis humani zu werden." Den Schluß der eigenartigen und seltsamen Broschüre bildet die Mahnung an die Diener der Kirche, sich und die Gemeinden vorzubereiten auf die Krisis, „damit wir sie, wenn sie kommt, mit Ehren bestehen mögen, damit, wenn

die alte Kirche untergeht, doch das immer junge Reich Christi fortbesteht." Was damals noch wie ein einsamer wehklagender Posaunenton erklang, seine prophetische Weissagung von dem baldigen Ende aller Konfessionskirchen und von der Lösung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, das scheint heute zu einem vielstimmigen Chorus anzuschwellen, dessen Töne mächtiger und stärker werden. Ob aber diese Weissagung auch für unsre bernische Kirche in absehbarer Zeit in Erfüllung gehen wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Blösch hat diesen Ausgang näher geglaubt und erwartet. Der Verlauf der Geschichte hat ihm nicht Recht gegeben, — oder vielleicht nur, was den Zeitpunkt betrifft. Daß jetzt viele ähnlich empfinden, beweist, daß seinen Worten ein starker, berechtigter Wahrheitskern inne wohnt. Jedenfalls war seine Broschüre eine heilsame und notwendige Gegenwirkung gegen die kirchliche Schönrednerei und Schönfärberei, gegen den verbreiteten, eingefleischten Glauben an die Allmacht und Allgenugsamkeit, an die Vollkommenheit und die Unfehlbarkeit der Kirche und ihrer Diener. Daß Blösch diesen Glauben nicht hatte, das schied ihn von den kirchlichen Parteien jener Zeit, von denen eine jede uneingestandener Maßen die naive Ueberzeugung hatte, daß der Kirche und dem Volk geholfen sei, sobald nur ihre Stimme in der Kirche durchdringe.

Es ist natürlich, daß Blösch die Bedeutung der kirchlichen Wirren jener Zeit, weil er sie aus der Nähe betrachtete und darunter litt, auch überschätzte. Jetzt erscheinen sie uns mehr als ein natürlicher Entwicklungsprozeß, den die Kirche nun einmal durchmachen mußte. Deshalb konnte auch bei ihm die starke Enttäuschung nicht ausbleiben, die ihm das kirchliche Leben der Zeit und sein eigenes Wirken in seinem Amte bereiteten. Er war ein tüchtiger und gewissenhafter Pfarrer, treu bis ins kleinste, aber, sagen wir es offen, kein hinreißender Redner, weder in der Form seiner Kanzelvorträge noch in der Potenz seiner Gedanken. Da seine Gemeinde auch nicht zu denen gehörte, welche ein großes Erbe von Kirchlichkeit besitzen, wurde er so wenig von dem kirchlichen Leben seiner Gemeinde hingerissen, als er sie hinreißen konnte. Was er sagte, war stets lehrhaft, mehr akademisch, mehr dem Historischen zugewandt als der Gegenwart. So kam es je länger je mehr, daß nicht die Kirche der Krisis zutrieb, die er voraussah, sondern er selbst. Das Jahr 1874 brachte als Frucht der vorangegangenen kirchlichen Kämpfe unter ungeheurer Erregung des Volkes, zugleich unter schmerzlichen Empfindungen und übergroßem Jubel ein neues Kirchengesetz, welches, in einigen wenigen Punkten schlechter als sein Vorgänger, in vielen entschieden

besser, im wesentlichen aber so ziemlich alles beim alten ließ. So wenigstens mußte es Blösch ansehen. Blösch's Vorschläge waren unbeachtet geblieben. Die ganze, mit so viel Lärm und Geschrei in Szene gesetzte Revision brachte, wie es ihm erschien, im Grunde nicht viel Neues, es sei denn, daß man die Abschaffung des formulierten Bekenntnisses dazu rechnen will. Er konnte mit dem besten Willen nicht glauben, daß die Landeskirche unter diesen Verhältnissen weiter existieren könne. So zog er es vor, das sinkende Schiff vorher zu verlassen. Er resignierte auf sein Amt und trat aus dem Ministerium aus, das Tuch zwischen sich und der Kirche ganz zerschneidend. Das war im Jahre 1875. Im Intelligenzblatt rechtfertigte er den Schritt mit den Worten: „Die Leser meiner vor einigen Jahren erschienenen Broschüre „Zur kirchlichen Frage" kennen meine Ueberzeugung, daß die bestehenden kirchlichen Formen rasch einem gänzlichen Zerfall entgegengehen, welchen die staatsgesetzlichen Verjüngungsversuche nicht aufhalten, sondern nur befördern können, und daß insbesondere das Pfarramt in seiner bisherigen Gestalt gegenstandslos und wirkungslos teils schon geworden sei, teils zu werden im Begriffe stehe und in der modernen Gesellschaft keinen Platz mehr habe. Die Gesetzesbestimmung, welche die Geistlichen von der Führung der Civilstandsregister ausschließt, ist nur der jüngste Beweis dafür."

Nach Aufgabe des Pfarramtes zog Blösch nach Bern, wo er im Staatsarchiv als Gehilfe des Staatsschreibers von Stürler eine Stelle erhielt. Seine erste Aufgabe war die Fortsetzung der «Fontes Rerum Bernensium», die er zu einem vorläufigen Abschluß brachte. Hier legte er nun den Grund zu seiner spätern umfassenden historischen Tätigkeit. Als er im Jahre 1878 zum Oberbibliothekar der Stadtbibliothek von Bern gewählt worden war, erschloß sich vor ihm ein unermeßliches, vielfach noch unangebautes Gebiet, welches er nun mit großer innerer Freude, von seiner Neigung und seinen Gaben unterstützt, in Angriff nehmen konnte. Hier war Blösch, dem Lärm des Tages entrückt, in seinem Elemente. Mit der ihm eigenen Akribie und Raschheit des Arbeitens förderte er eine Reihe von gelehrten, wertvollen Untersuchungen zu Tage, welche eine wirkliche Bereicherung der historischen Wissenschaft bedeuten. Neben den vielen ausschließlich oder doch vornehmlich für die Fachgelehrten bestimmten Arbeiten, die er in den historischen Zeitschriften, Jahrbuch der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, Anzeiger für Schweizer Geschichte, Archiv des Hist. Vereines, Theol. Zeitschrift der Schweiz, u. a. publizierte, veröffentlichte er die Ergebnisse seiner Forschungen im Staatsarchiv und in

den Manuskripten der Stadtbibliothek auch in unzähligen populären Aufsätzen, die im Berner Taschenbuch, in den Bernischen Biographien, in den Sonntagsbeilagen des Bund, des Intelligenzblattes und des Berner Tagblattes ꝛc. erschienen sind. Die „Bernischen Biographien" — es sei dies nun, da das Werk zu einem vorläufigen Abschluß gebracht ist, ausdrücklich hervorgehoben — verdanken ihre Entstehung einer Anregung des Herrn Oberlehrer Sterchi, eines um die bernische Geschichtsforschung ebenso verdienten Mannes. Blösch griff den Gedanken auf, und der histor. Verein nahm die Sache an die Hand. Blösch hat damit in der rechten Weise die Frucht seiner wissenschaftlichen Tätigkeit dem Volke zugänglich gemacht. Das Verzeichnis seiner Arbeiten, welches wir unten bringen, weist 120 Nummern von Aufsätzen in Zeitschriften und Zeitungen auf. Die selbständigen Werke, das eine Zeitlang von ihm herausgegebene Berner Taschenbuch mitgerechnet, zählen über 30 Bände. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Neuherausgabe der Chronik des Valerius Anshelm, die Festschrift zur Berner Gründungsfeier, für die er „die Entwicklung der Stadt Bern zum Staate" schrieb, und seine Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen, ein Werk, auf das wir noch zurückkommen werden. Auf allen Gebieten der bernischen Geschichtsforschung der letzten 30 Jahre begegnen wir den Spuren des unermüdlichen Forschers und Sammlers. Dazu kam die nicht immer leichte und angenehme Tätigkeit als Oberbibliothekar, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Er hat nicht nur selbst aus dieser Tätigkeit Nutzen gezogen, sondern durch eine weise und umsichtige Verwaltung dafür gesorgt, daß diese Fundgrube des Wissens möglichst vielen zugänglich gemacht wurde. Zu diesem Zweck fertigte er den großen Generalzettelkatalog an, und darauf die Spezialkataloge über Helvetica und historische Manuskripte. Ueber diese seine Tätigkeit schreibt sein ehemal. Mitarbeiter, Pfr. Studer, im Kirchenblatt: „Berns Verhältnisse legen dem Oberbeamten fast unerträgliche Lasten auf und nötigen ihn, der sich allein der wissenschaftlichen Arbeit sollte widmen können, sich mit allen möglichen untergeordneten Dingen zu beschäftigen. Wohl empfand Blösch oft diese kleinlichen Verhältnisse als drückende Pflicht, doch unermüdlich war er stets bereit, seine Aufgabe zu erfüllen, immer der erste und der letzte auf dem Posten. Ferien nahm er nie, und wenn andere feierten, freute er sich, recht ungestört arbeiten zu können. Den zahlreichen Besuchern trat er stets auf das liebenswürdigste entgegen; zu Rat und Tat bereit stellte er seine reichen Kenntnisse in den Dienst eines jeden, der ihn um Hülfe und Auskunft anging, und nie ließ er andere seine Superiorität spü-

ren, so daß es allen eine Freude war, mit ihm verkehren zu dürfen." Damit ist nicht zu viel gesagt. Er war nicht nur dem Namen nach Präsident des Historischen Vereins, er stand auch in Wirklichkeit während langer Jahre an der Spitze der historischen Forschung in unserer Stadt. Allerdings fehlerfrei, was man so nennt, sind seine Arbeiten nicht. Wenn man aber bedenkt, daß Blösch vielfach erst die Pfade auffinden mußte durch ungebahnte Gebiete, so wird man die kleinen Irrtümer billig entschuldigen. Für die Spätern, die das erschlossene Material besser sichten können, ist es nicht schwer, in Detailangaben genauer zu sein. Was die Pragmatik der Geschichte anbetrifft, die Auffindung der großen Linien und der beherrschenden Gedanken, ist seine Führung zuverlässig und sicher. Ich verweise hiefür nur auf die musterhafte und glänzende Darstellung der Vorreformation in Bern und seine Antrittsvorlesung über „den eigenartigen Charakter der Reformation in Bern".

Hatte sich Blösch seiner Zeit aus der Gegenwart, die ihn so wenig befriedigte, in die Vergangenheit geflüchtet, so sollte er nun die nicht erwartete, aber ganz naturgemäße Erfahrung machen, daß die Vergangenheit ihn nach und nach mit der Gegenwart aussöhnte und ihn, auf einem Umwege allerdings, wieder zurück in die Kirche führte. Die bernische Geschichte läßt sich bei der engen Verbindung von Kirche und Staat von der Kirchengeschichte nicht trennen. Je länger sich Blösch damit beschäftigte, desto mehr gewann er Lust und Liebe dazu, sodaß er sich schließlich, ausgerüstet mit Kenntnissen und Wissen, als Privatdozent an der theologischen Fakultät Bern für schweiz. Kirchengeschichte habilitierte. So kam er, der seiner Zeit aus dem Ministerium ausgetreten war, dazu, die angehenden Geistlichen für dieses Amt vorzubereiten! Eine der Inkonsequenzen, an denen das menschliche Leben reich ist! In seinen Kollegien war er gründlich und interessant in der Fülle dessen, das er bot. Es fehlte zwar das Uebersichtliche und Großzügige in der Darstellung. Es war zu sehr Detailmalerei, Mosaikarbeit, mit der er alle die kleinen Bausteine aneinander reihte. Aber wenn das Bild fertig war, traten die großen Linien von selbst hervor. So lange er Privatdozent war, hatte er verhältnismäßig nur wenige Hörer, da seine Vorlesungen nicht „Examen-Vorlesungen" waren, und die Kenntnis der Geschichte der bernischen Kirche nicht zu den unumgänglichen Voraussetzungen zur Aufnahme in den bernischen Kirchendienst gehört. So konnte er eigentlich erst Einfluß gewinnen und zur Geltung gelangen, als er 1891 zum außerordentlichen Professor für neuere Kirchengeschichte ernannt wurde. Langsam und stetig vollzog sich

seine innere Rückkehr zur Kirche. Seine Studien und das Lehramt an der Fakultät führten ihn zurück, sodaß er sich sogar am praktischen kirchlichen Leben beteiligte als Mitglied des bernischen Ausschusses für kirchliche Liebestätigkeit, dessen Gründer er war. Das war ihm schon in der Zeit seiner Entfremdung von der Kirche als dasjenige Gebiet erschienen, auf dem noch etwas gemacht werden könnte. Da er bereits durch seinen Vater mit der Armenerziehungsanstalt Viktoria in Bern bekannt geworden war und ihn nach seinem Tode in der Direktion ersetzt hatte, so unterstützte er nun mit Begeisterung die Bestrebungen der kirchlichen Liebestätigkeit, die namentlich von der kirchlichen Mitte ausgingen. Diese Tätigkeit, wie auch die Mitarbeit im Berner Volksschriftenkomitee und im Hilfsverein der Stadt Bern, waren für ihn ein gesundes Gegengewicht zu seinen gelehrten Studien. Von seiner veränderten Stellung zur Kirche machte er kein Hehl. Offen beteiligte er sich je länger desto mehr an kirchlichen Veranstaltungen und Versammlungen, auch wenn er nicht mehr predigte. An der schweiz. Predigergesellschaft von 1892 in Bern hielt er das Korreferat über „den Einfluß des spezifisch-reformierten Dogmas auf die Sittlichkeit", und am bernischen kantonalen Pfarrverein in Stalden 1899 trug er ein Referat vor über „die Pflicht des Geistlichen zu wissenschaftlicher Fortbildung". Der Vortrag machte auf die zahlreiche Versammlung einen tiefen Eindruck. Wenn man diese Ausführungen liest, nimmt man mit Staunen wahr, wie groß Blösch unterdessen vom Pfarramt denken gelernt hat, welche gewaltigen Aufgaben er der Kirche zuwies und mit welchem hoffnungsvollen Glauben er dieses Große für möglich erklärte. Damit hatte er seine Vergangenheit selbst widerlegt und jenen Akt der Trennung gut gemacht. Es war sein letztes öffentliches Wort an die Kirche, an seine bernische Kirche. Als es im Druck erschien, im Kirchenblatt Nr. 10 und 11 von 1900, war er nicht mehr unter den Lebenden. Auch die Ehrungen hat er nicht mehr alle erlebt, die ihm, freilich spät, aber wohlverdient, erwiesen wurden. Zu dem Ehrendoktor der Zürcher Philosoph. Fakultät von 1875 für sein Werk „Ed. Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte" kam in seinem Todesjahr der theologische Ehrendoktor der Lausanner Fakultät. Auch war ihm die Ernennung zum Dekan der Theol. Fakultät von Bern zugedacht. Im Jahr 1891 hatte ihm die Bürgerschaft von Bern bei Anlaß der Gründungsfeier für seine Verdienste das Ehrenbürgerrecht erteilt. Aber mehr noch als diese Ehrungen hat er sich selbst ein Ehrendenkmal gesetzt in der bereits erwähnten Geschichte der schweiz.-

reformierten Kirchen, welche 1898 und 99 in 2 Bänden erschienen ist, seit Hottingers „helvetischen Kirchengeschichten" die erste zusammenfassende Geschichte der schweiz. reform. Kirchen. Man hat an diesem Werke Einiges auszusetzen gehabt, geschichtliche Ungenauigkeiten, sowie seine Beurteilung einzelner neuerer Erscheinungen. Die Redaktion des „Reformblattes" legte geradezu Verwahrung ein gegen die Beurteilung der Anfänge der Reformbewegung in diesem Werke. Blösch hat sich dann in seiner bescheidenen und freundlichen Art verteidigt. Es ist begreiflich, daß es nicht leicht ist, geschichtliche Strömungen und Bewegungen, deren Träger zum Teil noch leben und mit dem Glorienschein der Vorkämpfer bekleidet sind, mit dem objektiven Maßstab des Historikers zu messen, zumal wenn zwischen dem Historiker und seinem Objekt eine dogmatische Kluft vorhanden ist. Objektive, voraussetzungslose Darstellung ist da fast nicht möglich. Aber das sichtliche Streben nach Objektivität ist Blösch nicht abzusprechen, und er bleibt, was oben bereits betont worden ist, in der pragmatischen Geschichtsschreibung, in der Wertung und Beurteilung der Menschen und Zeiten, ein sicherer Führer. Immerhin kann nicht geleugnet werden, daß man in jener Partie des Buches noch etwas von dem Widerwillen spürt, welchen der Beurteiler bei der Erinnerung an jenes stürmische und pietätslose Draufgängertum im Seminarstreit empfunden hat. So war die Verwahrung nicht ganz grundlos, auch wenn es gilt, was Studer im Blick auf dieses Buch sagt: „Wir dürfen ihm das Zeugnis geben, daß er von aller persönlichen Voreingenommenheit sich möglichst frei zu halten, auch entgegengesetzte Standpunkte zu verstehen und sie aus den Worten ihrer eigenen Vertreter darzustellen suchte." Wenn er aber fortfährt: „mag auch ob seinem Bilde ein Zug von Schwermut schweben, mag in dem Gemälde der jüngsten Vergangenheit der Schatten sich noch etwas breit machen...." so hängt die Berechtigung zu diesem Urteil doch eher von dem Grad und der Stärke des Optimismus ab, mit dem man die kirchliche Gegenwart beurteilen kann. Daß Blösch nach seiner ganzen Vergangenheit von diesem Optimismus wenig besitzen konnte, wird man verstehen; daß er es auch am Schluß seines Werkes wagte, das Wort von dem „Provisorium" der Kirche auszusprechen, wird man heutzutage doch besser begreifen. In diesem Punkt hat er lediglich dem Fühlen und Empfinden des modernen Geschlechtes Ausdruck gegeben. Eine große Tat ist das Buch dennoch, würdig der Zwingli-Monographie des verstorbenen Prof. R. Stähelin an die Seite gestellt zu werden. Für die Kirche war es eine Gabe von größtem Werte, mit der er mehr als doppelt aufgewogen hat, daß er sich ihr einst entzog.

Seine Arbeit schien noch lange nicht zu Ende zu sein, sein Tag noch nicht zu Neige zur gehen, seine Geisteskraft war noch ungebrochen, die Ernte noch nicht eingeheimst, als ihn plötzlich und unerwartet der Herr der Ernte von seinem Platze rief. Eine tückische Influenza raffte ihn am Morgen des 11. März dahin.

Wir geben in Folgendem, so weit es uns möglich war, ein Verzeichnis der Arbeiten von Prof. Blösch, mit Ausnahme der im Texte erwähnten wichtigsten Werke und Broschüren.

Eduard Blösch und 30 Jahre bern. Geschichte (1872).
Zur Anerkennung des Papstes Alexander III. (Anz. f. Schw. Gesch. 3, 420).
Zur Sammlung der eidg. Abschiede 1478–1484 (ib. 4, 149).
Berthold von Regensburg „Franziskaner" (ib. 5b, 44).
Heinrich Bullinger schenkt dem Sam. Tillmann von Bern seine Geschichte der Grafen von Habsburg (ib. 5b, 108.)
Ohmgeld (ib. 1892).
Die Erbauung der Stadt Versoix (Jahrb. f. Schw. G. 4).
Die Vorreformation in Bern 1470–85 (ib. 9).
Die Schlacht bei Murten im Ratssaale zu Bern (Bern. Taschenbuch 1877).
Zwei vergessene Größen: das Kloster Trub und der Napf (ib.)
Em. Friedr. Fischer, Schultheiß von Bern, 1786—1870 (ib.).
Kaiser Josef II. in Bern 1777 (ib. 1883).
Ein Stammbuch von Friedr. Musculus 1560–68 (ib. 1878).
Das Grabmal der Frau Langhans in Hindelbank und der Bildhauer Joh. Aug. Stahl 1751 (ib. 1879, mit Nachtrag 1886).
Alb. v. Haller (ib. 1880).
Zwei bern. Bischöfe (Burkhard von Hasenburg und Burkhard von Oltingen (ib. 1881).
Prinz Louis Napoleon in Bern (ib.)
Dr. Joh. a. Lapide, ein Prediger in Bern vor 400 Jahren (ib.)
Reisebriefe des Malers Franz Nik. König, 1765–1832 (ib. 1882 und 1883).
Stimmungsbilder aus der Zeit der Henzi'schen Verschwörung 1749 (ib. 1883).
Schweizer Kriegslieder, 1792–98 (ibid. 1886).
Die Geschichte von Laupen (Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern 8).
Topographia urbis Bern. auct. Henr. Gundelfingen 1476 (ib. 9).
Georg von Laupen (ib.)
Dr. Friedr. Trechsel, Pfr. in Bern, 1805–1825 (ibid. 11).
Zur Geschichte der Wiedertäufer (ib. 12).
Valerius Anshelm und seine Chronik (in „Oeffentl. Vorträge gehalten in der Schweiz".
Ein ungedruckter Brief des Reformators Bercht. Haller (Theol. Zeitschrift der Schweiz 3).
Das Ende der Reformation im Wallis, 1577–1610 (ib. 5).
Eine neue Quelle zur Geschichte der Berner Disputation (ib. 8).
Joh. Peter Romang als Religionsphilosoph (ib. 13).
Ueber den eigenartigen Charakter der Reformation in Bern (Antrittsvorlesung, kirchl. Volksblatt 1885).

Bern und die Waldenser 1686 (Alpenrosen 1886).
Petrus Canisius (Kirchenblatt 1897).
Aus der guten alten Zeit (ib. 1900).
Die aristokrat. Verfassung im alten Bern (Polit. Jahrbuch der Eidg. IV).
Vor fünfzig Jahren (von C. Hilty und E. Blösch mit ungedruckten Briefen schweiz. Staatsmänner ib. 1897).
Kard. Schinner (Sonntagsblatt des „Bund“ 1890).
Rudolf von Erlach bei Laupen (Bern 1890).
Die Schweiz und ihre Nachbarn (Unsere Zeit 1888).
Die Schweiz und der Kanton Tessin (ib. 1889).
Bundespräsid. U. Ochsenbein (ib. 1891).
Die Umgebung von Bern vor der Gründung der Stadt Bern (Bern 1893).
Leitung der Lütschine in den Brienzer See (Oberl. Volksblatt 1893).
Ein Versuch eidgen. Strafrechtspflege z. Zeit der Helvetik (Zeitschrift für Schweiz. Strafrecht 6).
Saml. Schnell als Dichter (Zeitschrift des bern. Juristenver. 30).
Bernh. Friedr. Kuhn, ein bern. Staatsmann z. Z. der Helvetik. (Neujahrsblatt des Bern. Histor. Vereins 1895).
Der Brudermord im Schlosse Thun (Berner Heim 1896).
Der Leutpriester Diebold Baselwind, ein Lebensbild aus dem alten Bern (Bern. Volksschrift 17, 1885).
Die Grafen von Dohna als Burger von Bern (Berner Heim 1900).
Ein alter Siegelstempel (Anz. f. Alt. 6, 300).
Kunstgeschichtl. Mitteilungen aus den bernischen Staatsrechnungen 1505 - 1580 (Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums in Bern 1879).
Armoiries de Berne (Arch. hér. Suisses V).

Biographien: In der Allgem Deutschen Biographie (zum Teil in die Sammlung bern. Biographien aufgen.) Franz Ludw. von Erlach, Hier. von Erlach, Joh. Ludw. von Erlach, Karl Ludwig von Erlach, Ludwig von Erlach, Rud. v. Erlach, Rud. Ludw. v. Erlach, Sigm. v. Erlach, Peter Falk, Phil. Eml. von Fellenberg, Bernh. Rud. Fetscherin, Hs. Fränkli. Thüring Frikart, Joh. Frischherz, K. Alb. Frisching, Saml. Frisching, Joh. Rud. Gruner, Albr. v. Haller, Albert v. Haller, Franz Ludw. Haller, Gottl. Eml. v. Haller, Karl Ludw. Haller, Rud. Eml. v. Haller, Kasp. Hetzel, Alb. Gottl. v. Jenner, Ferd. Beat von Jenner, Joh. Jezer, Peter Kistler, Franz Nikl. König, Bernh. Friedr. Kuhn, Joh. Jak. Lauffer, Ludw. Lauterburg, K. Ant. Lerber, Nikl. Leuenberger, Dr. Jakob Leuenberger, K. Fr. Ludw. Lohner, Gebr. Lory, Vater und Sohn, Saml. Lutz, Pfr. und Prof., Nikl. Manuel, Barth. May, Eml. May, Kasp. v. Mülinen, Beat Lud. v. Mülinen, Nikl. v. Mülinen, Beat Ludw. v. Muralt, Wolfgang Müslin, Hs. Frz. Nägeli, Seb. Nägeli, Joh. K. Friedr. Neuhaus, Bernh. Eml. v. Rodt, Matth. Schneckenburger, Joh. Schnell, Sam. Friedr. Lüthardt, Karl Schnell, Saml. Lud. Schnell, J. R. Sinner, Isaak v. Steiger, Nik. Friedr. v. Steiger, A. F. Stettler, G. Studer, Fr. K. v. Tavel, Joh. A. v. Tillier, K. Fr. v. Tscharner, K. E. v. Tscharner, N. E. v. Tscharner, V. B. v. Tscharner, K. N. E. v. Wattenwyl, Em. v. Wattenwyl, Fr. v. Wattenwyl, N. v. Wattenwyl, N. R. v. Wattenwyl, J. Weber, B. v. Weingarten, F. R. v. Weiß, J. Fr. v. Willading, L.

v. Wurstemberger, Rud. Wyß, Joh. Rud. Wyß, der ältere und der jüngere, Th. Wyttenbach, B. v. Zeerleder, K. Zeerleder, Ludw. Zeerleder.

Nur in den Berner Biographien:

Abr. Ad. Gerster, Saml. Gottl. Hühnerwadel, Gottl. Hühnerwadel, J. P. Romang, Frz. Jak Schnell, Jak. Rud. Schnell, Joh. Ludw. Schnell.

Endlich sind noch zu erwähnen in der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche verschiedene Artikel über bernische Kirchengeschichte.

Quellen: Biogr. Jahrbuch V, S. 165, von Dr. R. Steck, die Nekrologe im Kirchenblatt (Pfr. Studer) und Kirchenfreund (W. Hadorn), sowie private Nachrichten.

W. Hadorn.

Eduard Blösch.

1835—1903.

Eduard Blösch, geboren 1835 am Weihnachtstage, war der ältere Bruder des Oberbibliothekars und Professors Emil Blösch, ihm äußerlich und innerlich ähnlich, wiewohl er schon früh ganz andere Wege einschlug. Nach der Uebersiedlung seines Vaters nach Bern besuchte er das Privatgymnasium des Herrn Theodor von Lerber, welcher in religiöser Beziehung bestimmend für sein ganzes Leben auf ihn einwirkte. Er studierte in Bern und Heidelberg die Jurisprudenz und bestand mit gutem Erfolg die Examen als Fürsprecher und Doktor juris. Allein aus Gewissensgründen konnte er sich nicht entschließen, den Anwaltsberuf auszuüben. Der amtliche Auftrag, eine Kindsmörderin zu verteidigen, bereitete ihm solche Pein, daß er, um fürderhin dieser Eventualitäten enthoben zu sein, dem Regierungsrat das Patent als Anwalt zurückstellte und sich, obschon bereits verheiratet, nochmals dem Notariatsexamen unterzog, 1864. Als Notar widmete er sich in dem 1861 von seinem Vater begründeten Sachwalterbureau der Verwaltung von Vermögen und der vertraulichen Beratung in finanziellen Angelegenheiten. Nach außen trat er ebenfalls aus Gewissensgründen nie hervor, weder in der Gemeinde- noch in der kantonalen Politik.

Viel früher als sein Bruder Emil ist Eduard Blösch in die kirchliche Krisis hineingezogen worden. Es war jener Streit um die Stellung der theologischen Fakultät zum „reinen Bibelglauben", welcher im Oktober 1855 durch den Angriff des Herrn von Wattenwyl-de Portes auf die Fakultät im „Oberländer Anzeiger" entbrannt ist. Derselbe,

Mitglied der „Freien Gemeinde“ in Bern, war durch eine Bemerkung von kirchlicher Seite gegen die Dissidenten provoziert worden, und brachte nun den für den orthodoxen Flügel der Kirche wundesten Punkt zur Sprache, die kritische Stellung der Fakultät zur heil. Schrift. Auf den Streit selbst, den Emil Blösch in seiner Geschichte der schweizerischen reformierten Kirchen II, 347 in seinen Hauptzügen schildert, brauchen wir nicht näher einzutreten. Es sei nur erwähnt, daß in der Folge Eduard Blösch die Landeskirche verließ und sich der „Freien Gemeinde“ anschloß, in welche er mit seinen durchaus separatistischen Anschauungen vollständig hineinpaßte. Er ging in seiner separatistischen Ablehnung der Politik so weit, daß er selbst die Ausübung des Stimmrechtes für eine „Befleckung mit der Welt“ hielt. Anderseits konnte er gelegentlich gegenüber kirchlicher Beschränktheit auch einen freien Blick haben. Jedenfalls unterschied er sich vorteilhaft von jenem engherzigen und ungebildeten Muckertum, welches die Stärke des Glaubens an der Ablehnung der Wissenschaft mißt. Blösch studierte die Bibel nach dem Grundtext und arbeitete für sich eine eigene Uebersetzung aus.

Mit seinem Eintritt in die kleine freie Gemeinde war ihm die Möglichkeit einer kirchlichen, resp. religiösen Wirksamkeit, zu der er sich stets gedrängt gefühlt hatte, nicht geraubt. Im Gegenteil, er fühlte sich jetzt als freier Mann erst recht frei und durch keine Schranken gehemmt. Er wählte sich das Gebiet der Sonntagsschule zu seinem Wirkungskreise, getrieben von einer rührenden Liebe zu den Kindern. Er gründete in Bern auf dem Saal in der Nydecklaube die erste Sonntagsschule größern Stils nach englisch-methodistischem Vorbilde mit Klassen und Monitoren, und leitete dieselbe während 30 Jahren Sonntag für Sonntag. Die Sache fand begeisterten Beifall und entschiedenen Widerspruch. Zu Stadt und Land wurden Sonntagsschulen gegründet , und mit der Zeit verstummte auch der Widerspruch. Die Landeskirche empfahl nun selbst ihren Dienern und Kirchgemeinderäten die Pflege dieses Institutes. Zu diesem Erfolg trug ein Doppeltes bei: Einmal die vollständig neutrale Haltung des Gründers dieser ersten großen Sonntagsschule, der unter den Kindern nie Propaganda für seine Gemeinde trieb, sondern sich wirklich auf das eine Ziel beschränkte, ihnen das Evangelium in einer ihrem kindlichen Verständnis angepaßten Weise zu verkündigen. Sodann zeichnete sich diese Sonntagsschule durch einen fröhlichen und lebhaften Geist aus. Es wurde viel gesungen, viel erzählt, wenig gepredigt und wenig gelehrt. Ihre Weihnachtsfestchen brachten den Christbaum in das Bernerland hinaus. Blösch unterstützte tatkräftig alle diese Bestrebungen. Er

gründete einen kantonalen Sonntagsschulverein, das Kindersonntagsblatt, welches eine Auflage von 18000 Exemplaren erreichte, eine eigene Agentur, die er aus seinen Mitteln erhielt, und gab schließlich auch ein Liederbüchlein heraus, dessen Lieder auf den kindlichen Ton gestimmt waren. Zu seiner Sonntagsschule in Bern, an welcher er durch den Vorsteher des Diakonissenhauses Dändliker unterstützt wurde, übernahm er etwas später noch eine in Bargen, welches damals nach Aufhebung der Pfarrei kirchlich ziemlich verwaist war. Auch Erwachsene stellten sich ein, sodaß mit der Zeit aus der Sonntagschule ein eigentlicher Gottesdienst wurde. Welche Schwierigkeiten und welchen Widerstand er anfänglich überwinden mußte, geht aus einem Erlebnis hervor, über welches sein Biograph im „Berner Tagblatt" berichtet:

„Die Kanalbrücke, die bei Bargen über die rasch fließende, tiefe Aare führt, sollte für Blösch eine eigene Bedeutung bekommen. Einst wurde er dort drüben ans Sterbelager eines Verunglückten gerufen. Dieser bekannte ihm, daß er ihn weiter nicht kenne, aber ihn schon lange gehaßt habe, weil er in B. Versammlungen halte. Darum habe er ihm an einem bestimmten, stockfinstern Sonntagabend auf der Brücke aufgelauert, mit dem festen Vorsatz, ihn durch eine der weiten Lücken in die Aare zu schleudern; aber dann habe er, entwaffnet durch den freundlichen Gruß, ihn müssen vorbeigehen lassen. Bald darauf sei er verunglückt, aber er könne nicht sterben, ohne Blöschs Verzeihung erlangt zu haben. — Das Ende der Beichte läßt sich denken, und der Mann starb im Frieden."

Ebenso umfassend war seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Innern Mission, auf welche er schon im Elternhaus durch die Beziehungen seines Vaters zur Viktoriaanstalt hingewiesen worden war. Da er daselbst oft verkehrt hatte, hätte es eigentlich nahe gelegen, daß er als Nachfolger des Vaters in die Direktion eingetreten wäre. Die Regierung zog aber seinen jüngern Bruder vor. Er empfand das als eine Zurücksetzung; aber sie entmutigte ihn nicht. Vielmehr widmete er sich jetzt mit um so größerer Treue der Anstalt Grube, deren Direktionsmitglied er war, und seit 1880 der durch ein Legat der Frl. Emilie Bitzius gegründeten „Neuen Grube" in Brünnen bei Bümpliz, deren Präsidium er übernahm. Zugleich entschloß er sich zur Gründung eines Waisenhauses. Nachdem er schon früh, weil ihm eigene Kinder versagt waren, zwei Waisen in sein Haus aufgenommen hatte, schritt er, durch das Beispiel des bekannten Georg Müller in Bristol mächtig angeregt, zur Ausführung seines Planes. Im Jahre 1872

konnte das „Asyl zur Heimat" eröffnet werden, in welchem im Lauf der Jahre 71 Mädchen eine wirkliche Heimat gefunden haben. Ein Komitee wollte er für diese Anstalt nicht. Es war sein eigenes Heim, seine Familie, in der er die freien Stunden zubrachte, von den Kindern jeweilen mit Jubel begrüßt. Gaben flossen ihm von allen Seiten zu, ohne daß er jemals zu Kollekten oder andern Mitteln Zuflucht nehmen mußte. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich auch durch die Gründung des „Krankenvereins" im Jahre 1870, der sich bald über die ganze Stadt ausbreitete und mit der Zeit eine fast unentbehrliche Hilfsorganisation zur öffentlichen Armen- und Krankenpflege geworden ist. Desgleichen war er von der Gründung des Jennerspitales an als Kassier und Sekretär für diese Anstalt tätig.

Die letzten Jahre seines Lebens brachten ihm manche schwere Erfahrung, die schließlich zu seinem Austritt aus der „Freien Gemeinde" führten und ihm zu der Erkenntnis verhalfen, daß das Heil nicht in einem kirchlichen System liegt. Er fühlte sich oft sehr vereinsamt, und war froh, in dem Kreise seiner großen Familie von Pfleglingen und seiner Freunde Ersatz für die mangelnde kirchliche Gemeinschaft zu finden. Im November 1902 wurde er von einer schleichenden Krankheit ergriffen, die am 7. Febuuar 1903 in einem Herzkrampf seinen Tod herbeiführte.

Quellen: Nekrologe von Notar J. im „Berner Tagblatt" vom 2. März 1903 und von W. Hadorn im „Kirchenfreund" vom 27. Februar 1903.

W. Hadorn.

Johann Beckh.

1724—1759.

Johann Beckh wurde in den ersten Tagen des Jahres 1724 in Uetendorf geboren und am 2. Februar 1724 in der nahen Pfarrkirche von Thierachern getauft. Sein Vater, Johann Beckh, aus angesehener Familie, die aus Colmar stammend, 1694 durch Andreas Beckh nach Thun verpflanzt worden war und es daselbst bald zu Einfluß und Wohlstand brachte, übte in Uetendorf den ärztlichen Beruf aus und hatte sich daselbst mit Christina Feurer, der einzigen Tochter des dortigen Müllers, verheiratet, aus welcher Ehe sieben Kinder hervorgingen, von denen Johann das drittälteste war. Seine Jugendjahre brachte er auf dem idyllisch

gelegenen Landsitz seiner Eltern zu, sowie im nahen Thun, wohin sein Vater später übersiedelte, um die Stelle eines Lateinlehrers auszuüben. 1737 trat der hochbegabte Knabe in das untere Gymnasium in Bern ein und bezog 1743 als Studiosus der Theologie die Akademie. Doch machten ihn seine mutwilligen Streiche derart unmöglich, daß der Obere Schulrat 1747 zu seiner Relegation schreiten mußte. Auf diese Weise aus seinem regelmäßigen Studiengang herausgeworfen, reiste er noch im selben Jahre mit Empfehlungen seines Gönners, Professor Altmann, versehen, nach Holland, wo ihm eine Anstellung als Präceptor in einer vornehmen Familie in Zütphen seine ins Wanken geratene Existenz wieder befestigte. Hier war es auch, daß er sich mit großem Eifer auf das Gebiet der Mathematik und und Festungsbaukunst warf, ohne zu ahnen, daß er später seinen Lebensberuf auf diesem Gebiete ausüben sollte. 1750 siedelte er nach Polen über. Der erste Würdenträger dieses Landes, der Großkronfeldherr und spätere Kronprätendent, Graf Branicki, hatte ihn zu seinem Sekretär ernannt, und zwar für die auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher begleitete er seinen Herrn auf dessen häufigen Reisen, hielt sich aber meist in Warschau, Lemberg und Biallystock auf. Seine Stellung wurde namentlich seit seiner Ernennung zum Oberst eine geradezu glänzende. Gleichwohl blieb er ein guter Berner, und trotz aller katholischen Umgebung hielt er an seiner protestantischen Ueberzeugung mit Entschiedenheit, ja Schroffheit fest. Das unter äußerem Glanze sich verbergende Elend Polens blieb ihm aber nicht verborgen, und dies war wohl der Grund, warum er in den Dienst des von ihm hochverehrten Königs von Preußen übertrat. Am 17. April 1757 ernannte ihn Friedrich der Große zu seinem Kriegsrat. Da Beckh in seiner neuen Stellung trotzdem auf polnischem Gebiet blieb und in Danzig in der Umgebung des preußischen Residenten seinen Aufenthalt nahm, so dürfen wir annehmen, daß seine dortige Tätigkeit sowohl diplomatischer als militärischer Natur war. Durch Verleihung von hohen Orden reichlich ausgezeichnet und in den Adelstand erhoben, sah er sich vor die ehrenvolle Aufgabe gestellt, an der Konsolidierung des preußischen Einflusses im Osten mitzuarbeiten. Es sollte aber nicht sein. Nach kurzer Krankheit starb er am 17. Mai 1759 und wurde einige Tage später in der Petrikirche zu Danzig beigesetzt. Johann Beckh war nie verheiratet. Fern von den Seinen, unterhielt er mit ihnen einen regen Briefwechsel, der zum Teil noch erhalten, in kulturgeschichtlicher Beziehung nicht ohne Interesse ist. Noch soll sich in Danzig ein zu seinen Ehren errichtetes Denkmal

befinden. Sein Bildnis ziert den kleinen Saal des Rathauses seiner Vaterstadt Thun.

Quellen: Familienpapiere. E. Bähler, Briefe Johann Beckh's von Thun an seine Familie aus den Jahren 1747—1759. Berner Taschenbuch auf das Jahr 1907, Bern 1906.

E. Bähler, Pfarrer.

Johann Heinrich Beckh.

1773—1811.

Johann Heinrich Beckh, Sohn des Johann Beckh und der Anna Marie Koch, wurde am 14. März 1773 in seiner Vaterstadt Thun geboren. Sein Vater, ein Vetter des oben genannten polnisch-preußischen Kriegsrates, in seiner Jugend Offizier in sardinischen Diensten, befand sich in günstigen Vermögensverhältnissen, die ihm erlaubten, seinen beiden Söhnen eine vortreffliche Erziehung zu geben. Gleich seinem ältern Bruder Georg Friedrich,[1] entschloß sich Johann Friedrich zum Studium der Theologie, brachte es aber fast in allen Zweigen menschlichen Wissens zu einer staunenswerten Gelehrsamkeit. Seine Studien absolvierte er in Bern, Paris, sowie auf deutschen Universitäten. Neben den orientalischen Sprachen waren Mathematik und Physik die Gebiete, denen er sich mit besonderer Hingebung zuwandte. Daß er sich nie zur literarischen Tätigkeit entschließen konnte, hatte seinen Grund in seiner strengen Selbstkritik, die ihm nicht erlaubte, mit fertigen Resultaten vor die Oeffentlichkeit zu treten. Daß trotz seiner Zurückhaltung sein wissenschaftlicher Ruf anerkannt war, beweist seine am 10. Mai 1805 erfolgte Wahl zum Professor der Physik und Chemie an die neugegründete Akademie in Bern. In dieser Stellung hatte er das physikalische Kabinett unter seiner Leitung, dessen Ausstattung und Instandhaltung er sich aufs angelegentlichste widmete. Doch hörte er nie auf, auch in den humanistischen Wissenschaften seine Studien

[1] Georg Friedrich Beckh, geboren den 28. Januar 1770, wurde 1791 ins Predigtamt aufgenommen, und 1809 zum Pfarrer von Reichenbach erwählt. 1827 legte er das Predigtamt nieder, trat aus dem geistlichen Stande und lebte als gelehrter Sonderling auf seinem Landsitz Schönbühl bei Thun. Er war verheiratet mit Maria Margaretha Lebi. Sein Sohn Gottlieb Leberecht Beckh (1810—1872), gewesener bernischer Berghauptmann, starb ohne männliche Nachkommen. Mit ihm erlosch dieses Geschlecht, das während 250 Jahren in Thun eine hervorragende Stellung eingenommen hatte.

fortzusetzen. Seine schönen Privatmittel verwendete er zur Anlage einer physikalischen Sammlung, die ihresgleichen suchte, und zum Unterhalt seiner auserlesenen, außerordentlich reichhaltigen Bibliothek. Eine vornehme, stille Gelehrtennatur, trat er in der Oeffentlichkeit wenig hervor. Ein ausgewählter Freundeskreis bot dem Unverheirateten viel Anregung und entschädigte ihn für seine Vereinsamung.[1]) Die Ferienmonate brachte er meist auf dem väterlichen Landsitz Schönbühl vor dem Berntor bei Thun zu. Längere Zeit beschäftigten ihn die Vorbereitungen zu einer Studienreise, von der er sich reichlichen Gewinn versprach. Er hatte nämlich einen großen Teil seines Vermögens zu einer Expedition bestimmt, die er nach Griechenland und Kleinasien zu unternehmen gedachte, um in den dortigen Klöstern Nachforschungen nach bis jetzt noch unentdeckten griechischen und römischen Klassikern anzustellen. Doch sein Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Er starb nach kurzer Krankheit den 13. Dezember 1811. Eine Grabtafel neben der Vorhalle der Kirche zu Thun bezeichnet die Ruhestätte dieses hervorragenden Gelehrten und Menschen. Die Inschrift derselben nennt ihn „einen berufstreuen, gerechten, menschenfreundlichen Mann, welcher zu Anfang des 39. Jahres seines Lebens allzu eifriger Arbeitsamkeit erlegen ist."

Quellen: Familienerinnerungen. Schulratsmanuale auf dem bernischen Staatsarchiv. Kollektaneen von Landammann Lohner und Pfarrer Schrämli auf der Stadtbibliothek Thun.

E. Bähler, Pfarrer.

[1]) Sein Freund Hünerwadel feierte das Andenken des Heimgegangenen in einer Elegie, die in den Alpenrosen von 1813 erschien. Sie trägt die Ueberschrift „Der Vollendete, eine späte Blume auf Veckh's Grab."



Verzeichnis

der noch nicht in der „Sammlung bernischer Biographien“ bearbeiteten Berner und Bernerinnen.

Aberli, Joh. Ludw., Maler.
Achshalm, Gilg., Venner, u. Peter.
Aegerter, Burckhard von.
„ Peter von.
Alkemann, Benedikt.
Allenbach, Abrah.
Ampelander, Valentin.
Ampelander, Joh. Rud.
Ampoxt, Christian, Prof.
„ Jakob, Professor.
Anneler, Karl, Pfarrer.
Appenzeller, Jakob Konstantin, Pfarrer.
Archer, Anton u. Vinzenz.
Aretius, Benedikt (Marti)
Armbruster, Franz u. Jak.
Armbruster, Johann.

Balm, Peter von.
Bandelier, Alphanse.
Bandlin, Joh. Baptist.
Baumgartner, K. B. Pfr.
Bay, David Rud. u. Ludwig.
Bélet, Jean Pierre, Pfr.
Belrichard, Henri.
Bénoit, Daniel, Gottlieb.
v. Berger, Karl, Ingenieur.
Bergner, Maler.
Berseth, Wilhelm, Oberst.
Bischoff, Samuel u. Anton.
Bitter, Arthur, Schriftsteller.
Bitzius, Karl Anton, Arzt.
Bitzius, Karl, Oberrichter.
Blösch, Joh. Heinrich.
Blösch, Cäsar Adolf, Arzt.
Blösch, Eduard, Reg.-Rat.
Bodmer, Samuel.
Boll, Friedr., Pfarrer.
Bondeli, Julie.
Bongars, Jakob.
v. Bonstetten, Beat Jakob.
v. Bonstetten, Ulrich.
v. Bonstetten, Karl Viktor.
Born, Joh., von H'ouchse.
Bourgeois, Eugen, Arzt.
Brandis, Thüring von
Brunner, Georg.
Brunner, Samuel.
Brunner, Karl Emanuel.
Brunner, Joh., Reg.-Rat.
Brunner, Rud. Fürspr.
Brüggler, Anton u. Ludw.
v. Bubenberg, Peter.
v. Bubenberg, Heinrich (2)
v. Bubenberg, Kuno.
v. Bubenberg, Ulrich
v. Bubenberg, Otto.
v. Bubenberg, Joh. (2)
v. Bubenberg, Vinzenz.
v. Bubenberg, Morquarc
v. Bubenberg, Hartmann.
Bucher, Jakob.
Bühler, Christian, Maler.
v. Büren, David
v. Büren, Albrecht.
v. Büren, Ludwig.
v. Büren, Otto, Oberst, Stadtpräsident von Bern.
v. Büren, Eugen.
Burgdarfer, Daniel.
Burgener, Christian (2).
Burgistein, Konrad von.
Burgistein, Jordan von
Butschelbach, Anton.
Bürgi, R. von Seedorf.
Bürki, Friedrich.
Bützberger, Fürspr.

Colombara, Carlo.
Cyro, Peter, Stadtschreiber.

Daxelhofer, Vinzenz
Daxelhofer, Niklaus.
Daxelhofer, Joh. Rud. Generalmajor.
Delfis, Casimir.
Dennler, Andreas, Arzt.
Desgouttes, Abraham.
Dick, Joh. Franz, Maler.
Dick, Jakob, Botaniker.
v. Diesbach, Loys.
v. Diesbach, Ludw. d. Aelt.
v. Diesbach, Ludw. d. Jgr.
v. Diesbach, Johann.
v. Diesbach, Nikl., Propst.
v. Diesbach, Joh. Jakob.
v. Diesbach, Nikl., General.
v. Diesbach, Nikl. Albrecht, Jesuit.
v. Diesbach, Gabr. Gottl.
v. Diesbach, Joh. Bernh.
Dietler, Friedrich, Maler.
Dischmacher, Bendicht, Pfr.
Dittlinger, Heinrich.
Dittlinger, Ludwig.
Dittlinger, Peter.
v. Dohna, Familie.
Drouel, Lud. Frz, Phil., Komponist.
Dübi, (Tübi) Konrad.
Dübüis, Adolf, Pfarrer.
Dufour, General (Ehrenbürger van Bern).
Dunker, Balthasar Anton.
Dünz, Johannes, Maler.
Dünz, Abrah., Baumeister.
Durheim, Rud. Gottlieb.
Dutoit, J. J. Phil.

Edele, Jak. Musikdirektor.
v. Effinger, Albrecht.
v. Effinger, Ludw. Rud.
v. Effinger, Ludw. Rud.
Egerdon, siehe Aegerten.
Egger, Brandolf, Professor.
Engel, Samuel.
Engelhard, Niklaus.
Enzinger Matthäus.
v. Erlach, Ulrich.
v. Erlach, Rudolf, Laupen.
v. Erlach, Ulrich, Schultheiß.
v. Erlach, Rud., Schultheiß.
v. Erlach, Ludw. v. Spiez.
v. Erlach, Johann (Hans) 2.
v. Erlach, Burkhard.
v. Erlach, Ludw., Riggisb.
v. Erlach, Franz Ludwig.
v. Erlach, Hans Ludwig, von Casteten, Gernerat.
v. Erlach, Sigm., Schultheiß
v. Erlach, Joh. Ludwig.
v. Erlach, Joh. Jakob.
v. Erlach, Hieronymus.
v. Erlach, Albr. Friedr.
v. Erlach, Sigmund.
v. Erlach, P. J. Anton, Brigadier.

v. Erlach, Sigmund (von Spadau), Brigadier.
v. Erlach, Gabr., Militär.
v. Erlach, Abrah., Militär.
v. Erlach, Peter Ludwig, Feldmarschall.
v. Erlach, Gabriel Albrecht.
v. Erlach, Karl Ludwig, († 1798).
v. Erlach, Rudolf, Ludwig.
v. Erlach, Abrah. Fridr.
v. Erlach, Rud., (v. Schwand)
v. Ernst, Fridr., Militär.
v. Ernst, Beat, Rud. Ludw.
v. Ernst, Johann Viktor.
v. Ernst, Franz, Militär.
Etienne, Jean Baptiste.

v. Fellenberg, Daniel.
v. Fellenberg, Philipp, Em.
v. Fellenberg, Rud. Wilh
v. Fellenberg, Edm., Ing.
Fenis, s. Vinelz.
Fetscherin, Sam. Rud., Pfarrer.
Fetscherin, Rud., Pfarrer.
Fiala, X. O. Fridr., Bischof, Bürger von Gray.
Feiß, Joachim, Oberst.
Fischer, Crispin.
Fischer, Samuel, Historiker.
Fischer-Ooster, Alb. F. K.
Fischer, Friedr., Pädagoge.
Folletete, Kasimir, Fürspr
Freiburger, Georg.
v. Freudenreich, Nikl. Fr.
v. Freudenreich, Christ., F.
Frischherz, Joh., Venner.
v. Frisching, Hans.
v. Frisching, Samuel. I. und II. Schultheiß.
v. Frisching, Karl Albrecht.
Fröhlich, Gustav.
Frutig, Bendicht, Landvogt.
Fueter, Emanuel.
Fueter, Friedr., Reg.-Rat
Funk, Joh. Friedr., Bildh.
Funk, Alexander.
Funk, Friedrich.
Furer, Rudolf, Pfarrer.

Galland, Ant. J. L., Pfr.
Gatschet, Friedr. Ludwig.
Geißbühler, Ulrich.
Gerber, Fridr., Prof.
Gerwer, Karl, Oberrichl.
Glaser, Michael.
Glaser, Diebold.
Gohl, Wilhelm, Arzt.
v. Gonzenbach, Dr. Aug.
Goussi, Peter.

v. Graffenried, Niklaus.
v. Graffenried, Abraham
v. Graffenried, Anton.
v. Graffenried, Emanuel.
v. Graffenried, Rudolf.
v. Graffenried, Hans Rud.
v. Gravisetz, Jakob.
de Gressot, Franz, Joh. Fidelis.
v. Greyerz, Walo.
v. Greyerz, Gottl., Pfarrer.
v. Greyerz, Otto, Pfarrer.
v. Groß, Emanuel, Topogr.
v. Groß, Eman., General.
v. Groß, Frz. Gabr., Gen rat
v. Groß, Dav. Gabr. Albrecht
Groß, Samuel, General.
Gruber, Sam. Abrah.
Gruner, Josua-Marx.
Gruner, Joh. Rud., Dekan.
Gruner, Joh. Rud., Orientalist.
Gruner, Gottl. Sigmund.
Gruner, Gottl., Pfarrer.
Gruner, Joh. Sam., Hplm.
Gruner, Eman., Ludw., Professor.
Guggenbühl, Dr. Joh.
Gülvin, Samuel, Pietist.
Gysi, Friedrich, Kaufmann.

Haas, Joh. Seb., Bibliolh
Haas, Orgelbauer.
Haberstich, S., s. A. Bitter
Hagen, Herrmann, Prof.
Hahn, Emanuel, General.
Hahn, Frz. Samuel, Jurist.
Haldimann, v. Eggiwyl.
Haller, Johannes (2).
Haller, Sulpicius, Seckelm.
Haller, Albrecht von.
Haller, Rudolf Emanuel.
Haller, Albr., d. Botaniker.
Haller, Albert, episcopus.
Haller, Frau Haller, geb. Müslin,
v. Hallwil, Hans, Ritter.
Hartmann, Emanuel.
Hauswirt, J. J., Historiker.
Hasenburg, K. (s. Vinelz).
Hängärtner, Joh., Turnl.
Hebler, K. A. Karl, Prof.
Heinz, Matthias.
Heinz, Josef, Maler. (2)
Henne, Anton. Professor.
Henzi, Sam., Hauptmann.
Henzi Rud Sam., Schriftst.
Henzi, Rud. Gottl. Sam., Prof.
Hermann, Emanuel.

Hermann, Wilh. Rob.
Herport, Abr., Reisender.
Hetzel, Kaspar, v. Lindnach.
Hidber, Basilius, Prof.
Hiteli, Joh. Jos., Geschichtsf.
Hofer, Joh. Jak., Notar in Diesbach.
v. Holz, Familie, von Schwarzenburg.
Holzer, Joh. Rud. Historiker
Hopf, Samuel, Pfarrer u. Naturforscher.
Hopf, Joh. Sam., Pädagoge.
Höpfner, Dr. Joh. Georg Albrecht, Apotheker.
Huber, Bartlome.
Hübschi, Lienhard.
Huggler, Peter, von Innertkirchen.
Hundeshagen, Karl Bernhard, Professor.

Jocquet, Jean Pierre, General.
Jahn, Albert, Prof. hon. caus., Archäolog., Architekt.
Jaun, Joh., von Beatenb.
Jecker, Banquier in Mexiko.
Jegistorf, Kuno von.
Jenner, Abrah. Gottl.
Jenner, J. L. Nikl., General.
Jenner, Julie.
Jenni, Rudolf, Vater, Buchdrucker.
Jenzer, H. Uli, v. Melchnau
Imhag, Peter.
Imhoof, J. Fr., Stifter des Imhoof-Pavillons.
Imhoof, Ambrosius.
Jost, von Brechershäusern.
Ith, Joh. Rud. Fr., Arzt.
v. Jud, Amalie, i. Blockenth.

Käser, Jakob, v. Melchnau.
Kern, Herm., Förster.
Kiburger, Eulogius.
Kien, Werner von.
Kien, Philipp, von.
Kienberg, Jakob von.
Kirchberger, J. Ant., Schultheiß.
Kirchberger, Nikl. Ant.
Kirchberger, Ludwig.
Knobel, Eduard in Nidau.
Koch, Friedrich, Oberst.
Koch, Joh. Rud., Gymn.-L.
Kocher, David, Professor.
Kohler, Hir. und Chr. (Prügelriefele).
Kohli, Michael, Dichter.

Pfander, Oberst.
Pfeffet, Gottlieb Konrad, als Bürger von Biel.
Pfotenhauer, K., Prof.
Pittichody, Arzt.
Pourtalès-von Steiger, Fr., Graf.
Pourtalès, Alb. Stifter, des Spitals in Oberhofen.
Prunet, Franz, Pfarrer.

Quiquerez, Jean Georges.

v. Rappart.
Raron, Guichard von.
Rebmann, s. Ampelander.
Reichel, Ad., Musikdirektor.
Rellstab, Verw. des Inselspitals.
Rhellicanus, eigentlich Joh. Müller.
Rickli, Joh., von Weisbach.
Rickli, K., Seminardirektor.
Rieter, Heinrich, Maler.
Ringier, Gottl., Pfarrer.
Ris, David.
Risold, Gottlieb, Professor.
Ritter, Erasmus.
Ritschard, Joh. Oberricht.
Ritschard, Christ., Reg.-St.
v. Rodt, Joh. Jak., Dichter.
Rohner, Jak. Viktoriaan.
Rooschüz, Albert, Kaufm.
Rosius, Astronom.
Rothenbach, Lehrer, Bot.
Rothen, Tim., Direktor.
Rovéréa, Jakob von.
Rovéréa, Ferdinand.
Rudolf, Joh. Ludwig, Professor.
Rüegg, Hans Rud., Pädag.
Rümlang, Eberhard von.
Rümlingen, Luthold von.
Rümlingen, Gilian (2).
Rust, Thüring.
Rütimeier, Dr. Marx.
Rüttimeyer, Rud., Prof.
v. Rütte, Berchtold.
v. Rütte, Hans.
Ryhiner, Karl von, Oberst.
Ryhiner, Joh. Friedrich.

Sager, Venner.
Sahli, Christian, Fürspr.
Salchli, Emanuel.
Schaller, Niklaus u. Lienh.
Schärer, Joh. Rud., Prof.
Schärer, Ludw. Emanuel, Ethnolog.
Schärer, B. S. F., Histor.
Schatzmann, Rud., Pfarrer
Schenk, Karl, Bundesrat.
Schenk, Christian.
Schenk, Ulrich.
Schetlhammer.
Scherz, Jak., Inselverw.
Scheurer, Sam., Professor.
v. Schiferli, Abr. R., Arzt.
Schildknecht, Nikl., Baum.
Schläfli, Alex., Arzt.
Schleif, Heizmann.
Schmied, Friedrich S., Altertumsforscher.
Schneider, J., Vorsteher.
Schneider, Gottl., Fürspr.
Schöni, Alexander.
Schöni, Franz.
Schöni, Anton u. Gilian.
Schöpf, Th. Stadtarzt.
Schrämli, Joh. Gottlieb, Pfarrer u. Historiker.
Schumacher, Karl, Oberst.
Schuttleworth, Robert.
Schütz, Burkh. u. Bendicht.
Schwab, Emanuel.
Schwab, Sam., Dr. med.
Schweizer, Johann Jak., Pfarrer.
Schwinkhardt, Ludw. u. Niklaus.
Segenser, Joh. Arnold.
Seiler, Friedr., Nat.-Rat.
Seiler-Hopf, Direktor der Parquetteriefabrik.
Signau, Ulrich von.
Simon, Ant., Landamm.
v. Sinner, Joh. Rudolf Schultheiß.
v. Sinner, Joh. Jakob (Regimentsbuch).
v. Sinner, Vinzenz, Oberst.
v. Sinner, Karl Ludwig, Standeskassier.
v. Sinner, Albrecht. (Brecht S.)
v. Sinner, Gabr. Rudolf Ludwig, Professor.
v. Sinner, Gabr. Eman. Eduard, Gem. Rat.
v. Sinner, Fried. Rudolf Arthur Karl, Ingenieur.
v. Sinner, Joh. Rudolf, Oberst.
v. Sinner, Alb. Vikt. Sigmund, Militär.
Snell, Wilhelm, Professor.
Snell, Ludwig, Professor.
Sonnenschein, Joh. Valentin, Professor.
Spielmann, Gilgian und Anton.
Spieß, Adolf, Turnlehrer.
Sprüngli, Daniel, Pfr., Ornithologe.
Sprüngli, Niklaus, Archit.
Stämpfli, Jak., Bundesr.
Stapfer, Joh., Friedrich, Professor.
Stapfer, Joh. Friedrich, Ratsschreiber.
Stauffer, Karl, Maler.
Stauffer, Gottlieb, Amtsrichter, Chronist.
Steck, Friedr., v. Lenzburg.
Steck, Sam., Dekan i. Spiez.
Steck, Staatsrat in Neuenburg.
Steiger, A) Steiger mit dem weißen Steinbock im Wappen.
Steiger, Johannes, Schultheiß.
Steiger, Franz Viktor.
Steiger, Albrecht Bernh.
v. Steiger, Karl Edm., Donatar d. hist. Museums.
v. Steiger, B) mit dem schwarzen Steinbock im Wappen.
v. Steiger, Christof I. u. II, Schultheißen.
vom Stein, Albrecht.
vom Stein, Georg.
vom Stein, Jakob.
v. Stein, Johann.
v. Stein, Brandolf.
v. Stein, Sebastian.
v. Stein, Kaspar.
Steiner, Jak., Reg.-Rat.
Steiner, Jakob, Mathem.
Steiner, Sam., Großrat.
Sterner, Ludwig.
Stettler.
Stettler, Teutschseckelm.
Stettler, J. R., Oberst.
Stettler, K. L., von Köniz.
Stierlin, Rud. Em., Pfr.
Stierlin, Rab., Schuld.
Stooß, K., Oberst, Reg.-Rat.
Stör, Burkhard, Propst.
Straub, Bendicht, Reg.-R.
Stuber, K. Rud., Dr. jur.
Studer, Sam. Em., Prof.
Studer, Sigm. Gottlieb.
Studer, Gabr. F., in Spanien.
Studer, Bernh., Prof.
Studer, Gottl. Lud., Prof., d. Theol.
Studer, Gottl., Reg.-Statth.
Studer, Friedr., Apothek.

Studer, J. F., Architekt.
Stürler, Peter.
Stürler, Jah. Rudalf. (2)
Stürler, Jah. Karl Antan; Beat Ludwig, Militär und Alexander Karl, Militär.
Stürler, M. v., Staatsschr.
Sulzer, Siman, Praf.

v. Tavel, Alexander.
Thellung, Abraham.
Thellung, Th., General.
Thormann, Peter.
Thormann, Fr. Alex. Wilhelm, Ingenieur.
Thurm, Petermann zum.
Tillier, Hans, Ant., Hans Anton (2), Abraham und Jahann Antan.
Tillier, Em. Sam., General.
Tillier, A. L., Oberstl.
Tillmann, Bernhard.
Trächsel, G., Ratsschreiber.
Trechsel, Joh., Buchdruck.
Tremp, Lienhard.
Tribalet, Joh. Fr. Alb. (Vater und Sahn.)
Tribolet, Jakab.
Trösch, Joh., Kupferstecher.
Trouttal, Jasef.
Trozler, Prafessar.
Tscharner, Nikl., General.
Tscharner, Sam., General in Sardinien.
Tscharner, Nikl., Eman.
Tscharner, Beat Rud., Landvagt.
Tscharner, Beat Jakob.
Tscharner, Karl Ludw. L., Prof.
Tscharner, Rud. August, Seckelmeister.
Tscharner, Alb. Fr., Reg.-R.
Tscharner, K. B. F. Oberr.
Tschiffeli, D. Fr., Generalmajor.
Tschiffeli, Emanuel.

Uhlmann, Jahann, Arzt.

Valentin, Gustav, Praf.
de Varicourt, Jean Lambert Fidel Amable.
de Varicourt, Friedrich.
Vaulray, Jos. Al. Ludw.
de Verger, J. B., General.
Veresius, J. A., Chronist.
Vinelz, (Fenils, Fenis), Burkart von.
Vinelz, Kuno van.
Vinelz, R., Minnesänger.
Vinelz, Ulrich von.
Viret, Peter, Pfr.
Vogt, Philipp.
Vogl, Joh. Jak., Pädag.
Vogt, Emil, Professor.
Vairal, Gi6zalre, Praf.
Voirol, Theophil, General.
Voisard, Humb. Franç.
Volmar, Georg, Künstler,

Wabern, Petermann von.
Wagner, Jakob.
Walker, David.
Walthard, Samuel Rud.
Walthard, Rud., Pfarrer in Unterseen.
Walthard, Fritz, Maler.
Walther, Fr., Glasmaler.
Walther, M. (2), Glasm.
Walther, Th., Heraldiker.
Wanzenried, Albrecht.
v. Wattenwyl, K. s. Peiregaux.
v. Wattenwyl, Joh. Lud., Welschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Karl Em., Schultheiß.
v. Wattenwyl, D. Sal., Deutschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Sigmund Rudalf, Venner.
v. Wattenwyl, Abr. Fr., Venner.
v. Wattenwyl, Gerhard, Militär.
v. Wattenwyl, Peter, Militär.
v. Wattenwyl, Sigmund David Eman., Militär.
v. Wattenwyl, Beat Ludwig, Militär.
v. Wattenwyl, Fr. Fr., Militär.
v. Wattenwyl, Abrah. K. Ludw., Militär.
v. Wattenwyl, K. L. R., Obergerichtspräsident.
v. Wattenwyl, Ed. (van Diesbach), Histariker.
v. Wattenwyl-de Portes, Bernh. Friedr.
v. Wattenwyl, Rud. Emanuel Ludwig (v. Rubigen).
v. Wattenwyl-Wild, Ed., Vikar.
Weber, Joh., Reg.-Rat.
Weber, Jah. Rud., Sängervater.
Weber, Heinrich, Pfarrer, Dichter (Ehrenbürger von Bern).
Wehren, Christian, Histar.
Wehrli, Joh. Jak., Pädag.
Weingart, Natianalrat.
Weingarten, Hans.
Weingarten, Wolfgang.
Weiß, Samuel, General.
Weiß, Gabriel, Oberst.
Weiß, Albert.
Weißenburg, Jah. und Rudalf von.
Wenaschatz, Peter, Venner.
v. Werdt, Peter.
v. Werdt, Abraham.
v. Werdt, Sam., Pfarrer.
v. Werdt, Sigm. Rud.
v. Werdt, Karl Rud. Friedr.
Werner, Jasef, Maler.
Wernier, Sam. Niklaus.
Weyermann, A., Staatsschreiber.
Weyermann, Glada.
Wild, Marquard, Numism.
Wild, Frz. Sam., Bergh.
Wild, Karl, Friedr., Oberst.
Wild, van Wynigen.
Wilhelmi, Prafessar.
Willading, Kanrad.
v. Willading, Jah. Rud.
v. Willading, Jah., Fried. Schultheiß.
Wittl, Andreas, Reg.-Rat.
Wurstemberger, S. Lud. Rudalf (Cato).
Wydenbach, Niklaus.
Wyler, Kaspar.
Wynistorf, Chr. Ammann.
Wyß, Joh. Anton, Oberst.
Wyß, Joh. David, Pfarrer.
Wyß, Joh. Rud., Praf.
Wyß, Em., Heraldiker.
Wyß, K. Jak., Buchdrucker.
Wyttenbach, Jak. Sam.
Wyttenbach, Johann.
Wyttenbach, Fried. Albr., General.
Wyttenbach, K. Joh. Albr. General.

Zeender, Lud., Maler.
Zeender, Em. Jak., Praf.
Zeerleder, Nikl., Dekan.
Zeerleder, Bernhard.
Zeerleder, Ludw., Bankier.
Zeerleder, W. K. Albr., Prafessar.
Zeerleder, Th., Architekt.

Zehender, Sam., Chronist.
Zehender, J. J., Historik.
Zehender, K. L., Kupferstecher.
Zehender, Sam., Dekan, Pädagoge.
Zehender, Fr., Pomologe.
Zingre, von Saanen.
Zündel, Johannes, Prof.
Zurbuchen, Mathäus, Generalarzt des Sudan.
Zürcher, Joh., Ingenieur.
Zurkinden, Nikl., Venner.
Zwaldt, Matthias, Dichter (Ostfriesen.leo).
Zybach, Peter.
Zyro, F. F. F., Pfr. und Prof.

Mit dem vorliegenden fünften Bande wird die „Sammlung bernischer Biographien" vorläufig abgeschlossen, obschon die Zahl der zur Behandlung vorgesehenen Persönlichkeiten nur zum Teil erschöpft ist. Freunde der vaterländischen Geschichte mögen früher oder später das Werk neuerdings in Angriff nehmen und mit Erfolg fortsetzen. Das hieroben angefügte Verzeichnis der noch zur Bearbeitung und Aufnahme in die „Sammlung" vorgesehenen Namen, vermehrt mit den im Laufe der Jahre verewigten verdienstlichen Mitbürgern, wird eine beständige Aufforderung bleiben, die begonnene Arbeit weiterzuführen.

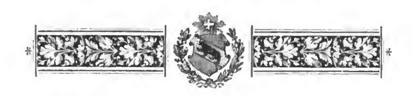
Seit dem Zeitpunkt (9. Februar 1883), da der unterzeichnete Präsident im bernischen historischen Verein die Sammlung von Biographien in Anregung gebracht hat, bis auf den heutigen Tag arbeitete manche fleißige und gewandte Feder für das Werk. Es liegt darum in unserer Pflicht, all den verehrten Freunden des Unternehmens, den zahlreichen Mitarbeitern, sowie auch den Verlegern und dem Drucker unsern herzlichen Dank für ihr Entgegenkommen auszusprechen.

Bern, im Dezember 1906.

Namens der Biographienkommission
des bernischen historischen Vereins.

Der Präsident:
J. Sterchi, Oberlehrer.

Der Sekretär:
Rob. von Diesbach.



Die Biographienkommission
des
bernischen · historischen · Vereins
an die
Mitglieder des letztern und andere Freunde vaterländischer Geschichte

Geehrte Herren!

Als der historische Verein nach der durch den unterzeichneten Präsidenten in der Sitzung vom 9. Februar 1883 gemachten Anregung die Herausgabe einer

„Sammlung bernischer Biographien"

beschloß, wurde das Unternehmen auf ca. 3—4 Bände berechnet. Dabei ging man allerdings von der Voraussetzung aus, daß die einzelnen Arbeiten über einen bestimmten knappen Umfang nicht hinausgehen, und zudem dachte man hauptsächlich an „große" Persönlichkeiten, die in dem Werke Aufnahme finden sollten.

Seither sind vier stattliche Bände erschienen, ohne daß die ursprünglich gestellte Aufgabe damit erfüllt wäre. Noch steht, wie das hier folgende Verzeichnis beweist, die Bearbeitung einer bedeutenden Zahl von Persönlichkeiten aus. Dieser Umstand und die im ganzen recht ermutigende Aufnahme, deren sich das Unternehmen erfreuen durfte, veranlaßten den Beschluß der Biographienkommission, wenigstens noch einen 5. Band in Angriff zu nehmen und dabei auf die fortgesetzte freundliche Unterstützung, die ihr bisher in anerkennenswerter Weise zuteil geworden, zu zählen.

Das Verzeichnis der noch nicht bearbeiteten Berner und Bernerinnen weist nebst ganz hervorragenden Namen auch solche

von bescheidenerem Wesen und weniger allgemein bekanntem Wirken auf. Wir sehen nämlich den Zweck der Biographie weniger darin, bloß unser Wissen zu mehren oder „Höhere" zu bewundern, als vielmehr darin, vergleichend uns selbst zu erkennen und Vorbilder zu gewinnen, in deren Fußstapfen wir treten können und sollen. Und das geschieht oft nicht minder bei Menschen in engern Verhältnissen, als bei den wenigen Auserwählten und Großen, an deren Namen sich die Fortschritte der Menschheit knüpfen.

Was die Form der Biographien betrifft, so erlaubt sich die unterzeichnete Kommission namentlich folgende Wünsche zur gefälligen Nachachtung zu wiederholen:

Hinsichtlich des Umfangs wird, damit die Arbeiten keine ungebührliche Ausdehnung erhalten, eine gewisse Gedrängtheit in der Darstellung angelegentlich empfohlen. Natürlich hängt derselbe ab von der Bedeutung des Darzustellenden, wie auch von der Reichhaltigkeit des zur Verwendung gelangenden Quellenmaterials; 1, 2 bis höchstens 16 Druckseiten werden jedoch in der Regel ausreichen, wenn man sich an die Thatsachen hält und alle bloß schmückende, nekrologenartige Wendungen beiseits läßt. Biographische Artikel, die mehr oder weniger ausführlich in andern Werken bereits erschienen sind, können in unserer „Sammlung" um so kürzer gefaßt werden. Namen und Daten wolle man möglichst vollständig und zuverlässig angeben, ebenso am Schlusse die Quellen. Die Kommission behält sich, ohne den geehrten Mitarbeitern zuviel Vorbehälte zu machen, die Prüfung der eingesendeten Artikel vor, wird aber wesentliche Aenderungen in der Regel nur mit deren Einverständnis vornehmen.

Damit sei allen Freunden vaterländischer Geschichte unser Werk neuerdings bestens empfohlen.

Bern, im Juli 1902.

Die Biographienkommission:

J. **Sterchi**, Oberlehrer, Präsident
Robert von Diesbach, Sekretär
Prof. Dr. **W. Fr. v. Mülinen**
Dr. **Heinrich Türler**, Staatsarchivar
Dr. **Emil Friedrich Welti**
Friedr. Romang, a.-Pfarrer
Heinrich Kasser, Museumsdirektor

Der Verleger:
A. Francke
vormals Schmid & Francke

A.

Aberli, Joh. Ludw., Maler.
Achshalm, Gilg., Venner, u. Peter.
Aegerter, Burckhard von.
" Peter von.
Allemann, Benedikt, Institutsvorsteher.
Attenbach, Abrah., Chronist von Adelboden.
Attmann, Johann Georg, Philologe und Pfarrer.
Ampelander, Valentin, (Rebmann).
Ampelander, Joh. Rudolf, Dichter
Amport, Christian, Prof.
" Jakob, Professor.
Anneler, Karl, Pfarrer.
Appenzeller, Jakob, Konstantin, Pfarrer a. d. Heilg.-Kirche.
Archer, Antoni, Venner, u. Vincenz.
Aretius, Benedikt (Marti).
Armbruster, Franz u. Joh.
Armbruster, Johann.

B.

Balm, Peter von.
Bandelier, Alphonse, Reg.-Rat.
Bandlin, Joh. Baptist in Grindelwald, pädag. und bell. Schriftsteller.
Baumgartner, Rudolf Bernh., Pfarrer.
Bay, David Rud. u. Ludwig.
Bétet, Jean Pierre, Pfr.
Belrichard, Henri, Oberrichter.
Bénoit, Daniel, Gottlieb, Arzt.
v. Berger, Karl, Ingenieur.
Bergner, Schmelzerings-maler.
Berseth, Wilhelm, Oberst.
Bischoff, Samuel u. Anton.
Bitter, Arthur, Schriftsteller.
Bitzius, Karl Anton, Arzt.
Bitzius, Karl, Oberrichter und Tochter.
Blösch, Joh. Heinrich, Bürgermeister von Biel.
Blösch, Cäsar Adolf, Arzt.
Blösch, Eduard, Reg.-Rat.
Blösch, K. Emil, Prof. u. Oberbibliothekar.
Bodmer, Samuel.
Bolt, Friedr., Pfarrer, Pädagoge.
Bondeli, Julie.
Bongars, Jakob.
v. Bonstetten, Beat Jakob, Oberst.
v. Bonstetten, Ulrich.
v. Bonstetten, Karl Viktor.
Born, Joh., von Herzogenbuchsee.
Bourgeois, Eugen, Arzt.
Brandis, Thüring von.
Brunner, Georg, Reformator.
Brunner, Samuel.
Brunner, Karl Emanuel, Professor.
Brunner, Joh., Reg.-Rat, von Meiringen.
Brunner, Rud., Fürspr., Politiker.
Brüggler, Anton u. Ludw.
v. Bubenberg, Peter, Schultheiß.
v. Bubenberg, Heinrich (2), Schultheiß.
v. Bubenberg, Kuno, Schultheiß.
v. Bubenberg, Ulrich, Schultheiß.
v. Bubenberg, Otto, Schultheiß.
v. Bubenberg, Johann (2), Schultheiß.
v. Bubenberg, Vinzenz, Geistlicher.
v. Bubenberg, Marquard, Geistlicher.
v. Bubenberg, Hartmann, Geistlicher.
Bucher, Karl Ludwig.
Bucher, Jakob.
Bühler, Christian, Heraldiker.
v. Büren, David.
v. Büren, Albrecht.
v. Büren, Ludwig.
v. Büren, Otto, Oberst, Stadtpräsid. von Bern.
v. Büren, Eugen, Sachwalter.
Burgdorfer, Daniel.
Burgener, Christian (2).
Burgistein, Konrad von.
Burgistein, Jordan von.
Butschelbach, Anton.
Bürgi, Rudolf, von Seedorf.
Bürki, Friedrich.
Bützberger, Fürspr. und Nat.-Rat.

C.

Colombara, Carlo, Baumeister.
Cyro, Peter, Stadtschreiber.

D.

Daxelhofer, Vinzenz.
Daxelhofer, Niklaus.
Daxelhofer, Joh. Rud., Generalmajor.
Dändliker, Joh. Friedr., Vorsteher des bernischen Diakonissenhauses.
Dettis, Casimir.
Dennler, Andreas, Arzt in Langenthal.
Desgouttes, Abraham, Pfarrer.
Dick, Joh. Franz, Maler.

Dick, Jakob, Botaniker.
v. Diesbach, Loys, Herr zu Rued und Signau.
v. Diesbach, Ludw. d. Aelt., Ritter, Herr zu Brandis und zu Godesberg a. Rh.
v. Diesbach, Ludw. d. Jgr., Ritter, Herr zu Spiez und Landshut.
v. Diesbach, Johann, Herr zu Langes.
v. Diesbach, Niklaus, Probst und Coadjutor.
v. Diesbach, Joh. Jakob, Gesandter.
v. Diesbach, Niklaus, General.
v. Diesbach, Niklaus Albrecht, Jesuit.
v. Diesbach, Gabr. Gottl., Ob.-Amt. zu Wyl u. Pruntrut, Gesandtschaftssekretär.
v. Diesbach, Joh. Bernh. Adolf, Amtsrichter.
Dietler, Friedrich, Maler.
Dischmacher, Bendicht, von Wynigen, Pfarrer.
Dittlinger, Heinrich.
Dittlinger, Ludwig.
Dittlinger, Peter.
v. Dohna, Familie.
Dronet, Ludw. Franz Phil., Flötenvirtuos und Komponist.
Dübi (Tübi) Konrad.
Dübkis, Adolf, Pfarrer.
Dufour, General (als Ehrenburger von Bern).
Dunker, Balthasar Anton, Kupferstecher.
Dünz, Johannes, Maler.
Dünz, Abraham, Baumeister.
Durheim, Rud. Gottlieb, Zollverwalter.
Dutoit, J. J., von Nidau, Philosoph.

E.

Edele, Jul., Musikdirektor.
v. Effinger, Albrecht.
v. Effinger, Ludw. Rud., Kunsthistoriker.
v. Effinger, Ludw. Rud., Gesandter in Wien.
Egerdon, siehe Aegerten.
Egger, Brandolf, Professor.
Engel, Samuel.
Engelhard, Niklaus.
Ensinger, Matthäus, Münsterbaumeister.
Erb, Johann, Pfarrer in Grindelwald u. Oberburg.
v. Erlach, Ulrich.
v. Erlach, Rudolf, Laupen.
v. Erlach, Ulrich, Schultheiß.
v. Erlach, Rud., Schultheiß.
v. Erlach, Ludwig (von Spiez).
v. Erlach, Johann (Hans) 2.
v. Erlach, Burkhard.
v. Erlach, Ludwig (von Riggisberg).
v. Erlach, Franz Ludwig, Schultheiß.
v. Erlach, Hans Ludwig, von Castelen, General.
v. Erlach, Sigm., Schultheiß.
v. Erlach, Joh. Ludwig, der Däne.
v. Erlach, Joh. Jakob, Brigadier.
v. Erlach, Hieronymus, Schultheiß.
v. Erlach, Albr. Friedr., Schultheiß.
v. Erlach, Sigmund (in Preußen).
v. Erlach, Peter Jakob Anton, Brigadier.
v. Erlach, Sigmund (von Schadau) Brigadier.
v. Erlach, Gabriel, Militär.
v. Erlach, Abraham (von Riggisberg), Militär.
v. Erlach, Peter Ludwig, Feldmarschall.
v. Erlach, Gabriel Albrecht, Landvogt von Lausanne.
v. Erlach, Karl Ludwig († 1798), Feldmarschall.
v. Erlach, Rudolf Ludwig, Anführer 1802.
v. Erlach, Abrah. Friedr., Feldmarschall.
v. Erlach, Rudolf (vom Schwand), Oberst.
v. Ernst, Friedr., Militär.
v. Ernst, Beat Rud. Ludw., Feldmarschall.
v. Ernst, Johann Viktor, Militär.
v. Ernst, Franz, Militär.
Etienne, Jean Baptiste.

F.

v. Fellenberg, Daniel.
v. Fellenberg, Philipp Emanuel, Hofwyl.
v. Fellenberg, Rudolf Wilhelm.
v. Fellenberg, Edmund, Bergingenieur.
Fenis, s. Venelz.
Fetscherin, Sam. Rud., Pfarrer in Sumiswald.
Fetscherin, Rud., Pfarrer in Koppigen.
Fiala, X. O. Friedr., Bischof, Bürger von Clay im Berner Jura.
Feiß, Joachim, Oberst.
Fischer, Crispin.
Fischer, Samuel, Kirchenhistoriker.
Fischer-Ooster, Albert Ferdinand Karl.
Fischer, Friedr., Pädagoge.
Flügel, Karl Wilhelm, Oberfeldarzt.
Folletete, Kasimir, Fürspr., Nat.-Rat.
Frêne, Théophile Rémy, Pfarrer in Tavannes.
Freiburger, Georg.
v. Freudenreich, Niklaus Friedr., Oberamtmann von Burgdorf und Wimmis, Großrichter in Neapel.
v. Freudenreich, Christoph Friedr., Mediationsschultheiß.
Frischherz, Joh., Venner.
v. Frisching, Hans.
v. Frisching, Samuel, I. und II., Schultheiß.
v. Frisching, Karl Albrecht, Seckelmeister.
Frölich, Gustav, Schuldirektor.
Frutig, Bendicht, Landvogt.
Fueter, Emanuel, Stadtlieutenant.
Fueter, Friedrich, Reg.-Rat.
Funk, Joh. Friedr., Bildhauer.
Funk, Alexander, Verfassungsrat.
Funk, Friedrich, Erfinder der Blindenschrift.
Furer, Rudolf, Pfarrer in Aeschi.

G.

Galland, Antoine Jean Louis, Pfarrer.
Gatschet, Friedr. Ludwig.
Geißbühler, Ulrich.

Gerber, Friedr., Prof. der Thierarzneikunde.
Gerwer, Karl, Oberrichter.
Glaser, Michael.
Glaser, Diebold.
Gohl, Wilhelm, Arzt.
von Gonzenbach, David August Laurenz, Staatsschreiber.
v. Goumoens, Niklaus, Theodor, Generalmajor.
v. Goumoens, Niklaus, Friedrich Emanuel.
Göuffi, Peter, Anführer der Bieler.
v. Graffenried, Niklaus.
v. Graffenried, Abraham.
v. Graffenried, Anton.
v. Graffenried, Emanuel.
v. Graffenried, Rudolf.
v. Graffenried, Hans Rudolf.
v. Graviseth, Jakob, Donator der Bongars. Bibliothek.
de Gressot, Franz Jos. Fidelis, Feldmarschall.
v. Greyerz, Wolo.
v. Greyerz, Gottlieb, Pfr., Chronist.
v. Greyerz, Alfons, Lehrer.
v. Greyerz, Otto, Pfarrer.
Grimm, Hans Rudolf, Chronist.
Grimm, Sam. Hieron., Dichter.
v. Groß, Emanuel, Topograph.
v. Groß, Eman., Infanteriegeneral.
v. Groß, Frz. Gabr., Generalmajor.
v. Groß, Dav. Gabr. Albr., Militär, Schriftsteller.
Groß, Samuel von Neuenstadt, General.
Gruber, Sam. Abrah., Staatsschreiber.
Gruner, Josua-Marx.
Gruner, Joh. Rud., Dekan.
Gruner, Joh. Rud., Orientalist.
Gruner, Gottl. Sigmund, Geologe.
Gruner, Gottl., Pfarrer in Zimmerwald.
Gruner, Joh. Sam., Oberberg, Hauptmann.
Gruner, Emanuel Ludw., Prof. der Mineralogie.
Guggenbühl, Dr., Joh., Arzt.
Gütdin, Samuel, Pietist.
Gysi, Friedrich, Kaufmann auf Corfu.

H.

Haas, Joh. Seb., Bibliothekar in Kassel.
Haas, Orgelbauer.
Haberstich, Samuel, siehe Arthur Bitter.
Hagen, Hermann, Prof. d. klassischen Philologie.
Hahn Emanuel, General.
Hahn, Frz. Samuel, Jurist, Oberrichter.
Haldimann, von Eggiwyl.
Haller, Johannes (2).
Haller, Sulpicius, Seckelmeister.
Haller, Albrecht von, der Große.
Haller, Rudolf Emanuel.
Haller, Albr., der Botaniker.
Haller, Albert, episcopus.
Haller, Frau Haller, geb. Müslin.
Haller, F. Albert, Pfarrer am Münster.
v. Hallwyl, Hans, Ritter.
Hartmann, Emanuel, von Thunstetten.
Hauswirt, J. J., Historiker, von Saanen.
Hasenburg, Kuno, von (s. Vinelz).
Hängartner, Joh., Turnlehrer.
Hebler, K. A. Karl, Prof. der Philosophie.
Heinz, Matthias, Münsterbaumeister.
Heinz, Josef, Maler (2).
Henne, Anton, Professor.
Henzi, Sam., Hauptmann.
Henzi, Rud. Sam., Schriftsteller.
Henzi, Rud. Gottl. Sam., Prof. in Dorpat.
Hermann, Emanuel, Geschichtsforscher.
Hermann, Wilh. Robert, Generalprokurator.
Herport, Albr., Reisender.
Hetzel, Kaspar, v. Lindnach.
Hidber, Basilius, Professor, Historiker.
Hiseli, Joh. Jos., Geschichtsforscher.
Hofer, Joh. Jak., Notar in Diesbach.
v. Holz, Familie, von Schwarzenburg.
Holzer, Joh. Rud., Historiker.
Hopf, Samuel, Pfarrer u. Naturforscher.
Hopf, Joh. Sam. Pädagoge.
Höpfner, Dr. Joh. Georg Albrecht, Apotheker.
Howald, Karl, Pfarrer.
Huber, Bartlome.
Huber, Samuel, Theologe.
Hübscht, Lienhard.
Hugendubel, Chr. Heinr., Schuldirektor.
Huggler, Peter, von Innertkirchen.
Hundeshagen, Karl Bernhard, Professor.

J.

Jacquet, Jean Pierre, General.
Jaggi, Albert, Reg.-Rat.
Jahn, Albert, Prof. hon. caus., Archäolog, Architekt.
Jaun, Joh., von Beatenberg.
Jecker, Ludwig, Banquier in Mexiko.
Jegistorf, Kuno von.
Jenner, Abrah. Gottl.
Jenner, Joh. Ludw. Nikl., General-Major.
Jenner, Julie.
Jenni, Rudolf, Vater, Buchdrucker.
Jenzer, Hans Uli, von Melchnau.
Imhag, Peter.
Imhoof, Joh. Friedr., Stifter des Imhoof-Pavillons.
Imhoof, Ambrosius.
Jost, von Brechershäusern.
Ith, Joh. Rud. Friedr., Arzt.
v. Jud, Amalie, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, i. Glockenthal.

K.

Käfer, Jakob, v. Melchnau.
Kasthofer, K., Oberförster, Reg.-Rat.
Kern, Herm., Förster.

Kiburger, Eulogius, Chronist.
Kien, Werner von.
Kien, Philipp von.
Kienberg, Jakob von.
Kirchberger, Joh. Anton, Schultheiß.
Kirchberger, Nikl. Anton, Schriftsteller.
Kirchberger, Ludwig, Militär.
Knebel, Eduard, in Nidau.
Koch, Friedrich, Oberst.
Koch, Joh. Rud., Gymnasial-Lehrer.
Kocher, David, Professor.
Kohler, Ludwig.
Kohler, Hieronymus und Christian (Brügglerfekte).
Kohli, Michael, Dichter.
Kohli, Franz Jakob, Historiker, von Saanen.
Koller, Raimund, Kapuziner.
Kortüm, Joh. Friedr. Christoph, Prof.
König, Sam. Heinr., Pietist.
König, Samuel, Mathematiker.
König, David.
König, Gustav, Professor der Rechte.
König, Karl Friedr., Pfr. in Täuffelen.
Kötschet, Effendi.
Kramburg, Peter von, Schultheiß.
Kramburg, Johann von, Schultheiß.
Krauchthal, Peterm. von.
Krieg, August, Pfarrer in Neuenstadt.
Kuhn, Friedrich, Pfr. in Grindelwald.
Kuhn, Bernh. Friedr., Prof., Minister.
Kunz, Peter, Reformator.
Kurz, Friedrich, Kunstmaler.
Kurz, Albert, Oberst.
Kurz, Ludw., Reg.-Rat.
Kurz, Gustav, Bankdirektor.
Kuttler, Hans.
Küpfer, Joh. Friedr. und Joh. Rud., Fabrikanten.
Küpfer, Wilh., Kaufmann.

L.

Lafond, Daniel, Kupferstecher.
Lamon, Joh. Frz. Bened., Pfarrer.
Langhans, Daniel, Arzt.
Langhans, Eduard, Professor theol.
Langhans, Friedr., Prof.
Langhans, Architekt.
Läubli, Ludwig.
Lanz, Andreas, Ingenieur.
Laupen, Grafen von.
Laupen, Georg von.
Lauterburg, Ludwig, Geschichtsforscher.
Lauterburg, Franz, Pfr.
Lauterburg, Gottl. Friedr., Arzt.
Legrand, Peter, Maler.
Lehmann, J. U., von Lotzwyl.
Letewel, Joh. Paul, Ingenieur.
Lentulus, Paul, Stadtarzt.
Lentulus, Cäsar Josef, Feldmarschall.
Lentulus, Karl Rud., eidgen. Zollinspektor.
Le Preux, Buchdrucker.
v. Lerber, Hieronymus.
v. Lerber, Franz Rudolf, Oberamtmann.
v. Lerber, Sigm. Ludwig.
v. Lerber, Franz Theodorich, Schuldirektor.
Lerber, Karl Anton, Schultheiß.
Leuenberger, Jakob, Prof. der Rechte.
Leuenberger, Niklaus, von Schönholz.
Leu, Max, Bildhauer.
Lombach, Jakob.
Lory, Gabriel, Maler (2).
de Loys, Philipp.
v. Luternau, Karl Rud. Samuel.
v. Luternau, Hieronymus.
Lüthardt, Christ., Prof., Dekan.
Lüthtorf, Karl Friedrich (der Spanier).
Lutz, Friedrich Bernh., Arzt.
Lutz, Joh. Samuel, Prof.

M.

Mann, Karl Heinrich, Redaktor und Vorsteher des Arbeiterbureaus.
Manuel, Niklaus, Maler und Dichter.
Manuel, Hans Rudolf, Maler und Dichter.
Manuel, Hieron., Wetschfeckelmeister.
Manuel, Joh. Rud. (1712).
Manuel, Rud. Gabr., Naturforscher.
Manuel, Karl, Jurist.
Maritz, Johann, Kunstgießer.
Marti, Eduard, Reg.-Rat, Direktor der J. S.
Mathys, Andreas, Fürspr.
Mathys, Emma, Dichterin.
Marchand, Franz Xaver, Forstmann.
Matter, Hans.
Matter, Heinrich.
Matti, Familie, v. Saanen.
Mauerhofer, von Trubschachen.
May, Bartlome.
May, Stado (Claudius).
May, Jakob.
May, Johann Rudolf.
May, Friedrich (1712).
May, Gabriel.
May, Emanuel, Vater.
May, Beat Ludwig.
May, Friedrich.
May, Georg Friedrich.
May, Gabr. Emanuel.
May, Beat Ludw. Rudolf.
May, Gabriel.
Mayer, Joh. Adam, General.
Meißner, Karl Friedrich August, Botaniker, Prof. der Nat.-Geschichte.
Mercier, Jean Pierre, General.
Meßmer, Beat Ludwig, Historiker.
Methfessel, Georg Adolf Friedrich, Musikdirektor.
Meyer, Friedrich Lehrer.
Michel, Christian, Sektenführer.
Michel, Johann (Häusi) politischer Führer.
Michel, Friedr., Fürsprech, politischer Führer.
Migy, Paul, Reg.-Rat.
Moreau, Marcel.
Morell, Andreas, Numismatiker.
Morell, Karl Friedr., Naturforscher.
Moritz, William.
Moritz, Ad., Naturforscher.
Moschard, Karl Heinr., Pfr.

Maschard, August, Reg.-Rat, Fürspr.
Mösching, Christian, Landschreiber, Chronist.
Mösching, Christian, Oberamtmann.
Mösching, Emanuel, Amtsschreiber.
Maier, Alex., Bürgermeister von Biel.
Mausson, Jean Marc.
Mülhaupt, Heinrich, Kartograph.
v. Mülinen, Beat Ludw., Schultheiß.
v. Mülinen, Niklaus.
v. Mülinen, Wolfgang, Venner.
v. Mülinen, Fried., Venner.
v. Mülinen, Albrecht, Schultheiß.
v. Mülinen, Bernh. Albr. Rud., württemberg. Ges. in Paris.
v. Mülinen, Gottfr., Oberamtmann zu Nydau.
v. Mülinen, Berchtold Rud. Emanuel, Vikar zu Gattstadt.
v. Mülinen, Egb. Friedr., Geschichtsforscher.
Müller, Ludwig Adolf, von Aarwangen.
Müller, Theod., in Hasfwyl.
Müller, Gottl., Oberrichter.
Müller, Glasmaler.
Müller, August Albrecht, Archit. a. Münsterausbau.
Mumenthaler, Jak., Optiker.
Mumenthaler, Joh. Jak., Schriftsteller.
v. Münsingen, s. Senn.
Müntzer, Familie.
Müntzer, Kuna.
Müntzer, Lorenz.
Munzinger, Walther, Professor.
v. Muralt, Wilh. Bernh., Welschseckelmeister.
v. Muralt, Bernh. Ludw. Seckelmeister.
Musculus, Abrah., Dekan.
Müslin, Daniel, Pfarrer.
Müslin, David Emanuel, Oberst.
v. Mutach, Abrah. Friedr., Kanzler.

N.

Nägeli, Hans Rudolf.
Nägeli, Hans Franz, Schultheiß.
Negeten, Maler in Pruntrut.
Neuhaus, Frz. Alex., Arzt.
Neuhaus, Karl, Schultheiß.
Niggeler, Niklaus, Jurist.
Niggeler, Johann, Turnvater.
Niggeler, Rudolf, Fürspr., Bundesrichter, Dichter.
Roll, Anton.

O.

Ober, Peter, in Interlaken.
Ochs, Elisabeth.
Ochsenbein, Karl Gottlieb, Oberrichter.
Ochsenbein, Ulrich, Bundesrat, General.
Ochsenbein, Gottl. Friedr., Pfarrer, Historiker.
Osterrieth, Jak. Daniel, Architekt.
Osterrieth, Ludw. Friedr. Architekt.
Ougsburger, Michel und Hans.
v. Ougspurger, David, Militär.
v. Ougspurger, Vincenz Karl Ludwig, Entomologe.
Ott, Hans, der Bernermiliz.

P.

Pagan, von Nidau.
Péquegnat, Pierre.
Péquignat, Xaver, Pädagoge.
Perregaux, Kath. Franziska, geb. v. Wattenwyl.
Petitpierre, Gonzalves, Ständerat.
Pfander, Oberst.
Pfeffel, Gottlieb Konrad, Bürger von Biel, Schriftsteller.
Pfotenhauer, Karl, Professor des Strafrechts.
Pillichody, Arzt.
Pourtatés-von Steiger, Friedr., Graf.
Pourtalès, Albert, Stifter des Spitals in Oberhofen.
Prunet, Franz, Pfarrer.

Q.

Quiquerez, Jean Georges.
Quiquerez, A., Historiker.

R.

v. Rappart.
Raron, Guichard von.
Rebmann, Jak. Rud., s. Ampetander.
Reichel, Ad., Musikdirektor.
Rettstab, Georg, Verw. d. Inselspitals.
Rhettieanus, eigentl. Johann Müller.
Richti, Jak., von Weisbach.
Richti, K., Seminardirektor.
Rieter, Heinrich, Maler.
Ringier, Gottl., Pfarrer.
Ris, David.
Ris, Jak. Rud., Pfarrer u. Redaktor.
Risold, Gottlieb, Professor.
Ritter, Erasmus, Baumeister.
Ritschard, Joh. Oberrichter.
Ritschard, Christian, Reg.-Statthalter.
v. Rodt, Joh. Jak., Dichter.
Rohner, Jak., Vorsteher d. Viktoriaanstalt.
Raoschüz, Albert, Kaufm. und Fabrikant.
Rajius, Astronom.
Rothenbach, Lehrer, Botaniker.
Rothen, Tim., Direktor d. intern. Telegraphenverwaltung.
Ravéréa, Jakob von.
Ravéréa, Ferdinand.
Ruchti, Vater, in Interlaken (Beau-Site).
Rudolf, Johann Ludwig, Professor.
Rüegg, Hans Rud., Seminardirektor, Prof. d. Pädagogik.
Rümlang, Eberhard von.
Rümlingen, Luthold von.
Rümlingen, Gilion (2).
Rust, Thüring.
Rütimeyer, Dr. Marx.
Rütimeyer, Ludw., Professor, Naturforscher.
v. Rütte, Berchtold.
v. Rütte, Hans
Ryhiner, Karl von, Oberst.
Ryhiner, Jak. Friedrich, Geschichtsforscher.

S.

Sacconnay, Johann von, Generallieutenant.
Sager, Venner.
Sahli, Christian, Fürspr. und Oberrichter.
Salchli, Emanuel.
Schädelin, Joh. Jakob, Pfarrer, Publizist.
Schaller, Niklaus u. Lienhard.
Schärer, Joh. Rud., Professor.
Schärer, Ludwig Emanuel, Lichenolog.
Schärer, Bernh. Samuel Friedr., Notar, Historiker.
Schatzmann, Rud., Pfarrer und Förderer der Landwirtschaft.
Schenk, Karl, Bundesrat
Schenk, Christian.
Schenk, Ulrich.
Schellhammer.
Scherz, Jakob, Rat. - Rat, Inselverwalter.
Scheurer, Sam., Professor.
v. Schiferli, Abrah. Rudolf, Arzt.
Schildknecht, Nikl., Baumeister.
Schläfli, Alexander, Arzt, Reisender.
Schleif, Heizmann.
Schmied, Friedr. Samuel, Altertumsforscher (von Schmidt).
Schneider, J., Vorsteher der Bächtelen.
Schneider, Joh., Reg.-Rat, von Langnau.
Schneider, Joh. Rud., Dr. Reg.-Rat.
Schneider, Gottl., Fürspr., in Interlaken.
Schöni, Alexander.
Schöni, Franz.
Schöni, Anton u. Gilian.
Schöpf, Thomas, Stadtarzt.
Schrämli, Joh. Gottl., Pfarrer u. Historiker.
Schuhmacher, Karl, Oberst.
Shuttleworth, Robert, Botaniker.
Schütz, Burkh. u. Bendicht.
Schwab, Emanuel.
Schwab, Samuel, Dr med., Großrat.
Schweizer, Johann Jakob, Pfarrer.
Schwinkhardt, Ludw. u. Niklaus.
Segenser, Johann Arnold.
Seiler, Friedr., Rat. - Rat.
Seiler-Hopf, Direktor der Parquetteriefabrik.
Senn v. Münsingen, Burkart.
Signau, Ulrich von.
Simon, Anton, Landammann.
Simon, Friedrich, Maler.
v. Sinner, Joh. Rudolf, Schultheiß.
v. Sinner, Joh. Jakob (Regimentsbuch).
v. Sinner, Vincenz, Oberst.
v. Sinner, Karl Ludwig, Standeskassier.
v. Sinner, Albrecht (Brecht S.)
v. Sinner, Gabr. Rudolf Ludwig, Professor.
v. Sinner, Gabr. Eman. Eduard, Gem.-Rat.
v. Sinner, Friedr. Rudolf Arthur Karl, Ingenieur.
v. Sinner, Johann Rudolf, Oberst.
v. Sinner, Alb. Vikt. Sigmund, Militär.
Snell, Wilhelm, Professor.
Snell, Ludwig, Professor.
Sonnenschein, Joh. Valentin, Professor.
Spielmann, Gilgian und Anton.
Spieß, Adolf, Turnlehrer.
Sprüngli, Daniel, Pfr., Ornithologe.
Sprüngli, Niklaus, Archit.
Stämpfli, Jakob, Bundesrat.
Stapfer, Joh. Friedrich, Professor.
Stapfer, Joh. Friedrich, Ratsschreiber.
Stauffer, Karl, Maler.
Stauffer, Gottlieb, Amtsrichter, Chronist.
Steck, Friedr., v. Lenzburg.
Steck, Samuel, Dekan in Spiez.
Steck, Staatsrat in Neuenburg.
Steiger, A) Steiger mit dem weißen Steinbock im Wappen.
Steiger, Johannes, Schultheiß.
Steiger, Beat Ludwig, Generalmajor.
Steiger, Karl Friedrich.
Steiger, Franz Viktor.
Steiger, Albrecht Bernh.
v. Steiger, Karl Edmund, Donator des histor. u. des Kunstmuseums.
v. Steiger, Joh. Rudolf, Militär, historisch. Schriftsteller.
v. Steiger, B) mit dem schwarzen Steinbock im Wappen.
v. Steiger, Christof I u. II, Schultheißen.
vom Stein, Albrecht.
vom Stein, Georg.
vom Stein, Jakob.
v. Stein, Johann.
v. Stein-Brandolf.
v. Stein, Sebastian.
v. Stein, Kaspar.
Steiner, Jakob, Reg.-Rat.
Steiner, Jakob, Mathematiker.
Steiner, Sam., Großrat.
Sterner, Ludwig, Stadtschreiber in Biel.
Stettler.
Stettler, Deutschseckelmeister.
Stettler, Johann Rudolf, Oberst.
Stettler, Karl Ludwig, von Köniz, Genealoge.
Stierlin, Rud. Emanuel, Pfarrer und Historiker.
Stierlin, Robert, Schuldirektor.
Stooß, Karl, Oberst, Reg.-Rat.
Stör, Burkhard, Probst v. Amsoldingen.
Straub, Bendicht, Reg.-Rat.
Studer, Karl Rud., Dr. jur.
Studer, Sam. Emanuel, Professor u. Dekan, Entomolog.
Studer, Sigm. Gottlieb, Notar.
Studer, Gabr. Friedrich, in Spanien.
Studer, Bernh., Prof. der Geologie.
Studer, Gottl. Ludw., Prof. d. Theol., Geschichtsforscher.

Studer, Gottl., Reg.-Statthalter, Alpenkenner.
Studer, Friedr., Apotheker.
Studer, Jakob Friedrich, Architekt.
Stürler, Peter.
Stürler, Johann Rudolf, Ratsherr.
Stürler, Johann Rudolf, Militär.
Stürler, Joh. Karl, Anton, Militär.
Stürler, Beat Ludwig, Militär.
Stürler, Alexander Karl, Militär.
Stürler, Moritz von, Staatsschreiber.
Sutzer, Simon, Professor.

T.

v. Tavel, Alexander, Burgerratssekretär.
Thellung, Abraham.
Thellung, Theophil, General.
Thormann, Peter.
Thormann, Friedr. Alex. Wilh., Ingenieur.
Thurm, Petermann zum.
Tillier, Hans.
Tillier, Anton.
Tillier, Hans Anton (2)
Tillier, Abraham.
Tillier, Johann Anton, Schultheiß.
Tillier, Emanuel Samuel, General.
Tillier, Anton Ludwig, Oberstlieutenant.
Tillmann, Bernhard.
Trächsel, Gottlieb, Ratsschreiber, Prof. der Kunstgeschichte.
Trechsel, Joh., Buchdrucker.
Tremp, Lienhard.
Tribolet, Joh. Friedrich Albert, Professor (Vater und Sohn).
Tribolet, Jakob.
Trösch, Joh., Kupferstecher.
Trouillat, Josef.
Troxler, Professor.
Tscharner, Niklaus, General und Venner.
Tscharner, Samuel, General in Sardinien.
Tscharner, Niklaus Eman., Obervogt von Schenkenberg.
Tscharner, Beat Rudolf, Landvogt von Nidau.
Tscharner, Beat Jakob, Venner.
Tscharner, Karl Ludw. I., Professor.
Tscharner, Karl Ludw. II., Oberamtmann.
Tscharner, Rud. August, Stadtseckelmeister.
Tscharner, Albrecht Friedr., von Kehrsatz, Reg.-Rat.
Tscharner, Karl Beat Rud., Oberrichter.
Tschiffeli, David Friedr., Generalmajor.
Tschiffeli, Emanuel.

U.

Uhlmann, Johann, Arzt in Münchenbuchsee.

V.

Valentin, Gustav, Prof.
de Varicourt, Jean Lambert Fidel Amable.
de Varicourt, Friedrich.
Vautrey, Josef Aloys Ludwig.
de Verger, Jean Baptiste, General.
Veresius, Johann August, Chronist von Biel.
Vinelz (Fenils, Fenis), Burkart von.
Vinelz, Kuno von.
Vinelz, Rud., Minnesänger.
Vinelz, Ulrich von.
Viret, Peter, Pfarrer in Court.
Vogt, Philipp.
Vogt, Johann Jakob, Pädagoge.
Vogt, Emil, Professor.
Voirol, P. Grégoire, Prof.
Voirol, Theophil, General.
Voisard, Humb. Franç., Geschichtsschreiber.
Volmar, Georg, Künstler.

W.

Wabern, Petermann von
Wagner, Jakob.
Walker, David.
Walthard, Samuel Rud.
Walthard, Rud., Pfarrer, in Unterseen.
Walthard, Fritz, Maler.
Walther, Friedrich, Glasmaler.
Walther, Matthias (2), Glasmaler.
Walther, Thüring, Heraldiker und Glasmaler.
Wanzenried, Albrecht.
v. Wattenwyl, Katharina Franziska, s. Perregaux.
v. Wattenwyl, Joh. Ludw., Welschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Karl Eman., Schultheiß.
v. Wattenwyl, Emanuel, Generalmajor.
v. Wattenwyl, David, Salomon, Deutschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Alexander Ludwig, Historiker.
v. Wattenwyl, Sigmund Rudolf, Venner.
v. Wattenwyl, Abraham Friedrich, Venner.
v. Wattenwyl, Gerhard, Militär.
v. Wattenwyl, Peter, Militär.
v. Wattenwyl, Sigmund David Eman., Militär.
v. Wattenwyl, Beat Ludwig, Militär.
v. Wattenwyl, Friedrich Franz, Militär.
v. Wattenwyl, Abrah. K. Ludwig, Militär.
v. Wattenwyl, Karl Ludwig, Rudolf, Obergerichtspräsident.
v. Wattenwyl, Ed. (von Diesbach), Historiker.
v. Wattenwyl-de Portes, Bernh. Friedrich.
v. Wattenwyl, Rud. Emanuel Ludwig (v. Rubigen).
v. Wattenwyl-Wild, Ed., Vilar.
Weber, Joh. Reg.-Rat, Gotthardbahndirektor.
Weber, Joh. Rud., Sängervater.
Weber, Heinrich, Pfarrer, Dichter (Ehrenbürger von Bern).
Wehren, Christian, Historiker.
Wehrli, Johann Jakob, Pädagoge.
Weingart, Nationalrat.
Weingarten, Hans.
Weingarten, Wolfgang.

Weiß, Samuel, Generalmajor.
Weiß, Gabriel, Oberst.
Weiß, Albert.
Weiß, Franz Rud. von, General.
Weißenburg, Johann von
Weißenburg, Rudolf von.
Wendschatz, Peter, Venner.
v. Werdt, Peter.
v. Werdt, Abraham.
v. Werdt, Sam., Pfarrer in Muri.
v. Werdt, Sigm. Rudolf.
v. Werdt, Karl Rud. Friedrich (von Toffen).
Werner, Josef, Maler.
Wernier, Samuel Niklaus.
Weyermann, Alb., Staatsschreiber.
Weyermann, Glado.
Wild, Marquard, Numismatiker.
Wild, Franz Samuel, Berghauptmann.
Wild, Karl Friedr., Oberst in Indien.
Wild, Ammann, von Wynigen.
Wildermett, Alex. Jakob, Bürgermeister.
Wildermett, Margaretha von, Erzieherin der Kaiserin von Rußland.
Wilhelmi, Samuel Anton, Professor.
Willading, Konrad.
v. Willading, Joh. Rud., Deutschseckelmeister.
v. Willading, Joh Friedr., Schultheiß.
Willi, Andreas, Reg.-Rat, Historiker.
Wurstemberger, S. Ludwig Rudolf (Cato), Lehenskommissar und Präsident der Oberwaisenkammer.
Wydenbosch, Niklaus.
Wyler, Kaspar.
Wynistorf, Christian, Ammann von Oberburg.
Wyß, Joh. Anton, Artillerieoberst.
Wyß, Joh. David, Pfarrer und Dichter.
Wyß, Joh. Rud., Professor und Dichter.
Wyß, Emanuel, Heraldiker.
Wyß, Kaspar Joseph, Buchdrucker.
Wyttenbach, Thomas, Professor der Theologie.
Wyttenbach, Jak. Samuel, Naturforscher.
Wyttenbach, Joh., Seckelschreiber.
Wyttenbach, Friedr. Albr., General.
Wyttenbach, Karl Joh. Albrecht, General.

Z.

Zeender, Ludwig, Maler (oder Zehnder).
Zeender, Emanuel Jakob, Professor.
Zeerleder, Niklaus, Dekan in Kirchberg.
Zeerleder, Bernhard.
Zeerleder, Ludw., Bankier.
Zeerleder, Wilhelm Karl Albert, Oberrichter und Professor.
Zeerleder, Theodor, Architekt.
Zehender, Sam., Chronist.
Zehender, Johann Jakob, Kirchenhistoriker.
Zehender, Karl Ludwig, Kupferstecher.
Zehender, Samuel, Dekan. Pädagoge.
Zehender, Friedrich, Pomologe.
Zingre, von Saanen, Familie.
Zündel, Johannes. Prof.
Zurbuchen, Matthäus, Generalarzt des Sudan.
Züricher, Alfred, Oberrichter.
Züricher, Franz, Pfarrer.
Zürcher, Joh., Ingenieur, in Thun.
Zurkinden. Nikl., Venner.
Zwaldt, Matthias, Dichter (Ostfriesenlied).
Zybach, Peter.
Zyro, Ferd. Friedr. Franz, Pfarrer und Professor.

Weiß, Samuel, Generalmajor.
Weiß, Gabriel, Oberst.
Weiß, Albert.
Weiß, Franz Rud. von, General.
Weißenburg, Johann von
Weißenburg, Rudolf von.
Wendschatz, Peter, Venner.
v. Werdt, Peter.
v. Werdt, Abraham.
v. Werdt, Sam., Pfarrer in Muri.
v. Werdt, Sigm. Rudolf.
v. Werdt, Karl Rud. Friedrich (von Toffen).
Werner, Josef, Maler.
Wernier, Samuel Niklous.
Weyermann, Alb., Staatsschreiber.
Weyermann, Glado.
Wild, Marquard, Numismatiker.
Wild, Franz Samuel, Berghauptmann.
Wild, Karl Friedr., Oberst in Indien.
Wild, Ammann, von Wynigen.
Wildermett, Alex. Jakob, Bürgermeister.
Wildermett, Margaretha von, Erzieherin der Kaiserin von Rußland.
Withelmi, Samuel Anton, Professor.
Willading, Konrad.
v. Willading, Joh. Rud., Deutschseckelmeister.
v. Willading, Joh Friedr., Schultheiß.
Willi, Andreas, Reg.-Rat, Historiker.
Wurstemberger, S. Ludwig Rudolf (Cato). Lebenskommissar und Präsident der Oberwaisenkammer.
Wydenbosch, Niklaus.
Wyler, Kaspar.
Wynistorf, Christian, Ammann von Oberburg.
Wyß, Joh. Anton, Artillerieoberst.
Wyß, Joh. David, Pfarrer und Dichter.
Wyß, Joh. Rud, Professor und Dichter.
Wyß, Emanuel, Heraldiker.
Wyß, Kaspar Joseph, Buchdrucker.
Wyttenbach, Thomas, Professor der Theologie.
Wyttenbach, Jak. Samuel, Naturforscher.
Wyttenbach, Joh., Seckelschreiber.
Wyttenbach, Friedr. Albr., General.
Wyttenbach, Karl Joh. Albrecht, General.

Z.

Zeender, Ludwig, Maler (oder Zehnder).
Zeender, Emanuel Jakob, Professor.
Zeerleder, Niklaus, Dekan in Kirchberg.
Zeerleder, Bernhard.
Zeerleder, Ludw., Bankier.
Zeerleder, Wilhelm Karl Albert, Oberrichter und Professor.
Zeerleder, Theodor, Architekt.
Zehender, Sam., Chronist.
Zehender, Johann Jakob, Kirchenhistoriker.
Zehender, Karl Ludwig, Kupferstecher.
Zehender, Samuel, Dekan. Pädagoge.
Zehender, Friedrich, Pomologe.
Zingre, von Soanen, Familie.
Zündel, Johannes Prof.
Zurbuchen, Matthäus, Generalarzt des Sudan.
Züricher, Alfred, Oberrichter.
Züricher, Franz, Pfarrer.
Zürcher, Joh., Ingenieur, in Thun.
Zurkinden, Nikl., Venner.
Zwaldi, Matthias, Dichter (Ostfriesenlied).
Zybach, Peter.
Zyro, Ferd. Friedr. Franz, Pfarrer und Professor.

Studer, Gottl., Reg.-Statthalter, Alpenkenner.
Studer, Friedr., Apotheker.
Studer, Jakob Friedrich, Architekt.
Stürler, Peter.
Stürler, Johann Rudolf, Ratsherr.
Stürler, Johann Rudolf, Militär.
Stürler, Joh. Karl, Anton, Militär.
Stürler, Beat Ludwig, Militär.
Stürler, Alexander Karl, Militär.
Stürler, Moritz von, Staatsschreiber.
Sulzer, Simon, Professor.

T.

v. Tavel, Alexander, Burgerratssekretär.
Thellung, Abraham.
Thellung, Theophil, General.
Thormann, Peter.
Thormann, Friedr. Alex. Wilh., Ingenieur.
Thurm, Petermann zum.
Tillier, Hans.
Tillier, Anton.
Tillier, Hans Anton (2)
Tillier, Abraham.
Tillier, Johann Anton, Schultheiß.
Tillier, Emanuel Samuel, General.
Tillier, Anton Ludwig, Oberstlieutenant.
Tillmann, Bernhard.
Trächsel, Gottlieb, Ratsschreiber, Prof. der Kunstgeschichte.
Trechsel, Joh., Buchdrucker.
Tremp, Lienhard.
Tribolet, Joh. Friedrich Albert, Professor (Vater und Sohn).
Tribolet, Jakob.
Trösch, Joh., Kupferstecher.
Trouillat, Josef.
Troxler, Professor.
Tscharner, Niklaus, General und Venner.
Tscharner, Samuel, General in Sardinien.
Tscharner, Niklaus Eman., Obervogt von Schenkenberg.
Tscharner, Beat Rudolf, Landvogt von Nidau.
Tscharner, Beat Jakob, Venner.
Tscharner, Karl Ludw. I., Professor.
Tscharner, Karl Ludw. II., Oberamtmann.
Tscharner, Rud. August, Stadtseckelmeister.
Tscharner, Albrecht Friedr., von Kehrsatz, Reg.-Rat.
Tscharner, Karl Beat Rud., Oberrichter.
Tschiffeli, David Friedr., Generalmajor.
Tschiffeli, Emanuel.

U.

Uhlmann, Johann, Arzt in Münchenbuchsee.

V.

Valentin, Gustav, Prof.
de Varicourt, Jean Lambert Fidel Amable.
de Varicourt, Friedrich.
Vautray, Josef Aloys Ludwig.
de Verger, Jean Baptiste, General.
Veresius, Johann August, Chronist von Biel.
Vinelz (Fenils, Fenis), Burkart von.
Vinelz, Kuno von.
Vinelz, Rud., Minnesänger.
Vinelz, Ulrich von.
Virel, Peter, Pfarrer in Court.
Vogl, Philipp.
Vogl, Johann Jakob, Pädagoge.
Vogt, Emil, Professor.
Voirol, P. Grégoire, Prof.
Voirol, Theophil, General.
Voisard, Humb. Franç., Geschichtsschreiber.
Volmar, Georg, Künstler.

W.

Wabern, Petermann von
Wagner, Jakob.
Walker, David.
Walthard, Samuel Rud.
Walthard, Rud., Pfarrer, in Unterseen.
Walthard, Fritz, Maler.
Walther, Friedrich, Glasmaler.
Walther, Matthias (2), Glasmaler.
Walther, Thüring, Heraldiker und Glasmaler.
Wanzenried, Albrecht.
v. Wattenwyl, Katharina Franziska, s. Perregaux.
v. Wattenwyl, Joh. Ludw., Welschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Karl Eman., Schultheiß.
v. Wattenwyl, Emanuel, Generalmajor.
v. Wattenwyl, David, Salomon, Deutschseckelmeister.
v. Wattenwyl, Alexander Ludwig, Historiker.
v. Wattenwyl, Sigmund Rudolf, Venner.
v. Wattenwyl, Abraham Friedrich, Venner.
v. Wattenwyl, Gerhard, Militär.
v. Wattenwyl, Peter, Militär.
v. Wattenwyl, Sigmund David Eman., Militär.
v. Wattenwyl, Beat Ludwig, Militär.
v. Wattenwyl, Friedrich Franz, Militär.
v. Wattenwyl, Abrah. K. Ludwig, Militär.
v. Wattenwyl, Karl Ludwig, Rudolf, Obergerichtspräsident.
v. Wattenwyl, Ed. (von Diesbach), Historiker.
v. Wattenwyl-de Portes, Bernh. Friedrich.
v. Wattenwyl, Rud. Emanuel Ludwig (v. Rubigen).
v. Wattenwyl-Wild, Ed., Pilot.
Weber, Joh. Reg.-Rat, Gotthardbahndirektor.
Weber, Joh. Rud., Sängervater.
Weber, Heinrich, Pfarrer, Dichter (Ehrenbürger von Bern).
Wehren, Christian, Historiker.
Wehrli, Johann Jakob, Pädagoge.
Weingart, Nationalrat.
Weingarten, Hans.
Weingarten, Wolfgang.